ZEITSCHRIFT

DES

DEUTSCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN ALPENVEREINS

JAHRGANG 1902. — BAND XXXIII.

Naturaufnahme von W. Paulcke.

Lichtdruck der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München.

Auf dem Gipfel der Valluga. (13. März 1902.)

ZEITSCHRIFT

DES

DEUTSCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN

ALPENVEREINS.

REDIGIERT

VON

HEINRICH HESS.

JAHRGANG 1902. — BAND XXXIII.

INNSBRUCK 1902

VERLAG DES DEUTSCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN ALPENVEREINS.

HERGESTELLT DURCH DIE VERLAGSANSTALT F. BRUCKMANN A.-G. IN MÜNCHEN.

IN COMMISSION FÜR DEN BUCHHANDEL BEI DER J. LINDAUERSCHEN BUCHHANDLUNG (SCHÖPPING) IN MÜNCHEN.

UB INNSBRUCK

+C142114407

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift ist untersagt; alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzung bleiben vorbehalten. Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Arbeiten.

BUCHDRUCK VON ALPHONS BRUCKMANN, MÜNCHEN.

Inhalts-Verzeichnis:

		Seite
1.	**Dr. Matthäus Much:** Prähistorischer Bergbau in den Alpen	1
2.	**Eugen Oberhummer:** Die Entwicklung der Alpenkarten im 19. Jahrhundert	32
3.	**Adolf Schiber:** Das Deutschtum im Süden der Alpen	39
4.	**Franz Ramsauer:** Die Alpen im Mittelalter	71
5.	**Johannes Keller:** Viktor von Scheffel als Tourist	96
6.	**Eugen Berr und Dr. H. Hassinger:** Das Geldloch im Ötscher	117
7.	**Willy Rickmer Rickmers:** Gebirgswanderungen in Bochara	150
8.	**W. Paulcke:** Auf Skiern im Hochgebirge	170
9.	**Gustav Becker:** Quer durch die Schweiz auf einsamen und begangenen Pfaden	187
10.	**Dr. O. v. Unterrichter, Dr. O. Ampferer u. Dr. G. Beyrer:** Die Miemingerkette (I. Teil)	209
11.	**M. von Prielmayer:** Der Große Rettenstein	241
12.	**Hans Gruber:** Der Goldberg in den Hohen Tauern	249
13.	**Prof. Dr. Guido Eugen Lammer:** Die Texelgruppe (Schluß)	281
14.	**Th. Girm-Hochberg:** Von der Silvretta zum Ortler	312
15.	**H. Steinitzer:** Die Carnischen Voralpen (Schluß)	320
16.	**Alfred von Radio-Radiis:** Wandertage im Prampergebirge	338
17.	**Oscar Schuster:** Wanderungen in den Bergen des Canalitales	359
18.	**Ad. Witzenmann:** Die Gruppe der Cadinspitzen in den Sextener Dolomiten	381

Vollbilder.

		Zu Seite
1.	**Auf dem Gipfel der Valluga.** Aufnahme von W. Paulcke. Lichtdruck von F. Bruckmann	Titelbild
2.—5.	**Vier Kartentafeln: Entwicklung der Alpenkarten im 19. Jahrhundert.** Lithographie von H. Köhler. Tafel I	32
	„ II	34
	„ III	36
	„ IV	38
6.	**Eisdom vom rechten Gange** (Pfingsten 1901). Aufnahme von M. Strobl. Lichtdruck von F. Bruckmann	120
7.	**Die Eiswand oberhalb des Eisdomes** (*Mitte Mai 1902*). *Aufnahme von Eugen Berr.* Autotypie von C. Angerer & Göschl	128
8.	**Eisdom vom linken Gange** (Mitte Mai 1902). Aufnahme von Eugen Berr. Autotypie von C. Angerer & Göschl	136
9.	**Bochara: Die Schlucht des Waksch mit der Brücke.** Aufnahme von W. Rickmer Rickmers. Autotypie von C. Angerer & Göschl	152
10.	**Bochara: Der Hasrat Ischan und sein Nachbar.** Aufnahme von W. Rickmer Rickmers. Autotypie von C. Angerer & Göschl	160
11.	**Bochara: Die Konglomerat-Türme von Sindji.** Aufnahme von W. Rickmer Rickmers. Autotypie von C. Angerer & Göschl	168
12.	**Blick vom Maienkopf in das Fervall.** Aufnahme von W. Paulcke. Autotypie von C. Angerer & Göschl	176

Zu Seite

13. **Blick vom Maienkopf auf St. Christoph und die Erzberggruppe.** Aufnahme von W. Paulcke. Autotypie von C. Angerer & Göschl 184
14. **Weißmies vom Laquinhorn aus.** Gezeichnet von E. T. Compton. Lichtdruck von F. Bruckmann 208
15. **Miemingergruppe: Thajaköpfe vom Grünsteintörl.** Aufnahme von F. Benesch. Lichtdruck von F. Bruckmann 224
16. **Miemingergruppe: Sonnenspitze mit dem Drachensee.** Aufnahme von F. Benesch. Autotypie von C. Angerer & Göschl 232
17. **Der Grosse Rettenstein vom Hochleger aus.** Gezeichnet von M. von Prielmayer. Autotypie von C. Angerer & Göschl 248
18. **Hoch-Arn und Sonnblick vom Hinteren Modereck.** Gezeichnet von E. T. Compton. Lichtdruck von F. Bruckmann 256
19. **Die südöstlichsten Gipfel der Goldberggruppe.** Gezeichnet von E. T. Compton. Autotypie von C. Angerer & Göschl 264
20. **Texelgruppe von Norden.** Gezeichnet von E. T. Compton. Autotypie von C. Angerer & Göschl 288
21. **Texelgruppe: Hohe Weisse und Lodner.** Gezeichnet von E. T. Compton. Autotypie von C. Angerer & Göschl 296
22. **Palagruppe: Canalihütte gegen die Cima del Coro.** Aufnahme von F. Benesch. Lichtdruck von F. Bruckmann 364
23. **Croda Grande-Gruppe: Einstieg in den Corokessel.** Aufnahme von W. Paulcke. Autotypie von C. Angerer & Göschl 368
24. **Gruppe der Cadinspitzen vom Monte Piano.** Aufnahme von Alois Beer. Lichtdruck von F. Bruckmann 384
25. **Gruppe der Cadini della Neve.** Aufnahme von Ad. Witzenmann. Autotypie von C. Angener & Göschl 392
26. **Cadini di San Lucano und Croda Liscia-Zug.** Aufnahme von Ad. Witzenmann. Autotypie von C. Angerer & Göschl 400
27. **Kleiner Popena (Wundtspitze) von Süden.** Aufnahme von Ad. Witzenmann. Lichtdruck von F. Bruckmann 408

Bilder im Texte:

Seite

1. Figur 1—50 zu Artikel: Prähistor. Bergbau in den Alpen. Nach Zeichn. v. A. Heinzel . . 26—31
2. Südseite des Rauhen Kammes mit den Höhleneingängen. Aufnahme von M. Strobl 121
3. Rückwärtiger Teil des Eissees . . . . . „ „ „ 123
4. Die Eissäulen im Eisdome oberhalb der Eiswand . . . „ „ „ 124
5. Draperie von Eiszapfen im linken Gange . . . . . „ „ „ 126
6. Gefrorner Wasserfall vor dem ersten Windloch . . . . „ „ „ 127
7. Steintisch am Fuße der Schutthalde des linken Ganges . „ „ „ 130
8. Eisstalagmiten im rechten Gange . . . . . „ „ „ 131
9. Ausblick vom Vorraume des Taubenloches . . . . . „ „ „ 134
10. Ein Seitental des Jakh-Su . . . . . „ „ W. Rickmer R. . . 155
11. Schlucht des Birkentales . . . . . „ „ „ . . 157
12. Die Brücke von Karatagh . . . . . „ „ „ . . 159
13. Baldjuan . . . . . „ „ „ . . 161
14. Hasrat Ischan . . . . . „ „ „ . . 164
15. Konglomeratgebilde . . . . . „ „ „ . 165
16. Konglomeratgebilde (›Indische Tempel‹) . . . . . „ „ „ . . 167
17. Im oberen Danduschkatale . . . . . „ „ „ . . 168
18. Abfahrt im oberen Maderanertale . . . . . „ „ W. Paulcke . . . 171
19. Schwer beladen . . . . . „ „ „ . . . 172
20. Matterhorn . . . . . „ „ „ . . . 178

		Seite
21. Blick gegen Zinalrothorn und Weißhorn	Aufnahme von W. Paulke	179
22. Dentblanche, Ober-Gabelhorn und Wellenkuppe	„ „ „	181
23. Anlegen der Skier	„ „ „	184
24. »Schmieren« der Skier unterwegs	„ „ „	184
25. Blick vom Gipfel der Valluga auf den Riffler und die Ötztalergruppe	„ „ „	185
26. Tödi	Nach einer Zeichnung von Alex. Kanoldt	187
27. Glarus mit Vorder-Glärnisch	Aufnahme vom Photoglob, Zürich	189
28. Disentis	„ „ „ „	198
29. Partie vom Lukmanier	„ „ „ „	200
30. Gondo	„ „ „ „	204
31. Kammverlaufskizze der Miemingerkette	Nach einer Zeichnung von Dr. G. Beyrer	211
32. Seebensee	Aufnahme von F. Benesch	214
33. Hochplattig von Obsteig	„ „ „	227
34. Drachensee gegen die Östliche Griesspitze	Nach einer Zeichnung von W. Hammer	229
35. Das »Törl«	„ „ „ „ „	231
36. Drachensee gegen den Grünstein	„ „ „ „ „	233
37. Wampeter Schrofen und Marienbergspitze	Aufnahme von O. Melzer	237
38. Aschau im Spertental	Nach einer Zeichnung von M. von Prielmayer	242
39. Die »Steinernen Frauen« im Grate des Großen Rettensteins	„ „ „ „ „	243
40. Der Grat des Großen Rettensteins	„ „ „ „ „	246
41. Großer Rettenstein von Süden	„ „ „ „ „	247
42. Seebichlhaus	„ „ „ „ E. T. Compton	252
43. Kartenskizze des Goldbergkammes	„ „ „ „ H. Gruber	258
44. Zirmsee mit Hoch-Arn	„ „ „ „ E. T. Compton	260
45. Hoch-Arn aus der Großen Fleiß	„ „ „ „ „	262
46. Schareck und Sonnblick von der Goldzechscharte	„ „ „ „ „	263
47. Kolm Saigurn mit Sonnblick und Hoch-Arn	„ „ „ „ „	266
48. Rojacherhütte	„ „ „ „ „	267
49. Geiselkopf und Feldseekopf	„ „ „ „ „	273
50. Goldberggruppe vom Feldseekopf	„ „ „ „ „	278
51. Großglockner von der Gjaidtroghöhe	„ „ „ „ „	280
52. Kammverlaufskizze der Texelgruppe	„ „ „ „ Dr. G. E. Lammer	282
53. Hochweiße, Schrottner und Trübwand vom Eishof	„ „ „ „ E. T. Compton	293
54. Texelgruppe vom Sattel zwischen Lazins- und Valtschnaltal	„ „ „ „ „	295
55. Hochweiße und Lodner vom Ostgrate des Rotecks	„ „ „ „ „	297
56. Grün- und Langsee mit Tschigat	„ „ „ „ „	305
57. Tschigat von Marling	„ „ „ „ „	307
58. Fluchthorn	Aufnahme von Th. Girm-Hochberg	313
59. Scarl	„ „ „	316
60. Piz Minschun	„ „ „	318
61. Piz Umbrail	„ „ „	319
62. Blick von der Dreisprachenspitze nach Süden	„ „ „	319
63. Kartenskizze der Gruppe des Duranno	„ „ Zeichnung „ H. Steinitzer	321
64. Monte Burlaton, Monte Caserine und Cima Crabussa	„ „ „ „ R. Reschreiter	328
65. Kartenskizze der Gruppe des Monte Cavallo	„ „ „ „ H. Steinitzer	332
66. Gruppe des Monte Cavallo	„ „ „ „ R. Reschreiter	335
67. Kartenskizze des Prampergebirges	„ „ „ „ A. v. Radio-Radiis	339
68. Prampergruppe vom Monte Punta	„ „ „ „ R. Reschreiter	341
69. a) Südostseite der Cima Moschesin b) Westwand u. Nordflanke der Cima Moschesin	„ „ „ „ „	343
70. Cima di Pramper von der Val Pramper	„ „ „ „ „	346

						Seite
71. Cima di Pramper und Spigol del Palon . . .	Nach einer	Zeichnung	von	R. Reschreiter	.	348
72. Spiz di Mezzodi von der Casera nuova di Pramper	„	„	„	„	.	355
73. Südabstürze des Spiz di Mezzodi	„	„	„	„	.	357
74. Croda Grande-Gruppe von der Testa di Canali	„	„	Aufnahme	„	Consul Flößner gezeichnet von A. Heinzel .	360/61
75. Talschluß der Val Canali	„	„	Aufnahme	„	F. Benesch . .	363
76. Forcella della Beta vom Monte Luna	„	„	„	„	Vincenzo Piatti .	365
77. Croda Grande vom Monte Luna	„	„	„	„	„	367
78. Croda Grande von Nordosten	„	„	„	„	„	373
79. Felsturm im Vallon delle Mughe	„	„	„	„	„	379
80. Kartenskizze der Gruppe der Cadinspitzen . . .	„	„	Zeichnung	„	Ad. Witzenmann .	383
81. Gruppe der Cadinspitzen vom Fuße der Kleinen Zinne aus	„	„	Aufnahme	„	„	385
82. Gruppe der Cadinspitzen vom Monte Piano aus .	„	„	„	„	„	386
83. Croda Liscia und Torre Siorpaes vom Verlassenen Kar aus	„	„	„	„	„	391
84. Forcella del Diavolo mit Nordwestl. Cadinspitze und Torre del Diavolo	„	„	„	„	„	393
85. Gemelli (Nordgipfel) von der Hohen Scharte aus	„	„	„	„	„	398
86. Cima Eötvös und Gemelli vom Marajakar aus .	„	„	„	„	„	400
87. Nordöstliche Cadinspitze vom Passo di Tocci aus	„	„	„	„	„	402
88. Torre Siorpaes und Cimon di Croda Liscia von Norden	„	„	„	„	„	406
89. Torre del Diavolo	„	„	„	„	„	409
90. Campanile Antonio-Giovanni, Cadin della Neve und Cadin di Misurina	„	„	„	„	„	411
91. Blick von der Pfalzgauhütte nach den Cadinspitzen	„	„	„	„	„	413

Beilagen:

1. **Touristen-Wanderkarte der Dolomiten, Blatt 2.** Maßstab: 1 : 100,000. Druck und Verlag von G. Freytag & Berndt in Wien.
2. **Das Geldloch oder die Seelucken im Ötscher.** Nach einer Zeichn. von Georg Feichter, k. k. Oberleutnant.
   a) Längsschnitt, Grundriß und Querschnitte 1 : 4000.
   b) Skizze des Ötscherkammes 1 : 50000.

Prähistorischer Bergbau in den Alpen.

Von

Dr. Matthäus Much.

Reich sind die Schätze, welche die Alpen für uns bereit halten. Es gibt kein anderes Gebirge auf der Erde und kaum sonst ein Land von gleichem Umfange, das uns eine solche Fülle und Mannigfaltigkeit dessen zu bieten vermag, was die Menschen für des Lebens Notdurft brauchen, was ihren Fortschritt fördert, was ihr Herz erfreut. Gewähren die breiten Talflächen und sanfteren Gehänge der Nordalpen noch reiche Ernte an Brotfrüchten aller Art, so spenden die Rebengelände im Süden feurigen Wein und süßes Obst; erfreut sich das Auge an den grünen, von Rinderherden belebten Triften des Hochlandes, so liefern hier auch die steilen Abfälle noch vortreffliches Holz in fast unerschöpflicher Menge; äst hier selbst nahe den ewigen Firnen auch heute noch zahlreiches Hochwild, so tummeln sich in der Kristallflut der Seen und Bäche Edelfische mannigfacher Art; treibt die nimmer müde Kraft der Flüsse Mühlen, Sägewerke und Eisenhämmer, so sprudeln andernorts unzählige Heilquellen und spenden Leben und Gesundheit, und selbst die rauhen Eigenschaften der Alpen und ihre Schrecknisse haben ihre wohltätige Wirkung: sie erziehen ein starkes Geschlecht!

Zu diesen wertvollen Gaben der Alpen gehören die Metalle und das Salz. Wir bezeichnen diese Schätze der Berge in zutreffendem Sinne als Bergsegen, denn sie haben immer segensreich für das Wohl der Menschen und ihren materiellen und geistigen Fortschritt gewirkt. Dies gilt vor allem von den Metallen. Die Natur hat sie wie einen wirklichen Schatz zweifach verschlossen, einmal tief in den Bergen, dann im Gestein der Erze, die, wiewohl sie nicht selten durch ihre bunten Farben das Auge reizen, doch die Eigenschaften des Metalles nicht ahnen lassen. So treibt sie in beiden Richtungen zur Weckung und Übung des Spür- und Scharfsinns und zur Anspannung aller Kräfte, um sich des doppelt verborgenen Schatzes zu bemächtigen.

Hat das Metall dadurch erziehend gewirkt, so gereichte es als Werkzeug und Waffe in der Hand des Menschen zu dessen größter Wohltat, indem es ihm damit erst die volle Macht über die Natur überlieferte. Und wie eine Wohltat nach allen Seiten segensreichen Einfluß hat, so ist damit auch die des Metalles nicht erschöpft; denn es wurde als überall begehrte, doch nicht überall erreichbare Sache ein Gegenstand des Güteraustausches, der seinerseits wieder den Verkehr der Menschen und Völker untereinander lebhafter anregte, dem sodann nicht nur ein Austausch von Kulturmitteln anderer Art, sondern auch von Kulturideen auf dem Fuße folgte.

In ähnlicher, wenn gleich nicht so tief eingreifender Weise wirkte das Salz auf den Verkehr der Menschen und es wurde dadurch neben dem Metalle ein Kulturträger und Förderer der Menschheit.

Bei so wertvollen Schätzen, welche die Alpen boten, und ganz besonders bei ihrem Reichtum an Metallen und Salz ist es erklärlich, daß sie schon in sehr frühen Zeitaltern eine große Anziehungskraft ausübten, ja, wir haben Grund, zu vermuten, daß hauptsächlich diese Gaben, und zwar zu allererst das Salz, die Menschen veranlaßt haben, in die Alpentäler einzudringen und sich in ihnen anzusiedeln.

Zwar in der eben grauenden Morgendämmerung der Menschheitsgeschichte, als sich die erste Besiedelung Europas vollzog, scheinen die Alpentäler noch unzugänglich gewesen zu sein, und außerhalb der Alpen sahen damals unsere Heimatländer, obwohl deren geologischer Bildungsprozeß im wesentlichen abgeschlossen war, doch ganz anders aus. In voller Urwüchsigkeit freute sich die Natur noch ungestörten Waltens. Sümpfe erfüllten die Talflächen und wo sich Baumwuchs in ihnen entwickeln konnte, ergoß sich das Geäder vielfach zerteilter Flüsse und Ströme durch die Auen. Auf den Hochflächen dehnten sich einförmige Grassteppen, zuweilen parkartig von Sträuchern und Baumgruppen unterbrochen, die sich auf den nördlichen Gehängen und auf höheren Bergen zu ausgedehnteren Wäldern zusammenschlossen. Hier lebte eine reiche Tierwelt, in der das Mammut, ein mit langem und dichtem Pelze versehener Elefant, in stückreichen Herden die hervorragendste Erscheinung und das vornehmste und am häufigsten erlegte Jagdtier war.

Wir finden deren, zuweilen in großer Menge aufgehäufte Knochen als Überreste der Mahlzeiten in Gesellschaft von fast zahllosen Messern und anderen, mehr oder weniger unbestimmten Werkzeugen aus Feuerstein und Bein, sowie von Kohle und Asche in Frankreich, in der Schweiz, im mittleren und südwestlichen Deutschland und in Österreich, hier vornehmlich an den Gehängen des Donautales und in den Seitentälern. Solche Lagerplätze der Mammutjäger treffen wir auch nahe an den Alpen oder an ihren Ausläufern, besonders in der Schweiz, manchmal selbst an Orten, die vordem von den Gletschern der Eiszeit bedeckt oder doch berührt waren. In die Alpen selbst sind sie an keiner Stelle eingedrungen, sei es, daß ihre Eingangstäler damals noch vom Eise erfüllt gewesen, sei es, daß die gewaltigen Ströme jener Zeit und die Massen des über die ganzen Talflächen ausgebreiteten, bald da, bald dort abgelagerten Schuttes ihnen den Zutritt verwehrten.

Am wahrscheinlichsten ist es, daß die Menschen dieses Zeitalters selbst keinen Anlaß fanden, in die Eingangstäler der Alpen einzudringen, weil sie dort ihr vornehmstes Jagdtier nicht antrafen, weil sie ohne Kenntnis der Metalle lebten und weil ihnen offenbar auch der Genuß des Salzes noch fremd war.

Anders wurde es im folgenden Zeitalter, in der sogenannten jüngeren Steinzeit. Wir sehen wie mit einem Schlage ein hoch entwickeltes Volk vor uns, welches Haustiere (Rind, Schwein, Ziege, Schaf, Hund, im Norden auch das Roß) und Getreide (Weizen und Gerste in mehreren Arten) besaß und die Töpferkunst und Webekunst, sowie die Kunst des Bohrens und Schneidens und des Schleifens der Steine mitbrachte, also auf einer Kulturgrundlage stand, die im wesentlichen der unseren gleichkommt. Nur eines der Kulturmittel unserer Zeit, das Metall, war ihnen noch unbekannt, gleichwohl verstanden sie eine große und mannigfaltige Zahl von Werkzeugen aus Stein, Knochen und Holz anzufertigen, die nicht nur auf ebenso mannigfaltige Gebrauchszwecke und ebenso gesteigerte Bedürfnisse, sondern auch auf eine besondere Emsigkeit und Betriebsamkeit zu schließen gestatten.

Es ist bezeichnend für das Wesen und die kulturelle Stellung dieser Menschen, daß sie sich in den fruchtbarsten Strichen niedergelassen haben, wodurch sie sich, besonders im Zusammenhalt mit den oben genannten Zeugnissen als ein echtes Ackerbauvolk erweisen. Wären sie Nomaden gewesen, als welche man sie mit Vorliebe erklärt hat, so würden sie überhaupt nicht in festen Ansiedlungen, deren

Stätten nun schon an so vielen Orten aufgedeckt worden sind, gewohnt haben, und wären sie bloße Jäger gewesen, so würden sie den großen geschlossenen Urwald, der wegen des Wildreichtums ein Paradies für sie sein mußte, als Wohnstätte gewählt haben. Hier aber, wie z. B. in den böhmischen Grenzgebirgen, im größten Teile des sogenannten Waldviertels Niederösterreichs und des Mühlviertels Oberösterreichs, in den waldigen Gebieten Mährens u. s. w. suchen wir die Reste menschlicher Ansiedelungen in jener Zeit vergebens, nur auf den uralten, schon damals bestandenen Handelssteigen nach dem Süden finden wir Spuren eines schwachen Verkehrs.

Dagegen haben wir zahlreiche und mannigfaltige Belege einer dichten Besiedlung aus den fruchtbarsten Gegenden Böhmens und Mährens, die auch heute noch durch ihre wogenden Getreidefluren und üppigen Rübenfelder ausgezeichnet sind; in Niederösterreich siedelten diese Menschen vorzugsweise auf den sonnigen Rebenhügeln des Wienerwaldes und der Ausläufer des Manhartsberges. Und so ist es im südwestlichen Deutschland, am Rhein und Neckar und selbst im Alpenvorlande der Schweiz, wo wir ihre zahlreichen Wohnsitze dort finden, wo auch heute noch die Traube reift.

Zur Anlage ihrer Ansiedlungen wählten sie vorzugsweise Plateaus auf freistehenden Bergen oder auf Anhöhen, die zungenförmig in die Ebene oder in das Tal hinaustreten, besonders wenn sie steilere Abfälle hatten und dadurch feindliche Angriffe einigermaßen erschwerten. Zur vollen Abwehr wurden namentlich an der Stelle, wo das Plateau mit dem übrigen Bergzuge zusammenhing und leichter zugänglich war, auch Zäune und Hürden, selbst Wall und Graben angebracht. Wo die Ansiedler an stehende Gewässer — Seen und Moore — kamen, schlugen sie an geeigneten Stellen Pfähle in den Grund, legten darüber eine Bühne und bauten darauf ihre Hütten. Es sind dies die oft genannten Pfahlbauten.

Da diese Wohnstätten sich auf Stellen mit einer Wassertiefe vorfinden, die ein Mensch nicht mehr durchwaten kann, so mag der erste Beweggrund zur Wahl einer so eigentümlichen Örtlichkeit und Bauart derselbe gewesen sein, wie bei jener der freistehenden Anhöhen, nämlich die möglichste Sicherheit gegen Angriffe, womit dann auch manche andere Vorteile, z. B. ergiebigere Gelegenheit zum Fischfange, Sauberkeit des Wohnens u. a. erreicht wurden. Zuletzt mag man sich des ursprünglichen Grundes gar nicht mehr bewußt gewesen sein.

Diese Leute waren es, welche zuerst bis unmittelbar an die Alpen heranrückten, ja in die Alpen selbst einzudringen begannen. Wir finden die reichen Zeugnisse ihrer Anwesenheit im Seegrunde unter ihren Wohnungen, wohin sie teils durch Zufall, teils durch die oftmaligen Feuersbrünste gelangt sind. Besonders häufig waren sie in den Seen der Schweiz, dann auch im Alpenvorlande Bayerns, Oberitaliens und Oberösterreichs, wo bisher im Traun-, Atter- und Mondsee Pfahlbauten aufgefunden und untersucht worden sind. Ebenso ist man im Laibacher Moore auf Pfahlbauten mit vielen Uberresten gestoßen.

Aus den festgestellten Tatsachen ergibt sich, daß schon damals eine zahlreiche Bevölkerung im Vorlande der Alpen gewohnt haben muß. Wo die Bedingungen vorhanden waren, finden wir ihre Ansiedlungen in großer Zahl und dicht nebeneinander, so gab es z. B. im Neuenburger-, Bieler-, Genfer- und Züricher*see 20 bis 40, im Bodensee jedenfalls noch mehr Pfahlbaudörfer. Dabei hatten* durchaus nicht alle einen nur kleinen Umfang; im Grunde des Pfahlbaues am Ausflusse des Mondsees stecken 10 000 Pfähle, in jenem von Robenhausen im Pfäffikersee 100 000!

In den Seen Oberösterreichs ist die Zahl dieser Ansiedlungen verhältnismäßig geringer, weil hier der meistens steil abfallende Seegrund wenig geeignete Plätze für die Anlage von Pfahlbauten bot. Dafür haben wir jetzt schon genügende

Anzeichen, daß es dort in derselben Zeit auch zahlreiche Ansiedlungen auf dem Lande gegeben haben muß, von denen wir in jenen von Hammerau bei Reichenhall, auf dem Rainberge vor dem Siegmundstore in Salzburg und in der besonders wichtigen Ansiedlung auf dem Götschenberge bei Bischofshofen deutliche Beispiele haben. Der durch die klimatischen Verhältnisse hervorgerufene üppige Pflanzenwuchs in den Voralpen und im Hügellande vor ihnen hat bis jetzt die Auffindung derartiger Wohnstätten erschwert, die anderwärts, z. B. in Niederösterreich an vielen Orten, insbesondere durch das Pflügen aufgedeckt worden sind; doch können wir hoffen, daß es der Aufmerksamkeit der Freunde urgeschichtlicher Forschung gelingen wird, jene verheißungsvollen Beispiele zu vermehren.

Die nachfolgende Darstellung wird zeigen, daß die Menschen schon in sehr früher Zeit in die Alpen eingedrungen sind, um dort Salz und Metalle zu suchen, ja daß vielleicht gerade diese Absicht den Anstoß zur Besiedlung der Alpen gegeben hat.

I. Das Salz.

So hochstehend im allgemeinen die Kulturstufe gewesen ist, welche die ersten Pfahlbaubewohner und ihre Zeitgenossen in den Landansiedlungen erreicht hatten, so fehlte doch auch ihnen, wie schon bemerkt wurde, das Metall. Es ist dagegen höchst wahrscheinlich, daß ihnen das Salz bekannt war.

Auf einer früheren Stelle ist erwähnt worden, daß die Menschen der jüngeren Steinzeit bei der damals zur Verfügung stehenden großen Ausdehnung noch unbesiedelten fruchtbaren Bodens keinen Anlaß hatten, in das Mittelgebirge und insbesondere in den großen geschlossenen Wald einzudringen. Es ist nun in hohem Maße auffallend, daß wir dagegen in den damals gewiß weitaus schwerer zugänglichen Alpen die Anwesenheit des Menschen während der jüngeren Steinzeit an Orten feststellen können, wo es sich keineswegs um Aufsuchung neuer Ackergründe oder Viehweiden handeln konnte.

Aus der Verlassenschaft jener Zeit heben sich das einfache Steinbeil und der mit einem sehr genauen Stielloche versehene Steinhammer besonders heraus. Fig. 1, 2 und 3 zeigen zwei typische Erscheinungen dieser Art. Ein solches einfaches Steinbeil (Fig. 1[1]) fand man auf dem sehr steilen Nordabfalle des Schafberges in Oberösterreich, etwa eine Wegstunde über dem Mondsee, beim Wegmachen auf einer Stelle, die rings vom Walde umschlossen ist, und wo von jeher wegen der Steilheit des Gehänges bis ans Seeufer hinab nur Wald bestanden haben konnte. Dorthin kann den Träger des Steinbeiles weder eine mit dem Ackerbau im Zusammenhang stehende Tätigkeit, noch die Absicht des Holzfällens, noch selbst der Jagd geführt haben, weil er alle diese Zwecke in der unmittelbaren Umgebung seiner Wohnstätte, die wir uns in einem Pfahlbau der benachbarten Seen zu denken haben, weitaus bequemer erreicht hätte.

Was hat nun den mit seinem Steinbeile ausgerüsteten Mann auf jene schwer zugängliche und entlegene Stelle getrieben? Wir können nur annehmen, daß es der rege Spürsinn gewesen ist, wozu wir umsomehr berechtigt sind, als unter den Überbleibseln der Pfahlbauten allerlei Gebrauchsgegenstände vorkommen, welche die unmittelbare Umgebung nicht geboten, die also eigens gesucht werden mußten, wie z. B. Bergkreide, Eisenkies (Pyrit), Grafit, Rötel, Kalkspat, amorpher Marmor, sowie noch andere Dinge, die zunächst keinen Gebrauch ermöglichten, aber die Wißbegierde der Pfahlbaubewohner gereizt haben, wie z. B. Bergkristall, Kristall-

[1]) Siehe die Tafeln am Schlusse dieser Abhandlung, Seite 26—31. Die den einzelnen Figuren in Klammern beigefügten Ziffern geben die Größenverhältnisse der Bilder zu den dargestellten Gegenständen an, z. B. $^1/_3 = {}^1/_3$ der natürlichen Größe.

drusen, Marienglas, bituminöse Kohle, versteinerte Konchylien. Es ist begreiflich, daß Leute, die kein Metall zur Verfügung hatten und darauf angewiesen waren, aus den vorgefundenen Steinen ihre Werkzeuge anzufertigen, die sie in großer Zahl und Mannigfaltigkeit besaßen, die geeigneten zu ihrer Herstellung sowie zu anderen Zwecken mit aller Emsigkeit aufgesucht und alle auffälligen unter ihnen mit Aufmerksamkeit betrachtet und geprüft haben werden.

Das unter den Felswänden des Schafberges aus irgend einer Ursache zurückgebliebene Steinbeil sagt uns also, daß Steinzeitleute auch dorthin gedrungen sind, um die Stelle nach brauchbaren Dingen auszuforschen. Ich behaupte keineswegs, daß gerade an dieser Stelle die Absicht vorlag, Salz zu suchen; doch handelt es sich im vorliegendem Fall auch nicht um Salz und können wir hier nur auf ein vereinzeltes Fundstück verweisen, so führt uns ihrer gleich eine erhebliche Anzahl sofort unmittelbar an die Salzquellen selbst.

Wer die kleine aber höchst wertvolle Sammlung des Musealvereines in Hallstatt überblickt, wird überrascht sein, neben den zahlreichen formschönen Bronze- und Eisensachen aus dem Gräberfelde auf dem Salzberge auch Steinbeile und Steinhämmer, wie sie in Fig. 2 und 3 dargestellt sind, zu sehen, die nicht aus dem Gräberfelde stammen, sondern da und dort am Seeufer gefunden wurden (Fig. 2 und 3). Schon diese Stücke liefern den Beweis, dass die alten Steinzeitleute nur des Salzes wegen über den See gekommen sein können, denn von einer Ansiedlung zum Zwecke des Ackerbaues oder selbst nur der Viehzucht kann, wie jeder weiß, an den Felsmauern, welche den Hallstättersee umschließen, nicht die Rede sein. Der Bezug zur Salzgewinnung wird umso deutlicher bei den Funden von Steinwerkzeugen gleicher Art auf dem Salzberge, also in der unmittelbaren Nähe der Salzgruben selbst, von denen Fr. Simony in einer kleineren Abhandlung und Freiherr von Sacken in seinem Werke über das Grabfeld von Hallstatt berichten.

Diese Belege reichen vollkommen aus für den Nachweis, daß die Menschen schon in der jüngeren Steinzeit, also spätestens schon im dritten Jahrtausend vor Chr. in die Alpentäler zu dem Zwecke, und zwar hier im Trauntale einzig zu dem Zwecke eingedrungen sind, um an den Salzlagern selbst, geleitet von den Salzquellen, die vielbegehrte Würze zu suchen und zu holen. Das vereinzelte Steinbeil vom Nordabhange des Schafberges macht es aber erklärlich, wie es gekommen ist, daß sie diese Salzquellen in dem weltentrückten, damals anscheinend unzugänglichen [1]) Gebirgswinkel aufzufinden vermochten.

Wir können daher mit einiger Sicherheit annehmen, daß gleichzeitig auch andere Salzquellen und die Salzlager, aus denen sie fließen, besonders an leichter zugänglichen Stellen, wie wahrscheinlich in Hallein, Reichenhall und Berchtesgaden und vielleicht auch in Aussee und Hall bekannt und ausgebeutet worden sind.

Daß es in dem der jüngeren Steinzeit folgenden Zeitalter der Bronze, also im zweiten vorchristlichen Jahrtausend geschehen ist, wissen wir mit Bestimmtheit von den Salzquellen in Reichenhall. Hier fand Max von Chlingensperg auf dem sogenannten Langacker, einer Feldflur ganz nahe an diesem Orte, eine Stätte, wo Hekatomben von Haustieren als Opfer geschlachtet und verbrannt worden sind. Hier war nämlich eine solche Menge weißgebrannter und zersplitterter Tierknochen in einer ansehnlichen Schichte über das Feld ausgebreitet, daß der Inhalt dieses

[1]) Man vergegenwärtige sich, daß der Verkehr von Gmunden nach Ebensee noch in den ersten zwei Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts keine Straße längs des Traunsees und jener nach Hallstatt noch im 6. Jahrzehnt keine längs des Hallstättersees zur Verfügung hatte und zu Schiff über beide Seen vermittelt werden mußte. Des gleichen Verkehrsmittels haben sich auf beiden Seen gewiß auch die Pfahlbaubewohner bedient und die steinzeitlichen Funde am Ufer des Hallstättersees bezeugen uns, daß das örtliche Gebiet des Salzberges überhaupt vom See aus beherrscht wurde.

Knochenschotters auf mindestens 270 Kubikmeter (!) berechnet werden konnte. Tausende von Haustieren — Rinder, Schweine, Schafe, Ziegen und Pferde — nebst einigen wenigen Jagdtieren sind hier tatsächlich verbrannt worden, wenngleich vieles von dem Fleische bei den Opferschmäusen vorher verzehrt worden sein mag. Auf den Brandplätzen lagen die Scherben von mehr als 700 Tongefäßen und eine nicht unbedeutende Zahl von verlorenen oder wahrscheinlich ebenfalls geopferten Gegenständen, vornehmlich von Schmuck aus Bronze.

Wir haben hier am Nordfuße der bayerischen Alpen eine Erscheinung vor uns, die uns lebhaft an die großen Opfer der Griechen erinnert. Wie dort die Griechen an ihren Weihestätten, besonders in Olympia, aus allen Teilen ihrer Heimat zusammenströmten, um gemeinsam ihre Götter zu ehren und ihnen nicht nur lebende Tiere zu Tausenden, sondern auch Nachbildungen in Ton und Bronze in gleicher Menge darzubringen, so kamen an dieser Stelle unserer Heimat die Menschen aus dem weitesten Umkreise, vielleicht während einer Zeit von Jahrhunderten zusammen, um das Wertvollste aus ihrem Besitze zu opfern. Geschah das in Griechenland auf hervorragenden Stätten, die durch Ereignisse gemeinsamer Bedeutung oder aus anderem Grunde heilig gewesen, so läßt sich hier in dem unscheinbaren, einsamen und geradezu versteckten Gebirgswinkel, wo Ackerbau und Viehzucht nur in sehr beengtem Maße betrieben werden konnte, wo die Ortsbewohner ganz ausser stand waren, solche Opfer zu bringen, nur annehmen, daß die Menschen aus weiter Ferne hieher kamen, um Salz zu holen, wofür sie der Schutzgottheit der Quelle oder des Ortes durch das Opfer eines mitgebrachten Haustieres den Dank für die begehrte Würze darbrachten, die sie hier aus ihrer Hand empfingen.

Anderweitige Funde aus der Umgebung, deren Kenntnis wir dem vortrefflichen Werke der Herrn Max von Chlingensperg über das bajuwarische Gräberfeld in Reichenhall verdanken, machen diesen Schluß zweifellos.

Das folgende, d. i. das erste vorchristliche Jahrtausend führt uns wieder nach Hallstatt zurück, wo wir nun über den Umfang und die Bedeutung der Salzgewinnung in dieser Zeit durch die Gräber auf dem Salzberge eingehende Kunde erhalten. Wie bekannt hat man in heidnischer Zeit den Verstorbenen reiche Beigaben für das Jenseits ins Grab gelegt, zumeist Speise und Trank, den Männern oft auch Werkzeuge und Waffen, den Frauen ihren Schmuck, den Kindern ihr Spielzeug, und durch sie erhalten wir nun nicht nur die Belege für die Zeit, der die Gräber angehören, sondern insbesondere hier in Hallstatt auch eine solche Fülle von Nachrichten über die materielle Kultur der Bestatteten, über Schmuck und Kleider, über Speise und Trank, über Kunstfertigkeit und Verkehr, über Sitte und Glauben, wie ihn uns nur wenige andere Fundstätten aus dieser Zeit zu bieten vermögen.[1]) Die späterhin in den verstürzten Stollen und Schächten der alten Salzgruben gefundenen Gegenstände ergänzen in erwünschter Weise die Kenntnis des Betriebes des Salzbergbaues, der hier und in dieser Zeit, wie es scheint, nicht auf Sudsalz, sondern wesentlich auf Gewinnung von Steinsalz gerichtet war.

Von welch großer Bedeutung für die Erkenntnis einer ganzen wichtigen Kulturperiode die Gesamtfunde aus den Gräbern von Hallstatt sind, erhellt daraus, dass die von ihnen gekennzeichnete Zeit den Namen der Hallstattperiode erhalten hat.

Es überschreitet meine Aufgabe, näher in die Einzelheiten einzugehen, aber das muß beigefügt werden, daß der Wert der Gesamtheit aller Funde sowie vieler einzelner Gegenstände für sich in ihrer Zeit ein höchst bedeutender und der Reichtum

[1]) Wer sich eingehend über diese Stätte, eine der wichtigsten und lehrreichsten des Altertums, unterrichten will, sei auf das monumentale Werk des Freiherrn von Sacken über »das Grabfeld von Hallstatt« verwiesen.

der doch jedenfalls nur kleinen Zahl der herrschenden Klasse daselbst ein riesiger gewesen sein muß; denn es ist zu bedenken, daß doch nicht der ganze Besitz, sondern nur ein verhältnismäßiger Teil in den Gräbern niedergelegt worden ist. Diese Tatsache läßt den Umfang, in welchem die Salzgewinnung betrieben, und den Umkreis ermessen, der dadurch mit Salz versehen worden ist. Das läßt auch beurteilen, in welchem Maße das Salz den Güteraustausch und damit auch den übrigen Verkehr unter den Menschen angeregt und gefördert hat; es ist dadurch zu einem Kulturträger und Wohltäter der Menschheit geworden, dessen Spuren wegen seiner Vergänglichkeit nicht in gleicher Weise verfolgt werden können, wie diejenigen anderer Dinge, z. B. des Bernsteins, denen ähnliche treibende Kräfte innewohnen, gegen die es aber gewiß nicht zurückgestanden ist.

Der Betrieb des Salzbergbaues in Hallstatt scheint während des ganzen ersten Jahrtausends v. Chr., wenn auch in den letzten vier Jahrhunderten in vermindertem Maße fortgedauert zu haben. So viel ist sicher, daß während der letzteren, d. i. in der sogenannten La Tène-Periode, keine Bestattungen auf dem Gräberfelde mehr vorgenommen wurden, ja, daß dieses Gräberfeld in Vergessenheit geraten zu sein scheint. Daraus kann man schließen, daß um das Jahr 400 v. Chr. ein anderes Volk, etwa einer der damals aus Gallien ausgewanderten Keltenstämme hereingekommen sein mag, der nicht mehr auf dem Salzberge, sondern vielleicht auf dem Seeufer wohnte, und von denen die Römer zu ihrer Zeit die Kenntnis und den Betrieb der Salzgruben übernahmen.

Ebenso wie in Hallstatt lassen die Funde in den Salzgruben von Hallein, wenn auch nicht in so umfassender Weise erkennen, daß sie im Jahrtausend v. Chr. im Betriebe gewesen sind.

Ob die übrigen Salzlagerstätten der Alpen, so besonders jene zu Aussee, Ischl, Berchtesgaden, Hall und an anderen Orten, wo die Salzquellen aus finanziellen Gründen der Neuzeit verschlagen wurden, in irgend einem vorgeschichtlichen Zeitalter ausgebeutet worden sind, ist zur Zeit nicht bekannt; dagegen können wir mit einiger Sicherheit aus dem Bestande benachbarter Gräberfelder schließen, daß der Betrieb der Salzgruben von Hallstatt und Reichenhall von den eingewanderten Bajuwaren aus den Händen der romanisierten alten Einwohner, der Walchen, übernommen worden ist.

II. Das Kupfer.

Sowie an die der Zugänglichkeit einst völlig entrückten Ufer des Hallstättersees, sind die Steinzeitleute auch an eine andere kaum leichter zugängliche Stelle vorgedrungen, nämlich auf den Götschenberg, einen scharf hervortretenden Vorsprung des Tonschiefergebirges an der Einmündung des Mühlbachtales in das Salzachtal bei Bischofshofen. Schon dem Laien fällt die grellrote Farbe des Gesteins, aus dem dieser Vorsprung besteht, gegenüber der grauen Farbe des Tonschiefers der Umgebung auf; wer von der Bergseite näher herantritt, wird durch den mehrfachen Ringwall überrascht, der die äußerste, tumulusartige Kuppe umschließt.

Es ist ein Verdienst des in der Erforschung seines Wirkungsgebietes besonders eifrigen Bergverwalters Johann Pirchl d. Ä., auf diese Stätte aufmerksam gemacht zu haben. Er war es auch, der den Spaten zuerst an dieser Stelle ansetzte. Seine und die nachfolgenden Untersuchungen[1]) ergaben den Nachweis, daß hier in der Steinzeit eine Werkstätte bestanden habe, in welcher Steingeräte hergestellt worden sind. Zahlreiche halbfertige oder mißlungene Stücke, das entsprechende Rohmaterial

[1]) Siehe Rudolf Much, Über die Anfertigung von Steingeräten. Mitteilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft. Jahrg. 1882, S. 82.

mit der deutlichen Spur der Bearbeitung (Sägeschnitt), Klopf- oder Arbeitssteine, Schleifsteine, Mahlsteine, endlich die zum Teil mit jenen aus den benachbarten Pfahlbauten übereinstimmenden Topfscherben und die Knochen der verzehrten Tiere lassen hierüber keinen Zweifel.

Wir sehen daraus, daß die Menschen in der Tat schon in der jüngeren Steinzeit durch die damals nur mit den größten Schwierigkeiten zu überwindende Schlucht des Luegpasses oder auf langen, nicht weniger beschwerlichen Umwegen bis hieher vorgedrungen sind und sich an dieser Stelle seßhaft gemacht haben, um hier, allem Anscheine nach in handwerksmäßiger Weise die Verfertigung von Steinwerkzeugen zu betreiben.

Es muß beigefügt werden, daß in der Umgebung der oberösterreichischen Pfahlbauten die für Steinbeile und Steinhämmer verwendbaren Gesteinsarten fehlen, weshalb diese Werkzeuge im fertigen Zustande von auswärts bezogen wurden, und es hat alle Wahrscheinlichkeit für sich, daß die kundigen Leute, welche sich mit der Anfertigung von Steingeräten befaßten, an den Ufern der Salzach gesucht werden müssen, die alle hiezu brauchbaren und wirklich verwendeten Gesteine aus dem Urgebirge mitbringt und auf ihren Schuttbänken ablagert.

Anderseits haben wir gesehen, daß die Pfahlbaubewohner, die mit den Steinzeitleuten an der Salzach zweifellos eines Stammes gewesen, mit Aufmerksamkeit alles beachteten, was für ihre Zwecke geeignet sein konnte, und derlei Dinge mit Sorgfalt gesammelt haben; wir müssen dasselbe von ihren Stammesgenossen an der Salzach, die sich auf die Erzeugung von Steinwerkzeugen verlegt haben, umsomehr voraussetzen. Nun hat während der Zeit der Seßhaftigkeit der Pfahlbauleute und ihrer Zeitgenossen die Kenntnis und der Gebrauch des Kupfers, des ersten Metalles, das die Menschen überhaupt kennen gelernt haben, allgemeine Verbreitung gefunden, ja, wie wir aus den Funden in den Pfahlbauten sehen, haben sich ihre Bewohner sogar die Fertigkeit angeeignet, aus Kupfer verschiedene Dinge selbst anzufertigen. Wir finden da z. B. Beile, die übrigens noch ganz die Form der Steinbeile haben (Fig. 4), Dolche (Fig. 5), Pfriemen (Fig. 6), Fischhaken (Fig. 7) und Schmuckstücke (Fig. 8), aber auch die Schmelztiegel (Fig. 9) und Gußlöffel (Fig. 10), welche zum Gießen dieser Gegenstände gedient haben. Auch von mehreren steinzeitlichen Pfahlbauten der Schweiz und Oberitaliens läßt sich an der Hand der Funde das Gleiche nachweisen.

Ohne Zweifel hatten diese auf ihren Pfahlgerüsten in den Alpenseen seßhaften Kupfergießer Kenntnis davon erhalten, daß der neue so überaus verwendbare Verarbeitungsstoff aus einem durch seinen Glanz und seine Farben auffallenden Gesteine gewonnen werde, das in den Bergen gefunden werden könne und im Feuer geschmolzen werden müsse. Nun wissen wir, wie schon erwähnt wurde, einerseits aus den in ihren Seewohnungen gesammelten Mineralien, anderseits aus den da und dort im Gebirge zurückgebliebenen Steinwerkzeugen, daß diese Menschen außer dem Salze auch anderen Dingen nachgegangen sind, und ihrem Eifer und Spürsinn konnten die Kupfererze, wenn sie etwa irgendwo zu Tage traten oder sich im Schutte der Gewässer vorfanden, selbst dann nicht entgehen, wenn die Suchenden auch nicht wußten, daß es gerade Kupfererze seien.

Nun durchbrechen westlich von der beschriebenen Werkstätte auf dem Götschenberge zwei vom Mitterberge, einem Joche zwischen dem Hochkönig und dem Keilberge, herabkommende Bäche, Quellzuflüsse des Mühlbaches und des Gainfeldbaches, die dortigen Kupfererzlager, wo das Erz klar zu Tage tritt, und sowie diese am Ende der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts an einer dieser Stellen, nachdem sie jedenfalls mehr als ein Jahrtausend unberührt geblieben waren, durch schlichte Bauern wieder entdeckt wurden, konnten sie auch um 3000 Jahre früher durch

spürsinnige und findige Menschen entdeckt werden. Ihre Ausnützung war dann nur eine Folge der Zeit, wenn sie anfänglich auch nur im bescheidenen Maße ausgeübt wurde.

Im Verlaufe der Zeit, aber noch im zweiten vorchristlichen Jahrtausend, steigerte sich die Ausbeutung der Kupfererzlager zu einem für jene Zeit geradezu überraschenden Umfange. Dem kundigen Blicke des Bergmannes drängen sich die Spuren der alten Berghäuer sofort durch den mächtigen, 1500 *m* langen Zug der Pingen auf, der »über Tag« den Weg anzeigt, auf dem sie »unter Tag« dem Erze nachgegangen sind. Die Pingen sind Gruben, die zumeist durch den Zusammenbruch der Stollen im Innern entstanden sind; von ungleicher Länge und Tiefe ziehen sie sich an der angegebenen Stelle mit kleinen Unterbrechungen in einer Reihe hin, oder anders ausgedrückt, es zeigt sich eine lange, bis zu 12 *m* tiefe, stellenweise durch stehen gebliebene Querriegel unterbrochene Furche, die sich über die Wasserscheide des Mitterberges, wie bemerkt, 1500 *m* lang erstreckt. Neben dieser Hauptfurche reiht sich auf eine kürzere Strecke in paralleler Richtung eine zweite und eine durch vereinzelte Gruben angedeutete dritte Furche.

Überzeugend für den Laien wirken die »alten Verhaue unter Tag«. Es sind dies im Innern des Berges entweder des Zuganges wegen hergestellte oder durch den Abbau der Erzlager entstandene Schächte und Stollen. Sie sind nicht mit jener Genauigkeit geführt, wie die bergmännischen Arbeiten dieser Art in der Gegenwart, sondern verlaufen unregelmäßig, steigen und fallen, je nachdem es die unmittelbare Verfolgung der Erzader in jedem Augenblicke der Weiterführung der Arbeit erforderte.

Die alten Gruben unter Tag sind selbstverständlich erst allmählich durch das Fortschreiten des heutigen Bergbaues erschlossen und zugänglich geworden, noch immer werden aufs neue derartige »alte Verhaue« eröffnet, und es ist wahrscheinlich, daß noch andere des Aufschlusses harren. Im Jahre 1865 wurde auch ein an den Tag führender Schacht erschlossen; er war am Mundloche mit Holzbalken überlegt, deren Fugen mit Moos verstopft waren und über denen sich noch eine Lage gestampften Lehmes befand. Über das Ganze war an der Oberfläche Schutt und Erde ausgebreitet worden, so daß sich alsbald wieder eine Rasendecke gebildet hatte, die den Eingang von außen vollkommen verborgen hielt und unfindbar machte.

Es ist wahrscheinlich, daß durch diesen Verschluß eine Verheimlichung der Zugänge zu den Erzlagern beabsichtigt war, und daß dies zur Zeit einer großen Bedrängnis geschah, als die Bergleute durch Einbruch fremder Völkerschaften oder sonstige kriegerische Ereignisse genötigt waren, aus dem Lande zu flüchten, doch in der Hoffnung, wiederkehren zu können. Diese Absicht ist erreicht worden, die Hoffnung aber hat sich nicht erfüllt, die Geflüchteten sind nicht wiedergekommen, und so blieben die alten Erzgruben bis in unsere Tage während einer noch ungemessenen Zeit verschlossen und verschollen gleich jenen in prähistorischen Zeiten so oft vergrabenen Bronzeschätzen, deren Besitzer nicht wiederkehren konnten.

Bald nach der Verschließung mußten die Erzgruben des »Alten Mannes« durch die aus allen Spalten des Gebirges eindringenden »Tagwässer« gänzlich »ersäuft«, d. h. bis an die verschlossenen Mundlöcher hinauf mit Wasser angefüllt werden, denn der wiedereröffnete Schacht triefte trotz der sorgfältigen Ableitung der Wassergerinne auf der Oberfläche auf allen Seiten von Sickerwasser. Mit der Ausfüllung der Erzgruben mit Wasser wurden aber auch die Bedingungen geschaffen, durch welche die Gruben selbst größere Dauerhaftigkeit erhielten und unter welchen die im Innern zurückgebliebenen Gegenstände während so langer Zeit mit derselben Treue bewahrt werden konnten, wie die Überreste aus den Pfahlbauten im Grunde der Seen.

Infolge der Verhinderung der Wiederkehr der alten Bergleute ist es aber nun der Wissenschaft möglich geworden, den Blick in eine Zeit menschlicher Kulturentwicklung zu richten, die ihr für immer verschlossen zu sein schien.

Ich folge bei der weiteren Darstellung der erzielten Forschungsergebnisse dem Gange des gesamten Bergbau- und Schmelzbetriebes an der Hand der Funde.[1])

Die Sohle der Stollen ist mit einer Schichte feinen Schlammes bedeckt; wo sie durch neuere Arbeiten aufgewühlt ist, kann man beim Grubenlichte alsbald zahlreich eingebettete Kohlenstücke wahrnehmen, zuweilen auch angebrannte Holzstücke, zweifellos Reste von der Feuersetzung, durch deren Anwendung die Alten in den Berg eingedrungen sind und das Erz vom Fels gebrochen haben. Das durch die Feuereinwirkung zerklüftete Gestein wurde wahrscheinlich mittels hölzerner (buchener) Keile, die mit hölzernen Hämmern (Fig. 11) in die Spalten eingetrieben wurden, vollständig losgebrochen. Es ist kaum zu bezweifeln, daß man auch die Sprengkraft trockener und nach dem Eintreiben befeuchteter Holzkeile schon gekannt hat.

Wo der Erzgang aufwärts führte, wölbten sich die Stollen zu bedeutender Höhe, so daß Gerüste eingebaut werden mußten, um auf ihnen das Feuer bis an den First bringen zu können. In hölzernen Rinnen wurde Wasser bereit gehalten und Blockleitern ermöglichten den Aufstieg auf das Gerüst.

Die geringen Arbeitsspuren, welche auf die Verwendung metallener Werkzeuge hinweisen, rühren mit großer Wahrscheinlichkeit von den in den alten Verhauen in nicht geringer Zahl gefundenen kupfernen und bronzenen Pickeln her, von denen Fig. 12 einen darstellt. Auch sogenannte Palstäbe, d. s. Beile aus Bronze (Fig. 13) wurden gefunden, die aber nicht zum Losbrechen der Erze, sondern für die Herstellung der Gerüsteinbaue und anderer Holzarbeiten gedient haben.

Wo nicht durch die Feuersetzung Licht verbreitet war, hat man es wie in den alten Salzgruben von Hallstatt und Hallein durch Leuchtspäne beschafft, deren angekohlte Stumpfen zu Tausenden auf der Sohle der Stollen liegen.

Die so gewonnenen Erze sind in Trögen hinausgetragen, an einer Stelle auch mittels eines Haspels gefördert worden, der sich zur Zeit der Erschließung des Verhaues noch auf seinem alten Platze in ziemlich gutem Zustande befand; er ist roh und einfach, wie ihn heute in der Holzarbeit ungeübte Bauersleute machen würden.

Außer diesen Funden gab es hölzerne Schöpfkellen (wie Fig. 32), kleine Schaufeln (Fig. 14), löffelartige Spateln, Bruchstücke von eigentümlichen Wassereimern, von denen Fig. 15 einen in Ergänzung zeigt, Holzstücke mit Hiebspuren u. dgl.

Von Eisen wurde in den »Verhauen des alten Mannes« bis heute nichts gefunden.

Die Funde über Tag aus der Nähe der Pingen, von den Aufbereitungsstätten und von den Schmelzstätten sind dank ihres unzerstörbaren Materials so vollzählig vorhanden, daß an ihnen der ganze Arbeitsvorgang vom Augenblicke des Zutagetretens der Erze bis zum fertigen reinen Metalle verfolgt werden kann.

Das in größeren oder kleineren Brocken gewonnene Erz ist niemals ganz rein, sondern vielfach mit taubem Gestein durchsetzt, welches geschieden werden mußte, um das Schmelzverfahren zu erleichtern und überhaupt ein brauchbares Metall zu liefern. Zu diesem Zwecke würden die Erze einer dreifachen Vorarbeit unterzogen. Zunächst zertrümmerte man sie mittels großer Schlegel, die mit einer herumlaufenden Rille (Fig. 16) oder seitlichen Einkerbungen (Fig. 17) zum Zwecke

[1]) Jene, welche sich für diesen Gegenstand mehr interessieren, finden eingehende Mitteilungen in meiner Abhandlung über das vorgeschichtliche Kupferbergwerk auf dem Mitterberg (Mitteilungen d. Centr. Commiss. f. Kunst- u. hist. Denkmale. Jahrg. 1879) und in meinem Buche »Die Kupferzeit in Europa«. II. Aufl., 1893.

der Befestigung an den Stiel versehen waren. An ihrer Abnützung und den sonstigen Spuren ihres Gebrauches erkennt man deutlich ihren Zweck.

Mit so ungefügen, bis zu 7 und 8 *kg* schweren Werkzeugen konnte nur die erste rohe Arbeit des Scheideprozesses ausgeführt werden, die weitere Verkleinerung wurde sodann auf größeren Unterlagsplatten (Fig. 18, 19) oder Blöcken aus Stein mit Hilfe der von allen Ansiedlungen der Steinzeit bekannten Klopf- oder Arbeitssteine (Fig. 20) vorgenommen. Die ersteren kennzeichnen sich sofort beim ersten Anblicke durch ein oder mehrere Grübchen, welche durch das Auflegen der Erze und Schlagen auf demselben Flecke entstanden sind. Diese Grübchen sind oftmals recht rauh und zeigen in den Vertiefungen noch Reste des Kupfererzes.

So weit genügte die mit diesen Hilfsmitteln bewirkte Zerkleinerung der Erze, um die Scheidung des tauben Gesteines mit der Hand vornehmen zu können, wie es bis in unsere Zeit noch auf den Aufbereitungsstätten geschehen ist. Da aber die Erze stets auch von so feinen Adern und Teilchen tauben Gesteins durchsetzt sind, daß die menschliche Hand die Scheidung nicht weiter fortführen kann, so mußte die Zerkleinerung noch weiter getrieben werden, um sodann mit Hilfe des Wassers alle leichteren Teile weg zu schwemmen und das schwerere reine Erz zurück zu behalten. Diese Zerkleinerung geschah mittels zweier Steinplatten von ähnlicher Art wie die Mühlsteine, mit welchen die Pfahlbaubewohner der Schweiz und Oberösterreichs ihr Getreide zu Mehl zerrieben haben, nämlich mittels einer größeren konkaven Unterlagsplatte und einer kleineren konvexen Arbeitsplatte, dem Läufer. Von den Unterlagsplatten hat sich kein vollständiges Stück erhalten, wir besitzen nur Bruchstücke von ihnen. Die obere, die eigentliche Arbeit verrichtende Platte mußte des schwerer zu bewältigenden Materiales wegen ein viel größeres Gewicht erhalten, als bei den Getreidemahlsteinen; außerdem wurden die Reibflächen beider Platten, der unteren wie der oberen, geschrammt, das ist mit parallelen Einkerbungen versehen, um ihnen eine größere Wirksamkeit zu geben (Fig. 21). Bei Reibsteinen dieser Art sieht man auch eine, ähnlich wie bei den großen Schlegeln herumlaufende Rinne, die offenbar zur Aufnahme eines Bastes oder zähen Astes diente, um damit ein Querteil aus Holz als Handhabe befestigen zu können, für welche zuweilen oben eine Einbuchtung in den Stein gemacht wurde (Fig. 22).

Die Plätze, wo die fortschreitenden Aufbereitungsarbeiten ausgeführt wurden, sind durch das Vorkommen der hierzu verwendeten Werkzeuge gekennzeichnet; auf dem Mitterberge kommen auch Stücke und Grus von Eisenspat vor, einem hauptsächlichen Bestandteile der dortigen Erze. Schon dieser Überschuß an Eisengehalt im Boden, wahrscheinlich aber noch mehr der Gehalt des ausgeschiedenen Arseniks lassen auf den Scheideplätzen die Vegetation, die sonst selbst Schlackenhaufen überwuchert, nicht recht aufkommen, weshalb sie nicht selten durch die Dürftigkeit des Pflanzenwuchses erkennbar sind.

Erst nach der Verkleinerung der Erze zu Schlich konnte das Waschen in hölzernen Trögen, das ist das Abschwemmen der leichteren Bestandteile, wobei die schweren Erze zurückblieben, vorgenommen werden. Zwei solcher Tröge wurden in den Gruben gefunden. Der eine (Fig. 23) ist nicht ganz erhalten, doch läßt er durch die angebrachten Handhaben und die Art der Abnützung den geschehenen Gebrauch (das Rütteln und Hin- und Herstoßen) deutlich erkennen. Der andere (Fig. 24), der so wie der vorige aus einem Stücke hergestellt war, hing in Zapfen und wurde durch Hin- und Herschwenken bewegt.

In der Verfolgung der Bergmannsarbeit der Alten gelangen wir auch auf die Röstplätze. Diese sind noch mehr als die Scheideplätze durch den spärlichen Pflanzenwuchs kennbar; auch hier ist die Erde an diesen Stellen und alle in ihr

eingeschlossenen Rückstände von dem zerfallenen Spateisenstein rotbraun gefärbt, und Kohlenreste häufiger als anderwärts. Man darf daher schließen, daß eben auf diesen Plätzen die Erze zum Teil durch Kohlenfeuer, zum Teil auch durch den in den Mitterberger Erzen stark vertretenen Schwefel wahrscheinlich in frei liegenden oder nur von Steinen umstellten Haufen geröstet worden sind, um sie weiter zu zerfällen und den Schwefel wenigstens teilweise schon vor dem Schmelzen zu entfernen.

So vorbereitet, konnten endlich die Erze dem Schmelzofen übergeben werden. Man hat auf der Mitterbergalpe und in ihrer Umgebung nun schon mehr als zwanzig Schmelzplätze aufgefunden, die durch große, flach ausgebreitete Haufen von Schlacken, die sich allmählich in unmittelbarer Nähe ansammeln mußten, gekennzeichnet werden. Viele dieser Schmelzplätze sind jetzt mit Wald überwachsen und man kann annehmen, daß noch weitaus mehr als die bisher bekannten unter Humus und Moos verborgen liegen.

Auf einem dieser Schmelzplätze ist es gelungen, einen fast vollständig erhaltenen Schmelzofen von seiner aus Schutt, Schlacke und Rasen bestehenden Decke zu befreien und bloßzulegen. Er war aus Bruchsteinen erbaut und innen mit Lehm verstrichen. Die Steine waren teilweise rotgebrannt, der Lehm verschlackt. Der eingeschlossene Hohlraum war klein und betrug nur 0,50 *m* nach den verschiedenen Richtungen des Geviertes. Darnach läßt sich die jeweilige Menge der Beschickung des Ofens ermessen, die sich übrigens auch aus der Größe unzähliger, in ihrer Gänze erhaltener Schlackenklötze ergibt. Das kleinste der in meiner Sammlung befindlichen Stücke wiegt 13,40, das größte 15,90 *kg*. Auch die Schmelzöfen auf den anderen Schmelzstätten mußten von annähernd gleicher Größe gewesen sein, was aus der gleichen Größe der Schlackenklötze ersichtlich ist.

Es ist eigentümlich, daß alle Schlackenklötze eine schräge, trichterförmige Vertiefung zeigen, die ohne Zweifel von einer gespitzten Stange herrührt, mit der die nicht mehr flüssige, aber noch weiche und zähe Schlackenmasse angestochen und abgezogen oder abgeschoben wurde; deshalb entspricht auch der Neigungswinkel des Eindruckes der Abhebestange zur Sohlenfläche genau der vom Arbeiter bei dieser Verrichtung eingenommenen Stellung.

Aller Wahrscheinlichkeit nach ist bei dem ersten Schmelzgange nicht immer ein ganz reines Metall erzielt worden; das erste Schmelzprodukt mußte dann einem Verfeinerungsverfahren unterzogen werden, und in der Tat fand Bergverwalter Pirchl, der mir bei allen diesen Untersuchungen mit ebensoviel Liebe für die Sache als mit Erfolg zur Seite gestanden ist, Plätze, auf welchen das Verfeinerungsverfahren, wie aus der besonderen Art der Schlacke, welche als Raffinierschlacke bezeichnet wird, und zwar nach ihrer Form zu schließen, in Tiegeln vorgenommen worden ist.

Im ganzen ist jedoch das Schmelzverfahren ein sehr einfaches gewesen und hat schließlich doch ein überraschend reines Metall ergeben, was durch die chemische Analyse in den Schlackentrümmern übersehener Stücke der rohen Kupferfladen leicht nachgewiesen werden konnte. Dabei war das Ausbringen des Kupfers aus den Erzen ein so vollständiges, daß in den Schlacken nur eine höchst unbedeutende Menge zurückgeblieben ist. Dieses nach beiden Richtungen hin höchst beachtenswerte Ergebnis des Schmelzverfahrens auf dem Mitterberge läßt auf tüchtige Kenntnisse und eine lange Erfahrung in der Metallscheidekunst schließen.

Trotz jahrelanger Aufmerksamkeit auf alle archäologisch bemerkenswerten Vorkommnisse im Bereiche der Kupfergruben auf dem Mitterberge ist bis jetzt kein eisernes Gerät, das zu dem Grubenbetriebe in unmittelbarer Beziehung gestanden sein könnte, gefunden worden, wiewohl es nicht ausgeschlossen ist, daß die Ausbeutung der Erzlager bis tief in die Eisenzeit, ja selbst in die historische Zeit herab

gewährt habe, da wir keinen sicheren Anhaltspunkt zur Beurteilung der Zeit haben, in welcher sie ihr anscheinend rasches, durch den beschriebenen Schachtverschluß angezeigtes Ende gefunden hat.

Einige am Ausgange des Mühlbachtales in das Salzachtal in unmittelbarer Nähe der steinzeitlichen Werkstätte auf der wallumschlossenen Kuppe des Götschenberges gefundene Gegenstände aus der Zeit der Römerherrschaft, sowie einige Wohngruben daselbst könnten immerhin in nähere oder fernere Beziehung zum Bergbaubetriebe gebracht werden. Örtlich ganz nahe steht ein von Pirchl in der Nähe des Pingenzuges auf dem Mitterberge aufgefundener unverrückbarer Steinblock mit der in Fig. 25 wiedergegebenen Inschrift. Ich habe das zweite Zeichen der ersten Zeile ᚴ früher für jenes Zeichen gehalten, mit dem man nach einer alten und ziemlich allgemeinen Gewohnheit auf Landkarten, Situationsplänen u. dgl. den Eingang eines Stollens und damit das Vorhandensein eines Bergwerkes anzugeben pflegt. Eine weitere Umschau hat mich jedoch belehrt, daß auch dieses Zeichen als ein Buchstabe und zwar als A aufzufassen sei. Es wäre an und für sich schwer erklärbar, weshalb man das Bergwerkszeichen mitten in ein Wort eingefügt und nicht an eine andere Stelle gesetzt habe. Zu einem zweifellosen A fehlt allerdings der innere Querbalken, allein man findet auch in Inschriften des 7. bis 9. Jahrhunderts, besonders auch auf merowingischen Münzen, sowohl ein A ohne den inneren Querbalken als auch mit einem Querbalken auf dem Scheitel (ᚨ und ᛅ), endlich auch ein A, dessen innerer Querbalken geknickt ist, und zwar ebenfalls wieder mit und ohne einem Querbalken auf dem Scheitel (ᛆ und ᛆ). Da auch diese letzte Form des A auf unserer Inschrift enthalten ist, da ferner die verschiedenen Formen des A auch anderwärts in derselben Inschrift zugleich vorkommen, so dürfen wir den zweiten Buchstaben ebenfalls für A lesen. Der angegebenen Zeit entspricht auch die Beifügung eines gleichschenklichen Kreuzes, welches in allen Inschriften des 7. bis 9. Jahrhunderts oft mitten im Worte erscheint.

Nach diesen Merkmalen wären die vier Zeichen der oberen Zeile als ein Wort aufzufassen, welches RAHA zu lesen ist. Es ist ein althochdeutsches Wort, welches Grenze bedeutet. Die Inschrift, welche, wenn die Lesung richtig ist, eine der ältesten, wenn nicht überhaupt die älteste deutsche Inschrift ist, kann allerdings am richtigen Orte sein, sie kann wirklich die Grenze der Gruben unter Tag, der Bergbauberechtigung, des Grundbesitzes oder ähnliches bezeichnen, allein ein tatsächlicher Bezug zum Bergbaubetriebe läßt sich trotz seiner unmittelbaren Nähe bis jetzt nicht erweisen.

Näher stehen dagegen die vorgeschichtlichen Berghäuer und Hüttenleute vom Mitterberge den Bewohnern der oberösterreichischen Pfahlbauten aus der letzten Zeit des Bestehens dieser Ansiedlungen. In deutlicher Weise spricht sich die Nähe dieser Beziehung durch die Gleichartigkeit der Tongefäße aus, sowohl was die technische Herstellung, als was einzelne Formen (Fig. 26, 27) und Verzierungsweisen Fig. 28, 29) betrifft. Da wie dort benützte man auch Klopfsteine und Knochenpfriemen. Es wurde schon erwähnt, daß die Pfahlbaubewohner mit der Zeit auch das Kupfer kennen gelernt haben, das sie zu Beilen, Dolchen, Pfriemen, Fischhaken und Schmuckstücken selbst verarbeiteten. Schon der Umstand der selbständigen Verarbeitung läßt die Beziehung zu einem metallkundigen Volke erkennen, die noch deutlicher wird, wenn wir berücksichtigen, daß das auf dem Mitterberge erschmolzene und das auf den Pfahlbauten verarbeitete Kupfer gleich frei von natürlicher und absichtlicher Beimengung erscheint, und da wie dort nur eine verschwindende Menge Schwefel enthält, also von gleicher chemischer Beschaffenheit ist.

Auf die merkwürdige Erzeugungsstätte von Steinwerkzeugen auf dem Götschenberge am Ausgange des Mühlbachtales, das vom Mitterberge herabzieht, wurde

bereits hingewiesen. Sie bildet ein Zwischenglied zwischen dem Kupferbergbau auf dem Mitterberge und den oberösterreichischen Pfahlbauten, da sie Vieles mit jenem und mit diesen gemein hat, insbesondere ist es die höchst eigentümliche Dekoration der Gefäße — breite, in die Tonmasse vertiefte und am Grunde eingekerbte Furchen, die mit weißer Masse ausgefüllt wurden —, welche wir an beiden Orten in ganz gleicher Weise ausgeprägt finden. Wir haben ferner gesehen, daß die Pfahlbaubewohner ihre Steinbeile und Steinhämmer nicht selbst hergestellt, sondern von den Bewohnern des Salzachtales, möglicherweise vielleicht von den Leuten auf dem Götschenberge selbst, die sich mit der handwerksmäßigen Erzeugung jener Werkzeuge befaßten, bezogen haben, und so mögen sie in einer späteren Zeit wahrscheinlich auch ihr Kupfer auf dem Mitterberge geholt haben, wo vielleicht die Nachkommen derselben Leute, die sich vordem auf dem Götschenberge auf die Erzeugung von Steingeräten verlegt hatten, nun Kupfererze aus den benachbarten Bergen förderten und schmolzen.

Es läßt sich im vorhinein denken, daß die Kupfererzlager auf der Mitterbergalpe nicht die einzigen gewesen sein werden, welche damals ausgebeutet worden sind. Die eifrigen und spürsinnigen Leute, welche einmal Kupfererzlager gefunden, haben sicher rastlos nach anderen gesucht und, wenn es noch welche gab, die überhaupt zu finden waren, so haben sie sie gefunden. Schon in der Nähe weniger Wegstunden von den Kupfergruben auf dem Mitterberge, bei dem sogenannten Brandgute in der Gemeinde Urreiting hat man unzweifelhafte Reste eines gleichalten Betriebes gefunden, die wohl noch wenig zahlreich, aber auch wenig gesucht worden sind.

Wenngleich nicht so umfangreich, wie auf dem Mitterberge, sind die Spuren, welche der »Alte Mann« dem Boden auf der Kelchalpe südlich von Kitzbühel in Tirol aufgeprägt hat. Auch die Funde an Aufbereitungswerkzeugen, an Gefäßscherben und an Knochenresten der verzehrten Tiere sind hier bedeutend.

Die Gruben über Tag (Pingen) lassen hier keine bestimmte Reihe oder Folge erkennen; sie sind unregelmäßig verteilt, teils enger in Gruppen beisammen, teils zerstreut, auch sind sie weder so tief, noch verbreiten sie sich in so großer Ausdehnung, wofern nicht etwa noch andere, als ich beobachten konnte, aufgefunden werden.

Die alten Schächte und Stollen sind wohl auch hier durch die fortschreitenden Arbeiten des gegenwärtigen Bergbaues wenigstens teilweise aufgeschlossen worden, doch ist kein einziger alter Verhau erhalten. Die Erzadern auf dem Mitterberge liegen nämlich in fester Grauwacke, welche auch ohne Zimmerung, namentlich wenn die Gruben ersäuft sind, dauernden Widerstand leisten konnte, wogegen auf der Kelchalpe das Muttergestein aus Tonschiefer besteht, welcher, an sich nicht hart, leicht verwitterbar und tausendfach zerklüftet, ein faules Gebirge bildet, zu fortwährenden Verschiebungen neigt und Hohlräume auf die Länge der Zeit kaum duldet. Zudem erfolgte hier am 19. November 1855 ein gewaltsamer Durchbruch der in den noch erhaltenen alten Verhauen angesammelten Wassermasse. Nach ihrem Abflusse lag eine grosse Menge von Kohlen, Reste der Feuersetzung auf der Sohle der Stollen, die sich auch in kleinen Teilchen an die Firste der Stollen und teilweise auch an die Ulmen geheftet hatten, so daß sie ganz schwarz gefärbt erschienen. Auch hier zeigten sich angebrannte Hölzer und zahlreiche angebrannte Leuchtspäne geradeso wie in den Gruben auf dem Mitterberge. Von Geräten fand man einen aus Fichtenbrettern bestehenden viereckigen Kasten, mehrere aus Fichtenholz roh verfertigte, schüsselartige Gefäße, ähnlich den Näpfen, in denen sich dort die Arbeiter den Teig zu ihrer Mahlzeit bereiten, ohne daß jedoch über ihren Zweck eine bestimmte Meinung ausgesprochen werden kann; vielleicht dienten sie dazu,

den Berghäuern ihre Speisen in die Grube zu bringen. An der tiefsten Stelle der alten Verhaue fand sich auch eine Nadel aus Bronze, von der Fig. 31 ein annähernd genaues Bild gibt, und durch welche allein schon der Bergbau in eine prähistorische Zeit verwiesen wird. In den verstürzten Verhauen zeigte sich wie in jenen des sogenannten »Heidengebirges« im Salzberge von Hallstatt und in gleichen Verhauen im Salzberge von Hallein eine wirre Masse von Trümmergestein, Schlamm und Holzstücken, worunter sich Geräte verschiedener Art, z. B. ein Brustschurz aus Leder, eine hölzerne Schöpfkelle (Fig. 32) wie jene aus den Mitterberger Gruben, Leuchtspäne, ein hölzerner Maßstab befanden, welch letzterer leider, wie manches andere, in Verlust geraten ist.

Alle diese Funde lassen es zweifellos, daß der Grubenbau auf der Kelchalpe im allgemeinen derselben Zeit angehörte wie jener auf dem Mitterberge. Eine höchst auffallende Ähnlichkeit haben aber die hier gefundenen zahlreichen Gefäßscherben mit jenen, welche M. von Chlingensperg aus der oben im ersten Abschnitte beschriebenen Opferstätte auf dem Langacker bei Reichenhall ergraben hat; sie gleichen einander so sehr, daß man meinen könnte, sie seien unmittelbar aus derselben Töpferwerkstätte hervorgegangen. Es ist also offenbar dasselbe tüchtige, bergmännisch erfahrene Volk gewesen, welches hier die Salzlager, dort die Kupfererzlager ausgebeutet hat.

Obwohl die Aufbereitungswerkzeuge, wie bemerkt, zahlreich vorhanden, und weil hier meistens aus erratischem Granit, von guter Erhaltung sind, also deutlich genug erkennen lassen, daß die Aufbereitung hier am Orte und bis zur Verkleinerung der Erze zu Schlich betrieben worden ist, so finden sich auf der Kelchalpe selbst doch keine Spuren des Ausschmelzens, wohl deshalb, weil es oben auf der Höhe der Gruben an Wasser für das Waschen der Erze und an Holz für die Schmelzöfen gebrach. Die Schmelzplätze werden also tiefer zu suchen sein.

Heute ist im Bereiche der prähistorischen Gruben auf der Kelchalpe auch der neuere Bergbau aufgegeben, die Zimmerung des obersten Stollens ist dem Verfalle freigegeben, der Stollen eingebrochen und kein menschliches Auge wird hier jene Stellen mehr schauen, zu denen sich vor mehr als dreitausend Jahren betriebsame Menschen den Weg durch den Felsen gebahnt und dort die Zeugnisse ihrer Tatkraft zurückgelassen haben.

Mit mehr Hoffnung dürfen wir dagegen der Untersuchung anderer Orte entgegensehen, wo sich uns verheißungsvolle Anzeichen bieten. So ist es keineswegs ausgeschlossen, daß wir auch bei den noch im Abbau stehenden Kupfergruben am Schattberge bei Kitzbühel, dann am Röhrerbühel bei St. Johann in Tirol und bei den seit mehreren Jahren aufgegebenen Kupfergruben von Prettau im Ahrntale in Tirol auf Spuren prähistorischen Bergbaues stoßen können.

Ganz im allgemeinen ist überhaupt der ganze Gebirgszug der Tauernkette mit ihren beiden nach Osten sich erstreckenden Ästen der genauesten Untersuchung wert. Hier sind unzählige Stollen und Schutthalden an den Gehängen zu sehen, die auf einen umfassenden Bergbaubetrieb aller Zeitalter hinweisen. Besonders zahlreich finden sich diese zweifellosen Spuren in den beiden Schladminger Tälern, in der Umgebung von Tweng und im Mölltale. Hier zeigen sich beispielsweise nächst dem eigentümlichen Fraganter Bade, wo das Wasser noch nach altertümlicher Weise in hölzernen Trögen durch Hineinwerfen erhitzter Steine auf die erwünschte Wärme gebracht wird, deutliche Reste uralten Bergbaues auf Kupfer. So fand auch der Bergführer Klampferer in oder kurz vor dem Jahre 1893 auf der Sohle des damals stark zurückgegangenen Köhlenbrein-Gletschers mehrere Bronzewerkzeuge und auch stollenartige Vertiefungen, die jedenfalls von einem hier in der Vorzeit betriebenen Bergwerke herrühren. Darunter war »ein an der Spitze

gegen die Schneide gebogenes Messer«, dem wir nach diesem Merkmale bronzezeitliches Alter zuschreiben dürfen. Die Schlußfolgerung auf einen hier einst betriebenen Bergbau ist nicht unberechtigt, da es in diesem vordem erzreichen Gebiete (Elendtal am Ankogel) genug verlassene Bergwerke gibt.

Auch im Fritztale (Hüttau, im Salzburgischen), sowie um Leogang (im Schwarzleo-Graben), wo Spuren von Kupfer- und Nickelerzlagern vorkommen, dürfte die Forschung nicht ganz ohne Aussicht auf Erfolg sein.

III. Das Gold.

Nicht sehr lange Zeit darnach, als die Menschen das Kupfer kennen gelernt haben, ist auch das Gold in ihre Hände gelangt. Man findet es nämlich an mehreren Orten, wo man nur Kupfer kannte, in Gesellschaft kupferner Gegenstände als Beigabe in den Gräbern oder als vergrabenen Schatz. Ein solcher vergrabener Schatz war es, der bei Stollhof an der Hohen Wand nächst Wiener-Neustadt an den Tag kam, bei dem sich außer Kupfersachen (Fig. 33, 34) auch Goldscheiben (Fig. 35) mit ausgetriebenen Buckeln befanden. Das hohe Alter dieses Schatzes wird, abgesehen davon, daß alle Gegenstände aus reinem Kupfer bestanden, durch die Gesellschaft eines kupfernen Beiles bezeugt, das keine Schäftungsvorrichtung, also noch ganz die Form der alten Steinbeile besaß. Auch zu Grußbach im südlichen Mähren fand sich Gold neben Kupfer, nämlich ein großer offener Armring aus Gold neben kupfernen Spiralen als Beigaben an demselben Skelette. Auch anderwärts kommt in Gräbern Gold neben Kupfer vor.

Trotz dieses hohen Alters ist Gold immer verhältnismäßig selten gewesen, und muß daher bei seinen sonstigen hervorragenden Eigenschaften zu allen Zeiten einen hohen Wert gehabt haben. Seine Fähigkeit zu leichter Verarbeitung, seine Farbe, sein Glanz, seine Unveränderlichkeit verschafften ihm eine besondere Eignung zu persönlichem Schmuck und als solchem zur Vermittlung des Tauschverkehrs, da man sich wohl eines Schmuckstückes in der Regel leichter begibt als eines notwendigen Werkzeuges oder einer Waffe. So wurden umgekehrt in späterer Zeit die für die Tauschvermittlung geschaffenen Münzen zu allen Zeiten und in allen Ländern auch als Schmuck verwendet.

Zum Zwecke des Schmuckes wurde das Gold meist zu Spiralringen mit einem oder mehreren Umgängen für den Arm, seltener für den Finger verarbeitet, die im Verlaufe der Zeit in der verschiedensten Weise ausgestaltet wurden, aber immer den Grundtypus der Spirale beibehielten (vergl. die Kupferspirale in Fig. 33). Als die Bronze auch zu anderen Schmuckformen, als offenen und geschlossenen Armbändern, Halsringen, Fibeln, Ohrgehängen und dergleichen Dingen verarbeitet wurde, folgte ihr hierin auch das Gold. So lange man aus diesem nur die einfachen, also ohne Schwierigkeit herzustellenden Spiralringe erzeugte, war an der Form wenig gelegen, es konnte ein Ring den andern leicht vertreten, insofern er nur das gleiche Gewicht hatte oder der Unterschied durch einen anderen Wertgegenstand ausgeglichen wurde; selbst die gänzliche Zerstörung der Form kam nicht in Betracht, wenn es sich darum handelte, durch einen Bruchteil eine Zahlung für einen minderwertigen Gegenstand zu leisten, weil der Ring, wenn zu diesem Zwecke ein Stückchen abgebrochen oder abgeschnitten wurde, nicht mehr am Werte verlor, als das abgetrennte Stückchen ausmachte. Diese leichte Teilbarkeit der goldenen Spiralringe, vermöge deren man auch den Tausch minder bewerteter Gegenstände bewerkstelligen konnte, förderte in der Zeit, ehe man die Münzen als Tauschvermittler einführte, den Tauschverkehr in hohem Maße, und es ist deshalb erklärlich, daß derlei Spiralringe gar nicht selten gefunden werden.

Es scheint, daß man in jener frühen Zeit, etwa vom Beginne des zweiten vorchristlichen Jahrtausends an, gewisse Goldspiralringe schon im vorhinein mehr mit Rücksicht auf die Verwendung als Tauschvermittler, als mit Rücksicht auf die Verwendung als Schmuck herstellte. Darauf deutet schon das Vorkommen von Ringen mit einem Umfange, der sie weder für das Tragen am Arm, noch am Finger geeignet erscheinen läßt. Sodann findet man derlei Ringe in den Gräbern nicht immer am Arme oder Finger oder am Fuße der Skelette, also nicht dort, wo ein Ring als Schmuck getragen werden kann, sondern auch auf der Brust und anderswo. Endlich kommen in den Gräbern nicht immer die ganzen Stücke vor, wie sie aus der Hand ihres Erzeugers hervorgegangen sind und als Schmuck in der Regel verwendet werden, sondern nicht selten nur Bruchstücke, zuweilen selbst ganz winzige Teile. Sehr lehrreiche Beispiele bietet uns in dieser Beziehung gerade das Gräberfeld auf dem Salzberge von Hallstatt, wo man in einzelnen Gräbern zu dünnem Draht ausgehämmerte Spiralringe findet, die nach mehreren Doppelumgängen an beiden Seiten mit einer Schleife endigen und daher nicht mit Unrecht Schleifenringe genannt werden. Lag in einem Grabe ein derartiger Ring, an dem beide Schleifen unversehrt erhalten waren, so fand sich in einem anderen Grabe ein Ring, von dem nur eine Schleife fehlte, die mit deutlicher Anwendung von Gewalt schon vor der Bestattung abgebrochen war, während in einem dritten und vierten Grabe nur kleine, zuweilen selbst sehr kleine Bruchstücke vorhanden waren. Aus diesen Tatsachen ist ersichtlich, daß im ersten Falle ein Reicher bestattet war, dem man einen ganzen Geldring ins Jenseits mitgegeben hatte, damit er ihn dort als Zahlungsmittel verwenden könne, wogegen ein Ärmerer sich mit einem Teilstücke begnügen mußte. Aus dem Mitgeteilten geht aufs deutlichste die Aufgabe solcher Ringe hervor: sie haben die Münzen der späteren Zeitalter vertreten und werden daher nicht mit Unrecht Geldringe genannt. Allerdings waren auch sie noch kein vollkommenes Mittel für den Tauschverkehr, da sie wegen ihrer Ungleichheit im Gewichte und wegen der oft vorgenommenen Teilung zugewogen werden mußten, was übrigens auch bei den Münzen nicht nur anfänglich überhaupt, sondern auch in späteren Zeitaltern, z. B. bei den absichtlich zerhackten keltischen und bei den arabischen noch im Mittelalter geschehen mußte.

Es ist nun eine eigentümliche Erscheinung, daß im bezeichneten Zeitalter, also rund ausgedrückt, im zweiten Jahrtausend vor Chr., die westbaltischen Länder, insbesondere die Halbinsel Jütland und zwar hauptsächlich die der Nordsee zugekehrten Küstenstriche reich an Goldringen gewesen sind, was wir an der großen Zahl derer ermessen, die in dieser Zeit dem Verstorbenen ins Grab mitgegeben wurden. Dagegen ist deutlich zu ersehen, daß man die Verstorbenen in derselben Zeit nicht mehr so reichlich mit Bernstein, dem zu jener Zeit von der Nordsee noch in Menge ausgespülten und vordem im Lande selbst mit Vorliebe zu Schmuck verwendeten fossilen Harze ausgestattet hat.

Es ist somit deutlich, daß man damals den heimischen Bernstein für die Goldringe hingegeben hat, die nun statt seiner in den Gräbern als Beigaben niedergelegt wurden. Den Bernstein finden wir dagegen mehr oder weniger im mittleren Deutschland verbreitet, ja er erscheint selbst in den Königsgräbern von Mykenä, und im folgenden Jahrtausend wird er ein allgemein verwendeter Schmuck, den wir in den Gräbern in grosser Menge, insbesondere auch in unserem Hallstätter Gräberfelde finden.

Woher kam nun das Gold, welches die Leute an der Nordsee für ihren Bernstein erhalten haben?

Da man bisher nicht im entferntesten daran dachte, daß schon in jener frühen Zeit, d. i. im zweiten vorchristlichen Jahrtausend, im mittleren Europa Gold in

bergmännischer Weise gewonnen worden sein könne, und da der Bernsteinhandel sich in eben dieser Zeit schon bis auf die Inseln des Ägäischen Meeres erstreckt hat, so lag es nahe, anzunehmen, daß die goldenen Spiralringe aus dem Oriente stammen; allein der um das Studium der Geschichte des Bernsteins hochverdiente Prähistoriker Olshausen hat es wahrscheinlich gemacht, daß das Gold, welches als Gegenwert für den Bernstein nach dem Norden gelangt ist, aus den östlichen Alpen und aus den siebenbürgischen Karpathen gekommen ist; ja er geht so weit, anzunehmen, daß Griechenland nicht nur kein Gold an Europa abgegeben, sondern umgekehrt von Europa empfangen habe.

Daß bei dem Anteile, den die Alpen an dieser frühzeitigen Goldgewinnung haben, nur die östlichen Alpen in Betracht kommen können, ist im vorhinein klar, da es bekannt ist, daß wesentlich nur diese goldhältige Erze in ihrem Innern bergen und daß nur hier die Ströme Goldsand führen. Olshausen beruft sich hierbei auf das Zeugnis Herodots (5. Jahrhundert vor Christus), welcher berichtet, daß nach dem Norden von Europa zu sich zweifellos das meiste Gold finde. Einen näheren Hinweis auf die Örtlichkeiten erhalten wir um 300 Jahre später durch Polybius, aus dessen verloren gegangenen Schriften uns Strabo eine hierauf bezügliche Stelle erhalten hat. »Ferner«, berichtet Strabo, »erzählt Polybius, man habe zu seiner Zeit gerade über Aquileja bei den norischen Tauriskern eine so ergiebige Goldgrube entdeckt, daß sie, wenn man zwei Fuß tief die obere Erde hinwegräume, sofort Gold zum ausgraben finde; die Grube aber hielte nicht mehr als fünfzehn Fuß. Ein Teil des Goldes sei sogleich gediegen, von der Größe einer Sau- oder Feigbohne, so daß nur der achte Teil beim Schmelzen verloren gehe; das übrige bedürfe zwar weiterer Schmelzung, sei aber dennoch ungemein gewinnbringend. Als einmal Italer zwei Monate lang mit den Barbaren zusammen gearbeitet hätten, wäre alsbald das Gold in ganz Italien um den dritten Teil wohlfeiler geworden; wie aber die Taurisker dies gemerkt, hätten sie die Mitarbeiter verjagt und das Gold allein verkauft. Jetzt jedoch« — das fügt nun Strabo bei — »stehen alle Goldgruben unter den Römern. Aber auch hier (d. i. bei den norischen Tauriskern über Aquileja) führen, wie in Iberien, außer dem Grubengolde, auch die Flüsse Goldsand mit sich, freilich nicht so viel.«

Aus diesem Berichte ergibt sich die Lage der Goldgruben, von denen hier die Rede ist, mit voller Sicherheit: sie befinden sich im Lande der »norischen Taurisker« »gerade über«, d. i. also nördlich von Aquileja. Damit kann nur das oberste Quellgebiet der Drau, der Mur und der Salzach gemeint sein, was umso zweifelloser dadurch wird, daß im ganzen Gebiete der östlichen Alpen und in dem der Taurisker im besondern einzig hier Golderzlager vorkommen, welche noch im 16. und 17. Jahrhunderte reiche Ausbeute gewährten.

Von hervorragender Bedeutung an dieser umfassenden Nachricht des Polybius ist die Mitteilung, daß diese Goldgruben anfänglich von den Barbaren allein ausgebeutet worden sind und daß erst durch das über die große Ergiebigkeit entstandene Geschrei Italer herbeigelockt, aber von den durch diese Mitarbeiterschaft beeinträchtigten Eingeborenen verjagt worden seien. Die einheimischen Bewohner haben sonach die Goldgruben ihrer Berge schon vor der Ankunft der Italer ausgebeutet und müssen sie also auch selbständig aufgefunden haben. Sie erweisen sich damit als ebenso emsige und spürsinnige Bergleute, wie jene, die wir in den Kupfergruben kennen gelernt haben; ob ein innerer Zusammenhang zwischen ihnen stattgehabt oder eine Übertragung auf spätere Einwanderer erfolgt sei, wird vielleicht die Zukunft lehren.

Aus der Nachricht des Polybius können wir auch den Reichtum der Golderzlager und den Umfang ihrer Ausbeutung ermessen. Die Goldgewinnung zur

Zeit der Beteiligung der Italer war in einem solchen Maße gestiegen, daß der Wert des Goldes in ganz Italien um den dritten Teil gefallen ist. Es muß hierbei beachtet werden, daß die Römer damals schon fast alle Mittelmeerländer ihrer Herrschaft unterworfen und deren Reichtümer in Italien angesammelt hatten, woraus sich ergibt, daß eine wirklich riesige, den zeitweiligen Ergebnissen unserer Zeit in Kalifornien, Australien, Südafrika und Nordwest-Amerika vergleichbare Ausbeute vorausgesetzt werden muß, um eine so bedeutende Wirkung hervorzurufen.

Solche stoßweise Erfolge können im Gebiete unserer Betrachtung auch schon früher stattgefunden haben, und deshalb hat die von Olshausen ausgesprochene Vermutung, daß nicht nur das Gold, welches als Tauschwert an die Bernstein liefernden Länder an der Nordsee abgegeben worden, zum Teile aus den norischen Goldgruben gekommen, sondern daß Gold von hier auch an die Küste des Ägäischen Meeres abgeflossen sein könne, eine gute Grundlage.

Dieser große Umfang des Goldbergbaues in den norischen Alpen rechtfertigt den Schluß, daß er gerade so wie der Kupferbergbau auf der Mitterbergalpe dem Boden auf weiten Strecken erkennbare und unvergängliche Merkmale aufgeprägt haben müsse. Wo finden wir sie?

Auf diese Frage kann vorläufig keine bestimmte Antwort gegeben werden. Der Bergbau auf der Mitterbergalpe ist in einem und demselben Grubenfelde betrieben worden und hat aus diesem Grunde und infolge der Zusammendrängung aller bergmännischen Arbeiten so deutliche Spuren hinterlassen, wogegen der Goldbergbau an vielen weit zerstreuten Orten, namentlich wo es sich um Goldwäschen handelte, betrieben worden sein mag, weshalb auch die Merkmale nicht so augenfällig hervortreten werden. Aber selbst auf der Mitterbergalpe würden die Überbleibsel wahrscheinlich auch heute noch unter Moos und Rasen unberührt ruhen, wenn hier der Bergbau nicht in unserer, für geeignete Beobachtungen vorbereiteten Zeit an derselben Stelle neu begonnen worden wäre und die alten Reste an den Tag gebracht hätte.

Schon auf der Kelchalpe sind diese Spuren geringer, unscheinbarer und würden in ihrer wahren Bedeutung gar nicht erkannt worden sein, wenn nicht die Entdeckungen auf der Mitterbergalpe vorausgegangen wären. Und so mögen noch manche Überbleibsel uralten Bergbaues unter der schützenden Erdhülle ruhen, bis auch sie durch die wissenschaftliche Forschung ans Licht gezogen werden. An wie vielen Orten in den östlichen Tauern Bergbau in alter Zeit betrieben worden ist, zeigt schon eine aufmerksame Wanderung durch ihre Hochtäler; über viele hat E. Riedl in seiner gedrängten Zusammenstellung der alten Goldbergbaue Kärntens kurzen Bericht erstattet, andere werden in den Reisehandbüchern hie und da erwähnt, unzählige ruhen noch verborgen in den Seitentälern, verdeckt von Wald und Schutt, vielleicht selbst von Firn und Eis.

Ich möchte zum Erweise dessen, wie viele wertvolle Zeugnisse menschlicher Kulturentwicklung noch in und auf der Erde unserer Beobachtung entzogen ruhen, mich auf ein kleines Begebnis aus meinem eigenen Leben beziehen. Als ich genau vor einem halben Jahrhundert zum ersten Male auf dem sogenannten Verwaltersteige aus dem Naßfelde kommend das Knappenhaus auf dem Rauriser Goldberge vor mir sah, war es (Anfang August) fast nur mehr auf der Vorderseite schneefrei, auf der Berglehne an der Rückseite hatte sich der Firn schon so ausgebreitet, daß er die Mauer des Hauses berührte. Es war das zur Zeit der größten Ausdehnung der Gletscher und Firne um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts.

Ich kann mein Erstaunen nicht genug zum Ausdrucke bringen, welches mich erfaßte, als ich etwa vierzig Jahre später auf dieselbe Stelle kam. Der Firn war verschwunden und statt dessen Grubenhalde an Grubenhalde freigelegt und zwischen

ihnen auf immer höheren Stufen die Umfassungsmauern von Knappenhäusern, die der Bergmann, vor dem Firn Schritt für Schritt zurückweichend, eines um das andere einer unwiderstehlichen Naturgewalt überlassen mußte. Innerhalb der Umfassungsmauern des untersten und jüngsten lag noch das eingebrochene Dach, dessen Sparren und Schindeln unter der Schneedecke sich erhalten hatten.

Man ersieht aus dieser Erscheinung, daß unter der oberflächlichen Decke noch vieles verborgen sein kann, von dem wir keine Ahnung haben, das aber höchst lehrreiche Einblicke in das Dunkel einer anscheinend für immer versunkenen Episode menschlicher Tätigkeit gewähren kann. Handelt es sich an dieser Stelle wahrscheinlich nur um Überreste mittelalterlichen oder neuzeitlichen Grubenbaues, so können sich an anderen Stellen Spuren eines weitaus älteren Bergbaues ergeben.

Eine andere Schwierigkeit, die prähistorischen Bergbaue nachzuweisen, dürfte in dem Umstande liegen, daß manche, wie ja noch im Mittelalter und in der Neuzeit, ober der Waldgrenze liegen, weshalb die Scheide- und Schmelzplätze nicht bei den Gruben sich befinden, die Merkmale also nicht so deutlich hervortreten.

Es muß endlich berücksichtigt werden, daß das Gold in jener Zeit offenbar zum großen Teile in Goldwäschereien gewonnen worden ist. Wenngleich Strabo in seinem Berichte weniger Gewicht auf sie legt, so geht doch aus den Einzelheiten seiner Mitteilungen hervor, daß sie einen großen und vielleicht sogar überwiegenden Anteil an der Goldgewinnung hatten. An einer anderen Stelle berichtet Strabo selbst von ergiebigen Goldwäschen bei Noreja, der einstigen Hauptstadt der Taurisker.[1]) Die Stellen der Goldwäschereien liegen in den Niederungen, in der Nähe der Gewässer, die den Goldsand führten und absetzten, von deren Hochfluten die Arbeitsplätze immer aufs neue mit Schotter und Sand überdeckt und ebenso unkenntlicher gemacht werden, wie im Gebirge durch den Bergschutt oder die Vegetation. Hier im Hochgebirge aber ist die mit Einsicht und Ausdauer geführte Untersuchung nicht aussichtslos.

IV. Das Eisen.

So wie das Gold tritt auch das Eisen unserer Alpen schon mit einer geschichtlichen Berühmtheit in den Kreis unserer Kenntnis. Römische Schriftsteller rühmen die Güte des norischen Eisens, und in der Tat bekräftigt seine Beschaffenheit, die wir an den aus dem Gebiete des alten vorrömischen Norikums stammenden Werkzeugen und Waffen jener frühen Zeit genau zu prüfen in der Lage sind, dieses Ansehen. Diese Funde bezeugen aber zugleich eine staunenswert entwickelte Schmiedekunst.

Aus dieser doppelten Vollkommenheit der Eisenerzeugnisse ergibt sich, daß ihr eine lange Zeit der Entwicklung vorangegangen sein muß. Es wird uns deshalb nicht überraschen, wenn wir schon Jahrhunderte vor den römischen Schriftstellern, die uns von der Vortrefflichkeit des norischen Eisens berichten, auf so vollkommene Eisengeräte stoßen, wie sie uns nicht nur in dem schon so oft genannten Gräberfelde von Hallstatt, sondern auch an anderen Orten innerhalb der östlichen Alpen, namentlich in zahlreichen Gräbern und Ansiedlungen in Krain begegnen.

Die Zeit, aus welcher diese Funde stammen, füllt das ganze Jahrtausend vor Chr. aus, von dem die letzten vier Jahrhunderte der La Tène-Periode, die vorangehenden sechs der Hallstattperiode angehören. Eine große Zahl dieser Eisen-

[1]) Noreja wurde von den Römern zerstört; ihre Lage ist nicht ausgemacht, einige vermuten sie bei Neumarkt nördlich von Klagenfurt; es ist aber untersuchenswert, ob sie ihre natürliche Fortsetzung nicht in Virunum, der Hauptstadt zur Zeit der Römer, habe, deren Name neu aufgekommen ist, so daß Noreja und Virunum derselbe Ort wäre.

gegenstände weist solche typische Formen auf, daß wir an ihrer einheimischen Erzeugung nicht zweifeln können, und ihre bei möglichster Erreichung eines gefälligen Aussehens den Gebrauchszwecken angepaßte Art sowie die Beschaffenheit des Rohstoffes läßt schließen, daß die Eisengewinnung und dessen Verarbeitung schon am Beginne des bezeichneten Jahrtausends Eingang in den Alpen gefunden habe. Daß beiden, der Gewinnung und der Verarbeitung von der einheimischen Bevölkerung eine so bereitwillige Aufnahme entgegengebracht wurde, und daß sie eine so rasche Entwicklung erfahren konnten, bezeugt wieder, daß es unter ihr tüchtige Leute gegeben haben muss, welche geschult im Bergbau auf Salz, Kupfer und Gold, auch für den auf das neu angekommene Metall vorbereitet und für seine Aufnahme empfänglich gewesen sind, als die Anregung hiezu von außen hereingebracht worden ist.

Es ist begreiflich, daß das Eisen, dessen Erze an so vielen Orten des Landes geradezu offen zu Tage lagen, das aus mehrfachen Gründen eine mannigfaltigere und umfassendere Verwendung als die Bronze zuließ, nun in weitaus größerem Umfange gewonnen worden ist als das Kupfer, das ja erst durch die Verbindung mit dem aus der Ferne gekommenen Zinne eine erhöhte Wirksamkeit erhielt, und das Gold, dessen Gebrauch auf die Verwendung als Schmuck und Tauschmittel beschränkt blieb. Wir begegnen nicht nur unvergleichlich zahlreicheren Fundgegenständen aus Eisen im Lande selbst, manche Urgeschichtsforscher nehmen sogar an, daß eine Ausfuhr von Eisenwaren selbst nach Italien stattgefunden habe. Und doch hat man bis jetzt keine Stellen gefunden, auf denen sich mit voller Sicherheit nachweisen ließe, daß man dort in jener frühen Zeit, von der die Rede ist, nach Eisenerzen gegraben und Eisen gewonnen hat. Das ist wohl zumeist dadurch zu erklären, daß das Eisenerz in unseren Bergen oft genug zu Tage liegt, daß es also in offenen Gruben gebrochen worden, die nicht so wie die Gruben unter Tag in ihren Merkmalen leicht erkenntlich, sondern nach ihrem Verlassen durch die Atmosphärilien verändert, oft mit Schutt überdeckt, von Rasen oder Wald und Moos überkleidet worden sind.

Auch die Stätten, wo das Eisen aus den Erzen gewonnen worden ist, tragen keine so leicht wahrnehmbaren und für die Zeitbestimmung maßgebenden Merkmale an sich, wie die der Kupfergewinnung. Abgesehen davon, daß die Erze selbst in der Regel keiner so weitgehenden Vorbereitung bedurften, die also auch keine so deutlichen Spuren hinterließ, ist auch der eigentliche Vorgang der Gewinnung des Metalles selbst ein anderer, einfacherer gewesen.

Wir besitzen nämlich gar keinen Anhalt zur Annahme, daß man schon damals das Eisenerz sowie das Gold- und Kupfererz wirklich ausgeschmolzen und das so gewonnene Gußeisen nun in Schmiedeisen und dieses in Stahl verwandelt hätte. Wenn man auch die Umständlichkeit außer Betracht läßt, welche mit dem dreifachen Arbeitsvorgange verbunden ist, und selbst die Schwierigkeit der Umwandlung des Gußeisens in Schmiedeeisen, deren Bewältigung wir jener frühen Zeit doch nicht recht zutrauen können, nicht berücksichtigt, so schließen Fachmänner aus der Beschaffenheit des Eisens der Hallstattperiode darauf, daß aus dem Eisenerze unmittelbar, das ist ohne dessen vorgängige Schmelzung in sogenannten Frischöfen oder Rennöfen Eisen oder genauer gesagt, eine Art Stahl gewonnen wurde, wie es in Europa noch in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts an vielen Orten geschah und bei Völkern außerhalb Europas und sogar in Europa z. B. im Balkan noch heute geschieht. Unverarbeitete Eisenbatren dieser Art, sogenannte Frischluppen, sind uns aus einigen Fundorten erhalten.

Diese Art der Eisengewinnung erforderte keine großen Anlagen, keine eigentlichen Schmelzöfen, keine umfassenden Kenntnisse; wo sie stattfand, ist sie nur

in kleinem Umfange betrieben worden, und wo die Bedingungen gegeben waren, hatte vielleicht jedes Dorf seinen eigenen Frischofen, wo die Bewohner für ihren Bedarf Eisen herstellten.

Diese Umstände lassen folgern, daß die Erzeugung von Eisen wohl an sehr vielen Orten im Lande stattfand, wahrscheinlich aber nur an wenigen in größerem Umfange, wo man für Verkauf außer den Grenzen des Landes arbeitete, und es ist begreiflich, daß die Spuren der in der Mehrzahl nur kleinen Eisengewinnungsstätten leicht verwischt werden konnten.

Gleichwohl hat man schon an sehr vielen Orten Stellen nachgewiesen, wo Eisen gewonnen oder verarbeitet worden ist; allein es ist bis jetzt nur an verhältnismäßig wenigen möglich gewesen, deren Alter nachzuweisen. Denn dieses offenbart sich nicht so sehr durch die Art der Schlacke, da die direkte Frischeisengewinnung, wie schon bemerkt wurde, teilweise noch vor hundert Jahren stattfand, sondern auf sichere Weise nur durch zurückgebliebenes Gerät, besonders durch die Scherben der von den Arbeitern benützten Tongefäße, und diese hat man bisher wahrscheinlich nur in seltenen Fällen gefunden oder doch nicht beachtet. Meistens ist man ja auf diese Arbeitsplätze bei zufälligen Grabungen gestoßen und hat sie auch dem Zufalle wieder überlassen.

Allein, ganz hoffnungslos ist die Aufmerksamkeit, die man diesen Schlackenplätzen schenken wird, keineswegs. Wenige Topfscherben, diese Leitmuscheln in den aufeinanderfolgenden Kulturschichten der menschlichen Entwicklungsgeschichte, genügen zur Feststellung der Zeit, der sie angehören, und einige glückliche Funde können, wenn ihre Fingerzeige mit Beharrlichkeit weiter verfolgt werden, bedeutungsvoll sein und weitgehende Aufschlüsse über bisher noch dunkle Beziehungen der prähistorischen Alpenvölker zu ihren Nachbarn geben.

Die Figuren 36 bis 44 zeigen Proben der Schmiedekunst in den norischen Alpen im Jahrtausend vor Chr.

V. Das Blei.

Es ist begreiflich, daß ein Metall von den Eigenschaften des Bleis, die in weniger vorgeschrittenen Kulturperioden nur eine beschränkte und recht nebensächliche Anwendung gestatteten, auch nur wenig hervortritt und daher auch seltener erscheint. In der Hallstattperiode, soweit sie durch die Gräber in Hallstatt vertreten wird, finden wir das Blei, zu dünnen Stäbchen oder Draht ausgezogen, als Futter der überbogenen Ränder bei Gefäßen (Kesseln) und an einem Helm, sowie als Ausfüllung des Bodens bei einigen Erzgefäßen, einmal auch als Unterlage eines Goldplättchens; es stellt sich als Hüttenprodukt mit geringer Beimischung von Kupfer oder Silber dar. Am öftesten erscheint es bei den Kesseln oder Eimern aus Bronze, deren oberster Saum gegen außen in der Regel über einen Kern oder Draht aus Blei oder über ein mit Blei gefülltes Bronzeröhrchen umgeschlagen ist.[1]) An anderen Fundorten erscheint es nur sehr vereinzelt, zu mehr oder weniger nebensächlichen, mitunter gar nicht recht bestimmbaren Gegenständen verarbeitet.

Trotzdem die Bronzegefäße aus Hallstatt sich teilweise von den italischen unterscheiden und manche, selbst italienische Forscher, wie schon bemerkt worden ist, den Sitz der hochentwickelten Metallindustrie dieser Zeit in den östlichen Alpen annehmen zu müssen glauben, so geben die mit Blei in unmittelbarer Verbindung befindlichen Gegenstände doch keine sichere Gewähr für die Herkunft dieses Metalles. Denn waren jene Bronzeeimer, wie andere behaupten, doch ein fremdes Erzeugnis und etwa aus Italien eingeführt, dann war wohl auch das Blei fremden Ursprungs. Ebensowenig wie Hallstatt geben andere Fundorte genügende Auskunft.

[1]) Eduard Freiherr von Sacken, Das Grabfeld von Hallstatt, S. 93 und 119.

Da wurde nun vor zwei Dezennien die Untersuchung des ausgedehnten Grabhügelfeldes von Frögg bei Velden am Wörthersee begonnen, und gleich die ersten Ausgrabungen brachten eine ansehnliche Menge mannigfaltiger Gegenstände aus Blei an den Tag, und zwar hauptsächlich Figürchen, welche Menschen, Tiere und Reiter darstellen. Diese Figürchen sind zum Teile roh und selbst nur schematisch hergestellt, so daß das, was sie darstellen sollen, eben noch bestimmbar ist, wogegen andere recht charakteristisch und in guten Maßverhältnissen ausgeführt sind und die dargestellten Menschen und Tiere in lebhafter Bewegung erscheinen lassen.

Alle Stücke sind in einteiliger Form gegossen, so daß nur eine Seite plastisch heraustritt, wogegen die andere vollkommen flach ist, woraus ersichtlich, daß sie zum Auflegen auf andere Gegenstände bestimmt waren. Spätere Funde zeigten, daß sie zur Dekoration von Tongefäßen gedient haben, die auch durch Auflegung von flachen, dreieckigen Bleiplättchen verziert wurden. Nebenbei kamen auch Zierstücke anderer Art aus Blei vor; besonders hervorzuheben ist außerdem ein kleiner vollständiger Plattenwagen, der auch in anderen Richtungen seine Bedeutung hat. Durch die übrigen aus den Grabhügeln von Frögg gehobenen Funde (Fibeln, Beile, Lanzenspitzen, Schmucksachen, Gefäße aus Bronze und Ton u. a.) erhalten diese Bleigegenstände eine vollkommen gesicherte Zeitstellung; sie gehören in die Periode der Hallstätter Gräber, in denen wir das Blei, wenngleich in einer mehr untergeordneten Verwendung als in Frögg gesehen haben.[1]) Die Figuren 45 bis 50 zeigen einige Typen dieser Dekorationsstücke.

Die Umschau nach ähnlichen Gegenständen aus Blei ist bis jetzt vergeblich gewesen. Man stoßt wohl auf die gleichzeitige Übung, die Tongefäße durch Verbindung mit Metall, z. B. durch Eindrücken kleiner Bronzenägelchen, ja selbst durch Auflegen reicher ausgestalteter Ornamentstücke aus Gold zu dekorieren, allein eine Verwendung von Blei zu diesem Zwecke und in Formen, wie sie in den Grabhügeln von Frögg gefunden wurden, dürfte anderswo kaum je festgestellt sein. Hauptsache ist hierbei, daß es sich nicht um einige wenige vereinzelte Funde handelt, daß uns vielmehr eine große Fülle entgegentritt, welche ein vollgültiges Zeugnis dafür gibt, daß hier eine von einem engen Umkreise örtlich begrenzte Kunst geübt wurde, die nur durch eine reichlich zur Verfügung stehende Menge von Rohblei hervorgerufen und weiter entwickelt worden sein kann, sich aber nicht erheblich über den Bereich der Ursprungsstelle des Bleis verbreitet hat.

Die Herkunft dieses in eigenartiger Weise und in einem so engen Umkreise verwendeten Metalles kann demnach nur in unmittelbarer Nähe der Fundstätte gelegen sein, und dieser Schluß wird umso berechtigter, als in der Tat Bleierzlager an mehreren Orten der Umgebung vorkommen. Man braucht nur auf die reichen Bleierzlager von Bleiberg zu verweisen, wo Erze in schmelzbarer Eigenschaft zu Tage treten; auch in Rossegg, kaum eine Wegstunde von Frögg entfernt, sowie bei Gurina im Gailtale ist einst auf Blei gegraben worden. Etwas ferner liegt der, wie jener von Bleiberg auch heute noch betriebene Bergbau von Raibl.

Es kann also gar keinem Zweifel unterliegen, daß in prähistorischer Zeit in unseren Alpen auch Blei gegraben, ausgeschmolzen und verarbeitet worden ist. Gilt dies zunächst für das erste vorchristliche Jahrtausend, so läßt sich annehmen, daß der Bleierzbau auch in der folgenden Zeit betrieben worden ist, da sich die Römer auch dessen so wie des Salz- und Goldbergbaues bemächtigt haben werden.

Im allgemeinen hat das Blei in jener frühen Zeit nur eine untergeordnete Verwendung gefunden; bloß in der unmittelbaren Nähe seiner Bezugsquelle wurde

[1]) Baron Hauser, Funde von Frögg-Velden. Mitteilungen der Central-Kommission für Kunst- und hist. Denkmale, Jahrg. 1884, S. LXII u. CC, Jahrg. 1885, S. XXXV, Jahrg. 1887, S. LXXVI, Jahrg. 1888, S. 84, und Jahrg. 1889. Siehe auch M. Much, Prähistorischer Atlas, Taf. XLVII—L.

es, wie wir gesehen haben, in einer umfangreicheren Weise zu dekorativen Zwecken verarbeitet; seine Gewinnung kann daher auch nur in beschränkterem Maße stattgefunden und demgemäß nur geringe Spuren hinterlassen haben. Die Funde von Frögg genügen aber zum Beweise, daß die metallkundige Bevölkerung der Ostalpen so wie Salz, wie Kupfer, Gold und Eisen, auch das Blei in seinen Erzlagern gefunden und gewonnen hat.

Es erübrigen noch zwei Metalle, das Silber und das Zinn, die in diese Betrachtung noch einzubeziehen wären. Das Silber hat bei der mittel- und nordeuropäischen Bevölkerung in prähistorischer Zeit keine Rolle gespielt; auch fehlen eigentliche Silbererze in unseren Alpen. Man würde daher seine Spuren aus dieser Zeit vergeblich suchen. Von höchster Wichtigkeit für die Kulturentwicklung war dagegen das Zinn; allein auch Zinnerze finden sich in den Alpen nicht und seine Herkunft ist trotz seiner allgemeinen Verwendung als Zusatz zu Kupfer, um damit die Bronze, die fast zwei Jahrtausende charakterisierende Metallegierung, herzustellen, auch heute noch von einem nicht ganz zu beseitigenden Dunkel umhüllt. Noch weit rätselhafter ist das Vorkommen von Zinnober auf menschlichen Knochen aus steinzeitlichen Gräbern, zu Klein-Tschernosek in Böhmen einerseits, zu Agnani in Italien andrerseits; allein da es sich in diesen Fällen nicht um hüttenmännisch gewonnenen Zinnober, sondern nur um sogenannten Bergzinnober, also gewissermaßen nur um eine ausgegrabene Farbe handelt, so müssen diese Vorkommnisse außer Betracht unserer Untersuchung bleiben.

Überblicken wir die angeführten Tatsachen, so sehen wir, daß die Menschen in den Alpen im Gegensatze zu anderen Gebirgen schon in einem sehr frühen Abschnitte der prähistorischen Zeitalter eingezogen und die Schätze der Berge zu gewinnen bemüht gewesen sind. An den Salzlagerstätten von Hallstatt erscheinen sie schon in einem Zeitalter, als ihnen vorerst nur Steine nebst Knochen und Holz zur Verfertigung ihrer Werkzeuge zur Verfügung standen. Die am Ufer des Hallstättersees und auf dem Salzberge selbst gefundenen Steinwerkzeuge lassen bei der Unvermögenheit der Örtlichkeit, Menschen zu ernähren, keinen Zweifel darüber bestehen, daß diese nur der Salzgewinnung wegen dorthin gekommen sind. Halten wir damit in Zusammenhang die steinzeitliche Ansiedlung bei Hammerau unfern von den Salzquellen von Reichenhall, die Werkstätte für Steinwerkzeuge auf dem Götschenberge bei Bischofshofen, die ja auch zur Tätigkeit des Bergmannes in einer nahen Beziehung steht, so hat es den sehr begründeten Anschein, daß es die Schätze der Berge und zwar zunächst das Salz und die für die Herstellung von Werkzeugen geeigneten Gesteine gewesen sind, welche die ersten Menschen in die Alpen gezogen haben. Erst im Anschlusse an diese ältesten Bergleute kamen die Hirten und Ackerbauer.

Den Leuten, die Salz und brauchbare Gesteinsarten in den Bergen fanden, folgten sodann jene auf dem Fuße, die mit Erfolg auf Kupfererze geschürft und sich nicht nur auf der Mitterberg- und Kelchalpe festgesetzt, sondern zweifellos auch diesseits und jenseits der Tauernkette ausgebreitet haben. Gleichzeitig wurde die Salzgewinnung in größerem Umfange fortgesetzt, wofür die Hekatomben von Haustieren auf dem Langacker bei Reichenhall Zeugnis geben.

Im Jahrtausend v. Chr. erfährt die Entwicklung des alpinen Bergbaubetriebes eine stetige Zunahme. Die Salzlager von Hallstatt und Hallein und die Goldgruben der Taurisker werden, wie uns einerseits die Funde zeigen, anderseits geschichtliche Nachrichten lehren, mit staunenswertem Geschick und Eifer ausgebeutet und bringen einen überschwellenden Reichtum ins Land. Schon am Beginne dieses Jahrtausends

wurde die Aufmerksamkeit der einheimischen Bergleute auch auf das Eisen gelenkt, das sie ohne Zweifel an zahlreichen Orten und in solcher Güte herzustellen vermochten, daß ihr Eisen, das norische, zur Berühmtheit gelangte. In den Kärntner Alpen endlich ergruben sie gleichzeitig Bleierze und verwendeten das daraus gewonnene Metall in eigenartiger Weise zur Dekoration ihrer Tongefäße.

So erweisen sich uns die Bewohner der Ostalpen — ohne damit auch ihren ununterbrochenen Zusammenhang oder ihre rassenmäßige Zusammengehörigkeit auszusprechen — als ein geistig wohl veranlagtes, zur Tätigkeit geneigtes, bergbaukundiges Volk, und die Gaben, welche die Alpen im Schoße ihrer Berge für sie bereit hielten, als die wirksamen Kräfte, welche sie dazu gemacht haben. Die Erkenntnis dieser Tatsachen verdanken wir der Urgeschichtsforschung; aber noch läßt das Bild der vorgeschichtlichen Bewohner der Alpen sich nur in seinen äußeren Umrissen zeichnen, noch gibt es klaffende Lücken in unserer Erkenntnis; doch diese vermag die gelehrte Forschung am Studiertische allein nicht auszufüllen. Viele Hände müssen zugreifen, um wissenschaftliches Material herbeizubringen. Zu diesem Zwecke ist auch der kleinste Beitrag willkommen und die Tätigkeit des Laien ebenso wertvoll wie die des Fachgelehrten. Das Gebiet, in dem auch die Laien mitwirken können, ist groß, reich und verspricht schöne Erfolge. Niemand ist aber zur Mitwirkung an dieser Sammeltätigkeit mehr berufen, als die Freunde der Alpen; mögen sie bei der Freude, die ihnen die Erforschung ihrer Berge gewährt, der Menschen, die diese einst bewohnten, nicht vergessen, mögen sie bereitwillig und erfolgreich an der gemeinsamen Aufgabe mitwirken. Und dazu rufe ich ihnen den alten Bergmannsgruß zu: Glück auf!

Verzeichnis der Abbildungen (Seite 26—31).

Fig. 1. Steinbeil vom Schafberg. — Fig. 2. Steinbeil aus Hallstatt. — Fig. 3. Steinhammer aus Hallstatt. — Fig. 4. Kupferbeil aus dem Pfahlbau im Mondsee. — Fig. 5. Kupferdolch aus dem Pfahlbau im Mondsee. — Fig. 6. Kupferner Pfriem aus dem Pfahlbau im Mondsee. — Fig. 7. Kupferner Fischhaken aus dem Pfahlbau im Mondsee. — Fig. 8. Kupferne Schmuckspirale aus dem Pfahlbau im Mondsee. — Fig. 9. Schmelzschale aus dem Pfahlbau im Mondsee. — Fig. 10. Gußlöffel aus dem Pfahlbau im Mondsee. — Fig. 11. Hölzerner Hammer aus den Kupfergruben auf dem Mitterberg. — Fig. 12. Pickel aus den Kupfergruben auf dem Mitterberg. — Fig. 13. Bronze-Palstab aus den Kupfergruben auf dem Mitterberg. — Fig. 14. Hölzerne Schaufel aus den Kupfergruben auf dem Mitterberg. — Fig. 15. Rekonstruierter hölzerner Wassereimer aus den Kupfergruben auf dem Mitterberg. — Fig. 16. Steinschlegel mit Rille von den Arbeitsstätten auf dem Mitterberg. — Fig. 17. Steinschlegel mit Kerben vom Mitterberg. — Fig. 18. Unterlagsplatte für die Aufbereitung des Erzes vom Mitterberg. — Fig. 19. Unterlagsplatte für die Aufbereitung vom Mitterberg. — Fig. 20. Klopfstein zur Aufbereitung des Erzes vom Mitterberg. — Fig. 21. Reibstein (untere Fläche) zur Aufbereitung des Erzes von den Kupfergruben auf der Kelchalpe in Tirol. — Fig. 22. Reibstein (Seitenansicht) von der Kelchalpe. — Fig. 23. Trog zum Waschen der Erze aus den Kupfergruben auf dem Mitterberg. — Fig. 24. Schwungtrog zum Waschen der Erze aus den Kupfergruben auf dem Mitterberg. — Fig. 25. Inschrift vom Mitterberg. — Fig. 26. Krug aus dem Pfahlbau im Mondsee. — Fig. 27. Krug vom Mitterberg. — Fig. 28. Verzierte Topfscherbe aus dem Pfahlbau im Mondsee. — Fig. 29. Verzierte Topfscherbe vom Mitterberg. — Fig. 30. Verzierte Topfscherbe von der Kelchalpe. — Fig. 31. Rollnadel aus Bronze von der Kelchalpe. — Fig. 32. Hölzerne Schöpfkelle von der Kelchalpe. — Fig. 33. Kupferne Armspirale von Stollhof in Niederösterreich. — Fig. 34. Kupferne Doppelspirale von Stollhof. — Fig. 35. Goldene Zierscheibe von Stollhof. — Fig. 36. Eisernes Langschwert aus dem Gräberfelde von Hallstatt. — Fig. 37. Eisernes Kurzschwert von Hallstatt. — Fig. 38. Eiserne Lanzenspitze aus dem Gräberfelde von Watsch in Krain. — Fig. 39. Eisernes Lappenbeil aus einem Hügelgrabe bei Goldes in Steiermark. — Fig. 40. Eisernes Hohlbeil von Mantrach in Steiermark. — Fig. 41. Eiserne Axt aus dem Gräberfelde von St. Michael in Krain. — Fig. 42. Eisernes geschweiftes Schwert von St. Michael. — Fig. 43. Eisernes Schwert der La-Tène-Zeit aus dem Grabhügelfelde von Frögg in Kärnten. — Fig. 44. Eisernes Messer aus dem Gräberfelde von Hallstatt. — Fig. 45 bis 50. Bleierne Zierstücke zur Dekoration der Tongefäße aus dem Grabhügelfelde von Frögg.

Fig. 1 (1/2)

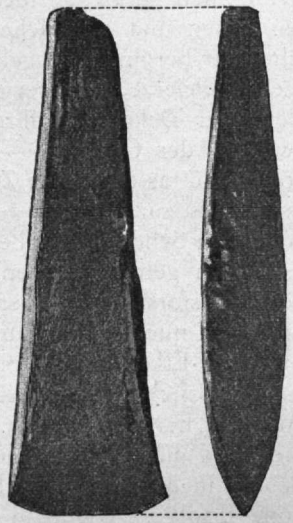


Fig. 2 (1/2)

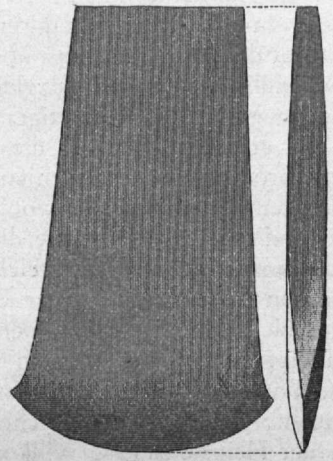


Fig. 4 (2/3)

Fig. 5 (2/3)

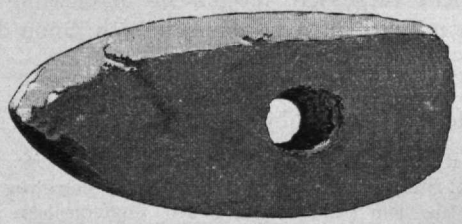


Fig. 3 (1/3)

Fig. 8 (2/3)

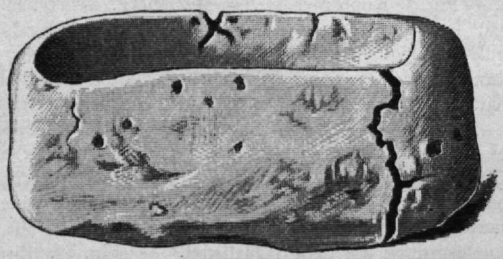


Fig. 9 (2/5)

Fig. 10 (2/5)

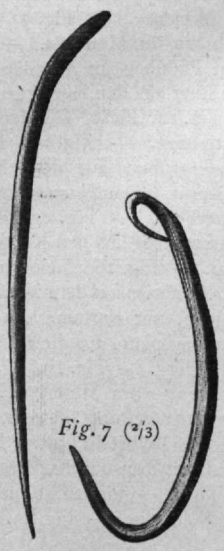


Fig. 7 (2/3)

Fig. 6 (2/3)

Fig. 16 (1/3)

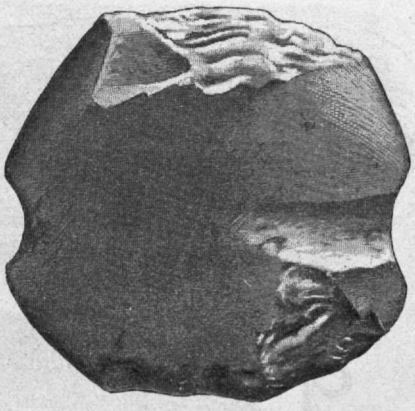


Fig. 17 (1/3)

Fig. 13 (1/3)

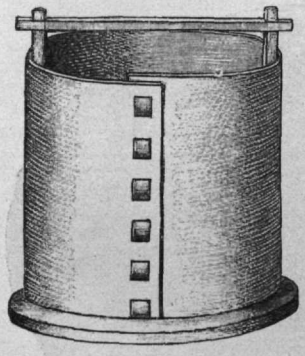


Fig. 15 (1/6)

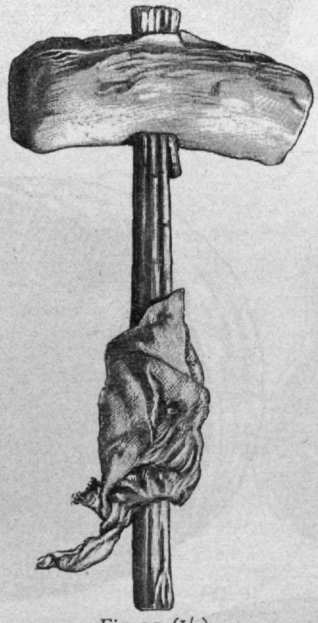


Fig. 11 (1/4)

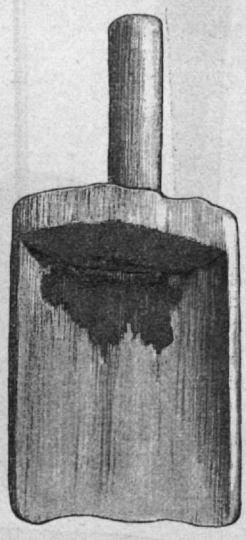


Fig. 14 (1/4)

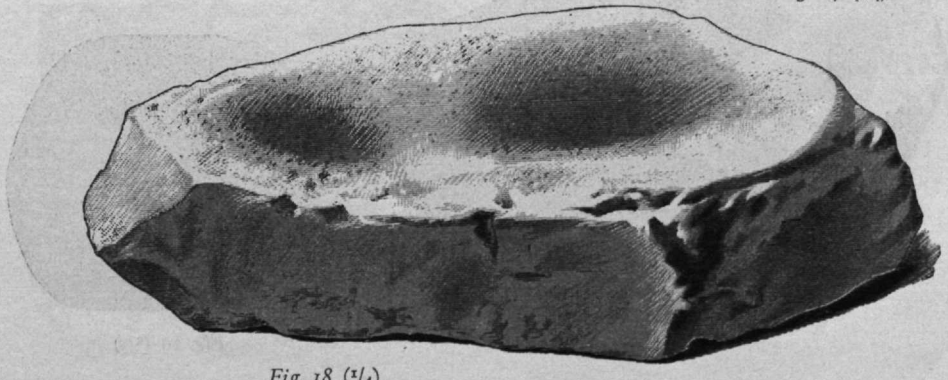


Fig. 18 (1/4)

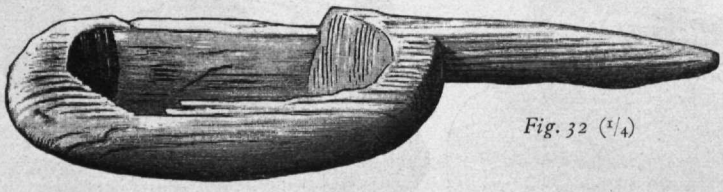


Fig. 32 (1/4)

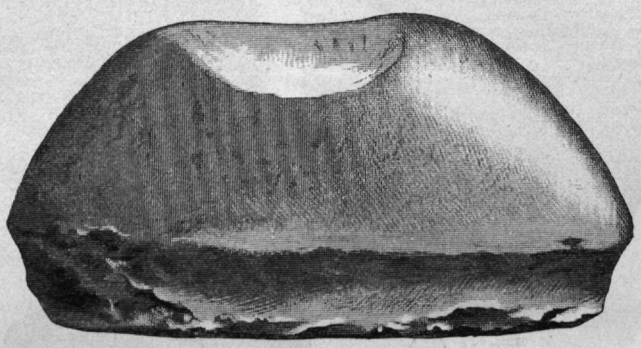


Fig. 22 (2/5)

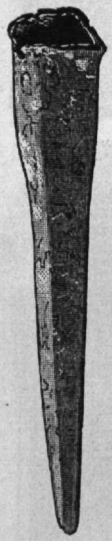


Fig. 12 (1/5)

Fig. 31 (2/3)

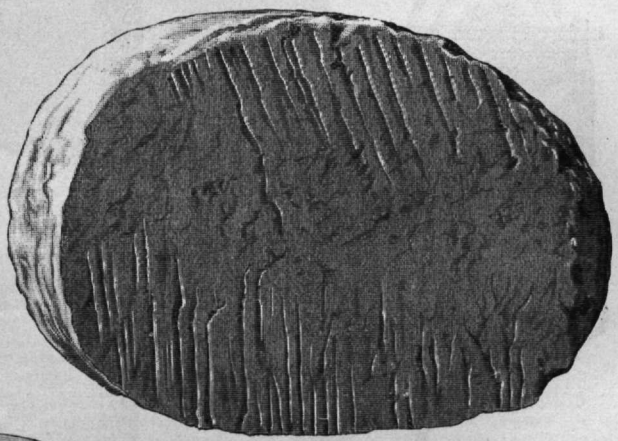


Fig. 21 (2/5)

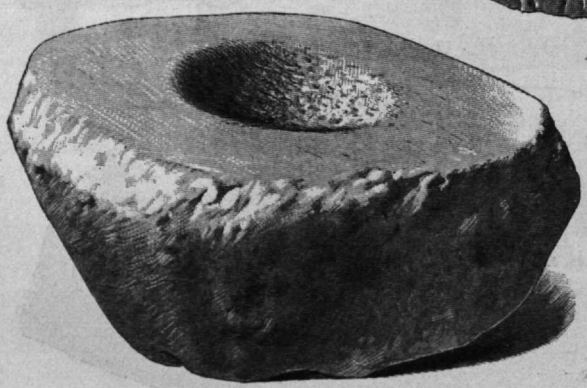


Fig. 19 (2/5)

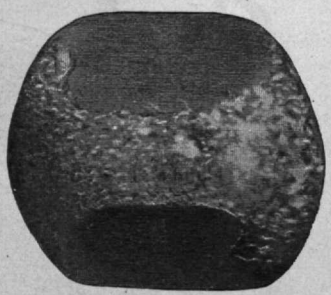


Fig. 20 (2/3)

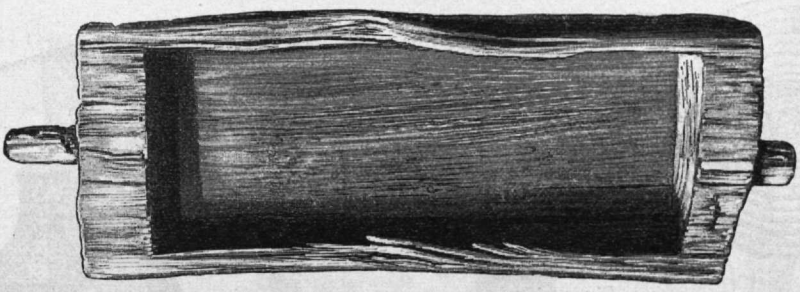


Fig. 24 (1/10)

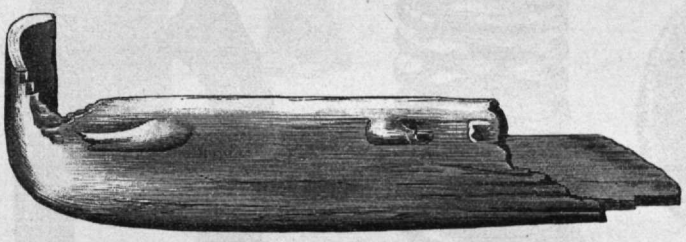


Fig. 23 (1/8)

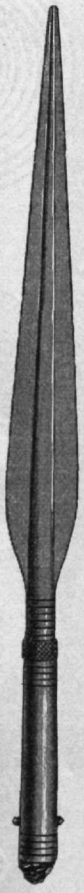


Fig. 38 (1/5)

Fig. 26 (1/3)

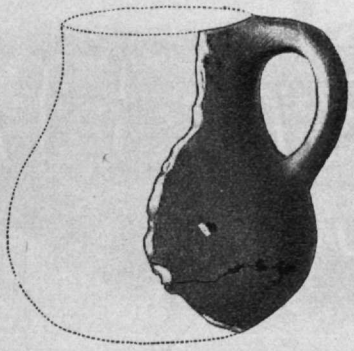


Fig. 27 (1/3)

Fig. 29 (2/3)

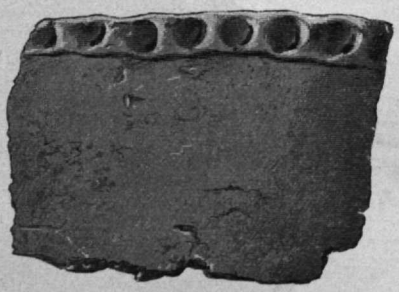


Fig. 28 (2/3)

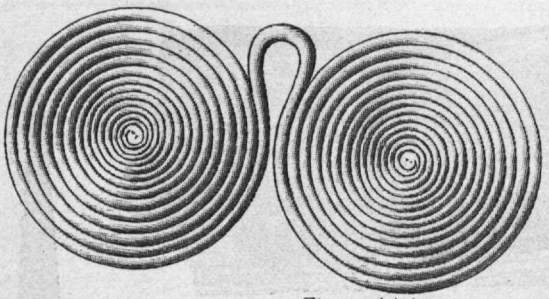


Fig. 34 (5/12)

Fig. 44 (2/5)

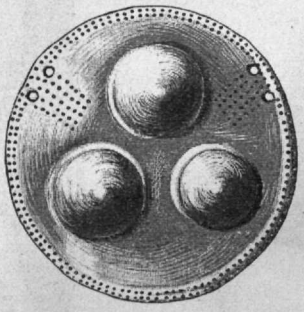


Fig. 35 (2/5)

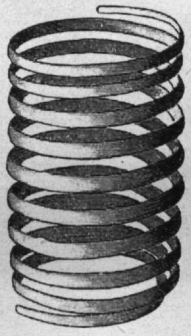


Fig. 33 (1/2)

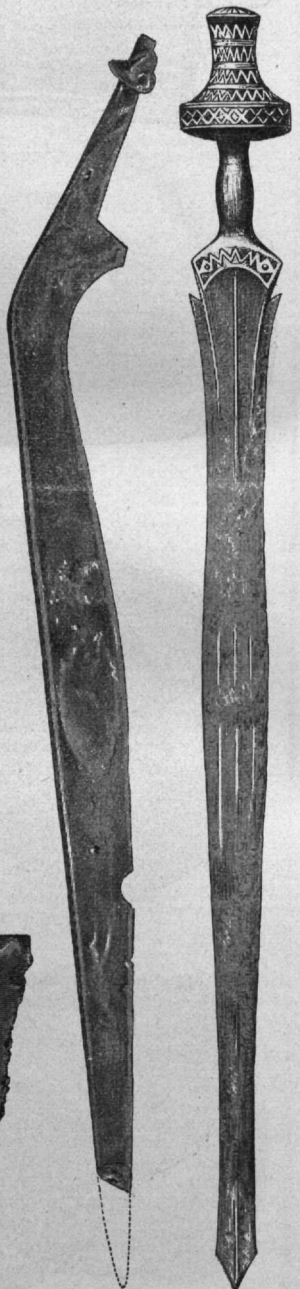


Fig. 42 (2/7) Fig. 36 (1/7)

Fig. 25

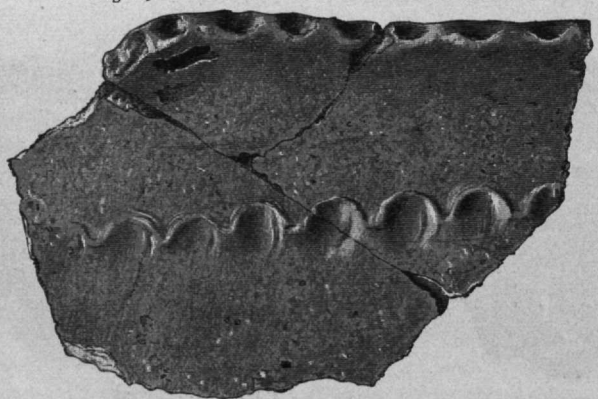


Fig. 30 (2/3)

Fig. 39 (2/5)

Fig. 41 (3/10)

Fig. 40 (1/4)

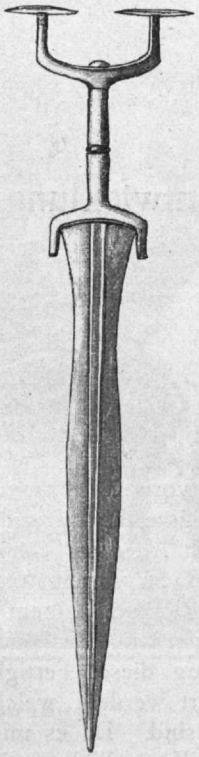


Fig. 37 (1/3)

Fig. 43 (1/7)

Fig. 49 (5/6)

Fig. 50 (1/1)

Fig. 45 (4/5)

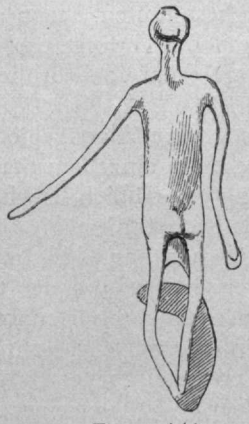


Fig. 47 (4/5)

Fig. 48 (4/5)

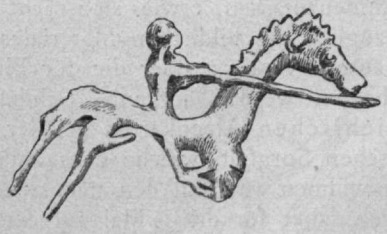


Fig. 46 (4/5)

Die Entwicklung der Alpenkarten im 19. Jahrhundert.

Von

Eugen Oberhummer.

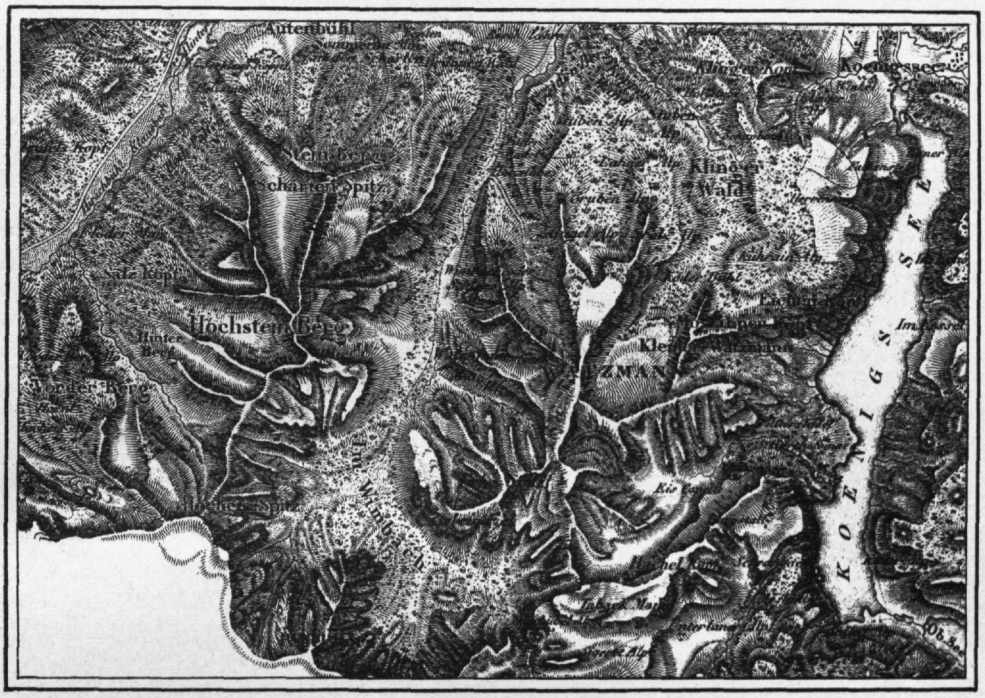
Mit acht Kartenproben.

I. Teil. Bayern.

Im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift habe ich es unternommen, die Anfänge der Gebirgszeichnung und die ersten Versuche zur Wiedergabe der Alpen im Kartenbilde vom Altertum bis zum Ende des 18. Jahrhunderts an einigen ausgewählten Beispielen zu verfolgen, welche ohne Anspruch auf Vollständigkeit nach irgend welcher Richtung einem weiteren Leserkreise die allmähliche Entwicklung dieser schwierigen Kunst veranschaulichen sollten.[1]) Anschließend hieran soll die weitere Ausbildung dieser Fertigkeit im 19. Jahrhundert auf Grund ausgewählter Proben geschildert werden, welche selbst als die Hauptsache bei diesem Aufsatze zu betrachten sind. Da es mir hierbei nur auf Originalkarten ankommt, nicht auf verkleinerte Kartenbilder, wie sie für Zwecke des Unterrichts und des Handgebrauchs in einer kaum zu überblickenden Fülle und Mannigfaltigkeit hergestellt werden, so lag es nahe, dabei von den amtlichen Aufnahmen der fünf am Alpengebiet beteiligten Staaten: Bayern, Österreich, Schweiz, Frankreich und Italien auszugehen. Denn auf diesen beruht doch in so hohem Maße der Fortschritt unserer tatsächlichen Kenntnis der Alpenländer und vor allem die Möglichkeit, ein getreues Kartenbild derselben zu liefern, daß fast alle anderen Darstellungen, mögen sie im einzelnen wie immer berichtigt oder technisch vervollkommnet sein, nur als ein Ausfluß dieser grundlegenden Arbeiten betrachtet werden können. Da nun aber die Aufnahme und die zeichnerische Ausführung in den einzelnen Staaten nach bestimmten, wenn auch im Laufe der Zeit öfters veränderten Grundsätzen und Methoden erfolgt, so war die Scheidung der folgenden Übersicht nach den fünf Staatsgebieten von vornherein gegeben.

Meine ursprüngliche Absicht, in diesem Aufsatze das ganze Alpengebiet zusammenzufassen, erwies sich nicht als ausführbar, wenn nicht die einzelnen Staaten bezüglich des bildlichen Materiales, das mir zur Erläuterung unerläßlich erscheint, allzusehr verkürzt oder die für Bilder verfügbaren Mittel unverhältnismäßig überschritten werden sollten. Schließlich mußte auch die Besprechung der österreichischen Alpenkarten bei der Wichtigkeit gerade dieser Gruppe und der technischen Sorgfalt, welche demgemäß der Wiedergabe der einschlägigen Kartenproben zu widmen war, auf den nächsten Jahrgang verschoben werden, und ich beschränke mich daher für dieses Mal auf den der Mehrzahl unserer Vereinsmitglieder zunächst liegenden Teil des Alpengebietes, die bayerischen Alpen. Ist derselbe auch

[1]) Die Entstehung der Alpenkarten. Zeitschrift 1900, S. 21—45 (mit 20 Textbildern).



Nr. 1. Carte de la Bavière. 1:100,000. (Paris 1807.)

Nr. 2. Positionsblatt 857 (Reuteralpe), aufgenommen von Aulitscheck & Naus 1819 in 1:25,000 (Handzeichnung von Naus).

ungleich kleiner als der österreichische, so läuft die Entwicklung der Kartentechnik in diesem Gebiete jener in Österreich doch vollständig parallel und kann nur in einer größeren Zahl von Probeausschnitten veranschaulicht werden, welche in Nr. 1—8 hier beigegeben sind. Dieselben sind mit Ausnahme von Nr. 1, das auf eine Karte des alten *Dépôt de la guerre* in Paris zurückgeht, sämtlich Kartenwerken des K. Bayerischen Topographischen Bureaus in München entnommen, dessen Direktion ich für die bereitwillige Überlassung der Abdrücke sowie für die sonstige Unterstützung bei Abfassung der folgenden Übersicht an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank aussprechen möchte. Ebenso bin ich dem Zentralausschuß des D. u. Ö. A.-V., sowie der Schriftleitung dieser Zeitschrift für die Freigebigkeit in der Ausstattung dieses Aufsatzes zu großem Danke verbunden.

Das Herzogtum Bayern hatte im 16. Jahrhundert durch Philipp Apian[1]) ein Kartenwerk erhalten, das nicht nur für jene Zeit, sondern auf Jahrhunderte hinaus mit Recht als eine der besten Leistungen kartographischer Kunst galt. Bis zum Beginn der neuen topographischen Aufnahme am Anfange des 19. Jahrhunderts ist dasselbe die Grundlage aller Karten von Bayern geblieben. Die dem Werke naturgemäß anhaftenden Mängel und das Bedürfnis einer den veränderten Zeitverhältnissen entsprechenden Neuaufnahme machten sich jedoch schon im 18. Jahrhundert in fühlbarer Weise geltend. Damals hat der Begründer der churbayerischen Akademie der Wissenschaften, Dominicus von Linprun, in einer sehr beachtenswerten Abhandlung[2]) die Mangelhaftigkeit der bayerischen Karten dargelegt und der berühmte französische Astronom und Kartograph César François Cassini de Thury durch eine Dreieckskette von Augsburg und Donauwörth bis Passau und Schärding, sowie durch Messung einer Grundlinie zwischen München und Dachau die Vorarbeiten zu einer Neuaufnahme angebahnt.[3]) Doch kam eine solche damals nicht zu stande und auch die verdienstvollen Arbeiten von Adrian von Riedl,[4]) welche in wissenschaftlicher und technischer Beziehung den Geist einer neuen Zeit atmen, haben zwar eine wesentlich vervollkommnete Darstellung des Straßen- und Flußnetzes, aber für das Alpengebiet wenig Neues ergeben.[5])

Der Anstoß zu einer wirklichen Landesaufnahme sollte erst von Frankreich ausgehen, das seit den großen Gradmessungen von Picard (1669/70), der beiden älteren Cassini (1700—1718), Bouguer und La Condamine (1735—1743), Méchain und Delambre (1793) in allen geodätischen Arbeiten die Führung behauptete. Als im Feldzuge des Jahres 1800 der französische General Moreau Bayern durchzog, wurde auf Befehl desselben, noch vor der Entscheidungsschlacht bei Hohenlinden, in der bayerischen Hauptstadt ein *Bureau topographique* eingerichtet, aus welchem nachmals das Bayerische Topographische Bureau hervorgegangen ist.[6]) Die Arbeiten, an denen sich von Anfang an auch bayerische Offiziere und Beamte be-

[1]) S. Zeitschr. des D. u. Ö. A.-V. 1901, S. 36 f.

[2]) Versuch einer Verbesserung der Landkarten von Bayern. Abhandlungen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. II. (1764), S. 343—360.

[3]) P. v. Osterwald, Bericht über die Messung einer Grundlinie von München bis Dachau. Abhandlungen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. II. (1764), S. 361—386.

[4]) Reiseatlas von Bayern. 5 Bände. München 1796 ff. — Stromatlas von Bayern. München 1806.

[5]) Vergl. Heinr. Lutz, Zur Geschichte der Kartographie in Bayern. Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft in München für 1886, S. 74 ff. — Chr. Gruber, Die landeskundliche Erforschung Altbayerns im 16., 17. und 18. Jahrhundert. Forschungen zur deutschen Landeskunde. VIII., 4. (1894), S. 14 f. — E. Oberhummer, Über die Entwicklung und die Aufgaben der bayerischen Landeskunde. Altbayerische Monatsschrift. I. (1899), S. 1 ff.

[6]) Über die Geschichte desselben vergl. K. Orff (1868—1890 Direktor des Topographischen Bureaus), im Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft in München 1882/83, S. 217 ff.; H. Lutz, ebenda 1886, S. 115 ff.; K. Neureuther (1890—1901 Direktor des Topographischen Bureaus), Das erste Jahrhundert des Topographischen Bureaus des K. Bayerischen Generalstabes. München 1900.

teiligt hatten, begannen mit der Messung einer neuen Grundlinie zwischen München und Erding (1801) und wurden so rasch gefördert, daß bereits nach der Rückkehr der französischen Ingenieure (1807) in Paris mit der Herstellung einer *Carte de la Bavière* begonnen werden konnte. Die Karte wurde im »Dépôt de la Guerre« im Maßstabe von 1 : 100000 hergestellt und 17 Blätter in Angriff genommen, deren Stich jedoch nur teilweise vollendet wurde. In Bayern selbst kaum bekannt geworden und fast ganz verschollen, ist die Karte durch einen Neudruck von den alten Kupferplatten, welcher auf der Pariser Weltausstellung ausgelegt wurde, wieder ans Licht gezogen worden.[1]) Die Zeichnung ist, soweit sie vollendet wurde, sauber ausgeführt und in Anbetracht des bis 1807 vorliegenden Materials auffallend korrekt und reichhaltig. Überraschend wirkt die Ähnlichkeit des Bildes mit den älteren Blättern des Topographischen Atlasses (s. u.), der ja aus der gleichen Wurzel entstanden ist. Wenn dagegen General Berthaut in seiner schönen und höchst verdienstvollen Geschichte der französischen Kartographie[2]) darüber klagt, daß »die Arbeit der bayerischen Ingenieure trotz der Erinnerungen der französischen Regierung niemals vollendet worden sei«, so scheint ihm die umfassende Tätigkeit unseres Topographischen Bureaus gänzlich unbekannt geblieben zu sein; denn daß man später die Aufnahmen in Bayern selbst bearbeitete und nicht zu diesem Zwecke nach Paris schickte, bedarf wohl keiner näheren Begründung!

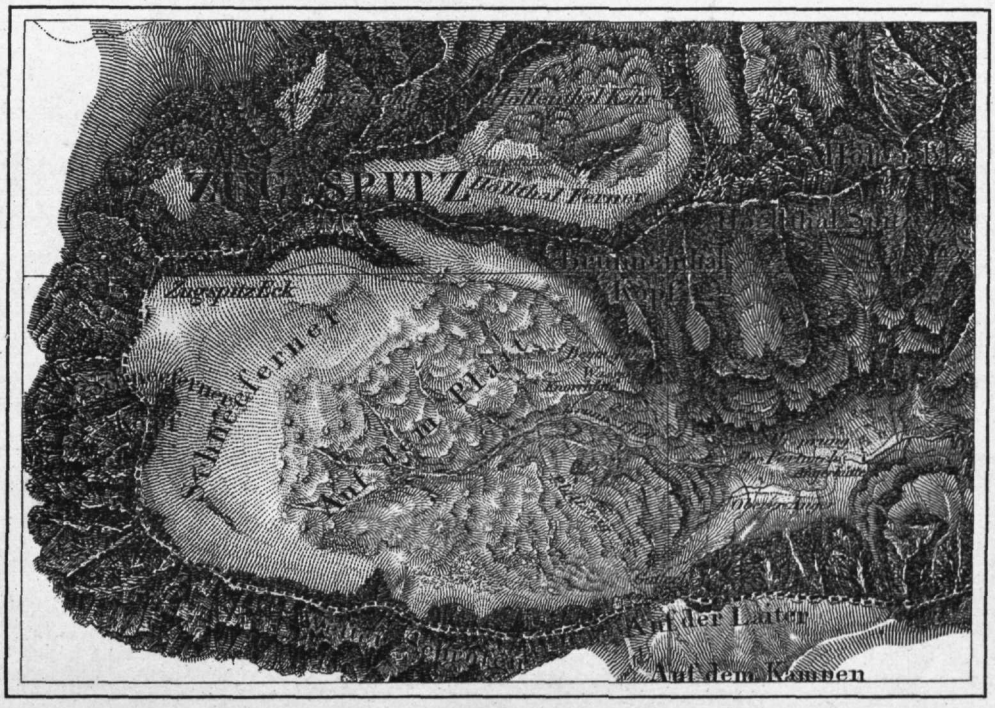
Nur ein kleiner Teil der im Stich ausgeführten Platten für die *Carte de la Bavière* erstreckt sich auf das Hochgebirge. Ich habe daraus die Gegend vom Königssee bis zum Hochkalter gewählt, welche die Gebirgszeichnung in schwarzen Schraffen mit senkrechter Beleuchtung gut veranschaulicht (Nr. 1).

Inzwischen war man in Bayern rüstig an die Herstellung des Hauptwerkes unserer amtlichen Kartographie, des 1804 angeordneten Topographischen Atlasses in 1 : 50000 gegangen, wovon die ersten Blätter (München und Wolfratshausen) bereits 1812 erschienen. Die Originalaufnahmen dazu wurden seit Annahme der Steuerblätter (1 : 5000) als Grundlage für die Situation (1817) in 1 : 25000 ausgeführt und in je 16 Steuerblätter umfassende »Positionsblätter« vereinigt. Diese Positionsblätter, welche den »Meßtischblättern« der preußischen, der »Originalaufnahme« der österreichischen Landesvermessung entsprechen und zunächst nur das Material für den »Topographischen Atlas« liefern sollten, wurden vor 1880 nicht veröffentlicht und sind aus dieser Zeit nur in Handzeichnung vorhanden. Die Aufnahme des Alpengebietes begann noch vor 1810 in dem südlich von München und Wolfratshausen gelegenen Gebiete von Tölz und wurde 1810—1820 ostwärts bis Berchtesgaden, 1820—1830 westwärts über das Allgäu ausgedehnt. Im wesentlichen fällt die Aufnahme der ganzen bayerischen Alpenkette in die Jahre 1817—1823. Als Gebirgstopographen haben sich damals besonders die Generalstabsoffiziere Nepomuk Aulitscheck (1817—1829) und Josef Naus (1817—1829) hervorgetan. Ersterer, welcher später (1847—1853) dem Topographischen Bureau als Direktor vorstand, arbeitete 1818 im östlichen Karwendel, wo schon 1805 eine Aufnahme durch den Ingenieurgeographen W. von Coulon stattgefunden hatte, 1820 im Wetterstein, 1822 im Allgäu; Naus, welcher als erster Ersteiger der Zugspitze (1820) in weiten Kreisen des Alpenvereins bekannt ist (er starb 1871 als Generalmajor in München), leitete hauptsächlich die Aufnahmen im Wetterstein und im westlichen Karwendel.[3]) Von beiden liegen jedoch auch Aufnahmen aus den Berchtesgadener Alpen vor; als Probe derselben folgt in

[1]) Exposition universelle de 1900. Cahiers du Service géographique de l'armée. Nr. 12. Notice sur les objets exposés. S. 18.

[2]) La Carte de France (Paris 1898), I, S. 156. Ebenda auch ein Ausschnitt der Umgegend von Regensburg, auf welchem die Ähnlichkeit mit dem späteren Atlasblatt besonders deutlich hervortritt.

[3]) Vergl. »Erschließung der Ostalpen« I, S. 48, 121, 188, 198.



Nr. 3. Topographischer Atlas von Bayern. 1:50,000 Bl. 97: Mittenwald. (1835)

Nr. 4. Topographischer Atlas von Bayern. 1:50,000. Bl. 93: Reichenhall. Neue Ausgabe (1899)

der Anlage (Nr. 2) ein Ausschnitt aus dem von beiden 1819 gemeinsam aufgenommenen Positionsblatt Nr. 857, den Abfall der Reuteralpe gegen den Hintersee darstellend; die Reinzeichnung wurde von Naus 1833 ausgeführt.

Die Wiedergabe des Geländes in schwarzen Schraffen mit senkrechter Beleuchtung entspricht den seit 1817 auf Vorschlag Aulitschecks angenommenen Grundsätzen für den Topographischen Atlas, namentlich der Bergzeichnungsmethode, welche der sächsische Major J. G. Lehmann 1799 nicht sowohl erfunden, als in ein wissenschaftliches System gebracht hatte; denn die Schraffenzeichnung als solche war, wie u. a. auch mehrere Beispiele meines vorjährigen Aufsatzes zeigen, seiner Zeit längst nicht mehr fremd und hatte sich schon seit dem 17. Jahrhundert ganz allmählich aus der perspektivischen Geländedarstellung entwickelt. Lehmann hatte, um die im Mittelgebirge und im Flachland meist vorkommenden Böschungen wirksamer hervortreten zu lassen, seine Böschungsstufen nur bis 45° ausgedehnt, welche Neigung bereits durch reines Schwarz ausgedrückt werden sollte; für Bayern erweist sich diese Regel wegen des Hochgebirges, wo nicht selten steilere Böschungen vorkommen, als ungeeignet und wurde deshalb die Abstufung bis 60° ausgedehnt, so daß im »Topographischen Atlas« die Böschungen im allgemeinen lichter gehalten sind, als in den Kartenwerken anderer deutscher Länder, besonders Preußens und Sachsens.[1])

Die Blätter des Topographischen Atlasses in 1 : 50000, welche Hochgebirgsteile umfassen, erschienen in nachstehender Folge: Auerburg (jetzt Wendelstein) 1824, Tölz und Scharfreiter 1825, Berchtesgaden, St. Bartholomä und Mädelergabel 1826, Reichenhall 1829, Murnau 1830, Sonthofen 1834, Mittenwald 1835, Kempten 1836, Immenstadt und Rindalpenhorn 1838.

Als Beispiel dieses älteren Typus der Atlasblätter folgt unter Nr. 3 ein Ausschnitt des Blattes Mittenwald, den westlichen Teil des Wettersteingebirges mit der Zugspitze umfassend. Es ist dies der Typus, welcher allen kartographischen Darstellungen der bayerischen Alpen bis auf die letzten Jahre unmittelbar oder mittelbar zu Grunde liegt. In Bezug auf Zeichnung und Stich sind diese älteren Blätter meist hervorragende Leistungen, an Genauigkeit dagegen steht die Darstellung der senkrechten Verhältnisse naturgemäß gegen jene der wagrechten zurück, da für erstere nur sehr wenig feste Anhaltspunkte in den trigonometrisch gemessenen Höhen gegeben waren. Dieser Mangel ist jedoch allen Karten jener Zeit gemeinsam, da man erst seit Mitte des 19. Jahrhunderts anfing, den Meereshöhen mehr Beachtung zu widmen.

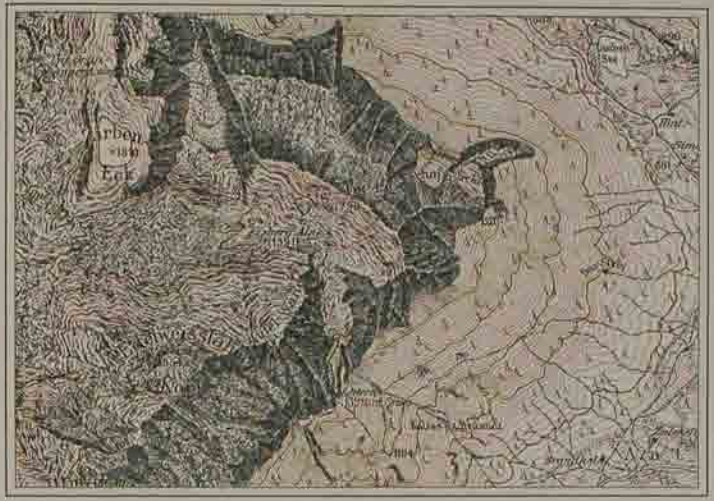
Noch ehe die letzten Blätter (Rheinpfalz) des »Topographischen Atlas« erschienen waren (1867), wurde zu einer Neubearbeitung der am meisten veralteten Blätter geschritten, von welchen das Blatt München 1860 in zweiter, 1895 in dritter Ausgabe erschien. Die Umarbeitung der übrigen Blätter erfolgte seit 1871 teils auf Grund einer Revision der alten Zeichnung, teils nach einer völligen Neuaufnahme. Da jedoch die Ergebnisse der letzteren zunächst der neuen Reichskarte (s. unten) zu gute kommen sollten, konnten Zeichnung und Stich der neuen Atlasblätter nur langsam fortschreiten und sehen gerade die Hochgebirgsblätter zum größeren Teil noch ihrer Neuausgabe entgegen. Von denjenigen, welche bereits in einer solchen vorliegen, ist das 1899 erschienene Blatt Reichenhall zweifellos eines der bestgelungenen. Aus diesem Blatte ist in Nr. 4 ein Teil der Reuteralpe abgedruckt, woraus der Fortschritt gegen die alte Aufnahme von Aulitscheck und Naus ohne weiteres zu ersehen ist. Die Grundsätze, welche für die Geländezeichnung im »Topographischen Atlas« seit 1817 maßgebend waren, sind im wesentlichen auch

[1]) Vergl. hierzu die Ausführungen von L. Obermair in dieser Zeitschrift 1881, S. 148 ff., und die Übersicht der Bergstrichskalen auf Taf. 9 daselbst.

bei der Neubearbeitung beibehalten worden, nur sind die Karten jetzt mit zahlreichen Höhenziffern versehen und beruht die Schraffenzeichnung auf einer noch weit größeren Zahl von gemessenen Höhenlagen. Dabei hat die Zeichnung an Klarheit und Schärfe, die Schrift an Gefälligkeit und Lesbarkeit gewonnen, Vorzüge, welche der Kupferstich voll zur Geltung bringt und welche jetzt auch in den Umdrucken auf Stein in gleicher Vollkommenheit hervortreten, so daß nur ein Kenner dieselben von den Abdrücken der Kupferplatte zu unterscheiden vermag, die allerdings äußerlich schon durch das Kupferdruckpapier gekennzeichnet sind. Minder befriedigend sind die in Heliographie ausgeführten Blätter ausgefallen, zu denen aus dem Hochgebirge das Blatt Wendelstein (vormals »Auerburg«, neue Ausgabe 1894) gehört; obwohl inhaltlich ebenso gediegen, erscheint die Geländezeichnung hier weniger klar und ausdrucksvoll als in den gestochenen Blättern.

Ein neues Feld der Tätigkeit eröffnete sich dem Topographischen Bureau mit der Veröffentlichung der Originalaufnahmen als Positionsblätter in 1:25000, für welche seit 1868 die Wiedergabe des Geländes in Schichtlinien eingeführt wurde. Es bedarf heute wohl kaum mehr des Beweises, daß diese Methode einen weit genaueren Ausdruck der Höhenverhältnisse ermöglicht, als die Schraffenzeichnung, wenn letztere auch dem Auge ein wirksameres Bild gewährt. Außerdem enthielten die neuen Aufnahmeblätter ein so reiches Material, daß dasselbe bei der Reduktion auf den Maßstab 1:50000 nicht mehr voll zur Verwertung kommen konnte. Es wurde daher nach dem Vorbilde von Preußen, Sachsen und Baden auch in Bayern 1871 begonnen, die Positionsblätter für die Vervielfältigung zu zeichnen, welche seit 1873 in Photolithographie erfolgte. Zuerst wurden dieselben durchaus in Schwarz gedruckt, wie z. B. das mit Rücksicht auf den starken Touristenverkehr besonders abgegrenzte Blatt Wendelstein (1887); doch ergab sich daraus für den mit dem Kartenlesen weniger vertrauten Benützer manche Unbequemlichkeit, da der Verlauf der Schichtlinien oft nur schwer von dem der Wege und Wasserläufe zu unterscheiden war. Wesentlich übersichtlicher wurden die Blätter, als man sich entschloß, die Schichtlinien in brauner Farbe zu drucken, was bei den eigentlichen Hochgebirgsblättern durchweg geschehen ist. Ein gutes Beispiel der letzteren gibt der Ausschnitt Nr. 5 aus dem Blatt 857 Reuteralpe (1893), welcher ebenso wie Nr. 2 und 4 die Plateaubildung, den Steilrand und das sanftere Talgehänge des Gebirges veranschaulicht; die Schichtlinien bezeichnen Abstände von 10 zu 10 *m*. Die Neuaufnahme für diese Positionsblätter im Hochgebirge wurde 1887 begonnen und im letzten Jahrzehnte bis auf einen kleinen Teil bei Kreuth (Tegernsee) zu Ende geführt. Die Blätter aus den Berchtesgadener und Allgäuer Alpen, welche diese Gebirgsteile in einem ganz neuen Bilde erscheinen lassen, stellen ein für den Hochtouristen äußerst wertvolles Material dar. Neuerdings wurde mit der Ausgabe von Positionsblättern in einer neuen Form unter dem Titel »Topographische Karte von Bayern« begonnen, welche die plastische Wirkung der Schichtlinien durch Schummerung unterstützt und sich im Charakter mehr den preußischen und badischen Meßtischblättern anschließt. Doch betrifft diese neue Ausführung, in welcher mir das Blatt 22 (Brückenau) vorliegt, nicht mehr das Alpengebiet.

Das Lieblingsgebiet der bayerischen Alpinisten, die Zugspitze, ist seitens des Topographischen Bureaus Gegenstand einer besonderen Fürsorge geworden durch Ausgabe der schönen Spezialkarte in 1:10000 (1892), welche im allgemeinen im Charakter der Positionsblätter gehalten ist, aber bei dem großen Maßstabe die Einzelheiten, besonders die Felszeichnung, noch weit vollkommener zum Ausdruck bringt. Es ist diese Karte zugleich die erste, bei welcher, unter Mitwirkung von Professor S. Finsterwalder, das photogrammetrische Verfahren in umfassender Weise zur Anwendung gekommen ist. Einen Ausschnitt aus diesem



Nr. 5. Positionsblatt 857: Reuteralpe 1:25,000. (1893.)

Nr. 6. Spezialkarte der Zugspitze 1:10,000. (1892.)

Blatte, die Umgebung des Zugspitzgipfels darstellend, gibt Nr. 6. Die Neuaufnahme des ganzen Wettersteingebietes war 1891/92 erfolgt, worüber der die Arbeiten leitende Offizier, Herr Premierleutnant (jetzt Hauptmann) Otto Jäger in ebenso anziehender wie lehrreicher Weise berichtet hat.[1])

Die Beschleunigung der Neuaufnahmen in den bayerischen Alpen war veranlaßt worden durch die Notwendigkeit, eine neue Grundlage für die Karte des Deutschen Reiches in 1:100000 zu gewinnen, deren Herstellung von den deutschen Staaten mit selbständiger Militärverwaltung, nämlich Preußen, Bayern, Sachsen und Württemberg 1878 gemeinsam vereinbart wurde. Die Blätter dieser Karte, welche eigentlich nur eine Erweiterung der preußischen Generalstabskarte[2]) auf das ganze Reichsgebiet ist, sind wie bei der österreichischen Spezialkarte als Gradfelder begrenzt, bilden also nicht Rechtecke, sondern Trapeze, deren Größe entsprechend der Annäherung der Meridiane von Süd nach Nord abnimmt. Die Geländezeichnung ist in schwarzen Schraffen ausgeführt, deren Abstufung im bayerischen Hochgebirge gegenüber den preußischen Vorschriften etwas erweitert werden mußte, wie das schon bei dem topographischen Atlas bezüglich Lehmanns Skala geschehen war (s. o.); auch ist in den Alpenblättern die ursprünglich nicht vorgesehene Ergänzung der Schraffen durch zarte Schichtlinien von 100 zu 100 *m* durchgeführt. Sehr dankenswert für den Gebrauch der Touristen ist die Ausdehnung der Darstellung auf den Grenzblättern auch über das fremde Staatsgebiet, ebenso wie bei den neuen Atlasblättern, während die alten mit der Grenze abschlossen. Die österreichische Spezialkarte, wo die vollständige Bearbeitung der Grenzblätter meines Wissens zuerst grundsätzlich durchgeführt worden ist, war in dieser Beziehung mit dem guten Beispiel vorangegangen.

Da die Reichskarte bis 1900 fertig gestellt sein sollte, wurde die Veröffentlichung der bayerischen Blätter mit großem Nachdruck gefördert und ist in diesem Jahre (1902) tatsächlich vollendet, während Preußen noch mit einer erheblichen Zahl von Blättern im Rückstande ist. Einen Ausschnitt des Wettersteingebirges aus dem 1898 erschienenen Blatt 672 Mittenwald zeigt Nr. 7, während in Nr. 8 (Blatt 667: Reichenhall) eine Probe der erst in den allerletzten Jahren in Angriff genommenen Ausgabe der Reichskarte in Buntdruck vorliegt. Da bei der schwarzen Schraffenzeichnung die Hochgebirgsblätter notwendig sehr dunkel werden und dadurch trotz des hervorragend schönen und klaren Stiches die Lesbarkeit beeinträchtigt wurde, muß diese neue Vervielfältigungsart gerade vom Standpunkt der Hochgebirgstopographie aus als ein wertvoller Fortschritt bezeichnet werden. Noch im Laufe des Jahres 1902 werden sämtliche Blätter des bayerischen Hochgebirges in Buntdruck fertig gestellt sein.

Nur kurz sei endlich der Übersichtskarten kleineren Maßstabes gedacht, welche vom Topographischen Bureau herausgegeben wurden, nämlich der 1856 begonnenen, 1868 vollendeten »Übersichtskarte von Südwestdeutschland« in 1:250000 (25 Blatt), welche in den Alpen gleichsam ein verkleinertes Abbild der alten Blätter des »Topographischen Atlasses« gibt, jetzt aber natürlich durch die neuen Aufnahmen überholt ist, während die in gleichem Maßstabe gehaltene, nahezu vollendete »Hypsometische Karte von Bayern« (16 Blatt) ein besonders für Zwecke des geographischen Studiums geeignetes Bild in farbigen Höhenschichten liefert, deren Zeichnung bereits die neuen Positionsblätter zugrunde gelegt werden konnten.

Das Verfahren bei der Herstellung sämtlicher Kartenwerke des Topographischen

[1]) Zwei Sommer im Wettersteingebirge. Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1893, S. 321—361. — Topographische Aufnahmen im Gebirge. München 1892. 8. 24 S.

[2]) Die geschichtliche Entwicklung des preußischen Militärkartenwesens behandelt W. Stavenhagen in Geogr. Zeitschr. 1900, S. 435—449, 504—512, 549—565.

Bureaus ist unlängst in einer sehr lehrreichen Zusammenstellung des derzeitigen Leiters, des Herrn Oberst A. Heller[1]), erläutert worden. Das Ergebnis aus den Arbeiten dieser Anstalt ist die erfreuliche Tatsache, daß der bayerische Alpenanteil, für welchen man jahrzehntelang auf veraltete Kartenblätter angewiesen war, gegenwärtig in einer allen Anforderungen der Wissenschaft und Technik entsprechenden Bearbeitung vorliegt.

Neben den Arbeiten des Kgl. Topographischen Bureaus ist aus dem Gebiete der bayerischen Alpen nur ein topographisches Kartenwerk zu nennen, welches einen Originalwert beanspruchen kann, nämlich die im Auftrage unseres Vereins von unserem leider kürzlich verstorbenen Mitgliede Herrn Anton Waltenberger aufgenommene »Spezialkarte der Berchtesgadener Alpen«, welche 1885—87 in vier Blättern im Maßstabe 1:50000 ausgegeben wurde. Über die Aufnahme und Herstellung der Karte, welche die sanfteren Gehänge in schwarzen Schraffen, die schrofferen Gehänge und Plateaubildungen in wirksamer Felszeichnung zeigt, hat Waltenberger selbst in einem auch sonst für das Verfahren bei Gebirgsaufnahmen lehrreichen Aufsatz[2]) Bericht erstattet. Die Karte ist in dem kartographischen Institute von Hugo Petters in Hildburghausen, dem unser Verein so viele treffliche Arbeiten verdankt, in meisterhafter Weise in Stich ausgeführt, wobei die Vereinigung der bayerischen Aufnahme mit dem auf der Originalaufnahme für die österreichische Spezialkarte beruhenden österreichischen Anteil zu einem einheitlichen Kartenbilde nicht unerhebliche Schwierigkeiten bot.

Eine wertvolle Ergänzung der Hauptkarte des Berchtesgadener Gebietes ist der in der gleichen Anstalt nach Waltenbergers Originalaufnahme bearbeitete »Topographische Plan vom Watzmann und Umgebung« in 1:25000, ein prächtiges Blatt, dessen geschummerte Töne zwischen den Schichtlinien der Talgehänge die kräftige Felszeichnung der höheren Partien wirksam hervortreten lassen. In der Detailausführung ist jedoch auch diese Karte jetzt durch die neuen Aufnahmen des Topographischen Bureaus überboten, aus welchen eine »Karte vom Königssee und Umgebung« (1:25000) in besonderer Ausgabe zusammengestellt wurde.

Zu einem kleinen Teile umfaßt auch die von unserem Vereine 1888 herausgegebene schöne »Spezialkarte des Karwendelgebirges« (1:50000) bayerisches Gebiet. Dieselbe ist ebenfalls aus dem Institute von Petters hervorgegangen, desgleichen das elegante Kärtchen der »Zugspitze mit den Umrandungen des Plattach- und Höllentalferners« (1:50000), welches A. Waltenberger seiner »Orographie des Wettersteingebirges« (Augsburg 1882) beigegeben hat.

Hiermit dürfte im wesentlichen die Übersicht dessen erschöpft sein, was auf dem Gebiete der bayerischen Alpen seit etwa 100 Jahren an selbständiger kartographischer Arbeit geleistet worden ist. Auf Einzelheiten von ganz lokaler Bedeutung oder auf Übersichtskarten einzugehen, welche, mögen sie an sich noch so vortrefflich sein, nur aus den vorgenannten Kartenwerken abgeleitet sind, verbietet mir der Raum wie der Zweck dieses Aufsatzes, zu dessen Ergänzung ich nochmals auf die am Schlusse meiner vorjährigen Darlegung angeführten Arbeiten von Obermair, Penck u. s. w. verweise. Hoffentlich bin ich im nächsten Jahre in der Lage, einen Überblick über die Entwicklung der österreichischen Alpenkarten folgen zu lassen!

---

[1]) Die Herstellung der Karten im Topographischen Bureau des K. B. Generalstabes. München 1901. Fol.

[2]) Über topographische Messungen und Terrainaufnahmen im Gebirge. Mit besonderer Bezugnahme auf die Mappierungsarbeiten im Berchtesgadener Gebiet. Zeitschrift 1887, S. 99—127, Tafel 5.

Nr. 7. Deutsche Reichskarte Nr. 672: Mittenwald. 1:100,000. (1898.)

Nr. 8. Deutsche Reichskarte Nr. 667: Reichenhall. 1:100,000. (1902.)

Das Deutschtum im Süden der Alpen.

Untersuchungen über seinen Ursprung.

Von

Adolf Schiber.

I.

Auf dem Wege nach dem Süden begrüßt der Reisende, der vom Norden oder aus dem Herzen Deutschlands kommt, in der vor seinem Auge sich entfaltenden majestätischen Kette der Alpen nicht nur den erhebenden Anblick höchster landschaftlicher Schönheit, sondern es ist, während das Auge im Genusse der großartigen Scenerie schwelgt, auch noch ein anderes Gefühl, das die Stimmung zu einer weihevollen, andächtigen macht: das Bewußtsein, in dem himmelanstrebenden Alpenkamme, in der Wasserscheide zwischen dem Rheine oder der Donau und dem Becken des Mittelmeers die Scheidelinie zwischen der Vegetation des üppigen Südens und jener des rauheren Heimatlandes vor sich zu erblicken, und mit ihr zugleich die Linie, die deutsche und italische Sprache, die germanisches und welsches Wesen gegeneinander abgrenzt.

Es ist ja auch im allgemeinen begründet, dieses Gefühl, das dem Reisenden die Eindrücke der zu durchreisenden herrlichen Gegenden noch anziehender erscheinen läßt; nur, wie überall bei den Dingen dieser Erde, läuft ein wenig Illusion mitunter.

So bedeutend die klimatische Scheide auch ist, die sich uns in den Alpen zeigt, so findet der genauer zusehende Reisende doch, wenn er die geschützten Südhänge des Gebirges hinter sich gelassen hat, sehr bald, daß die weite Poebene, daß Oberitalien bis jenseits der Apenninen, welch niederer Höhenzug sich klimatisch weit maßgebender erweist als die Alpen, eigentlich in Klima und Pflanzenwuchs sich von der oberrheinischen Tiefebene gar nicht so sehr unterscheiden.

Aber auch als Sprachen- und Völkerscheide erscheint der Kamm der Alpen nicht immer, ja, auch abgesehen von den Übergängen in das weltbekannte deutsche Südtirol, ist er es in der Regel überhaupt nicht.

Es gibt im Grunde nur einen Alpenübergang, der, wie er die großartigsten Bilder sich entfalten läßt, auch sozusagen mit einem Schritte klimatisch und sprachlich zugleich in den Süden führt: das ist die Gotthardroute.

Dieser westlichste aller Übergänge aus den Bassins des Rheins und der Donau in das Flußgebiet des Mittelmeers versetzt uns auch mit einem Schritte aus dem urdeutschen Kanton Uri in den vollständig italienischen Kanton Tessin. Betrachten wir aber die anderen Pässe, so zeigt sich uns ein wesentlich anderes Bild.

Schon der nächste, es ist der Lukmanier, der Paß des großen Waldes (in luco magno), führt aus dem Tal von Dissentis, dem hintersten, ganz romanischen

Teil des Vorderrheintals, dem klassischen Lande des graubündner Romansch, ins italienisch redende Val Blegno; die nächsten Übergänge gegen Osten sind der alte Vogelsberg, jetzt Bernardin genannt, und der Splügen. Diese beiden führen aus dem deutschen Rheinwald i. e. Val da Rhein in die italienisch redenden Täler Misocco (Schweiz) und S. Giacomo (Italien). Aber der Hinterrhein kann nicht zum geschlossenen deutschen Sprachgebiet gerechnet werden, denn es geht der Weg dahin von allen Seiten durch romanisch redende Gebiete; der von Norden Kommende verläßt das geschlossene deutsche Sprachgebiet schon hinter Chur, bei Ems. Der letzte Paß aus dem Stromgebiete des Rheins in das Gebiet des Mittelmeers ist der Septimer, er führt aus dem romanischen Oberhalbstein (Sur Seissa) ins welsche, aber graubündnische Bergell.

Die folgenden Alpenübergänge führen aus dem Bassin der Donau, Flußgebiet des Inns, in jenes des Po. Maloja und Bernina verbinden das romanische Engadin mit den welschen, aber schweizerischen Tälern Bergell und Puschlau. Weiter nach Osten treffen wir auf die Straßen, die aus dem Inntal in die Täler der Etsch und ihrer Nebenflüsse führen. Es ist da die Straße über den Ofenpaß. Zu beiden Seiten derselben liegt romanisches Sprachgebiet; das gleiche gilt von den säumbaren Pässen Costainas und Cruschetta. Weiterhin kommen die Straßen über die Reschenscheideck (Finstermünz) und den Brenner; sie bringen uns, wie jeder weiß, gleich dem Stilfser Joch ins deutsche Italien, ins gepriesene deutsche Etschland.

Die weniger begangenen Joche: Hörndljoch, Hundskehljoch, Hl. Geistjöchl verbinden das gut deutsche Zillertal mit dem ebenso kerndeutschen westlichen Pustertal, dem Talboden der Rienz.

Manche andere dem Touristen bekannte Joche haben wir übergangen, keines trennt unmittelbar deutsche und italienische Täler. Bemerkenswert scheint aber noch, daß sowohl das Val di Lei, dessen Wasser in den Rhein fließen, als das Val Livigno, das den Spöll in den Inn sendet, politisch und sprachlich zu Italien gehören, die beiden einzigen Besitzungen dieses Landes auf der Mitternachtseite der Alpenkette. Wie dies so kommen konnte, ist siedlungsgeschichtlich von hohem Interesse und später noch kurz zu erörtern. Seltsam, möchte man zu diesen Feststellungen sagen, sonst sollen doch Wasserscheiden besonders dazu neigen, auch Sprachscheiden zu bilden, und bei der gigantischen Wasserscheide der Alpen trifft das nicht zu! Gewiß fallen oft die Linien, welche Idiome, oft nur Dialekte abgrenzen, mit manchmal recht niedrigen, gar nicht unpassierbaren Wasserscheiden zusammen, so in der Rheinprovinz die Grenze zwischen deutsch und wallonisch. Auch andere mehr oder minder erhebliche Verkehrshindernisse, besonders wenn sie sich als Marken für Abgrenzungen politischer oder auch nur gerichtlicher Bezirke eignen, so auch Sümpfe, Wälder (mehrfach tritt uns das in Lothringen entgegen), sogar die Flüsse haben gelegentlich diese Bedeutung, so der Lech als Dialekt-, die Donau stellenweise als Sprachenscheide, obschon sie öfter sich wie die Meere als völkerverbindend erweisen.

Lenken wir aber den vergleichenden Blick in die Vergangenheit zurück, so erkennen wir sofort, daß gerade die Alpen sich der Funktion als Sprachgrenze zu dienen keineswegs entziehen, daß sie vielmehr eine ausgesprochene Tendenz haben, in diesem Sinne sich wirksam zu erweisen, daß diese Tendenz aber einerseits vielfach von Kräften durchkreuzt wurde, die im entgegengesetzten Sinne wirkten, daß andererseits die Großartigkeit der in Frage kommenden Verhältnisse ein langsameres Tempo bedingte, als es dem Gange der Entwicklung an anderen Stellen zukam. Namentlich ist zu beachten, daß zu beiden Seiten des zentralen Kammes sich auf mehrere Tagereisen Gebiete hinziehen, die selbst in hohem Grade unwegsam oder doch voller Verkehrshindernisse sind, was alles den Gang der Entwicklung verzögern mußte.

Es genügt, um uns von der Richtigkeit des Gesagten zu überzeugen, wenn wir die sprachlichen Verhältnisse zu beiden Seiten der Alpen, wie sie sich uns heute darstellen, mit jenen vergleichen, welche vor etwa einem Jahrtausend, also zur Zeit der letzten Karolinger, geherrscht haben, soweit sich diese ermitteln lassen, was uns in großen Zügen immerhin möglich werden wird.

Der heutige Zustand auf der Mitternachtseite der Alpen läßt sich der Hauptsache nach ziemlich leicht und mit wenigen Umrissen fixieren wie folgt: Romanisches Sprachgebiet ist seinem Grundstocke nach das ganze Bassin des Rheins von Ems aufwärts; deutsch sind: das Hinterrheintal jenseits der Rofnaschlucht, das Aversertal, das Saffiertal, an das sich verschiedene Gemeinden im Vorderrheintale anschließen: das Valsertal, ein Strich bei Thusis; alle diese Gebiete hängen, mit Ausnahme von Avers, durch Bergpässe zusammen. Ferner Obersaxen, und schliesslich Davos. Letzteres ist seit der Germanisierung des Prättigaus mit dem geschlossenen deutschen Sprachgebiet in Zusammenhang, alle anderen Landschaften sind inselartige Einschlüsse, umgeben von rômanisch oder italienisch redenden Bezirken.

Im Gebiete des Schwarzen Meeres ist romanisch das ganze Inntal vom Maloja bis zur Tiroler Grenze, ausgenommen das italienische Tal des Spöll und einen unbedeutenden Streifen, mit dem das Bergell hereinreicht (Isola). Das Eindringen Deutschredender im Oberengadin infolge der Fremdenindustrie der jüngsten Zeit kann hier unerörtert bleiben.

Das war vor zehn bis elf Jahrhunderten anders. Damals herrschte in den Nordalpen das Romanische allenthalben vor und erstreckte sich vielfach weit über die Vorberge in die Ebene hinaus.

Noch im 11. Jahrhundert finden wir Spuren von romanischem Wesen bei Ebersberg bei München, im 9. Jahrhundert sogar noch in Regensburg.[1]) Das mag manchem verwunderlich dünken, aber es steht ja jetzt fest, daß im 10. Jahrhundert in und um Trier romanisch gesprochen wurde! Auch in den oberen Rheingegenden, an den Hängen des Schwarzwalds, hat sich diese Mundart lange erhalten, so um Waldulm; Wald steht hier wie in so vielen Fällen, von denen wir noch reden werden, für Wal, das ist Wälsch. Dort wird ein Ortsname Glepner auf crepa neira mit guten Gründen zurückgeführt, das ist schwarzer Stein, ebenso würde das in der Mundart des Engadins noch heute lauten!

Zur Karolingerzeit war die Gegend um Salzburg noch stark mit Romanen besetzt und das währte bis ins 13. Jahrhundert; romanisch herrschte noch im Attergau, die zahlreichen Orte in Oberbayern, die auf -walchen endigen, hatten die alte Sprache, der sie den Namen dankten, noch nicht oder nicht lange aufgegeben, Partenkirchen z. B. muß spät germanisiert worden sein, sonst wäre das P, wie bei anderen Worten zu Pf geworden (Pfunds etc.). Im Inntal wird das Deutsche als herrschende Mundart über die alte Grenze der Breonen, zugleich Rhätiens gegen Noricum, an der Einmündung des Zillertals noch kaum hinausgedrungen sein, hielt sich doch die alte Mundart in der Gegend zwischen Jenbach und Innsbruck bis ins 13. Jahrhundert.

Oberhalb Innsbrucks, zum Finstermünzpaß, war germanisches Wesen wenigstens bis hinauf nach Landeck schon früh, wohl schon vor dem Übergang der Bayern über die Donau, eingedrungen, weiter aufwärts mag es, dank den Kriegszügen der Franken und nach ihnen der Bayern, ins Etschland, auch schon zeitig Wurzel gefaßt haben, Nauders aber ist noch im 16. Jahrhundert zweisprachig gewesen. Die Seitentäler des Inns oberhalb Landeck waren in der Zeit, die wir hier im Auge haben, sicher noch völlig undeutsch.

---

[1]) Riezler, Geschichte Bayerns.

Wenden wir uns nach dem Gebiete des Rheins, so finden wir, daß das Romanische im 10. Jahrhundert noch bis St. Gallen sich erstreckte, wenn auch schon im 9. Jahrhundert die Gegend vom Bodensee etwa bis Sargans sehr rasch zunehmende deutsche Einwanderung zeigt. So berechnet Planta das Verhältnis von Deutschen und Romanen in Vorarlberg für 801 wie 1 : 5, für 817 gleich 1 : 3, für die Mitte des 9. Jahrhunderts gleich 1 : 1.

Selbst nördlich des Bodensees, wo in den Oberämtern Ravensburg, Saulgau, Waldsee und Wangen uns 27, 18, 26 und 22 Ortsnamen auf -weiler, im Oberamt Tettnang aber 50, sage fünfzig solche entgegentreten, während im bayerischen Bezirksamt Lindau sich elf finden, hat sich das alte Volks- und Sprachtum offenbar lange erhalten, heißt doch die Gegend in dieser Zeit comitatus Walahensis. Die Vermutung Holtzmanns, daß die vier Städte am Rhein: Waldshut, Laufenburg, Säckingen und Rheinfelden ihren Namen von Walen haben, möchte ich mit der Maßgabe nicht verwerfen, daß es sich um Städte handelt, die in der Gegend einer welschen Bevölkerung gegründet wurden. Welsche Städte sind Orte wie Säckingen mit der echt germanischen Endung -ingen wohl nie gewesen.

Daß auch der Oberlauf der Limath lange von Romanen bevölkert war, beweisen die Ortsnamen um den Walensee und im Tale von Glarus. Im Oberlauf der Reuß ist das gleiche zu konstatieren: Gurtnellen am Gotthard (cortinelle), manche Ortsnamen am Vierwaldstättersee, wie Kehrsiten (Carisiacum), Küßnacht (im 9. Jahrhundert Chussenachum), Stans und vielleicht Luzern selbst, jedenfalls der Bergname des Pilatus (Mont Pilat an der Rhone bei Vienne ist derselbe Name), beweisen; auch hier wieder ist die Annahme Holtzmanns, es seien vier Walenstädte (d. i. wohl Stätten) gemeint, nicht schlechtweg abzuweisen.

Das gleiche gilt vom Oberlauf der Aare, wo am Brienzer- und Thunersee zahlreiche romanische Formen erhalten sind (Brienz, Thun, Interlaken und andere), und es ist kaum zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß zur Karolingerzeit ein Romane von den Quellen der Isonta (Salzach) an den Alpen entlang, oder auch wieder die passenden Thäler aufsuchend, bis zur Stätte des alten Aventicum hätte fahren können, ohne notwendig eine andere Mundart zu gebrauchen als seine heimatliche romanische.

Nur ein solcher Zusammenhang, den es natürlich nicht unterbricht, wenn, namentlich in späteren Tagen, einmal ein starker Tagmarsch durch rein deutsches Gebiet zu machen gewesen wäre, erklärt es ja auch, daß das Romanisch dieser Alpenbewohner an den Lautverschiebungen der französischen Sprache, zu deren südlichem provenzalischen Zweige es die nächste Verwandtschaft gehabt haben muß (rechnet man doch auch jetzt das »romand« der französischen Schweiz, mit Ausnahme weniger nördlichen Striche dahin), teilgenommen hat.

Dies ist aber entschieden der Fall gewesen; so hat sich z. B. die Erweichung des C zu Ch namentlich vor a bis in die hintersten Teile des Pustertals fortgesetzt, ja gerade in diese, denn das vordere Tal der Rienz hat an dieser Lautveränderung nicht mehr Anteil gehabt, da es, wie man annehmen muß, schon germanisiert war, als dieselbe ihre Wirkung bis in diese Gegenden erstreckte. Nur nebenbei sei bemerkt, um denen, die solchen Fragen fernerstehen, zu dienen, daß für die langue d'oil diese Lautveränderung ein Gesetz ist, das keine Ausnahmen duldet, so wenig, als das der Umwandlung des l in u in gewissen Fällen; Worte, die diesem Gesetz nicht entsprechen, z. B. algarade, capitaine,[1]) sind erst nach der kritischen Periode ins Französische eingedrungen. Auf unserer Seite der Alpen hat also die Zeit erfolgreich gewaltet; die Sprachgrenze ist mehr und mehr an die Wasserscheide herangerückt.

[1]) Das altfranzösische Wort ist chievetain, in England jetzt chieftain.

Wie war es nun auf der Südseite, wo ja, wie ein jeder weiß, in unseren Tagen das Deutsche einen beträchtlichen Raum erfüllt.

Von vornherein müßte man erwarten, in jener Zeit, wo das Deutsche selbst auf der Nordseite noch kaum in die Vorberge eingedrungen war, werde dasselbe jenseits, soweit nicht ausnahmsweise Verhältnisse in Wirksamkeit traten, noch gar nicht aufgetreten sein.

In der Tat scheinen die Alemannen, obwohl die alten Schriftsteller sie schon zu Ende des 5. Jahrhunderts bis an die juga Alpium herrschen lassen, jenseits derselben ihr Volkstum nirgends eingerichtet zu haben. In den Westalpen sind aber auch die Übergänge hoch und beschwerlich, die Gotthardstraße war vor dem 13. Jahrhundert allem Anscheine nach überhaupt noch kaum gangbar, der Weg über den Vogelsberg (Bernardin) führte, wie wir gesehen haben, vom Bodensee ab durch romanische Gebiete. Die germanische Ansiedlung im oberen Rhonetale ist freilich uralt, wir werden uns mit ihr noch näher zu beschäftigen haben; sie hat lange für eine burgundische Siedlung gegolten; alemannische Einflüsse sind hier, soweit sie stattfanden, erst später aufgetreten. Anders lagen die Verhältnisse weiter nach Osten. Die Bayern sind jedenfalls sehr bald nach der Besitznahme des rechten Donauufers, zu einer Zeit, wo das Vinschgau noch zum fränkischen Reich gehörte, dazu übergegangen, die Täler jenseits des Brenners bis gegen Trient ihrem Besitze einzuverleiben, was auch frühzeitige Siedlungen von Baiuvaren jenseits der Alpen zur Folge hatte. Über die Chronologie derselben sind wir freilich nicht genau unterrichtet, aber für die Zeit, in der das Romanentum auf der Nordseite die oben umrissenen Grenzen behauptete, dürfte die Verbreitung bayerisch-deutschen Wesens drüben etwa folgenden Umfang gehabt haben:

Ins Pustertal drangen bayerische Krieger und bayerische Siedler schon im 6. Jahrhundert; zur Karolinger Zeit mag das Deutsche, jedenfalls im Rienztal, bis etwa auf das Raintal, stark überwogen haben. In Meran waren die Bayern, die um die Zeit des Langobardeneinfalls in Italien oder bald nachher ihre Macht, aber keinesfalls ihre Nationalität bis Mezzo tedesco vorgeschoben haben werden, zweifellos Herren um die Wende des 7. Jahrhunderts. Später schwankte der Besitz des Etschlands mehrfach zwischen Langobarden und Bayern; die Gegend von Meran aber, von wo aus die Germanisierung des gedachten Gebiets hauptsächlich ausgegangen sein wird, war in der Karolinger Periode sicherlich schon stark deutsch geworden.

Dagegen waren Vinschgau, Eisack- und Wipptal (letzteres sogar nördlich des Brenners) romanisch, die Verdeutschung des Etschgebiets durch die Bayern ging nur allmählich vor sich und hatte vor zehn- bis elfhundert Jahren keinesfalls große Fortschritte gemacht. Erweisbar ist das Vinschgau erst seit dem 17. Jahrhundert ganz verdeutscht; im Eisacktal sind in Brixen noch heute zwei romanische Straßennamen erhalten. Es soll hier auf Einzelheiten nicht eingegangen werden; im ganzen würde der Zustand jenseits der Alpen also auch hier den Erwartungen entsprechen, und wo sich jetzt drüben, wie ja bekanntlich der Fall, in manchem Tale Reste germanischen Wesens finden, das einmal erheblich weiter als heute sich erstreckte, wären wir berechtigt, solche als Kolonien anzusehen, welche das Deutsche Reich zur Zeit seiner größten Machtfülle hinübersandte, die aber, bei geänderten politischen Verhältnissen der Aufsaugung durch das fremde Volkstum erlagen.

So wurden die Reste deutschen Wesens jenseits der Alpen in der Tat lange gedeutet.

Bevor wir nun unsere Bedenken gegen diese Erklärungsweise auseinandersetzen, wollen wir Umschau halten über den jetzigen Besitzstand des Deutschtums jenseits der Alpen auf Grund verläßlicher Berichte, großenteils auf Grund eigener Anschauung.

Da ist denn in erster Linie die bekannte deutsche Siedlung im Etschland zu erwähnen; sie umfaßt das ganze Bassin der Etsch mit allen Zuflüssen vom Brenner bis an die Talenge von Salurn — die in den letzten Jahrzehnten eingedrungenen Elemente können wir unberücksichtigt lassen. Romanische Sprache hat sich in diesem Gebiete nur erhalten: 1. im Tale des Gaderbachs, Enneberg, italienisch »Badia«, im Grödner Tal, oberhalb der Talenge hinter Waidbruck, und endlich im schweizerischen Anteil des Etschbeckens, im Münstertal, oberhalb des deutschtiroler Ortes Taufers.

Dieser Einschränkung der Verbreitung deutscher Sprache im Etschland steht eine Erweiterung gegenüber, die bewirkt wird durch ein Übergreifen unserer Sprache in benachbarte Täler, die sonst zum italienischen Sprachgebiete gehören. Ein solches hat statt: im Tal des Avisio, wo die Gemeinden Altrei und Truden deutsch sind, und im Tale der Novella, eines Nebenflusses des Noce, wo die Gemeinden Unsre Frau im Wald, St. Felix, Laurein und Proveis sich deutsch erhalten haben. Alle anderen Orte jenseits der Alpen, in denen sich deutsche Rede mehr oder minder bis auf unsere Tage erhalten hat, stehen entweder in gar keinem Zusammenhang mit dem geschlossenen deutschen Sprachgebiete, oder doch nur mit dem Wallis, welches selbst nicht den Nordalpen angehört und dessen deutsches Volkstum, wie weiterhin erörtert werden soll, selbst mindestens ebenso erklärungsbedürftig erscheint, wie dies bei irgend einem der anderen vorgeschobenen Posten der Fall sein kann.

Diese dem Wallis benachbarten Orte sind aber, von West nach Ost aufgezählt, folgende: der oberste Teil des Lystals bis unter Issime herab (Val de Gressoney); der oberste Teil des Val Sesia (Alagna); der oberste Teil des Val Sermenta (Rima); der hinterste Teil des Val Mascalone (Rimella); der Oberlauf der Anza (Macugnaga); dieses alles in Piemont. Ferner der obere Teil des Vedrotals (Simpeln) in der Schweiz; dann, wieder in Italien, der obere Teil des Tocetals, (Pommat) und endlich, wieder in der Schweiz, aber im Canton Tessin, in einem Seitentale des Rovanatals, an einem Bache, der der Maggia zufließt, Bosco (Gurin).

Alle diese Bezirke, mit alleiniger Ausnahme von Rimella, stehen mit dem Wallis und somit mit dem geschlossenen deutschen Sprachgebiete insoferne in Verbindung, als sie an die walliser Gemeinden angrenzen; die »Verbindung« besteht aber vielfach nur theoretisch, denn einigermaßen bequem ist wohl nur die über den Simplon und über den Monte Moro, alle übrigen Verbindungen sind nur möglich, indem man mehr oder minder schwierige Gletscher überschreitet.

Wenden wir uns von dieser Gruppe deutscher Gemeinden am Südabhange der Alpen, die man seit Schott häufig die der Silvier nennt, nach Osten, so haben wir einen großen Weg zurückzulegen, ehe wir wieder auf deutsch redende Älpler stoßen.

Die ersten sind, da wir von den Orten im Hintergrunde des Nonsbergs, Proveis etc., und von dem ganzen deutschen Etschland, mit dem sie zusammenhängen, absehen (seine Lage bedarf ja keiner Erörterung): Gliezen und Fonta (Chiazza und Campo Fontana) im Gebiete der XIII Comuni bei Verona. Beide liegen im Hintergrunde des Val Progno d'Illasi.

Weiter östlich liegen Asiago (Slege), Roane (Roban), Rotzo (Rotz), Gallio (Ghel), Fozza (Wüsche), die fünf von den sieben Gemeinden, wo sich noch (wenigstens vor einigen Jahren) etwas »cimbrische« Sprache erhalten hatte. Nördlich daran stößt in Tirol Luserna, westlich von ihm liegt St. Sebastian; im Norden des Val Sugana, im Fersental, sind die Dörfer Gereut (Frassilongo), Aichleiten (Rovete), St. Franz und St. Felix deutsch; in erfreulichster Weise gut deutsch hat sich Palei erhalten, der Ort im hintersten und höchsten Teile des Fersentals; halb deutsch war noch kürzlich Vignola.

Alle diese deutschen Splitter pflegt man unter dem Namen der Cimbern zusammenzufassen, eine Bezeichnung, die man in Ermanglung einer anderen ohne ihre Richtigkeit, soweit sie auf Abstammung von den alten Cimbern hinweist, zu prüfen, schon darum beibehalten kann, weil diese Benennung ins Volk selbst gedrungen ist.[1])

Verlassen wir diese deutschen Bezirke, die alle an Nebenflüssen der Etsch, des Bacchiglione und der Brenta sich befinden, so ist weiter östlich die erste Spur deutschen Wesens im obersten Teile des Piavetals, im Val Comelico anzutreffen in der Talschaft von Bladen (Sappada), einem Bezirk, aus dem ins Gailtal und ins Sextental Übergänge führen; nicht weit davon und südlich liegt, an einem Nebenflusse des Tagliamento, im Val Lumiei, die Zahre oder Sauris.

Gehen wir weiter östlich, so treffen wir am Fuße des Plöckenpasses, im Hintergrunde des Val But, das (jüngst) deutsche Tischelwang (Timau) und damit das letzte deutsche Einschiebsel im Königreich Italien.

In Österreich, aber auch noch im Flußgebiete des Tagliamento gelegen, ist das Kanaltal (Fellatal) mit seiner teils deutschen, teils wendischen Bevölkerung; im Isonzogebiet ist, nachdem Deutschruth auch slovenisiert geworden ist, nur noch Görz als teilweise deutsch zu erwähnen; Zarz, eine andere Zahre, als die oben erwähnte, gehört schon ins Gebiet der Save.

Es fehlt nun, was den Ursprung dieses deutschen Wesens jenseits der Alpen anlangt, nicht an Nachrichten, ja sogar an, teils mehr, teils weniger zuverlässigen Dokumenten, welche die Herkunft der einen oder anderen germanischen Siedlung im Gebiete des Mittelmeers auf eine im Laufe des Mittelalters erfolgte Kolonisation durch einen Landes- oder Grundherrn oder auf Zuwanderung deutscher Bergleute zurückzuführen scheinen; auf alle erwähnten Gebiete trifft das aber keinesfalls zu.

Um nun einigermaßen in der Lage zu sein, über diese Frage sich eine Ansicht zu bilden, die in jenen Fällen, wo es an positiven, unanfechtbaren Beweisen fehlt, unser Urteil leiten darf, ist erforderlich, soweit es eben möglich ist, festzustellen, welches die Entwicklung dieser Gebiete, soweit zurück wir forschen können, gewesen ist; ob ein Umsichgreifen des Deutschen oder ein Zurückgehen stattfand, mit anderen Worten, wir haben zu untersuchen, ob und wie weit etwa in früherer Zeit das germanische Element in jenen Gegenden stärker vertreten war.

In dieser Hinsicht ergibt sich uns aber alsbald, daß es ebenso schwer ist, die frühere Verbreitung des Deutschen jenseits der Alpen genau zu ermitteln, als es leicht ist, zu erkennen, daß diese Verbreitung eine gegen die heutige weit beträchtlichere, ja, eine von den Meisten gar nicht geahnte gewesen sein muß. Im Etschtal war das Deutsche einst bis Mezzo tedesco am rechten, bis Lavis am linken Ufer vorgedrungen, Trient war zum Teil deutsch, Rovereith war es einst in noch höherem Maße; im Nonsberg lebte das Deutsche in Tret noch vor wenigen Jahrzehnten. Über sonstige Spuren des Deutschen in diesem Tale vergl. Bidermann a. a. O. Deutsch war stark vertreten im hinteren Fassatale, wo noch ein Dorf »Gries« heißt, und auch im Fleimser- und im Cembratale war das Deutsche einst verbreitet, ohne daß sich das Maß seiner Verbreitung bisher genauer feststellen ließ.

Am auffallendsten zeigt sich aber der Rückgang in der Gegend, welche die sogenannten cimbrischen Gruppen einnehmen. Da erstreckte sich das Gebiet der deutschen Sprache, wie der Deutsche mit Wehmut, der Italiener aber mit Jubel feststellt,[2]) einst weit, weit hinaus in die lachenden Gefilde, welche Vicenza und Verona umgeben, bis vor die Tore von Padua.

[1]) Bidermann, a. a. O., S. 443.

[2]) Vergl. Galanti, i Tedeschi sul versante meridionale delle Alpi, Roma 1885, pag. 133.

So waren unbestritten einst deutschredend die Bewohner der Flußtäler: Val Pantana, Squaranto und d'Illasi; lange noch in ihren oberen Teilen, das sind nämlich die bekannten XIII communi bei Verona, dann aber auch die Täler: Val Chiampo, Val d'Agno und Val d'Astico, kurz alle Täler, deren Flußläufe den Bacchiglione bilden, der, im Altertum Medoacus minor genannt, schon durch seinen modernen Namen (Bachel) auf einstige zahlreiche germanische Umwohner hindeutet. Solche saßen aber einstens auch in erheblicher Zahl und im weiten Umkreis um den alten Medoacus major, die Brenta, deren Name auch von italienischen Forschern mit dem deutschen »Brunnen«, Born, in Zusammenhang gebracht wird, und zwar saßen die germanischen Bewohner bis nahe an Padua heran. Da das Deutsche sich aber sogar südlich der Monti Berici ausdehnte, in Montecchia, Brendola am See von Fimon, in Bertesina und Bertesinella erwiesen ist, so lag Vicenza, und zwar, wie noch zu erörtern, um die Zeit des Beginns der Reformation, rings von deutschen Orten umgeben, wie es denn allem Anschein nach in früherer Zeit als Hauptort des Wisenthein (Vicentino) selbst mindestens gemischtsprachig war. Erweislich deutsch waren sogar Montegaldella, S. Croce, und mit Teolo kommen wir schon in die euganeischen Hügel! Und wie der Südabhang der Berge um Schleid (Schio) und Thinen (Tiene), so waren auch die Täler, die sich von diesen Gebirgen nach Norden und Westen hinab senken, einst ebenso deutsch wie die Hochflächen dieser Gebirge, auf denen wir die bekannten sieben Gemeinden (VII communi) zu suchen haben.

Es herrschte das Deutsche früher im Tale des Fersenbachs und seiner Nebenflüsse (wo Palei noch heute treu zur deutschen Sprache steht), wie im Val Leno di Terragnuola und im Val Leno di Vallarsa, die beide bei Rovereto ins Etschtal einmünden, im Val Ronchi, das bei Ala an der heutigen Grenze Italiens, ins Etschtal herabzieht, ja selbst im weinberühmten Val Pollicella, bei Domegliara, kaum 10 *km* nordwestlich von Verona.[1])

Dieses vor einigen Jahrhunderten noch von deutschen Dörfern bedeckte Gebiet hat eine Ausdehnung, die an Grundfläche der Rheinpfalz auf wenigstens zwei Drittel gleichkommt und wie diese, zum Teil aus Gebirge, zum kleineren Teil nur aus Ebene letztere aber von großer Fruchtbarkeit, besteht; der einspringende Winkel von Schio ist nach allen Seiten von hohen Gebirgen umschlossen und nur gegen Süden weit offen. Man überblickt fast das ganze oben beschriebene Gebiet von dem Vorplatze der Madonna del Monte Berico bei Vicenza, im Frühling ein entzückender Anblick für jeden, den eben nicht der Gedanke schmerzt: das Alles hat dein Volk verloren, ja nie beachtet, nie als sein gekannt! Es mag zugegeben werden, daß ausgangs des Mittelalters das Deutsche hier stark, ja überwiegend von romanischem respektive italienischem Wesen durchsetzt, kaum mehr als ein Patois der niederen Klassen bedeutete; ich denke aber späterhin darzutun, daß zu Anfang des gedachten Zeitabschnittes das Deutsche hier nicht nur geschlossen auftrat, sondern eine noch erheblich größere Ausdehnung hatte, als oben angenommen worden ist.

Wenden wir uns weiter östlich, so finden wir, ebenfalls unbestritten, daß auch dort das Deutsche früher ein größeres Gebiet eingenommen hat. Nicht nur die hintersten Zuflüsse des Tagliamento waren von Deutschredenden besetzt, sondern das Deutsche reichte im genannten Flußbecken herab bis in die Ebene; Petsch (Ampezzo), Schönfeld (Tolmezzo), Peißelsdorf (Venzone), Clemaun (Gemona)[2]) waren einst deutsch. Deutsch klangen einst Hagen, Greis, Cluseg, Valchen, Attems, Warth,

[1]) Näheres u. A. bei v. Attlmayr, Die deutschen Kolonien im Gebirge zwischen Trient, Bassano und Verona; Schneller, Deutsche und Romanen in Südtirol und Venetien; Bidermann, Die Nationalitäten in Tirol.

[2]) In Clemaun schrieb Thomasin von Zirkeläre ausgangs des 12. Jahrhunderts; er nannte sich freilich den welschen Gast.

Vellach etc. Es ist daher nicht von der Hand zu weisen, daß auch Udine (Weiden oder wie die Deutschen der Zahre sagen: Beiden) einst deutschsprachig war. Aber ein anderes Deutschtum ist es, wenigstens zum Teil, das hier hereinragt, eine jüngere Schicht, wie noch auszuführen sein wird. Hier, im Friaul, wo von Villach nach Venedig ein so bequemer Handelsweg sich hinzog, — denn von Tarvis im Drautal geht es nach Pontafel am Fella, einem Nebenfluß des Tagliamento, ohne alle nennenswerte Gefällüberwindung, — kam durch den Handelsverkehr nach Deutschland, für den Clemaun ein Hauptemporium war, viel Deutsches ins Land, ferner brachte gerade hier die zeitweise Zugehörigkeit zu Bayern, dann zu Kärnten hieher viel deutschen Adels, auf den die deutschbenannten, großenteils wieder verschwundenen Burgen, als da waren: Stahrenberg, Spilimberg, Schattenberg, Rufimberg, Großenberg, Auersberg, Scharfenberg, Dürenberg, Schönberg, Pramberg, Grafenberg, Haunberg, Münchenberg, Kronenberg, Assenstein, Perchtenstein, Rabenstein, Straßold, Arensberg, Carsberg, Mocumberg, Reichenfeld zurückzuführen sein werden, die dem Tagliamento entlang, beziehentlich gegen den Isonzo zu geblüht haben. Die Gegenden, wo solche Schlösser entstanden, brauchen wir uns damit noch nicht germanisiert zu denken; auch im Vinschgau und im Etschland saß ein deutscher Adel auf fast immer deutsch benannten Burgen schon in einer Zeit, da die Gegend, zum Teil noch auf Jahrhunderte hinaus, romanisch sprach.

Ebenso wird aus den deutschen Namen anderer Orte, wie Meisters (Mestre), Tybein (Duino), Neumarkt (Monfalcone), nicht unbedingt auf nachhaltiges Deutschtum derselben oder gar ihrer Umgegend geschlossen werden dürfen; führen doch auch Venedig und Mailand verdeutschte Namen aus der Zeit engen Verkehrs mit Deutschland.

Dagegen haben wir wieder deutliche Beweise für die einstige Existenz einer deutschen landsässigen Bevölkerung im Tal des Isonzo und seiner Nebenflüsse. Da ist am Fuße des Predil Flitsch, weiter abwärts Karfreit (Caporetto), nahe dabei Tolmein, und an der Wurzel des Idriatals Kirchheim, nahe dabei St. Veitsberg; weiter abwärts am Isonzo liegt das heute noch etwas deutsche, schon genannte Görz, unterhalb davon mündet das Wippachtal mit noch leicht erkennbarer deutscher Nomenklatur: nämlich mit den Ortschaften St. Peter, Dornberg und Reifenberg, Wippach, Oberfeld und in etwas größerem Abstand Haidenschaft, Hl. Kreuz, Schönpass, St. Veit und Cronberg. Andre deutsche Namen im Gerichtsbezirk Wippach sind: Langenfeld, Zoll und Kreuzberg. In dieser Gegend, im Isonzogebiet, ist, wie schon oben bemerkt, das Deutsche, ausgenommen in der Stadt Görz selbst, meist nicht zum Vorteil der italienischen, sondern der slovenischen Sprache verdrängt worden.

Wenden wir uns zum Schlusse wieder zu den Silviern im Westen, so finden wir: auch hier hat unser Idiom einst eine größere Verbreitung gehabt; im obern Challanttal wurde deutsch geredet, wo jetzt französisch herrscht, im Tal von Macugnaga reichte die Herrschaft des Deutschen, wenigstens in alter Zeit, herab bis Pestarena, im Vedrotal bis Ruden (Gondo); da aber auch Ornavasca und Miggiardone (Urnavasch und Misendone) noch vor wenigen Jahrhunderten deutsch redeten, so frägt man sich, ob die Spuren einstigen Deutschtums in den genannten Seitentälern des Tocetals, zusammen mit dem Pomattal nicht Zweige eines Stammes sind, der einmal das ganze Tocebecken bis herab an den See (Lago maggiore) erfüllte, von dem uns aber nur die äußersten Ausläufer in den hintersten Alpentälern erhalten geblieben sind.

Ebenso wissen wir, daß um Alagna herum das Germanische sich früher weiter ausbreitete, das ganze Valdobbia und das ganze obere Sesiatal waren deutsch, von den weiter abwärts einmündenden Tälern der Sermenta und des Mascalone sind die oberen Teile, Rima und Rimella, noch deutsch. So drängt sich auch hier die Vermutung auf, daß das Sesiatal wenigstens bis Valmucci einst deutsch geredet haben

dürfte. Nach Molon hätte sich auch von Issime im Lystale aus das Deutsche — sporadisch wenigstens — bis ins Dora Baltea-Tal erstreckt; wo Preßmilch, (Preßmello) gelegen hat, konnte ich nicht näher ermitteln, angeblich im Sesiatal; wenn nicht eine Verwechslung mit Premosello im Tocetal — bei Miggiardone — vorliegt.

Es ergibt sich also allerdings auch auf der Südseite der Alpen ein Umsichgreifen des italienischen Elements, aber auch eine so große Ausdehnung der einstigen Verbreitung des Deutschen, daß wir uns jetzt schon fragen: liegt hier nur ein Vorstoß vor, den das Deutsche zur Zeit der größten Machtentfaltung des Reiches gemacht hat, zu einer Zeit, da weit näher liegende Teile der Tiroler Berge noch fast ganz romanisch waren, oder liegt hier nicht ein Hinüberquellen germanischen Wesens aus der Zeit der grossen Wanderungen vor uns? Dies ist die Frage, der im folgenden nähergetreten werden soll.

II.

Die wichtigste, größte und am weitesten vorgeschobene von den drei vorbeschriebenen Gruppen germanischer Siedlungen, die wir die silvische, cimbrische und furlanische nennen wollen, ist offenbar die zweite; sie erscheint uns als die rätselhafteste und schon insofern als die anziehendste, und die Erforschung ihres Ursprungs verspricht uns schon darum wichtige Aufschlüsse für die erst in neuester Zeit eifriger betriebene deutsche Siedlungsgeschichte, die ihrerseits wieder, wie Egli ausführlich und überzeugend betont hat, ebenso die Allgemeingeschichte fördert, als sie selbst durch die Ortsnamen-Forschung gefördert wird.

Spät, sehr spät hat man sich in unserem Vaterlande mit dieser merkwürdigen Sprachinsel beschäftigt, man sammelte da schon lange die Stimmen aller Völker der Erde in Liedern, ohne auch nur zu ahnen, daß in den Tälern, die dem Astico und der Brenta tributpflichtig sind, Lieder ertönten in einer Sprache, die zur Zeit unserer Minnesänger schon veraltet geklungen haben mochte!

Einer der ersten, der diese Gegenden besuchte und ausführlich darüber berichtete,[1]) dürfte I. G. Kohl gewesen sein, der in den Monatsblättern zur Augsburger Allgemeinen Zeitung im Oktoberheft des Jahrganges 1847 einen Reisebericht veröffentlichte.

Zwar daran, durch deutsche Schulen in den zu jener Zeit österreichischen Gegenden diesen Stammesbrüdern ihre Sprache zu erhalten, dachte damals kein Mensch, obwohl man es seltsam fand, daß diese Gegend ihre Sprache, die ihr die Republik Venedig Jahrhunderte hindurch sorgsam erhalten hatte, unter dem deutschen Regiment reißend schnell verlieren sollte.

Aber die deutsche Gelehrsamkeit befaßte sich doch mit der Sache, indem sie der Frage nach dem Ursprung dieser Merkwürdigkeit nachging. Allerdings mit zweifelhaftem Erfolg.

Geschichtliche Quellen flossen eben so gut wie gar keine, einzelne Urkunden über eine Kolonisation durch irgend einen Grund- oder Landesherrn, wie durch Friedrich von Wangen, Bischof von Trient, der im Jahre 1216 im Tale des Roßbachs (Folgareit) deutsche Bauern angesiedelt hat, oder von deutschen Bergknappen, die hier und dort in den Südalpen sich niederließen, oft in Gegenden, die dann doch keine Spur aufwiesen, daß sich ihre Sprache dort eine Zeitlang erhalten habe, oder vereinzelte Überlieferungen ähnlichen Inhalts konnten für eine Erklärung des hier zu betrachtenden Phänomens unmöglich als ausreichend erachtet werden.

Eher schien der Schluß gerechtfertigt, daß solche kleinere Einschiebsel ihre Nationalität sich nur da wenigstens einige Zeit erhielten, wo sie schon eine stamm- und sprachverwandte Bevölkerung vorfanden, anderswo aber dieselbe rasch einbüßten.

[1]) Von Schneller später.

Eine andere Hoffnung durfte auf die Sprachforschung gegründet werden. Auch sie erfüllte sich nur teilweise. Es ermittelten allerdings die Gelehrten, daß es sich hier um einen Dialekt handle, der dem Oberdeutschen des Mittelalters, etwa des 12. Jahrhunderts, verwandt sei, auch war nicht zu verkennen, daß die Sprache der Cimberleute und die der Furlaner Deutschen dem bayerisch-österreichischen, die der Silvier dem Walliser Deutschen sich mehr nähere, was von vorneherein zu erwarten war, aber es fanden sich doch Verschiedenheiten aller Art, namentlich auch des Wortschatzes, die es nicht für angängig erscheinen ließen, das Cimbrische einfach als eine Verzweigung, eine Abart des »Tirolerdeutsch«, etwa mit schwäbischer Beimischung, anzusprechen.

Namentlich mußten einige Anlehnungen an das Nordische und an das Niederdeutsche auffallen. So stand den Vermutungen ein weites Feld offen. Im Süden der Alpen verfiel man auf die Konjektur, unsere Cimberleute seien Nachkommen der von Marius angeblich bei Verona geschlagenen Cimbern.

Ob diese, schon im Mittelalter auftauchende Mutmaßung, den Namen Cimbrisch für das Idiom der Germanen im Bezirke von Vicenza veranlaßt hat, oder umgekehrt dieser Bezeichnung entsprang, scheint zweifelhaft; unzweifelhaft ist nur, daß diese Konjektur ganz unhaltbar ist. Ob die Sprache der Cimbern den Idiomen, deren Gruppe später als »thiudisch« (volgare) bezeichnet wurde, sehr nahe stand, mag unerörtert bleiben, ebenso daß die Schlacht, in der Marius siegte, wohl gar nicht so unmittelbar bei Verona stattfand, daß die Cimbern auch allen Grund hatten, schleunigst ihre Volksreste aus Italien wegzuziehen; es genügt die Erwägung, daß versprengte Horden nimmermehr ihre Nationalität und Sprache gegenüber der römischen Kultur und Administration bis in die Zeit der Völkerwanderung hätten erhalten können, um diese Annahme einfach abzuweisen.

Die Gelehrten jenseits der Alpen haben auch an Reste der Heruler und anderer Germanen des Odoaker gedacht, ohne zureichende Begründung, wie Galanti[1]) überzeugend dargetan hat.

Überhaupt muß jedem, der sich mit deutscher Siedlungsgeschichte befaßt, einleuchten, daß versprengte germanische Eindringlinge unter der Römerherrschaft sich gar nicht oder doch nur unter Bedingungen hätten halten können, die ihre rasche Assimilation zur Folge gehabt haben mußten, wie ja von allen lätischen Siedlungen im römischen Reich, von denen Kunde zu uns gelangt ist, keine ihre Sprache bewahrt zu haben scheint.

Dies gilt sicher auch von den Alemannen, die nach Ammianus Marcellinus im 4. Jahrhundert am Po angesiedelt worden sind.

Auch die Ansiedlung von Alemannen innerhalb der Grenzen Italiens durch Theodorich wurde herangezogen, obschon von vornherein nicht abzusehen ist, warum diese Kolonie das Schicksal der Goten selbst, denen sie ihre Sitze verdankten, nicht geteilt haben sollte. Allein, es wird jetzt überhaupt kaum mehr bezweifelt, daß diese Alemannen nicht in Oberitalien, wo die Goten selbst saßen, sondern im Norden der Alpen, wahrscheinlich in der Gegend des jetzigen Thurgau beziehungsweise in Rätien, zwischen Iller und Lech, wohl auch in Oberschwaben bei Theodorich Schutz gegen die Franken gefunden haben, welche Gebiete dieser zu Italien zu rechnen für gut fand.

Die nächsten germanischen Siedlungen in Oberitalien, an die zu denken wäre, sind zeitlich Ostgoten und Langobarden.

Auf diese Herkunft der »Cimbern« wird weiterhin näher eingegangen werden. Es scheint, daß gerade die deutschen Forscher sich einer solchen Ableitung der

[1]) Galanti, a. a. O. Kap. IV.

germanischen Siedlung, die im Vicentinischen nun einmal unbestreitbar stattgefunden hat, abgeneigt erwiesen, weil die ersteren in ihren Kämpfen mit den Byzantinern vernichtet worden, die letzteren aber, ebenso wie die Franken nach wenigen Generationen romanisiert worden sein sollen. Man hat daher von deutscher Seite mit Vorliebe an eine Einwanderung aus den oberdeutschen Gegenden gedacht.

Am weitesten zurück gingen jene, welche annahmen, es seien aus der Zeit der fränkisch-alemannischen Einfälle, die von 539 an hauptsächlich durch das Vinschgau, gerade in die Gegend des linken Etschufers, nachweislich stattfanden und mit der Niederlage der Alemannen unter Buzelin bei Capua (554) ihr Ende gefunden haben, wenn nicht Marius Aventicensis recht hat, wonach die letzten Kämpfe zwischen Byzantinern und Franken im Jahre 555 mit der endgültigen Niederlage der letzteren endeten, Ansiedler in diesen Gegenden (natürlich als versprengte Flüchtlinge) zurückgeblieben.

Aber abgesehen davon, daß eigentlich die Besiegten nichts hinderte, in ihre Heimat zurückzukehren, so ist es überhaupt nicht angängig, solche Heereszüge, kriegerische Unternehmungen, bei denen nur streitbare Männer beteiligt waren, für Volkssiedlungen verantwortlich zu machen; denn wie sollten die Reste eines solchen Heeres ihre Nationalität inmitten eines fremden Volkstums, auf dessen Töchter sie zur Fortpflanzung angewiesen waren, erhalten haben?

Die überwiegende Ansicht der deutschen, namentlich auch der österreichischen Forscher war daher auch immer die, es handle sich hier, wie überall in Deutschland östlich der Elbe und wie in dem größten Teile Österreichs, um ein Hereinragen deutschen Wesens, entstanden in der guten Zeit, da unser Volkstum überall die Grenzen seiner Herrschaft durch friedliche, stille Siedlungstätigkeit, unterstützt freilich auch, wenn nötig, durch die Schärfe des Schwertes und durch die Macht der deutschen Kaiser, langsam aber sicher hinausrückte; statt wie heutzutage, nicht ohne Mithilfe einer gewissen Klasse seiner eigenen Söhne allenthalben, wo nur Berührung mit einem anderen Volkstum stattfindet, seine Fortexistenz bedroht, sich verdrängt, ja stellenweise mit unheimlicher Schnelle verdrängt zu sehen.

Aber auch diese Ansicht kann bei einer strengen Prüfung nicht aufrechterhalten bleiben.

Ihr stehen von vorneherein gewichtige Bedenken entgegen, anderen werden wir bei unserem Versuche einer positiven Lösung des Problems begegnen.

Die Vorstöße der Deutschen gegen den slavischen Osten erfolgten unter fortwährenden Kämpfen, namentlich im Südosten, nachdem schon in der Mitte des 6. Jahrhunderts die ersten Zusammenstöße erfolgt waren, mit größerem Nachdruck unter den Karolingern, in einem Gebiet, das von Avaren und Ungarn verwüstet, diesen und den in die verödeten Länder mit Deutschen um die Wette eindringenden Wenden abgestritten wurde.

Das Gleiche setzte sich unter den Kaisern aus sächsischem und fränkischem Hause fort, die Herzoge von Bayern, die von Kärnten und von der Ostmark schoben auf erobertem Boden geistliche und weltliche Siedlungen stetig vor, den Rittern und Mönchen folgten ländliche Siedler, in späterer Zeit auch Besiedler der zu gründenden Städte. Was an Wenden blieb, wurde unter der deutschen Herrschaft assimiliert; es waren aber in den Gebirgen Noricums und im angrenzenden Teile Pannoniens, wie schon Müllenhof erkannt hat, noch aus früherer, dem Avarensturme vorgängiger Zeit, sicherlich Germanen zurückgeblieben, die sofort das eindringende Volkstum verstärkten.

Auch unter den Habsburgern dauerte das Vordringen des Deutschen unter einer Herrschaft, die sich selbst als deutsch betrachtete, wenigstens bis zur Reformationsperiode fort.

Ganz anders lagen die realen Machtverhältnisse in unserem Gebiete an den Ufern von Brenta und Bacchiglione. Die Herrschaft der bayerischen Herzöge aus dem Geschlechte der Agilolfinger ging nie über die nächste Umgegend im Norden Trients hinaus, zeitweise wurde sogar das Etschland bis zur Töll an die Langobarden verloren.

Zu einer Volksansiedlung in der hier in Betracht kommenden Gegend hatten also die bayerischen Herzöge weder Anlaß noch Macht, dies kann wie im allgemeinen, so auch von den Langobardenfürsten agilolfingischer Herkunft, gelten.

Die Wiederherstellung der fränkischen Herrschaft in Bayern änderte daran nichts; aber ebensowenig auch die Unterwerfung der Langobarden unter das Scepter Karls des Großen. Eine besonders nahe Verbindung zwischen Bayern und Lombardei trat nicht ein, im Gegenteil, nun hörten alle jene Beziehungen auf, die bis dahin zwischen den beiden, von den Franken sich gleichmäßig bedroht fühlenden Dynastien der genannten Länder bestanden hatten, die Völker waren ohnehin schon infolge der inzwischen erfolgten völligen Romanisierung der Langobarden sich endgültig entfremdet. Wollten die Karolinger zuverlässige Elemente im Lande haben, so wählten sie dazu sicher fränkische Herren, am naturgemäßesten neustrischer Abkunft, die selbst schon dem Romanentum nahestanden, bezw. romanisiert waren. Die Teilungen der Nachkommen Karls des Großen lösten bekanntlich jedwedes staatliche Band zwischen den Ländern diesseits und jenseits der bayerisch-lombardischen Grenze, die nun an der Mündung des Noce fixiert war. Wie eine große germanische Siedlung in das Königreich Italien hätte kommen sollen, ist schon darum nicht abzusehen, abgesehen davon, daß die Deutschen, wenn sie Volksüberschuß hatten, für diesen im Osten, auf Slavenboden hinreichend Platz und Verwendung fanden.

So lagen die Verhältnisse bis zur Mitte des 10. Jahrhunderts. Da beschloß Otto der Große auf dem Reichstage zu Augsburg, anno 952, nachdem er Berengar völlig bezwungen hatte, ihm Italien als Lehen zurückzugeben, die Lande zwischen Alpen, Mincio, Po und Adria aber als Markgrafschaften von Verona, Aquileia und Istrien dem Herzogtum Bayern und damit dem deutschen Reiche einzuverleiben. Aquileia hatte sein Bruder Heinrich von Bayern schon seit 950 tatsächlich inne.

Aquileia (Friaul) erstrebte Heinrich wohl mit staatsmännischem Blicke wegen des Zugangs zum Meer. Verona soll Otto der Pässe halber begehrt haben. Möglich. Aber im Jahre 966 zog er doch über den Septimer nach Italien!

Es drängt sich der Gedanke auf, daß die Beobachtung, wie in der Gegend östlich des Mincio und nördlich des Po viele germanische Elemente vorhanden, für die Entschließung Ottos von Bedeutung gewesen sei; zumal schon aus einem Placitum d. d. Trient 845 hervorgeht, wie weiterhin zu erörtern, daß nicht allzuweit von Trient in Oberitalien deutsche Bevölkerungselemente vorhanden waren. Vorübergehend setzte sich Berengar wieder in den Marken fest; bald darauf standen die transalpinen Marken zu dem erstandenen Herzogtum Kärnten in näherem, zum Nationalherzogtum Bayern in entfernterem Abhängigkeitsverhältnisse.

So bestimmte es Otto II. im Jahre 976.

Wer sollte nun Anlaß und Möglichkeit gehabt haben, hier im großen Maßstabe zu germanisieren?

Der Herzog von Kärnten?

Nun, so recht germanisiert war sein Land selbst noch nicht! Auf zwei Wegen rückte das deutsche Volkstum hauptsächlich im eigentlichen Kärnten vor; im Pustertale nach Osten und von Norden her, aus dem Ennstal kommend, durchs Liesing- ins Murtal und dann von da ins Drautal, namentlich über das Gurktal; dort oben im Olsatal steht Friesach, trotz seines slavischen Namens voll deutscher

Burgen und Ausgangspunkt zahlreicher deutscher Adelsgeschlechter. Aber vereinigt haben sich diese beiden deutschen Ströme noch heute nicht ganz; wo die Gurk zur Drau kommt, ist schon nicht mehr geschlossenes deutsches Sprachgebiet, Klagenfurt wird von slovenischem Wesen umflutet!

Abgesehen von der Frage nachhaltiger Kraft hatten die Kärntner aber auch ein näherliegendes und augenscheinlich wichtigeres Kolonisationsgebiet in der Mark Aquileia, dort wo die Handelsstraße über Clemaun ans Meer gelangt, im einst so genannten Meranien.

Hier hatten die Ungarn vielleicht am meisten gewütet, war es doch ihre Einfallpforte nach Italien; hier war auch früh schon zahlreich wendisches Volk in die von Avaren und Ungarn geschaffenen Lücken eingedrungen,[1]) hier war noch kein so lebhaftes, früh erstandenes Nationalbewußtsein zu bekämpfen, wie weiter westlich, wo das Städtewesen, das die Langobarden weit glimpflicher behandelt hatten als die nördlichen Germanenstämme, nun erst recht emporkam, wo für eine fremde Volkssiedlung wenig Raum und heftigster Widerstand zu erwarten gewesen wäre.

Es hätte wohl einer der Bischöfe oder Markgrafen deutscher Abstammung, an denen es damals in der Mark Verona nicht fehlte, eine kleine Siedlung, wie Folgareit, in den lessinischen Bergen oder einer sonstigen verödeten Landschaft veranlassen können, aber eine Besiedlung in großem Maßstab hätte in jener Zeit nicht erfolgen können, ohne einen zahlreichen Adel herbeizuziehen, der wieder Burgen mit deutschen Namen gegründet haben würde, wie solches in Südtirol und in der Mark Aquileia auch die Germanisierungsarbeit jener und einer späteren Zeit kennzeichnet.

Aber in Cimbrien ist keine Spur deutscher Burgen, und wenn einige deutsche Adelsgeschlechter emporkamen, wie die Ezzelini da Romano, die Arco (Bogen), die Castelbarco, so würde man solches auch für viele andere Punkte Italiens feststellen können.

Wollte man aber auch die Zeit nach 952 einer deutschen Masseneinwanderung für ebenso günstig erachten, als sie ungeeignet dafür war, lange hätte eine solche nicht gedauert.

Im 12. Jahrhundert ist auch in dieser Gegend die Entwicklung des Städtewesens zur Selbständigkeit soweit vorgeschritten, daß die kleinen Republiken einander befehden; im Jahre 1142 tragen die Bürger von Verona über die von Padua einen großen Sieg davon. Vicenza stand mit Verona im Bunde.

Es mag vielleicht nicht allzu schwer in die Wagschale fallen, daß auf den Roncalischen Feldern neben den Bischöfen von Turin, Pavia, Piacenza etc. auch die von Verona, sowie der Patriarch von Aquileia über die Geschicke Italiens mitberieten (1158); aber der Bund, den anno 1163 Verona, Padua und Vicenza mit Venedig abschlossen, zeigt doch wohl die Städte der Mark in einer Selbständigkeit, die eine Kolonisierungsarbeit, wie sie die Deutschen damals im slavischen Osten betrieben, kaum möglich erscheinen läßt!

Von der Gesinnung der Veroneser giebt es übrigens auch ein treues Bild, daß sie dem Barbarossa, der ihnen nie traute, die bekannten Hinterhalte bei der Chiusa legten, die dem Wittelsbacher Otto Ruhm und dann das Herzogtum Bayern eintrugen.

Eine spätere Zeit kann nicht mehr in Frage kommen, um zu erklären, woher die Verbreitung der deutschen Sprache um Vicenza stammt, die es ermöglichte, daß im Jahr 1311, kurz vor einem neuen Kampf zwischen Vicenza und Padua, Singofredo Ganzera (ist das kein deutscher Name?), um den anwesenden Paduanern nicht verständlich zu sein, in deutscher Sprache zu seinen Mitbürgern redete!

---

[1]) Paul. Diac. de Gest. Langob. L. IV. Cap. 25, 42.

Also muß das germanische Wesen dieser Gegend weiter zurück, auf die Zeiten der germanischen Wanderungen zurückgeführt werden!

Es frägt sich nur, auf welchen germanischen Stamm sollen, müssen wir es zurückführen?

Am einfachsten — auf die Langobarden?

Nein, unmöglich, wie weiterhin zu erörtern sein wird.

Auf welchen sonst?

In dieser Hinsicht kann das erlösende Wort, nachdem die Geschichtsquellen sich darüber ausschweigen, nur gefunden werden, wenn wir die neuesten Ergebnisse der Forschung auf dem Gebiete deutschen Siedlungswesens auf dieses Gebiet anzuwenden versuchen.

Freilich geht dies nicht so, daß wir ein anderwärts bewährtes Schema einfach anwenden, aber bei richtiger Ausnützung des in anderen Gegenden Gefundenen soll es, dünkt mich, gelingen, auch hier ein befriedigendes Ergebnis zu gewinnen.

Zunächst muß nun freilich etwas weit ausgeholt werden. Hierbei gedenke ich mich, wie auf die neueren Forschungsergebnisse überhaupt, so auch auf das zu stützen, was ich selbst ermittelt zu haben glaube und, nicht ohne ermunternden Beifall von berufener Seite, in drei Abhandlungen niedergelegt habe, die ich nun zwar anziehen, aber natürlich nicht eingehend wiedergeben kann. Es sind das:

1) Die fränkischen und alemannischen Siedlungen in Gallien, Straßburg 1894.

2) Die Ortsnamen des Metzer Landes in ihrer geschichtlichen und ethnographischen Bedeutung, im Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte, 1897.

3) Germanische Siedlungen in Lothringen und England, im Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte, 1900.

Ich werde diese Abhandlungen in den nachfolgenden Ausführungen bloß als I., II. und III. anführen.

Daß ich dabei manches nicht veröffentlichte Forschungsergebnis mitverwerten werde, wird der Sache hoffentlich nicht zum Nachteil gereichen.

III.

Die ersten Germanen, die im Römerreich sich dauernd niederlassen durften, mögen wohl fränkischen Stammes gewesen sein, ihre Ansiedlung erfolgte am Ausgang des dritten Jahrhunderts in Gallien unter ziemlich demütigenden Bedingungen, als eine Art Militärgrenzer, als »laeti«. Sie erhielten Ländereien, die Bestandteile des ager publicus waren oder jedenfalls als solche behandelt wurden, nicht zum Eigentum, auch nicht als possesores, sondern als eine Art Kolonen, mit Verpflichtung zum Kriegsdienst. Sie hießen laeti, wie schon Grimm annahm, dem ich nun unbedingt beipflichte, weil sie keine Grundeigentümer, resp. keine Glieder einer Genossenschaft waren, die als Herrin auf eignem Besitz wirtschaftete, und solche Besitzlose scheinen den Germanen weniger als freie, ingenui, vielmehr minores, wie die späteren Gesetzestexte sagen, late (got. lats = träge, gering,) gewesen zu sein, daher letz i. e. schlecht, unrichtig; der Letzte.

Diese »laeti« scheinen nirgends ihre Sprache durchgesetzt zu haben, auch auf die Ortsnamen der Gegend ließ sich bisher ein Einfluß derselben nicht nachweisen, sie wurden wohl durch ihre Stellung, namentlich durch den Kriegsdienst schnell romanisiert, wie ja auch sehr begreiflich. Wie sollten sie in einem wohlgeordneten Staatswesen mit ausgebildeter Schriftlichkeit der Verwaltung, ja mit einem richtigen Kataster, andere Namen ihrer Siedlungen, als die ihnen amtlich erteilt wurden, haben einführen und in Gebrauch bringen können!

Anders war es schon mit den später als Konföderaten zugelassenen Germanenstämmen, Burgundern und Franken. Zum Teil war die Zulassung ja nur eine Form, die verschleiern sollte, daß man die ungebetenen Gäste nicht mehr loszuwerden vermochte.

Diese ließen sich in einer Form nieder, die annehmen läßt, daß für diese Stämme noch im wesentlichen galt, was Tacitus im 26 Kapitel seiner »Germania« berichtet.[1])

Sie bedeckten nämlich das Land mit Markgenossenschaften, zu denen sie mit Vorliebe, wie sehr natürlich, sich die günstigst gelegenen Fluren, namentlich solche aussuchten, wo auf ebenem Boden der Pflug am bequemsten zu ziehen war.

Insoferne scheint sich ihre Ansiedlungsweise wenig von der zu unterscheiden, welche germanische Völker überall da beobachteten, wo sie als Eroberer auftraten, wie die salischen Franken in einem großen Teile von Belgica II, vor den Eroberungen Chlodwigs, die Alemannen im Decumatenland, in Germania I, und wohl auch in Helvetien und in Teilen Rätiens. In den letzteren Gebieten haben sie allerdings sich wie die Baiuvaren am rechten Donauufer unter einer gewissen Oberhoheit Theodorichs niedergelassen.

Alle diese erwähnten Landnahmen haben das Charakteristische, daß die auf Grundlage verwandtschaftlicher Zusammengehörigkeit erfolgte genossenschaftliche Ansiedlung eine Menge patronymischer Bezeichnungen zu Ortsnamen verwandelte (wie I. S. 10 ausgeführt ist). Sogar bei den Burgundern, die doch nicht ganz freiwillig nach Sabaudia verpflanzt worden waren, trifft das wenigstens für ihre Sitze nördlich des Lemanus zu, trotz der in ihren Gesetzen geregelten Niederlassung in Form des Hospitats.

So sehen wir die von Germanenstämmen besetzten, obengenannten Gegenden des Römerreichs heute von einer großen Menge von Ortschaften bedeckt, deren Name mit einer, in manchen Gegenden ermüdenden, Einförmigkeit auf -ingen, -ing, -ingheim, -inghausen, -inghofen endet,[2]) während der erste Teil des Namens meist einen alten germanischen Personennamen, teils ganz, teils in der Kurzform[3]) enthält, wie Sigmaringen, Sendling etc. Verwelscht lauten solche Ortsnamen dann wohl: Marange (Mehringen), Berlens (Berlingen) u. s. f.

Es kann hier nur angedeutet werden, daß nicht alle Orte auf -ing oder -ingen notwendig frühere Markgenossenschaften sein müssen, daß es in den Gebirgen der Schweiz manche Orte solcher Benennung gibt, die zwar einer Sippe gemeinsam gehört haben dürften, die aber für eine Ansiedlung einer Markgenossenschaft zu wenig Land gehabt hätten; anderwärts, in Bayern, treffen wir die noch nicht ganz aufgeklärte Tatsache, daß zwar zu beiden Seiten der Isar aufwärts bis an das Gebirge und östlich bis nahe an den Inn die -ing ganz wie die -ingen im Westen, frühere Markgenossenschaften darstellen, daß aber weiter östlich die ganz massenhaft bis an die Traun[4]) auftretenden Orte dieser Benennung, wie schon ihre enorme Dichtigkeit beweist, nicht alle Markgenossenschaften gewesen sein können, während es jetzt meist weilerartige Siedlungen sind, wobei wir hier nicht untersuchen wollen und können, was die schon von v. Maurer beobachtete frühzeitige Auflösung der für die älteste Zeit doch auch hier vorauszusetzenden (?) genossenschaftlichen Siedlungen in Gruppen von Höfen veranlaßt hat.

[1]) S. III, 6.

[2]) Daß ich nicht alle -ingheim etc. gleich einer alten Sippensiedlung setzen will, habe ich in III, S. 37, ausgeführt.

[3]) Vgl. III, S. 13.

[4]) Von der Traun bis zur Ybbs sind diese Namen seltener, unter der Ybbs sind sie es noch mehr, eine beachtenswerte Verdichtung erfolgt dann wieder um Wien.

Vorgekommen sind aber Hofsiedlungen, auch neben Siedlungen größeren Umfangs, bei den Germanen wohl allerwärts. Im Gebiete, das von den Ufern des Lechs bis nach den Niederlanden reicht, kommt für solche kleinere Siedlungen der Name -weil, -weiler, -wyl, -wylen vor. Daß diese Benennung auf vorgermanisches Wesen zurückgeht, ist jetzt ziemlich allgemein anerkannt.[1])

Viele solche Siedlungen haben Namen, die auf -hofen, -hausen enden, namentlich möchte ich jene hierherrechnen, bei denen der vorhergehende Personenname im Genetiv steht, der besitzanzeigend hier offenbar einen Einzelnen als Herrn nennt, was zur genossenschaftlichen Siedlungsweise nicht paßt.[2])

Zu diesen Formen älterer Ortsnamen, die in den Gegenden, wo die Ansiedlung auf römischem Reichsboden erfolgte, fast immer einen Personennamen enthalten, kommen die Namen auf -heim, -ham, -kam, -kon, auf -ingham -inghofen, wobei bemerkt werden soll, daß -heim, im Westen vorherrschend, meist größere Dörfer, -ham, bayerisch, gleich -ing, bald solche, bald nur Weiler bezeichnet.[3])

Eine andere Form, die namentlich im Osten Deutschlands ungeheuer oft auftritt, ist die auf -dorf.

So alt das Wort an sich ist, kam es in dem Sinne von vicus doch erst, wie ich überzeugt bin, nach dem 6. Jahrhundert in Gebrauch und noch später zu häufiger Anwendung; erst in einer Zeit, da ein Kolonendorf nicht mehr, wie das fränkische Heim und das angelsächsische Ham, die Sala des Herrn umfaßte, sondern wo Dorf bereits im Gegensatz zum Herrensitz der Burg stand, wie auch zur befestigten Stadt, als der Wohnort der Unfreien, der »Dörper«.

Ein solches Dorf hieß gar nicht einmal immer nach dem Herrn, der gar viele solche Dörfer haben konnte, sondern auch wohl nach dem herrschaftlichen Schultheiß, wie wenigstens für Schlesien erwiesen wurde.

Darum finden wir diese -dorf massenhaft auf kolonisiertem Slavenboden, in Kärnten, Krain, Steiermark wie östlich der Elbe.

Der Zeit der Rodungen entstammen die meisten der Ortsnamen auf -bach, und natürlich auch der auf -schwand, -reuth, -rode, auch die Namen auf -feld werden nicht jünger sein. Alle möglichen Endungen anzuführen, hätte keinen Zweck, es genügt das Bisherige, um dem Leser, dem solche Dinge fremd geblieben sind, zu zeigen, daß das Vorherrschen gewisser Endungen uns andeuten kann, in welcher Zeit und in welchen sozialen oder wirtschaftlichen Verhältnissen ungefähr eine Gegend von ihren deutschen Bewohnern in Besitz genommen worden ist.

Die älteste und wichtigste »Leitform«, wenn es gestattet ist, diesen an die Naturwissenschaften anklingenden Ausdruck zu gebrauchen, ist aber die der -ingen, resp. -ing.[4])

Es ist äußerst instruktiv, zu verfolgen, wie sich diese Form regelmäßig an ein bestimmtes Terrain mit Vorliebe anlehnt, anderes sichtlich vermeidet.

So finden wir, um es kurz anzudeuten,[5]) das wellige Lothringen und Luxemburg von ihnen bedeckt, dagegen die Berglande des Hunsrücks wie der Eifel völlig frei von nennenswerten Gruppen, dafür im Wald- und Bergland bei Cusel und Ottweiler die massenhaften -weiler; so ist auch der Schwarzwald nur sehr wenig mit solchen patronymischen Ortsnamen ausgestattet, wenn man damit die reiche Fülle vergleicht, die andere schwäbische Länder aufweisen; so nehmen die -ingen

---

[1]) So Kluge, Ethymologisches Lexikon, V° weiler.

[2]) Bei -inghofen etc. kommt es darauf an, ob man den Ortsnamen im Einzelfalle aus inga als adjectivum possessivum oder aus einem Genetiv plural inga erklären darf.

[3]) Der Gegensatz von Heim als Herrensiedlung zur freien Mark kann hier unerörtert bleiben.

[4]) Das gleichwertige -ungen wird uns bei unserer Untersuchung nicht weiter beschäftigen.

[5]) Näher behandelt I, Kap. 1, 3, 4.

gegen den Bodensee zu schon nördlich davon, im stark coupierten Terrain, sichtlich ab, wogegen hier die dichteste Masse -weiler auftritt, die Deutschland überhaupt hat; in der Schweiz, wo dann die -weiler die enormste Verbreitung haben, ziehen sich die -ingen in den Flußtälern der Thur, Reuß und Aar weithin, während an den Hängen der Berge die -weiler vorherrschen.

Und wie steht es in Bayern und Österreich?

Ins Allgäu verirrte sich kaum eines dieser -ingen, über die Hügel um den Ammersee und Würmsee dringen gar wenige -ing hinaus, das ganze Bezirksamt Garmisch enthält kein einziges; so geht es weiter nach Osten, selten sind diese Namen in den Ämtern Tölz und Miesbach; fast unauffindbar sind sie im Berchtesgadner Land, selten im gebirgigen Teile des Salzkammerguts und von Oberösterreich; in Niederösterreich sind sie ohnehin schon stark in Abnahme, auch in ebneren Gefilden.

Dies wird jene nicht wundern, welche wissen, daß unsere Ortsnamenform überhaupt ihre große Rolle bei der Siedlung germanischer Völker im Römerreich (einschließlich Englands), namentlich vom 4. bis 6. Jahrhundert spielt, aber den Deutschen bei Kolonisierung slavischen Bodens, in einer Zeit, da der Sippenverband aufgelöst, auch sonst für die genossenschaftliche Siedlung keine günstige Zeit mehr war, nicht mehr folgte, namentlich nicht jenseits der Elbe und Saale.

Wenn am rechten Donauufer die -ing auch über die Enns, die Grenze bayerischer Herrschaft zur Merovingerzeit, sogar über die Ybbs hinaus bis nach Steiermark reichen, ja um Wien in echt altgermanischer Form (mit der Kurzform des Personennamens) wieder häufiger werden, so wird dies nicht allein dadurch erklärt, daß die Bayern die sehr gewohnte Form, die sie schon zur Weilerbenennung im Inn- und Hausruckviertel angewendet, mitbrachten, sowie daß in dieser Gegend auch slavisches -ica in -ig, -ing germanisiert wurde, sondern man stieß beim Vordringen in diese Gegenden zur Karolingerzeit, wie Müllenhof schon aus der Entwicklung des Namens von Wien geschlossen hat, sicher auf germanische Reste, die die Avaren und Wenden überdauert hatten.

Bei dieser für unsere Untersuchung sehr nötigen Ausführung haben wir der drei großen germanischen Völker keine Erwähnung gethan, die sich tiefer im römischen Reiche niederließen, der Ost- und Westgoten und der Vandalen.

In der Tat haben diese auf die Nomenklatur der eroberten Länder kaum einen erkennenswerten Einfluß geübt. Den Westgoten schreibt man einige Namen auf -auberge, mit germanischem Personennamen davor, zu, die man tief im Süden Frankreichs antrifft, die Vandalen hat das Schwert der Byzantiner (oder ihrer deutschen Hilfsvölker!) von der Erde vertilgt und das gleiche Los hat, wie man annimmt, die Ostgoten getroffen.

Daß auch die Westgoten sich anders verhielten, als ihre westgermanischen Stammesgenossen, wird leicht damit erklärt, daß sie im Verhältnis zum eroberten Gebiete sehr wenig zahlreich waren, infolgedessen bei dem Überschuß an Land und Leuten nirgends nötig hatten, neue Siedlungen wirtschaftlicher Natur zu gründen, sondern sich einfach als Herren in die bestehenden Orte hineinsetzten. Die ersten Jahre ihres Aufenthaltes in Südgallien hatten sie, ohne zu einer Landteilung zu schreiten, nur von Abgaben des unglücklichen Landes (besonders an Korn) gelebt.[1])

Anders verhält es sich mit den Langobarden, welche, obschon sie sich spät erst in ihren definitiven Sitzen in Italien niedergelassen, dort ein Verhalten ein-

[1]) Es steht dahin, ob nicht einige Ortsnamen im Limousin auf gotische Sippensiedlung hinweisen könnten. Vergl. I., S. 52.

geschlagen haben, welches vielfach und in wesentlichen Punkten dem ihrer Stammesbrüder zu vergleichen ist.

So finden wir in ihrem ersten Siedlungsgebiet zwischen Alpen und Apenninen noch jetzt, obwohl gerade Italien sich für die Erhaltung deutscher Ortsnamen als sehr ungünstiger Boden erwiesen hat, immerhin einige Dutzend Ortsnamen auf -engo, -enga, -enghe; ich habe deren bisher etwa 70 in der lombardisch-venezianischen Ebene ermittelt, ein anderer wird mit besseren Karten und Nachschlagwerken vielleicht noch mehr ermitteln; Steub spricht, glaube ich, von 200.[1])

Daß dieses -engo, wie die häufigste Endung lautet, unserem -ingen entspricht, wird allgemein zugegeben, auch ist bekannt, daß die Langobarden ihr Volkstum in Herzogtümer, in Comitate oder Sculdace, diese in Decanien oder Zehntschaften einteilten, welche wieder in Farae oder Sippen zerfielen.

Eine Niederlassung einer »Fara« dürfte wohl eine Benennung erhalten haben, welche dem Patronymicum der Fara entsprach. Die Ortsnamen bestätigen diese Annahme recht deutlich, Farfengo, Farisengo sind eben Fara Fengo, Fara Isengo, (vergl.: Fara Olivana, nicht weit von jenen). Die Zahl von 70, ja von 700 Farae wäre freilich recht klein; auf etwas wie 25000 Farae darf man das langobardische Volk doch schätzen, auch wenn man annimmt, wie mit Recht meist geschieht, daß die Langobarden unter veränderten Umständen mit viel geringerer Volkszahl die Unterwerfung Italiens durchsetzten, als die weniger glücklichen Ostgoten hinzuführen in der Lage gewesen waren. In einem, trotz aller Verwüstungen immer noch dicht besiedelten Lande werden eben die Eroberer großenteils sich in bestehende Ortschaften eingenistet haben, wie die Ripuarier in die hunderte von -iacum, später -ich, wie sie besonders im Südwesten von Köln vorkommen; ein Anlaß, den alten Namen, der sich bei den zahlreichen Romanen erhielt, abzulehnen, war nicht gegeben, im Gegenteil war der Name auf -ingen, wie ich I. S. 3 ff. ausgeführt habe, eigentlich nur ein Name einer Personengruppe, der mangels einer anderen Bezeichnung zum Ortsnamen wurde; viele Namen aber mögen sich verloren haben, wie ja auch kein Grund besteht, zu bezweifeln, daß manche jener Gründungen im Laufe der Zeiten verschwunden sind, was auch bei uns vielfach vorgekommen ist. Immerhin dürfen wir annehmen, daß da, wo die meisten Langobarden als Landbesiedler, wenn auch mit eingeborenen Knechten, sich niederließen, nicht also bloß große Herren, nach Art der fränkischen Antrustionen, auch die meisten Namen dieser Art sich erhalten haben werden, während für Gegenden ohne solche Namen eine dichte langobardische Besiedlung erst anderweitig wahrscheinlich zu machen wäre.

Darnach hätte aber die Haupt-Volkssiedlung der Langobarden im westlichen Teile Oberitaliens, im damals sogenannten Ligurien, stattgefunden. Sehr natürlich, denn so gruppierten sich die Volkssiedlungen um die Hauptstadt Pavia, und die Heeresmacht hatte ihren Schwerpunkt in der Richtung, wo damals der gefährlichste Nachbar stand, der Franke, gegen den man sich bald mit den Baiuvaren in ein näheres Verhältnis einließ. Der größte Teil dieser Orte liegt in den Provinzen Brescia (also nahe Brescia, einem Lieblingsaufenthalte der langobardischen Großen), Lodi-Crema, Cremona, Bergamo, Casale, Asti, Novara, Vercelli, auch in den Bezirken von Pallanza, Torino, Ivrea, Como, Sondrio kommt die Form -engo vor, fast alle sobenannten Orte liegen am linken Ufer des Po, alle, soweit ich ihre Lage ermittelte, außerhalb des Gebirges[2]) im ebenen Pflugland und, wie man schon mit Befremden bemerkt haben wird, außerhalb der früher deutschen Bezirke!

[1]) Verschwundene Namen auf -engo bei Dietz, Grammatik der romanischen Sprachen.
[2]) Nur eine Gruppe liegt tief in den Alpen, von diesen Orten weiter unten mehr.

In der Tat finden sich diese -engo im östlichen Oberitalien fast gar nicht. Außer einem Falle im Mantuanischen sind da zu erwähnen drei Orte bei Verona, in Anlehnung an die Brescianer Gruppe nahe dem Gardasee. Am linken Etschufer fehlen diese Ortsnamen völlig, nur weit östlich in der Provinz Treviso kommen wieder ein paar solche Ortsnamen vor: Merlengo und Porcellengo, das gar nicht sehr germanisch aussieht. Also in Cimbrien wie in Friaul keine Spur dichter langobardischer Niederlassung![1])

Aber im ersteren Gebiete findet sich auch kein einziger Ortsname, der dem Charakter der späteren Epoche entspräche, überhaupt keine Spur von der bei deutschen Siedlungen des Mittelalters so vorherrschenden Personalität in der Ortsbenennung! Kein -dorf, kein -hofen, keine ähnliche Benennung.

Ein Castelgomberto deutet offen auf einen Herrn der herrschenden Nationalität, sei es ein Langobarde oder ein Franke, auf keinen Fall auf einen Angehörigen des dunklen, bescheidenen Volks, dessen Spuren wir hier begegnen. Denn das scheint die natürlichste Lösung und Erklärung: diese Bevölkerung, die hier jahrundertelang ihre Sprache erhalten hat, war, trotz des Selbstbewußtseins, das eine solche Zähigkeit vorauszusetzen scheint, kein Herrenvolk!

Darum konnten sie den Siedlungen keine Namen geben, weil die Benennung nach den Herren erfolgte, wo überhaupt Anlaß zu Neubenennung vorlag, auch die Fara, die Sippe überträgt ihren Namen auf ihre Mark nur, soweit sie dieselbe als freie Markgenossenschaft besitzt; Läten haben, wie gezeigt wurde, ihren Wohnsitzen in der Ortsbenennung ihren Stempel nirgends aufzudrücken vermocht. Ja gerade diese inferiore Stellung des Volkes könnte die Zähigkeit erklären, mit der es Jahrhunderte an seiner Nationalität, an seiner Sprache inmitten einer romanischen Bevölkerung festhielt. Denn darüber kann kaum ein Zweifel bestehen, daß die Romanisierung des Volkes bei Burgunden und Langobarden von den oberen Gesellschaftsklassen, d. h. für jene Zeit von den Fürsten, ihren Beamten und Gefolgen und endlich zum größten Teile von den zu hohen kirchlichen Würden gelangten Volksgenossen ausging. Diesen imponierte die römische Bildung, die verfeinerte Sprache, in der sich die germanischen Könige seit Guntram dem Franken mit Vorliebe versuchten (ein noch älteres Beispiel wäre Amalasuntha), das Verwaltungstalent der Römer und wohl nicht zum mindesten ihre Geschmeidigkeit, ihre Gefügigkeit, die angenehm abstach von der Rauheit der Volksgenossen, die sich da benahmen wie jener Franke bei Teilung der Beute des Siagrius.

Die Langobarden hatten denn auch schon vor ihrer Unterwerfung unter die Franken, auch wo sie am dichtesten saßen, ihre Sprache meist aufgegeben und hier in Cimbrien, wo sie gar nicht als Massensiedler nachzuweisen sind, sollten sie sie noch viele Generationen hindurch erhalten haben? Die Betrachtung der Toponymie leitet uns also zur Annahme der Einwanderung eines Germanenstammes in die Hügelgegend des Berico und der Euganei, in die Gefilde zwischen ihnen und den Alpen und in die Täler nicht nur um Schio und Marostico, sondern auch in die östlichen Seitentäler der unteren Etsch und in das Etschtal (das Lägertal) selbst, unter Bedingungen, die die Siedler nicht zu freien Grundbesitzern machten.[2])

Eine solche unter langobardischer Oberhoheit wäre ein Vorgang, der an sich ein unter Germanen unerhörtes Verhältnis darstellen würde; andrerseits ist auch nicht das mindeste von einem ähnlichen Vorgang geschichtlich überliefert.

---

[1]) Es ist zuzugeben, daß einige -engo aus vorgermanischem inco entstanden sind; für unsere Schlußfolgerungen ist es gleich, ob so ein paar Ortsnamen wegfallen, bei den allermeisten -engo ist der germanische Personenname noch erkennbar, die Sache damit außer Zweifel, aber auch Martinengo und dergl. Namen finden ihr Gegenstück in Flaurling, Moritzing etc.

[2]) Dies bestätigt Galanti a. a. O., S. 151 und 162.

Zwar hatten die leges Langobardorum Bestimmungen für Nachzügler, sogenannte Waregangi, aber weder ist anzunehmen, daß sie in Ueberzahl kamen, noch daß man so töricht war, diese fremden Elemente alle an eine Stelle zusammenzudrängen, noch wurde ihnen eine so niedrige Stellung zugemutet. Da an die Zeit nach der fränkischen Eroberung noch weniger zu denken ist — wie sich eine deutsche Besiedlung aus solcher Zeit toponymisch äußerte, haben wir oben S. 55 gesehen, — so kehren wir zur Möglichkeit einer Lätensiedlung unter römischer Herrschaft zurück. Sie müßte aber kurz vor dem Untergang der letzteren stattgefunden haben, sonst hätten römische Verwaltung und besonders römisches Kommando diese Militärgrenzer unfehlbar verrömert.

Die Notitia dignitatum kennt eine Reihe von Siedlungen, die man wohl als »lätizische« ansehen darf, in Italien und namentlich in Oberitalien.

Aber diese Hilfsvölker heißen hier gentiles, und was wichtiger, alle Sarmatae!

Eine erkennbare Spur hat keine zurückgelassen, germanische »gentiles« aus der Zeit der Notitia wären sicher ebenso verschwunden, wie in Gallien auch.

Auch die Römer hätten natürlich ihre laeti niemals alle auf einen Raum zusammengedrängt, dazu war man doch zu vorsichtig. Bei den Förderaten war es freilich anders, da tat man, was man tun mußte!

In der Zeit nach dem Jahr 400 — um diese Zeit wird die Notit. dign., die bekannte römische Rang und Quartierliste verfaßt sein — war für Laetensiedlung keine Zeit mehr, jetzt durchzogen schon Vandalen, Ost- und Westgoten etc. das Reich, seit dem Jahr 406 bildete selbst der Rhein eine Zeitlang keine Grenze mehr, ganz Gallien war verwüstet, jetzt hätten wohl Germanen sich zu so niedriger Stellung gar nicht mehr herbeigelassen.

So etwa liegt die Sache und es scheint nur noch die Frage zu erörtern, ob nicht etwa an Goten zu denken sei, die doch auch eine mächtige Volkssiedlung innerhalb der Grenzen Italiens gegründet haben.

Aber diese wurden ja von den Byzantinern vernichtet, was übrig blieb, vertrieben, in unbekannten Gegenden ist der Rest mit anderen Völkern verschmolzen. So scheinen die deutschen Forscher die Sache in der Regel sich zurecht gelegt zu haben, kaum daß ein Dahn oder Steub in den Bewohnern der Täler um Meran Nachkommen der edlen Ostgoten zu erblicken glaubte, oder daß ein Steub darauf hinwies, daß in den deutschen Gemeinden Oberitaliens Langobarden und Goten sich verschmolzen haben könnten.[1]) Ja selbst die freiheitsliebenden Bewohner des oberen Wallis sprach Steub einmal flüchtig als präsumtive Goten an. Dasselbe äußerte, ohne nähere Begründung, in Bezug auf Wallis und Gotschee, Wilser in seinem Stammbaum der Germanen (Bonn 1895).

Viel Anklang fanden solche Anregungen nicht. Da erstand der Gotentheorie ein gelehrter Vertreter jenseits der Alpen in Galanti, in seiner Schrift I Tedeschi sul versante meridinale delle Alpi, Roma 1885.

IV.

Die genannte Arbeit Galantis zeugt von eingehendem Studium der Geschichtsquellen, der einschlägigen Literatur und berücksichtigt auch ein bedeutendes Urkundenmaterial, vor allem aber verrät sie, obschon der Verfasser natürlich feurigen Patriotismus an den Tag legt, ein ehrliches Streben nach wissenschaftlicher Erkenntnis und, was ihr besonders Wert verleiht, ein sehr gesundes Urteil.

Gewiß sollten Sätze, wie jener S. 133: E se ne lagnino pure. Noi Italiani non possiamo che rallegrarcene, nella speranza che col tempo la nostra lingua,

[1]) Vergl. Steub, Herbsttage, S. 242 ff..

acquistando sempre terreno in tutti i distretti tedeschi e slavi di qua delle Alpi fino al Brennero e alle vette nevose delle Giulie, possa darci il diritto di aspirare anche per ragioni ethnologiche a quei naturali confini, che la storia (?) la geografia e i bisogni della difesa nazionale ci assegnano aus einem Werke wegbleiben, das Anspruch auf Wissenschaftlichkeit macht, ohne die ja die ganze 252 Seiten starke Untersuchung überhaupt keinen Wert besäße; aber so sehr sie mein vaterländisches Gefühl verletzt, das gerade ein patriotisch empfindender Schriftsteller auch bei Angehörigen anderer Nationalitäten, für die ein Gelehrter doch auch schreibt (oder trifft das hier nicht zu?) achten sollte, ich muß doch bekennen, daß das Übermaß patriotischer Empfindung das Urteil Galantis mir nur sehr wenig zu trüben scheint, so daß seine Arbeit schon darum alle Beachtung verdient.

Was dem Verfasser der »Tedeschi« fehlt, ist eine Kenntnis deutscher Siedlungs-, deutscher Wirtschafts- und Rechtsgeschichte, aber wie viele deutschen Historiker haben auf das in Frage stehende Thema die Ergebnisse der gedachten Disciplinen anzuwenden versucht?

Galanti geht davon aus, — der mir zugemessene Raum verpflichtet mich, nur in aller Kürze zu referieren — daß die Geschichte der Ostgoten in Italien keineswegs mit der Niederlage unter Teja zu Ende ist, wie man aus Geschichtsbüchern, die etwas knapp gefaßt sind, wohl schließen möchte. Er weist auf das hin, was uns oströmische Quellen über den Fortgang des Kampfes berichten.

Man vergleiche hiezu Dahn, die Könige der Germanen, Band II. Die im Felde stehenden Goten zogen sich nach der Niederlage unter Totila nach Pavia zurück und erhoben den Teja. Damals standen die Franken, die, sehr treulos gegen die Goten, unter dem Vorwand, ihnen zur Hilfe zu kommen, nur für sich selbst Machterweiterung anstrebten, in Venetien. Den Weg dahin durch das Vinschgau kannten sie nur zu gut seit ihrem Raubzug von 539.

Teja, der für sein Heer des Kriegsschatzes in Cumae bedurfte, vereinigte seine Truppen mit der Besatzung dieses Ortes und fiel heldenhaft kämpfend in der mehrtägigen Verzweiflungsschlacht am Vesuv, 552. Dem überlebenden Reste der unvergleichlichen Kämpfer bewilligte Narses freien Abzug aus Italien; ihnen schlossen sich die Trümmer des Gotenvolkes in Italien zum Teile an. Aus welchen Gegenden zogen solche mit? Das wissen wir freilich nicht, aber, es wird sich das später als wichtig herausstellen, es ist klar, daß sie nicht aus der Gegend von Venetien kamen, wo alsbald Goten, ermutigt durch den Zuzug von Hilfsvölkern unter den Alemannenfürsten Leutharis und Butilin, sich aufs neue erhoben. Am Po sammelten sich diese Streitkräfte 553.

Waren das dieselben, die in Süditalien auf Abzug kapituliert hatten? Ich glaube nicht.

Wohin waren aber diese gezogen? Das hoffe ich mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit später zu zeigen.

Jene Goten, die wir hienach keines, solchen Heldenseelen nicht zuzutrauenden, Wortbruches zeihen dürfen, waren also abgezogen, andere ihres Volks versuchten im Vertrauen auf die Alemannen aufs neue das Glück der Waffen. Aber die Hilfe erwies sich als wenig wertvoll, der »ferox Alemannus« hatte es mehr auf Plündern abgesehen. Der Raubzug nach Cumae mißlang, Leutharis zog mit dem, was er erbeutet hatte, der Heimat zu, ging aber am Rückzug zu Grunde (553). Butelin verlor bei Capua, in einer Schlacht, wo Ostgoten gegen Ostgoten fochten, Sieg und Leben. Es wird einem Teil der Goten die fränkisch-alemannische »Hilfe« noch unerträglicher geschienen haben, als oströmische Herrschaft (553).

Agathias läßt mit Leutharis sein ganzes Heer bei Ceneda (unweit Conegliano) an einer Seuche zu Grunde gehen; Paulus Diaconus verlegt das Ereignis nach

der Etschgegend, was der Absicht des Heimzuges besser zu entsprechen scheint, weiß aber nichts von einer Vernichtung des Heeres. Von einer Schlacht weiß auch Paulus Diaconus nichts, der übrigens den Bruder Leutharis, Butelin, als einen seit dem Einfall der Franken unter Theudebert (547) von diesem bestallten Stellvertreter hinstellt.

Nach anderen Quellen wäre in Oberitalien noch 555 zwischen Franken und byzantinischen Truppen (letztere meist Heruler, Warnen, jetzt wohl auch Goten) gekämpft worden. Noch im Jahr 563 soll Narses in Oberitalien zwei feste Städte, Brescia und Verona, eingenommen haben. Nach Anderen wieder hätte Narses erst im Jahre 566 die Pazifikation Oberitaliens vollendet (Galanti S. 65). Gerade in diesem Zeitpunkte aber ging das Land an die Langobarden verloren (568), die wohl schon seit ihrem Hilfszug gegen Totila ein Auge auf das Land geworfen haben mochten.

Waren nun damals die Goten rein von der italienischen Erde vertilgt? Schwerlich!

»Itaque deleta, ut dictum est *vel superata* Narses omni Gothorum gente«, drückt sich Paulus aus (L. II. C. 5.), der noch ausgiebige mündliche Überlieferungen zur Verfügung gehabt haben wird.

Wie fanden nun die Langobarden die gotischen Reste — denn gefunden haben sie solche — und wie stellten sie sich zu ihnen?

Gefunden müssen sie welche haben, denn ein Volk, das noch kürzlich, unter Vitiges, 150000—200000 Streiter aufstellen konnte, das also nicht unter 1000000 Köpfe gezählt haben kann, verliert sich nicht so spurlos. Die Kämpfe der letzten Jahre hatten doch hauptsächlich »Kombattanten« weggerafft, Krieg und Not aller Art die Entstehung eines Nachwuchses *nur erschwert*, nicht ausgeschlossen. Mit den Kapitulanten vom Vesuv war auch nach dem Gesagten noch lange nicht alles Volk weggezogen. Also muß sich von der allmählich in Venetien, wie man annehmen muß, zusammengeströmten Volksmenge eine Anzahl erhalten haben, die auch nur zu schätzen vermessen wäre, die aber doch in viele Tausende gegangen sein muß, wenn auch abgelebte Greise und besonders viele Frauen ohne Gatten darunter sich befunden haben mögen. Daß die Goten nicht so ganz vertilgt wurden, hat schon von Glöden, das Römische Recht im ostgotischen Reiche, ausgeführt.

Als Grund, warum wir uns die gotischen Volksreste in Venetien konzentriert denken, ist schon angeführt, daß dort tatsächlich der Widerstand aufs neue aufloderte, daß dort fränkische Truppen und Besatzungen in den festen Orten standen. Es kommt hiezu, daß dort die Flüsse Po, Etsch, und endlich eine Reihe Wildwasser Abschnitte bildeten, die einem anmarschierenden Feind gegenüber Schutz gewähren konnten, während nach Norden und Osten Pässe und Flußtäler, wie die der Etsch, der Brenta, des Tagliamento, des Isonzo und seiner Nebenflüsse sowohl einen Abzug, wie ein zeitweiliges Zurückziehen begünstigen mußten. In der Tat konnten recht wohl noch nach dem Erfolg der Oströmer von 563 oder 566 Flüchtlinge in den Alpentälern sich aufhalten, um bei günstiger Gelegenheit wieder zurückzukehren. Aber auch was sich dem siegreichen Narses unterwerfen mußte (die *gens superata* des Paulus Diaconus) war wohl nicht schlechthin dem Niedermetzeln oder Wegführen in die Sklaverei ausgesetzt. Auf die Menschlichkeit eines Völkerwürgers wie Justinian möchte ich freilich nicht bauen, aber auch sein Haß gegen die Goten und ihren »nefastissimus Totila« hatte sich wohl etwas abgekühlt, seit er in seiner Konstitution, benannt: Pragmatica Sanctio Justiniani, verkünden konnte, daß durch die ganze Geschichte der Gotenherrschaft ein Strich gemacht sei und alles Eigentum wieder an den zurückfalle, der es vor Theodorichs Zeiten besessen habe.[1]) Das war vor 565, in welchem Jahre Justinian starb.

[1]) Corp. jur. civ. Novellen, Aliae aliquot etc.

Ein Heer, in dem einmal Goten standen, konnte nicht gegen die Unterworfenen grausam sein bis zum Unerhörten, und die Nachfrage nach Sklaven war ebenfalls keine unbeschränkte. Überdies waren ganze Familien mit aller Habe als Kolonen in einem stark entvölkerten Lande für die civitates, die possessores und für Alle, die in den fraglichen Gegenden sich etwa zum Lohn für Kriegsdienste ansiedeln durften, am Ende eine ebenso gute oder bessere Erwerbung, als Knechte es sein mochten.

Fragen wir also, wo haben die Langobarden die Unterworfenen angetroffen, so sagen wir, diesseits der Polinie, um die Städte Verona, Vicenza, Padua. Fragen wir, wie haben sie dieselben angetroffen, so antworten wir, größtenteils als das, was die leges barbarorum bei den verschiedenen Völkern liti, minores, lazi, die Langobarden aber und die Bayern aldii, aldiones nannten, wenn es sich um Barbaren, tributarii, tabellarii, wenn es sich um Römer handelte. Wie gestaltete sich aber das Los der Unterworfenen unter den Langobarden? Antwort: geradeso, höchstens trat ein Wechsel in der Person des Grundherrn ein. Daß die neuen Ankömmlinge irgend eine besondere zarte Rücksichtnahme gegen die »germanischen Brüder« eintreten ließen, die sie vor kurzem gemeinsam mit den Byzantinern befehdet hatten (in ganz besonders unangenehm auffallender Weise, möchte ich sagen), wird kein Kenner der Geschichte erwarten.

Sie wurden als »antiqui barbari« behandelt, wie es die Goten mit den vorgefundenen nichtrömischen Kolonen auch gehalten hatten, ob diese nun Po-Alemannen oder gentiles Sarmatae gewesen waren. Daß übrigens jene antiqui barbari des Cassiodor noch nicht sprachlich entnationalisiert waren, steht sowenig fest, wie ihre Nationalität und die Gegend, wo sie saßen, jedenfalls waren sie von den Römern hübsch verteilt worden.

Daß die Ostgoten zu den aldii der leges Langobarden ein bedeutendes Kontingent gestellt haben, nimmt auch Gaupp an,[1]) der wohl mit Recht glaubt, daß einzelne Goten sogar als freie Grundeigentümer vom Langobardeneinfall vorgefunden wurden, kein Wunder, wenn sie im römischen Heere dienten.

Da hätten wir also das Volk, das dichter zusammengedrängt, als es — sehr zum Nachteil der Erhaltung des Volkstums — sonst den Germanen anzustehen pflegte, sich niederlassen mußte, ohne lange wählen zu können, wo das beste, wo das ebenste Pflugland sei, das selbst in die schmalen Alpentäler zu wandern sich entschließen mußte, das Volk, das im 6. Jahrhundert sich in Höfen und Dörfern ansiedelte, ohne daß ein Name eines Häuptlings oder eines Hüfners andeutete, welcher Sippe oder welchem Manne Grund und Boden zu eigen,[2]) ein in der Geschichte germanischer Siedlung sonst nur unter ganz besonders gearteten Verhältnissen erhörter Vorgang. Wir sagten schon oben, daß es bei den Westgoten einigermaßen ebenso an Personalität der Siedlungsbenennung gebricht: die von den Oströmern fast ganz vertilgten, jedenfalls ihres Besitzes beraubten Vandalen zählen nicht. So erklärt es sich aber auch, dass wenige confessiones juris Gothici vorkommen. denn der aldius folgt doch dem Rechte seines Grundherrn!

---

[1]) Die germanischen Ansiedlungen und Landteilungen in den Provinzen des römischen Westreichs. Breslau, 1844, S. 500. Ob seine Ableitung der aldii richtig, will ich nicht erörtern, manche denken an die bayerischen »Ehehalten«.

[2]) Von allen germanischen Ortsnamen, die sich in Cimbrien finden, scheinen mir nur allenfalls Bertesina und Monte Malo einen Personennamen zu enthalten, wenn ich von einigen offenbar jüngeren Bildungen, wie Gionghi, Casperi absehe, alle anderen Namen sind sogenannte Naturnamen, wie Tretto, Staffalo, Avio etc. Da solche Namen leicht übersetzbar sind, so geht, sobald die Erinnerung an die deutsche Form verloren ist, jede Spur deutscher Einwirkung verloren. So wenn aus Aichberg Monte Rove, aus Aichberg Rovereto (la luna) wird. Oft auch vermeiden die Welschen jedes Erinnern an den deutschen Namen, indem sie dafür einen Heiligennamen substituiren, wie Sta Orsola für Aichberg u. a.

So verstehen wir es aber auch, warum dieses Völkchen sich die Sprache besser erhielt, als die siegreiche Rasse. Denn wenn die Romanisierung des langobardischen Mannes von Gewicht und Rang, die, wie oben erörtert, durch mannigfache Umstände befördert wurde, auf den kleinen Mann unter den Volksgenossen notwendig im Sinne der Beförderung auch seiner Entnationalisierung wirken mußte, so fällt dies bei unserem armen Kolonenvölkchen weg.

Daß die Goten besonders große Zähigkeit im Festhalten ihrer Sprache beweisen konnten (ut inter Germanos! möchte man freilich beifügen), das zeigen uns die taurischen Goten, die bis ins 16. Jahrhundert unter den Tartaren ihre Sprache zu erhalten verstanden.

Nach dem Gesagten versteht man aber auch, warum schon im 9. Jahrhundert (845) in einem Placitum Tridentinum neben Langobarden Theutisci erwähnt werden; es sind mit letzteren offenbar keine Langobarden gemeint, da diese unter allen Umständen unter der vorhergehenden Kategorie einbegriffen waren, sondern andere Leute germanischen Stammes, die sich der lingua theutisca, wie die Sprache der germanischen Stämme nunmehr im Gegensatze zur Kirchen- und Gelehrtensprache hieß, bedienten. (Die Umgangssprache der Romanen hieß lingua volgare, dasselbe Wort wie thiudisca, das eine von vulgus, das andere von thiuda!)

Die Lombarden waren also damals bereits ganz romanisiert, sonst hätte man die andern Germanen nicht gegensätzlich Theutisci genannt, denn dieses Wort war damals noch nicht alt genug, um nicht in seinem eigentlichen Wortverstand aufgefaßt zu werden, während es die später gewonnene Bedeutung der Bezeichnung einer umschriebenen Gruppe germanischer Völker noch nicht hatte.

Es muß aber eben deshalb auffallen, daß diese Theutisci nicht ihrem Stamme nach bezeichnet werden, ob sie Franken, Bayern, Alemannen waren; sie waren eben nur Leute, die durch ihre Sprache sich von anderen unterschieden, nicht durch ihre Nationalität, denn eine noch so große Anzahl aldii hatte keine eigene Nationalität, wie sie kein eigenes Recht hatte.

Hier stehen wir an einem Punkt, wo ich von Galanti abweiche. Dieser läßt die Langobarden sich ausgiebig in dem von Goten besetzten Gebiet niederlassen; ich bin von vorneherein der Meinung, daß ihre Volksmenge sich vorzüglich mit gesundem Instinkt, den wir auch sonst oft bei Barbaren finden, um Pavia, wo ein herrliches Land war, in der Richtung der größten Gefahr konzentrierte, und daß auch das, was im Osten blieb, in der Romanisierung ziemlich gleichen Schritt mit dem Volk im ganzen hielt, zumal gerade die Langobarden das Städtewesen in ihrem Reiche besonders begünstigten, auch den Aufenthalt in den Städten früh schon vorzogen, was notwendig und rasch zur Verwelschung führen mußte. Und ich finde meine Annahmen durch die Toponymie bestätigt und denke, Galanti hätte, wenn diese Erkenntnisquelle ihm zur Verfügung gestanden wäre, ähnliche Schlüsse daraus gezogen.

Ein anderer Punkt, wo ich von Galanti abweiche, ist, daß er die Ostgotenreste ursprünglich nur im Gebirge vorhanden wissen will, von wo sie erst allmählich, unter den Langobarden, sich in die Ebene, so zu sagen unter ihre langobardischen Stammesgenossen herabwagten.

Ich glaube aber, daß es ausgeschlossen scheinen muß, daß gerade die Bergbewohner allein sich in so starkem Maße vermehrten, um eine Einräumung neuer Sitze an sie in der Ebene in solchem Umfange nötig zu machen, daß sie das anders geartete Volkstum in vielen Gemeinden bis nahe vor Padua überwucherten.

Das kann vorkommen bei einem freien Volk, wie die Walliser, die von den höchsten Gebirgen Europas umragt, nur in einer Richtung, nach Südwesten,

keine Terrainschwierigkeiten vor sich haben und sich nun in dieser Richtung erheblich vordrängen, wie das wirklich geschah.[1])

Hier bei Vicenza wäre eine solche Vergewaltigung der romanischen und katholischen Bevölkerung zu Gunsten von Barbaren, die überdies lange, wohl viel länger als die Langobarden, arianisch oder doch kirchlich anrüchig waren, ganz undenkbar, ohne daß einem die Motive hiefür klargestellt werden.

Die Sache ist ja beinahe ein Streit um Worte, es scheint aber, daß, wenn ich so sagen darf, bei Galanti der Patriot hier in dubiis eine Entscheidung trifft, die seinem Volke annehmbarer scheint, indem sie den durch die Langobarden und nun auch noch durch Goten verunreinigten seme latino tunlichst glimpflich davonkommen läßt. Gesagt wird es bei Galanti freilich mit keinem Wort.[2])

Nimmt man nämlich an, daß die deutsche Sprache in jenen Gegenden auch nur in dem Umfange, in dem wir es oben festgestellt haben, auf die Zeit, ich will gar nicht sagen der Byzantiner, sondern nur des Anfangs der Langobardenherrschaft, unter der, wie wir einmal annehmen wollen, zahlreiche Flüchtlinge sich aus ihren Bergen hervorwagten, zurückgeht, so stehen wir vor der Frage: Soll denn wirklich von 568 bis zum 12. und 13. Jahrhundert das Volkstum jener Theutisci sich nicht nur in statu quo erhalten, sondern seine Herrschaft von den Bergen in die fruchtbare Ebene ausgedehnt haben? Unmöglich! Alles zugegeben, was in den ersten barbarischen verkehrsarmen Zeiten, da das Volksbewußtsein in Italien noch schlummerte, einen erhaltenden Einfluß ausüben mochte, namentlich daß der Klerus noch nicht alles Deutsche aufs unerbittlichste verfolgte, immerhin kann das, was wir im Mittelalter da an deutschem Wesen finden, nur ein Rest sein von dem, was fast ein Jahrtausend vorher dorten vorhanden war, und von lateinisch redenden Städten, Priestern, bald auch Herren germanischer Abkunft in seinem nationalen Bestand, wenn auch nicht immer mit Berechnung, stetig erschüttert und beeinträchtigt wurde.

Das führt dann aber zu dem Schlusse,[3]) daß zur Zeit des Langobardeneinbruchs das ganze Land am linken Ufer der Etsch dicht mit Germanischredenden besetzt gewesen sein muß, so dicht, daß vielleicht außer den Städten nur wenig Romanischredende vorhanden waren.

Wie weit dies nach Osten ging, dafür fehlt es vorerst an Anhalt; Barbareneinbrüche, besonders der Ungarn, mögen da viel zerstört haben, in die Lücken drangen Wenden, die mindestens bis zum Tagliamento sich noch jetzt in der Toponymie bemerkbar machen, deutsche Siedlung aus dem Mittelalter erschwert noch mehr die Erkenntnis des ursprünglichen Zustandes, aber ein kleines Germanien hat um Vicenza, ja weithin um sein Gebiet, das Wisenthain (Vicentino), bestanden, und zum Teil an uns liegt es, ich meine, an der deutschen Art, daß es nicht mehr besteht.

Es bleibt die Frage zu beantworten: Wird denn diese Aufstellung irgendwie durch die Tradition des Volkes bestätigt?

---

[1]) Zimmerli, Die deutsch-französische Sprachgrenze in der Schweiz, III. Teil, S. 106 und sonst.

[2]) Was es mit diesem seme latino in dem ganz ligurischen, keltischen, venetischen und germanischen Oberitalien an sich hat, ist kaum abzusehen; Steub hat die Sache mit seinem köstlichen Humor behandelt. Diese Schwäche, die ich übrigens bei Galanti gar nicht in besonderem Maße finde, wohl aber bei Sergi u. A., muß man wohl der langewährenden Fremdherrschaft zu gute halten, unter der das hochbegabte Volk unendlich litt.

[3]) Galanti selbst nimmt an, daß im 11. Jahrhundert das Land unterhalb Calavena bereits größtenteils dem natürlich von Süden her eindringenden Romanismus erlegen war. Man verfolge diesen Prozeß einige Jahrhunderte rückwärts und die Berührungslinie des deutschen und welschen Volkstums verschiebt sich von selbst nahe an den Po, jedenfalls über den Berico (Berg) hinaus.

Im allgemeinen haben die deutschen Völker oft recht verworrene Überlieferungen über ihre Herkunft, die die Bayern z. B. sich die Armenier, die Franken die Trojaner als Vorfahren geben läßt. Bei Flüchtlingen, die ihre Vielen verhaßte oder verächtliche Herkunft gewiß gerne verschleiern mochten, kann man noch weniger eine klare Tradition erwarten. Ich glaube sogar, daß Goten, denen es gelang, vollfrei zu werden, oft weit lieber salisches oder langobardisches Recht sich als Personalrecht erwählten, als gotisches.

Dennoch bekundet Graf Caldogna in einem Bericht an den Dogen, daß unser cimbrisches Völkchen zum Teil von den Cimbern, zum Teil von den Goten abstamme. Da Schio berichtet, daß eine Überlieferung die Gründung des Ortes Monte Malo auf einen Amalo, re dei Gothi, zurückführe. Amaler aber waren die gotischen Könige, ihrem Geschlechte war Theodorich entsprossen.

Andere Überlieferungen, die direkt eine Abstammung von Goten aussprechen, werden wir erst später zu besprechen haben, weil sie nicht das Wisenthain betreffen; hier wäre noch der Name Godego, der auf Gothicus (fundus?) deutet, zu erwähnen.

Freilich hätte die Benennung nur eine Bedeutung als Gegensatz zu anderen Nationalitäten in der Nähe; so wird der Ortsname Deutschen bei Bozen als ein Beweis angeführt, daß die Benennung entstand, als ringsum nichtdeutsche Bewohner vorherrschten, allein ein geschlossenes Germanentum wird für diese, schon östlich der Piave, wie sie jetzt läuft, gelegene Gegend kaum zu behaupten sein. wohl aber deutet nicht nur der Name Godego auf nichtromanische Bewohner, wie auch der Name des nahen Conegliano (urkundlich Coneclanum) von Semenzi auf »königlich« oder »Königsland« zurückgeführt wird, sondern es ist auch zu beachten, daß gerade dieses Godego Kaiser Otto I. an Bischof Abraham von Freising schenkte, was nahelegt, daß er eine deutsche Gegend für die Schenkung auswählte, wie ja ohnehin die Annahme viel für sich hat, daß er die Marken von Verona und Aquileia nicht allein wegen der Pässe dem deutschen Reiche anschloß, sondern weil er dorten starke Spuren deutschen Wesens gefunden hatte.

Hier soll nur bewiesen werden, daß der Name der Goten nicht ganz verklungen war.

Daß Bischof Theodulf, ein Italiener ostgotischer Abkunft, dem Karl der Große die Diöcese Orleans verlieh, von den Bewohnern Narbonnes, die sich westgotischer Abkunft erinnerten, als ein Volksgenosse begrüßt wurde, zeigt auch, daß es damals noch Leute in Italien gab, denen ihre gotische Abkunft unvergessen war; wenn nicht die frohe Aufnahme dartun sollte, daß beide Teile auch die angestammte Sprache noch nicht vergessen hatten.

Daß ein St. Emmeraner Codex, dessen Riezler in seiner Bayerischen Geschichte Erwähnung tut, neben einer Reihe anderer Völker »Gothi Meranari« aufführt, ist auch sehr zu beachten, denn Meranien hieß im Mittelalter der an Deutschland angeschlossene Uferstrich der Adria. Abgesehen von den immerhin vorkommenden confessiones juris Gothici, deren relative Seltenheit oben zu erklären versucht wurde, fehlt es also doch nicht an jedem Weiterleben des Gotennamens und gotischer Tradition für diese Gegend. Die Erklärung des Auftretens germanischer Bewohner in der in Rede stehenden Landschaft, wie sie hier unternommen wurde, hat also nicht nur das für sich, daß jede andere unbefriedigt läßt, ja den Widerspruch herausfordert.

Da frägt man nun natürlich: Ja, dann müßte aber bei den Cimbern eigentlich gotisch geredet werden? Eigentlich ja! Gotisch, wie sich diese Sprache gestaltete, nachdem sie die Zeit der zweiten Lautverschiebung, die den Unterschied zwischen Ober- und Niederdeutsch begründete, unter Verhältnissen erlebte, die sie doch

in einen, wenn auch entfernten Zusammenhang mit den oberdeutschen Sprachprovinzen brachten.

Haben wir nicht oben gesehen, wie die französische Lautverschiebung, auch als der unmittelbare Zusammenhang mit den westlichen Gegenden schon unterbrochen war, sich doch auch noch in den Ostalpen geltend machte, selbst im oberen Pustertal, als das untere schon germanisiert war!

Der ganze Vorgang muß eben, wenn auch nicht gerade auf einer Art Naturgesetz, wie die Sache wohl manchmal etwas übertrieben dargestellt wird, so doch auf einer Neigung der Bevölkerungen beruht haben, der er entgegenkam. Diese Neigung aber beruht wieder wahrscheinlich, wenigstens in vielen Fällen, nicht auf Mode oder Laune (ganz wird der Nachahmungstrieb als Faktor gleichwohl nicht auszuschließen sein), sondern auf der angeborenen Bildung der Sprachwerkzeuge, also auf der Rasse. Solche Sprachumwandlung betrachtet man daher jetzt als eine Reaktion des Völkersubstrates, also in Frankreich als Auflehnung des keltoligurischen Stammes, dem die lateinische, in Oberdeutschland als Reaktion des präarischen Urvolkes, dem die deutsche Sprache aufgedrängt worden war, mit einem Wort: als eine Folge der Rassenkreuzung. Die Folge der deutschen Lautverschiebung war, daß der Frankenstamm mitten entzwei gerissen wurde; bis zur alten Grenze von Germania secunda fiel am linken Rheinufer das fränkische ins Gebiet des Oberdeutschen (was für die Gegend an der obern Mosel und in Luxemburg cum grano salis zu verstehen sein möchte), von da ab ins niederdeutsche Sprachgebiet.

Wer möchte behaupten oder nur erwarten, daß die Nordschwaben an der Elbe heutzutage etwas Schwäbisches in ihrer Redeweise verraten würden?

In Taurien mochten die Goten dieser Lautverschiebung entgehen und noch im 16. Jahrhundert »schieten« sprechen für schießen, in Tirol und am Südfuße der Tiroler Alpen konnte dies nicht erwartet werden, und um so weniger, als hier das Volk eine der süddeutschen recht ähnliche Mischung darstellen mußte, als überdies der Verkehr mit Deutschland nicht nur nicht völlig abgeschnitten war, sondern die Geistlichen (von wann ab, wissen wir freilich nicht) regelmäßig aus deutschen Landen zu kommen pflegten, also die Predigt, der Unterricht und der übrige seelsorgerische und sonstige Verkehr unausgesetzt einem gewissen Einfluß des hier ultramontan genannten Elementes Vorschub leistete.

Wenn nun Autoritäten die Sprache der Cimbern auch als einen oberdeutschen Dialekt mit dem Charakter etwa des 12. Jahrhunderts erkannt haben wollen, so kann das nach dem Gesagten noch keineswegs als ein Beweis für eine oberdeutsche Einwanderung aus dieser Zeit verwertet werden, da sich die Sache auch anders erklären läßt. Dagegen sind andere Tatsachen mit einer Masseneinwanderung aus den benachbarten Teilen Deutschlands zur angegebenen Zeit schlechterdings nicht in Einklang zu bringen, abgesehen von den schon vorgetragenen Einwänden.

Es wäre bei einer Ansiedlung oberdeutscher Elemente nach der Einbeziehung dieser Gegend ins Herzogtum Bayern durch Otto — die doch nur eine allmähliche hätte sein können, denn zu einer großen Volksbewegung lag ja ganz gewiß kein Anlaß vor, sowie auch keinerlei Überlieferung davon existiert — die stattliche Zahl von 100000 Seelen, auf die selbst Galanti die deutschredende Bevölkerung Cimbriens zur Zeit ihrer größten Blüte schätzt, erst nach einigen Generationen erreicht worden, sagen wir etwa um 1200. Nun bekundet aber Francesco Corna schon um 1477, daß sich die Cimbern mit Deutschen nicht gut verständigen können: con buoni tedeschi non s'intende. Auch Graf Caldogno sagt in seinem Bericht an den Dogen: in qualche parte hanno questa intelligenza anche con il resto delle genti d'Alemagna.

Die vor drei, höchstens vier Jahrhunderten eingewanderten Oberdeutschen, die sich überdies gerade zu jener Zeit nachweislich regelmäßigen Zuzugs von Seelsorgern aus Bayern und dem übrigen Deutschland erfreuten, hätten sich aber mit ihren deutschen Landsleuten in einer Weise verständigen können, die kein solch verklausuliertes in qualche parte, vollends aber kein non s'intende zugelassen hätte. Die Kluft war also im 15. Jahrhundert so tief, daß sie auch schon zu Ottos Zeiten vorhanden gewesen sein muß und wir mit aller Zuversicht diese Siedlung als eine uralte ansprechen müssen, wie denn auch der Name Brenta für Meduacus schon von Venantius Fortunatus in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts gebraucht wird, während die Form Bacalone, das ist Bacchiglione, immerhin schon im Jahr 1074 bei Vicenza selbst als Benennung des Nachbarflusses erscheint. Hätten im 10. bis 11. Jahrhundert einwandernde deutsche Kolonisten noch einen Flußnamen einführen und für dessen ganzen Lauf so rasch durchsetzen können? Auch Ortsnamen wie Sivernach (Zivignago), Vierach (Viarago), Artzenach (abg. Orte) deuten auf frühe Anwesenheit von Germanen. Denn diese Formen sind entschieden eine Germanisierung der keltoromanischen Endung -acum, iacum. Siehe II, S. 51. In Westdeutschland sind sie massenhaft im 5. Jahrhundert entstanden, so: Epfach, Salvenach, Sissach, Dürmenach, Kreuznach, Andernach etc., am Niederrhein ist die Form meist -ich. Steub irrt, wenn er solche Namen als urgermanisch ansieht, in Bayern kommt wohl ein Aichach, Viechtach vor, aber das sind Quantitiva, soviel als quercetum, pinetum. Dagegen scheinen die Bayern, auch das ist wichtig, -acum nicht in -ach umgesetzt zu haben, so finden wir Marcelliacum — Marzoll etc.

Gibt es aber einen spezifischen gotischen Wortschatz, den wir unter allen Umständen hier finden müßten? Man findet doch fast für jedes deutsche Wort in den Lexicis einen Hinweis auf die gotische Form, die naturgemäß immer etwas altertümlicher erscheint als die althochdeutsche, die eben um vier bis acht Jahrhunderte jünger ist. Übrigens enthalten die cimbrische und überhaupt die südtiroler Sprache und der südtiroler italienische Dialekt als augenscheinliche Entlehnung manche Worte, die im Oberdeutschen nicht vorkommen oder doch nur recht vereinzelt. Dahin möchte ich zählen: lei statt nur, baita für ein Haus (Baude?), lek für Graben (Taubenlek am Weißhorn), auch im italienischen Dialekt, »küt« für sagt, (Asiago, kit in der Mundart der Walser, von denen noch die Rede sein soll).

Gotische Worte, die sonst in deutschen Mundarten nicht vorkommen, hat ja auch das Bayerische: Pfaid für Hemd, Pfinstag, vom griechischen pempte wird auch von gotischer Berührung hergeleitet. Wenn wir nun diesen Worten bei den Cimbern begegnen, so kann der Gebrauch ja aus Bayern kommen. Ganz besonders eigentümlich erscheint aber bei Cimbern (und Gotscheern), daß anlautendes W stets B und F W wird, was in den jüngeren Kolonien wie Deutschruth, nicht der Fall ist,[1]) und doch stammt diese jetzt slovenisch gewordene Sprachinsel aus dem Jahre 1218! Lugen (luejen) für sehen ist in Süddeutschland jetzt charakteristisch für schwäbisch-alemannisch, im Bayerischen wird man es kaum finden, in Cimbrien ist es ebenfalls üblich,[2]) lek erinnert Schneller an angelsächsisch und altnordisch. Manche fanden im Dialekt der sieben und der 13 Gemeinden holländische Anklänge, andere skandinavische (so begrüßten die sieben communi im Jahr 1709 den König Friedrich IV. von Dänemark als ihren König!). Molon findet im Dialekt der sieben communi gotische Elemente, während Formen wie Gärtele ans Schwäbische gemahnen.[3])

[1]) Czörnig, Die deutschen Sprachinseln im Süden, S. 15.

[2]) Luck net de Berge, net den Schnee a, Min der Drea! Sieh nicht die Berge, nicht den Schnee an, mein teurer Andreas, finde ich bei Kohl a. a. O.

[3]) Wird näher erörtert bei der Vergleichung des Cimbrischen mit dem Gotscheer Dialekt.

Soll man, wie manche wollen, wirklich in dieser Siedlung, die nach dem oben Gesagten mit 100 000 Seelen wohl unterschätzt ist, ein Gemengsel aller möglichen Stämme erblicken? Weit natürlicher ist es doch, anzunehmen, daß wir es mit den Abkömmlingen eines germanischen Stammes zu tun haben, der aus dem Uridiom, selbständig, wie die anderen Stämme, schöpfte, so daß ihm, wie es bei den anderen auch der Fall ist, hier mit dem einen, dort mit dem anderen Gemeinsames geblieben ist, wenn auch, namentlich im Mittelalter, der Einfluß der deutschredenden Nachbarn überwog, nicht nur wegen der Einwirkung von Zuzüglingen, unter denen die Geistlichen die Hauptrolle gespielt haben mögen, sondern namentlich, weil sich im nahen Südtirol vom 10. Jahrhundert ab das Deutsche besonders im Etschtal, mehr und mehr geltend machte! Wohl zu beachten ist noch, daß tatsächlich unsere Theodisci sich ohne wirksame Besitztitel befanden, daher großer Bedrängnis seitens des italienischen Elementes ausgesetzt waren[1]) (vergl. Galanti, S. 159, 162), was sich von Ansiedlern, die die Kaiser oder ihre Herzöge entsendet hätten, wohl nicht erklären ließe, aber ganz ausnehmend zu der vorgetragenen Erklärung — gotische aldii — paßt. Die vorerwähnte Germanisierung Südtirols durch die Bayern aber erfolgte weniger durch einwandernde Volksmassen, als durch deutschen Adel (fast alle Burgnamen im Etschtal, von der Scheideck bis Salurn, haben deutsche Namen, die Dörfer, Weiler und Höfe romanische) durch deutsche Klöster und Bistümer, die da, besonders letztere, im Weinland Besitzungen und deutsche Verwalter hatten. Die bayerische Volkssiedlung ging bis an den Zillerbach, die Grenze Rätiens und Noricums und zugleich die der Breonen, wie die Ortsnamen beweisen; weiter hinauf sind die so charakteristischen -ing verschwunden und die Ortsnamen fast ganz romanisch (was an -ingen oberhalb Innsbrucks sich findet, weist auf nichtbayerische Herkunft).[2]) Über dem Brenner führten die steten Kämpfe mit den Wenden zu einer stärkern bayerischen Siedlung im Pustertal, sonst sind bayerische Geschlechtssiedlungen in Südtirol nicht mehr sicher nachweisbar, die -ing um Meran eher nicht als bayerisch zu erachten, am wahrscheinlichsten, wie schon von Dahn geschehen, als gotisch.[3]) Wenn somit Tappeiner in Cimbrien einen weit germanischeren Typus der Schädel findet als in Tirol (dessen Brachykephalie in deutschredenden Landen unerhört ist), so stimmt auch dieses mit unseren Annahmen über die Grenzen der bayerischen Volkssiedlung und einen Ursprung der Deutschen um Vicenza, der mit einer Ausdehnung des bayerischen Volkstums jenseits des Brenners nichts zu tun hat, sehr gut überein. Die bayerische Schädelform hat sich übrigens in den Zeitläuften zwischen dem 8. Jahrhundert und unseren Tagen so erheblich unarisch gestaltet (zweifellos durch Rassenkreuzung), daß, eine stetige Entwicklung dieses Vorgangs, wie doch wahrscheinlich, vorausgesetzt, eine in der Zeit der Ottonen und nachher erfolgte Einwanderung von Bayern, die um Vicenza ja einer neuen Mischung nicht entgangen wäre, wohl niemals die von Tappeiner gefundene Langköpfigkeit der Cimbern erklären könnte! Hier muß vielmehr ein Stamm mit dem kaum berührten Typus der Reihengräber eingewandert sein, was wieder auf die Zeit der Völkerwanderung zurückdeutet.

Alles dies läßt uns die Annahme, daß wir in den germanischen Siedlern zwischen Etsch, Brenta, Val Sugana, respektive Val Cembra, und den euganischen Hügeln Nachkommen der Ostgoten vor uns haben, als eine solche erachten, die den historischen Tatsachen alle Rechnung trägt, ihnen keinerlei Zwang antut,

[1]) Vielleicht handelt es sich dabei weniger um eigentliche Kolonen, als um Leute, die sich in den Bergen eigenmächtig, titulo precario, niedergelassen hatten.

[2]) Vergl. hierzu die Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V., 1901, L. v. Hörmann, Über tirolischen Volkscharakter.

[3]) Glaning, vielleicht auch Afing sind keine echten »ing«!

alle Erscheinungen, auch die Rechts- und Besitzzustände der Bevölkerung, sowie die Toponymie des Gebiets, ja sogar die Feststellungen der Anthropologie befriedigend erklärt und eigentlich keine Frage offen läßt, als die ganz unwesentliche, ob eine mehr oder minder große Zuwanderung von Langobarden und anderen Germanen diese Volksmenge verstärkt habe, was ja möglich, in einem gewissen Umfange sogar als sicher anzunehmen, aber zur Erklärung des dortigen germanischen Wesens durchaus nicht notwendig ist.

Daß wir eine Mischung mit einem eingeborenen Völkersubstrat von vorneherein annehmen müssen, ist ja ebenso sicher, als daß diese Mischung seither die ursprüngliche Rasse der Einwanderer in den ebenen Gegenden und überhaupt in den weitaus meisten Strichen aufs stärkste verändert haben muß.

Nur ein Wort über den Namen Cimbern.

Sollte er sich wirklich aus einer gelehrten Schrulle mittelalterlicher Forscher herleiten? Aber wie kommt es, daß er so früh vorkommt? Ich möchte annehmen, daß das Völkchen, das den Gotennamen zu führen allerlei Bedenken haben mußte, ihn schon recht frühe sich selbst gegeben hat. Der Personenname Cimbro kommt in den sieben und in den 13 Gemeinden häufig vor! Wie er zu erklären sei, wird vielleicht nie ganz sicher gesagt werden können, aber ich möchte doch Folgendes zu erwägen geben:

Die Goten hatten zur Zeit, als sie sich nach dieser Vermutung im Nordosten von Oberitalien niederliessen, an 70 Jahre in Italien gelebt, was mir die willige Annahme römischer Ortsnamen, soweit eine solche ihrerseits vorliegt, sehr erklärlich machen würde, aber die römischen Baukünste werden ihnen fremd geblieben sein. Sie werden, wo sie selbst bauten, die alten Traditionen des Holzbaus hervorgeholt haben, sie werden in ihren bergigen und waldigen Wohnsitzen auch das Holz selbst gefällt haben und es werden noch Leute genug unter ihnen gewesen sein, die, unterstützt von angeborener Anlage und Körperkraft, es hierin bald zu einer Meisterschaft brachten, die die alten Einwohner des Landes staunen machen mochte. Diese alten Bewohner des Landes, besonders die Ligurer, die hier stark mit Rasenen und Venetern gemischt waren, sind von altersher ein rechtes Steinvolk gewesen[1]), wie ja heute noch die italienischen Arbeiter als Steinbrecher, Steinhauer und Maurer fast unersetzlich scheinen. Somit wäre es wohl denkbar, daß man die Fremdlinge, für die ein Volksname nicht existierte (man hatte kein Volk vor sich, das aus freien Männern bestehen muß; auch wird der Gotenname, als der ehemaliger Unterjocher und als der von Arianern verfehmt gewesen sein), nach etwas ganz Äußerlichem nannte, wie ja auch die Benennung der Deutschen im Fersental als »Mocheni« von »machen« eine solche farblose, etwas geringschätzige Benennung darstellt.

Die Benennung als Zimmerleute (vor der Lautverschiebung im Germanenmunde: Timberleute, gotisch: timbrjan — substantivisch: timbrja) wäre danach wohl verständlich.[2])

In dieser Gegend haben die Deutschredenden allerdings jetzt das romanische Steinhaus angenommen, anders ihre Sprachverwandten am Fusse des Monte Rosa, im Wallis und im Berner Oberland, wo der Holzbau auch heute noch in schöner Blüte steht.

Diese Benennung kann nach der Lage der Sache von den immerhin sehr gedrückten Germanen auch angenommen worden sein; viele ähnliche Fälle sind bekannt (Geusen etc.).

Wie dem sei, es muß noch gegen eine Auslegung des Wortes »slambrottare« Einspruch erhoben werden, die verwirrend wirken könnte. Eine sehr feine Aus-

[1]) d'Arbois de Jubainville, Les premiers habitants de l'Europe.
[2]) Dieselbe Ansicht habe ich schon anderwärts gefunden.

legung italienischer und anderer Gelehrten nennt »slambrottare« gleich »slombardare« schlecht langobardisch reden. Aber wenn die Redeweise der Cimbern langobardisch war, warum war sie schlechtes Langobardisch?

Fanden die Italiener Anlaß, die fremde Sprache auf ihre Korrektheit zu prüfen? Oder im Vergleich mit welcher Redeweise fanden die Theodisci ihr »Lombardisch« schlecht?

Der Ausdruck ist viel jünger und entstammt einer Zeit, wo das deutsche Idiom als ein Patois im Gegensatz zu der in Schule und Kirche gelehrten italienischen Sprache als geringwertig, als »Wibersprache«, wie die Silvier sagen, empfunden wurde.

Wer auf seine Frage: »sprecht Ihr deutsch?« die Antwort erhält, die verschämt gegeben wird: »slampert lei«, wenn nicht vorgezogen wird, die Untugend (!) lieber ganz in Abrede zu stellen, der zweifelt keinen Augenblick, daß ihm geantwortet werden will: »nur ein armseliges Patois;« kein Schriftdeutsch, überhaupt keine reine Sprache, ein »vernacolo«.

So hätte wohl 1000 Jahre früher ein Landmann oder auch mancher Andere auf die Frage, ob er lateinisch spreche, geantwortet: nur lingua volgare, oder je nachdem, nur thiudisch rede ich.

Ob man in »schlampert« lieber den Gegensatz zum Hochdeutsch oder zum Italienischen erblicken will, das wird davon abhängen, was der Redende nach Lage der Sache als die lingua pulita betrachtet, die er wohl können möchte, je nachdem z. B. in seiner Gemeinde deutsch oder italienisch die Sprache der Schule, der Kanzel und des Gerichtes ist. Aber mit dem Lombardisch-Reden ist es nichts, denn lombardisch heißt schon seit unvordenklichen Zeiten ein bestimmter italienischer Dialekt, schon anno 845 finden wir langobardisch, wie das placitum schreibt, als Gegensatz zu germanisch, Langobardi hier, dort Theodisci.

Damit verlassen wir dieses Gebiet, nachdem wir hinreichend die Uberzeugung begründet zu haben meinen, daß das cimbrische Deutschtum, und sein leider fast verklungnes Idiom von den letzten Ostgoten auf italischer Erde sich herleitet.

(Schluß folgt im nächsten Bande.)

Die Alpen im Mittelalter.

Von

Franz Ramsauer.

Die Römer hatten nach ihrem Triumphe über Karthago gar bald ihre siegreichen Waffen gegen die Alpenvölker getragen, die in jenem Kampfe gegen Italiens Hauptstadt eine feindliche Haltung eingenommen hatten. Im Laufe von anderthalb Jahrhunderten unterwarfen sie die Gebirgsländer vom Ostflügel der Alpen am Busen der Adria bis zur Rhonemündung im Westen, von den tiefen Talfurchen der norditalischen Seen bis hinauf zum Schwäbischen Meer und zu den Ufern der Donau.[1] Es entstanden im Herzen der Alpen sowohl wie in den Vorlanden eine Reihe von Munizipien und von Standlagern der römischen Legionen, aus denen im Laufe der Zeit sich bedeutende Städte entwickelten. Das Alpengebiet wurde in Provinzen geteilt, die unter dem Schutze der kräftigen römischen Regierung allmählich in ein würdiges Staats- und Kulturleben eintraten. Die alten Saumpfade des Hochgebirges, auf denen einst Gallier und Germanen nach den üppigen Gefilden Oberitaliens vorgedrungen waren, bauten die Römer nach ihren Bedürfnissen in Alpenstraßen um, zu deren Schutz sie eigene Präfekturen schufen, deren Inhaber entweder Häuptlinge enchorischen Ursprungs oder von der römischen Regierung hierher gesetzte Männer ritterlichen Ranges waren. Handel und Gewerbe blühten im Alpenlande; die Gold- und Silbergruben sowie die Eisenlager des Gebirges wurden ausgebeutet, die verschiedenartigen Produkte der Alpenwirtschaft, die Erzeugnisse der fruchtbaren Täler gingen nach den Truppenplätzen des Nordens sowie in die volkreichen Städte Italiens. Das Christentum hatte in den südlichen und westlichen Alpenteilen schon vielfach Wurzeln geschlagen und war durch die Gründung von Bistümern zu Säben, Trient, Chur, Teurnia, Celeia, Sitten, Genf, sowie des Patriarchates von Aquileja erstarkt. Als aber Rom den Ansturm jener Völker, die im 4. und 5. Jahrhundert von Norden und Osten über die Alpenpässe nach der Apenninenhalbinsel vordrangen, nicht mehr zurückzudämmen vermochte, sanken in den Alpengegenden die Denkmäler der antiken Kultur und auch die Errungenschaften des aufstrebenden Christentums in Trümmer. Selbst wenig benützte oder aber im Laufe der Zeit vergessene Übergänge und Hochpfade wurden während der Völkerwanderung regelrechte Heerstraßen; nur in wenigen Gebirgstälern hielt die keltoromanische Bevölkerung den Eindringlingen stand, meist wich der bisherige Alpenbewohner dem hereinbrechenden Menschenstrom oder er ging darin unter.

Mit dem Zusammenbruch des weströmischen Reiches beginnt für die Alpenstaaten, die nach der Abtrennung von Italien nicht kräftig genug waren, ihre Selbständigkeit zu wahren, eine völlig neue Periode ihrer Geschichte.[2] Die südlichen Alpenländer bilden seit 476 einen Bestandteil des Reiches Odoakers, der den letzten weströmischen Kaiser entthront hatte; das Gebiet der Westalpen ist im Besitz der Burgunder, die der römische Feldherr Aëtius um die Mitte des 5. Säkulums

in der Sapaudia, dem heutigen Savoyen, ansiedelte, nachdem sie von den Hunnen aus ihren Wohnsitzen am unteren Main und mittleren Rhein verdrängt worden waren. Der Küstenstrich zwischen Nizza und dem Rhonedelta ist in den Händen der Westgoten, die seit 419 das ganze südliche Gallien und Spanien zum großen Teile beherrschen. Im Norden besiedelten die Alamannen die schwäbische Hochebene und die Nordschweiz bis in die Gegend von Chur und den Vierwaldstättersee, die östlichen Teile des Hochgebirges werden von den Langobarden, Rugiern, Herulern, Bajuwariern und Turcilingern überflutet, im pannonischen Bergland hausen die Ostgoten, deren Herrschaft nach dem Sturze Odoakers 493 sich fast über das ganze mittlere und östliche Alpenland ausdehnt. Nachdem der Frankenkönig Chlodwig 496 die Alamannen in der Schlacht von Zülpich bezwungen und seine Söhne 532 das Reich der Burgunder erobert, kommen die westlichen und nordwestlichen Alpenprovinzen unter fränkisches Regiment. Das Ostgotenreich wird um die Mitte des 6. Jahrhunderts eine Beute der Oströmer. Im Jahre 568 ziehen die Langobarden durch die Pässe der Julischen Alpen nach Italien, um die am Südfuß des Hochgebirges sich ausbreitenden fruchtbaren Gefilde der alten Gallia Cisalpina zu gewinnen. Dem Beispiel der Cimbern und Teutonen folgend, hatten sie die zentralen Teile der Alpen umgangen; von der Poebene aus rückten sie dann in die Täler der Etsch, des Eisack und der Drau vor und gründeten 574 das Herzogtum Trient. Im nördlichen Tirol befestigten und erweiterten die Bajuwarier unter Führung ihrer Herzoge aus dem Geschlechte der Agilolfinger ihre Herrschaft. Das von den Langobarden verlassene Land nehmen bis zum Quellgebiet der Mur und Drau zu Ende des 6. Jahrhunderts slavische Stämme ein, die zunächst unter avarischer Botmäßigkeit stehen, seit dem 7. Jahrhundert aber ein selbständiges Herzogtum Karantanien bilden. Die Slovenen oder Winden waren von dem mächtigen Volk der Avaren aus ihrer ursprünglichen Heimat jenseits der Karpaten nach den heutigen österreichischen Kronländern Kärnten, Steiermark und Krain gedrängt worden. Das durch die slavische Invasion bedrohte Christentum, das in den Ostalpenländern durch Severin und seine Schüler am Ausgange des 5. Jahrhunderts verbreitet worden war, wird in der Mitte des 8. Jahrhunderts durch Missionäre gefördert, die von Salzburg ausgingen, wo der hl. Bonifazius im Jahre 739 ein Bistum eingerichtet hatte. Die eifrigsten Glaubensaposteln waren Rupert, Vitalis und Virgil. Virgil, der Maria Saal in Kärnten gründete, heißt der »Apostel der Karantanen«. Arno, der Nachfolger Virgils auf dem Bischofsstuhl zu Salzburg, ward 798 von Papst Leo III. zum Erzbischof erhoben; er vollendete die Christianisierung der östlichen Alpengegenden, die seit 772 dem bayerischen Dukat unterstellt waren. Nach dem Sturz der Agilolfinger 788 wurden Bayern, Tirol und Karantanien fränkische Provinzen. Karl der Große teilte das östliche Alpenland in Marken und Gaue, die von deutschen oder slavischen Herzogen verwaltet wurden. Das heutige Ober- und Niederösterreich ward die Ostmark, Karantanien umfaßte das jetzige Kärnten, die Steiermark sowie den östlichen Teil Tirols. Von den alten Gaunamen haben sich manche erhalten: Der Finsgowe, das Cillapstal, das Passirtal, der Lurngau, Pustrizza und andere. Friaul, das seinen Namen von der alten Karnerstadt Forum Julii hat, war gleich dem südlichen Tirol im 6. Jahrhundert von den Langobarden zum Herzogtum und von Karl dem Großen zu einer Grenzmark gemacht worden, die von Markgrafen verwaltet wurde, denen auch Krain unterstellt war. Nach dem Falle des Langobardenreiches war das gesamte Alpengebiet unter fränkischer Botmäßigkeit.

In den kriegerischen Tagen Karl Martells, Pipins und Karls des Großen spielen die Alpenpässe wie einst zu den Zeiten der Völkerwanderung eine strategisch wichtige Rolle. Die mächtigen Herrscher des Frankenlandes pilgern nach Rom,

um mit dem geistlichen Haupt der Welt in Beziehungen zu treten, der klassische Boden Italiens bildet wie ehedem umgekehrt die deutschen Gefilde den Schauplatz wilden Ringens, weshalb die Alpenpfade vielbenützte und vielumstrittene Einbruchspforten wurden. Nicht weniger als fünfmal durchzog Karl der Große mit Heeresmacht das Hochgebirge, Karl der Dicke sogar siebenmal. Meist wurde der Mont Cenis (Mons Cinisius) überschritten, aber auch der Große St. Bernhardpaß sah vielfach die Heersäulen der Franken auf seinem Rücken, so eine Abteilung des Frankenheeres unter Bernhard, dem Oheim Karls des Großen, im Jahre 773. Die Westalpen wurden um jene Zeit auch von den Raubzügen der Araber heimgesucht, die nach Zertrümmerung des Westgotenreiches Spanien erobert hatten und nach den südlichen Teilen Galliens vordrangen, bis sie durch Karl Martell und seine tapferen Nachfolger zurückgeworfen wurden.

Gleichwie wir die ersten Aufschlüsse über die geographische Kenntnis der Alpen im Altertum durch die Geschichtschreiber jener Nationen bekamen, die in der Kultur eine höhere Stufe erreicht hatten, werden wir durch die Historiker jener Völkerstämme, die das Alpenland am Ende des Altertums mit ihren Massen überschwemmten, zuerst über die Hochgebirgsgegenden aufgeklärt. Cassiodorius, der Geheimsekretär und Minister Theodorichs des Großen, Gregor von Tours und Fredegar, die ältesten Geschichtschreiber der Franken, Paul Warnefried der Langobarde, der am Hofe des Königs Desiderius gelebt und die kurze, aber ereignisreiche Geschichte seines Volkes geschrieben hat, Jornandes, Prokopios und Agathias, die gotischen Historiker, geben uns in den von ihnen berichteten Kriegsereignissen Anhaltspunkte für die Alpenkunde des beginnenden Mittelalters. Wir finden in den Werken der genannten Forscher die Pässe und Heerstraßen, die Gewässer und Täler, die Städte, Dörfer und kirchlichen Stiftungen in den einzelnen Gebieten des Alpenlandes erwähnt; freilich sind es meist nur topographische Angaben, die uns in den Schriften jener Autoren entgegentreten, ganz selten schwingt sich einer zu einer wirklichen geographischen Schilderung auf. Cassiodorius unterrichtet uns über einzelne Teile der zentralen und östlichen Alpenbezirke, er beschreibt Como und den Comersee,[3]) ferner gibt er eine Darstellung der Grenzverhältnisse in den heutigen bayerisch-tirolischen Alpen, wo zur Zeit Theodorichs der rhätische Stamm der Breonen als Grenzwache die nördlichen Gebirgspässe, den Scharnitz- und Achenpaß, den Finstermünz- und Brennerpaß, sowie die Talsperre des Inn bei Kufstein zu schirmen hatte. Gregor von Tours führt uns in seiner Historia Francorum bei den Schilderungen von Feldzügen in den Bereich der Westalpen. Der Mont Genèvre und die ligurische Küstenstraße werden von den Langobarden und Sachsen auf ihren kriegerischen Unternehmungen gegen die Burgunder und Franken überstiegen. Nach der Überwältigung der Langobarden brechen die Franken ihrerseits durch die befestigten Talpforten von Susa und Aosta nach Oberitalien vor. Auch nach Bilitio, dem heutigen Bellinzona, führt uns Gregor, ebenso an den lacus Ceresius, den Luganersee.[4]) Im Rhonetal nennt er eine Burg Tauretunum am Fuß des Dent du Midi, die im Jahre 563 durch einen Bergrutsch verschüttet wurde. Eine gewaltige Überschwemmung, die sich bis Genf, das als Jenuba civitas erscheint, fühlbar machte, war die nächste Folge dieser Katastrophe, die auch von einem gleichzeitigen Chronisten, Marius, Bischof von Avenches-Lausanne († 594) erzählt wird.[5]) Fredegar weiß von dem plötzlichen Hervortreten einer heißen Quelle im Thunersee zu berichten.[5]) Paulus Diaconus (Warnefried) streut in seine geschichtlichen Darstellungen manche kurze geographische Schilderung ein, wobei er das Alpengebiet vielfach berührt. Wir erfahren durch ihn die Namen von Burgen und Städten in dem heute noch an Schlossruinen überaus reichen Südtirol: Tesana, heute Deggiano am linken Ufer des Noce in der Val di Sole;

Maletum, jetzt Malé, der Hauptort des genannten Tales; Sermiana, vielleicht Sirmian auf dem Mittelgebirge zwischen Bozen und Meran; Appianum, identisch mit Eppan, dem nachmals berühmten Grafensitz; Fagitana, das jetzige Faëdo, am jenseitigen Ufer der Etsch; Cimbra ist das an die Cimbern mahnende Cembra im Avisiotale; Vitianum ist Vezzano westlich von Trient am Weg nach dem Toblinosee. Außerdem nennt Paulus Diaconus die Kastelle Brentonicum, das heutige Brentonico am Ostabhang des langgestreckten Monte Baldo, der den Gardasee vom Etschtal scheidet, und Volenes, das jetzige Volano, nördlich von Rovereto, ferner zwei Bergschlösser in Alsuca, dem Brentatal oder der Valsugana, und eines im Gebiet von Verona. Auch in die Grenzlande der Langobarden und Bajuwarier, dann in die Alpengegenden Kärntens und Krains, in die kottischen und ligurischen Alpen führt uns Warnefried.[5]) Im Comersee erwähnt er die gutbewohnte und befestigte Insel Comacina.[3]) Ziemlich flüchtig ist die Schilderung der Alpen bei Procopios, dem Geheimsekretär des Belisar, des Bezwingers der Vandalen und Ostgoten, während Jornandes zuweilen mehr ins einzelne geht und Land und Leute in den Alpen ausführlich bespricht. Dies ist der Fall bei den in den Seealpen zwischen den Flüssen Var und Macra wohnenden Ligurern, von denen Jornandes im Anschluß an den römischen Geschichtschreiber Florus berichtet, sie seien in ihren Waldschluchten schwerer aufzufinden als zu besiegen gewesen.[6]) Agathias führt uns in das Gebiet der kottischen Alpen.[7]) Ein Zeitgenosse Cassiodors, der Rheinländer Salvian, der zu Marseille im Jahre 480 als Priester starb, hat uns in seiner Schrift »Über die göttliche Weltordnung« eine Notiz hinterlassen, aus welcher hervorgeht, daß um jene Zeit ein gewisses Touristentum sich zu entwickeln begann, ja vielleicht schon in Blüte stand. Er schreibt nämlich[8]): »Abgelegene Gegenden werden aufgesucht, pfadlose Schluchten durchklettert, undurchdringliche Wälder durchwandert, die wolkentragenden Alpen werden bestiegen und tiefe Talgründe durchzogen.« Wenn sich auch damals Ausflüge in das Hochgebirge nur auf Passwanderungen oder niedrige Vorberge beschränkt haben mögen, so darf bei den Worten Salvians doch keineswegs an ein Vordringen von Ansiedlern oder gar plündernden Eindringlingen im Hochgebirge zur Zeit der Völkerwanderung gedacht werden, denn Salvian will mit diesen Worten die Genußsucht der Mitwelt beleuchten.

Neben den Historikern haben wir für die Alpenkenntnis des beginnenden Mittelalters noch andere Quellen, nämlich die uns erhaltenen Biographien von den Männern, die in den Alpenländern das Christentum verkündeten. Die von Eugippius verfaßte Lebensbeschreibung des heiligen Severin, der in Norikum das Evangelium verbreitete, führt uns in das östliche Alpengebiet zu einer Zeit, als dasselbe von Odoaker erobert wurde. Die Tätigkeit des heiligen Valentin, des Apostels der Rhäter, von der wir bei Eugippius, Venantius Fortunatus und Aribo hören,[9]) beschäftigt uns mit jenem Teil des Hochgebirges, den wir heute Allgäu, Vorarlberg, Prätigau, Engadin und Vinschgau nennen. Über jene Zeit, in der Langobarden und Bajuwarier im heutigen Tirol in nachbarliche Berührung traten, berichtet neben Warnefried die Vita S. Corbiniani, die der Bischof Aribo von Freising um die Mitte des 8. Jahrhunderts schrieb. Aribo, der auch eine Biographie des heiligen Emeram, Bischofs von Regensburg, verfaßte, spricht in letzterem Werke von Eisen-, Gold- und Silberbergwerken in den bajuwarischen Alpen, auch die Salzwerke in jenen Gegenden sind ihm nicht unbekannt. Aribo gedenkt auch der Gemsen, der Steinböcke, der Büffel im Gebirge und ergeht sich über die Viehzucht und die Alpenwirtschaft in der »regio montana«. An der Hand ähnlicher Quellen, wie der Lebensbeschreibung des heiligen Lucius, Magnus, Rupertus, Virgil, Mangold, Gallus, Meinrad und Kolumbanus, die in verschiedenen Bezirken des Alpenlandes als Glaubensapostel auftraten, vermögen wir uns einigermaßen ein Bild von der

Topographie der Alpengegenden in jener Zeit zu entwerfen; auch Gründungs- und Schenkungsurkunden des früheren Mittelalters bezeugen uns, daß damals nicht bloß eine große Zahl von heute noch bestehenden Ortschaften der österreichischen und bayerischen Alpen, der Schweiz und des Westalpengebietes vorhanden waren, sondern auch, daß in der bezeichneten Epoche im großen und ganzen die Bodenkultur und die Bauernwirtschaft ebenso bestanden haben wie heutzutage.[9]) Einigen Aufschluß über die Alpenkunde in den Anfängen des Mittelalters gewinnen wir auch aus den erhaltenen Schilderungen von Missions- und Pilgerreisen, die in jener Zeit über die Pässe des Hochgebirges gemacht wurden. So überschritt ums Jahr 567 Venantius Fortunatus, nachmals Bischof von Poitiers, die Westalpen auf dem Mons Matrona, dem heutigen Mont Genèvre. Der gelehrte Priester und Dichter schildert uns nicht nur diese Reiseroute, er beschreibt auch das Land der Breonen am Brenner und der Bajuwarier, besucht das Grab des heiligen Valentin auf dem Zenoberge bei Meran, wohin im 6. Jahrhundert fromme Pilger in großer Menge wallfahrteten, er führt uns auch nach Norikum ins Pustertal und aus diesem über die Julischen Alpen ins Gebiet des Tagliamento.[10]) Aus der Schrift des Geographen von Ravenna, der im 7. Jahrhundert ein Werk »de geographia sive chorographia« geschrieben, sowie aus der Schrift des Quido von Pisa, der zu Beginn des 12. Jahrhunderts den Ravennaten excerpierte, erfahren wir für die damalige Alpenkunde nicht mehr, als uns die antiken Geographen und Historiker, sowie die genannten Autoren des beginnenden Mittelalters bieten, während beider Werke für die allgemeine Erdkunde trotz aller Irrtümer und Entstellungen nicht ohne Wert sind.[11])

Unter den Nachfolgern Karls des Großen ändert sich vielfach der einheitliche politische Charakter der Alpenländer. Das westliche und südliche Alpengebiet gehörte seit dem Vertrag von Verdun 843 zum Reiche Kaiser Lothars, die zentralen und östlichen Teile der Alpen zum ostfränkischen Reiche Ludwigs des Deutschen. Im Jahre 880 entstand im Südwesten des Hochgebirges das Königreich Niederburgund unter Graf Boso; 888 schuf der mit den Karolingern nahverwandte Graf Rudolf eine selbständige Herrschaft zwischen Saône und Reuß, das Königreich Hochburgund, das Savoyen und die heutigen Schweizerkantone Genf, Waadt, Wallis, Freiburg, Solothurn und teilweise Bern umfaßte. Beide Reiche wurden 933 vereinigt und entwickelten sich zu hoher Blüte. Der letzte König des arelatischen Reiches, Rudolf III., schloß im Jahre 1006 mit dem deutschen König Heinrich II., dem Sohn seiner Schwester Gisela, einen Erbvertrag, der 1027 mit Konrad II. erneuert wurde; 1032 kam das Burgunderreich an Deutschland, obgleich der burgundische Adel den Grafen Odo von der Champagne, einen Neffen Rudolfs, zum König Burgunds erhob. Die östlichen Alpenländer wurden während der Regierung der letzten Karolinger und der ersten Kaiser aus dem sächsischen Hause wiederholt von den verheerenden Einfällen der Ungarn heimgesucht; in einer Schlacht an der Enns im Jahre 907 fiel gegen sie der Markgraf der Ostmark, Luitpold, mit ihm die Blüte des Adels von Bajuwarien und Karantanien. Erst dem gewaltigen Arme Ottos des Großen gelang es, durch die Schlacht am Lechfeld 955 die räuberischen Scharen der Magyaren vollständig zurückzuwerfen, nachdem Arnulf, der Bayernherzog aus dem Geschlechte der Luitpoldinger, und nach ihm sein Bruder Berthold den Ungarn in heißen Kämpfen bei Ötting am Inn (913) und auf der Welserheide an der Traun (944) empfindliche Verluste beigebracht hatten.

Der Nordwesten des Alpenlandes, der Thurgau, der Zürichgau, Räthien und Churwalchen, gehörte um jene Zeit zum Herzogtum Schwaben; Tirol bis Meran und Bozen, Kärnten, Steiermark und Krain standen unter der Oberhoheit der

bayerischen Herzoge, so daß Bayern damals einen »geschlossenen ostalpinen Staat« bildete.[12]) Das Gebiet der Dolomiten gehörte zu den Grafschaften Verona und Friaul, die lombardischen Seen waren dem Königreich Italien einverleibt, das Otto der Große 952 für Deutschland gewonnen hatte. Im Jahre 976 wurde Kärnten von Bayern getrennt; dieses durch die Marken Istrien, Verona, Krain und Friaul vergrößerte Land ward zum Herzogtum erhoben und Heinrich, einem Neffen des Bayernherzogs Arnulf, übertragen. Diese Loslösung Kärntens von Bayern war »eine Wiedergeburt des alten Norikums, nicht genau in denselben Grenzen, aber ungefähr in dem nämlichen Umfange und in derselben Lage«.[13]) Herzog Heinrich verlor sein Land zwei Jahre später, als er mit Heinrich dem Zänker von Bayern gemeinschaftliche Sache machte, und gewann es 983 wieder; nach seinem Tode, 989, kam es für kurze Zeit an Bayern zurück, wovon es 995 für immer getrennt wurde. Verschiedene Fürstengeschlechter beherrschten Kärnten nun der Reihe nach; zuerst Herzoge von Rheinfranken, dann die Eppensteiner Grafen von Mürztal, zur Zeit Heinrichs III. der Graf Welf von Altdorf, unter Heinrich IV. der Graf Berthold von Zähringen. Seit 1122 hatten die Sponheimer-Lavanttaler Grafen die herzogliche Würde in Kärnten inne; nach dem Tode des letzten Grafen aus diesem Hause, des kinderlosen Ulrich, kam 1269 Kärnten an den König Ottokar II. von Böhmen. Um das Jahr 1035 war vom Herzogtum Kärnten das Gebiet der mittleren Mur und des Oberlaufes der Raab abgetrennt worden; diese besondere Mark wurde von Heinrich III. an den Grafen Arnold von Lambach gegeben und kam 1056 an Ottokar von Steier im Traungau, einen Verwandten des Lambachischen Geschlechtes. Das in der Folgezeit Steiermark genannte Land wurde 1180 zum Herzogtum erhoben und ging, nachdem Ottokar IV. 1192 kinderlos gestorben war, in den Besitz der Babenberger über.

Vom 10. Jahrhundert an gewinnt auch die Kirche durch Teilnahme an der Urbarmachung der Alpenländer und durch Ausbreitung ihres Besitzes daselbst an Bedeutung. Im Jahre 901 war der königliche Meierhof Prichsna dem Bischof Zacharias von Säben geschenkt worden; aus diesem Orte entwickelte sich die Stadt Brixen, wohin 994 von Bischof Albuin der Sitz des geistlichen Oberhirten verlegt wurde. Brixen ward 1179 ein reichsunmittelbares geistliches Fürstentum, das bis zur Säkularisation seine Landeshoheit aufrecht erhielt. Kaiser Konrad II. verlieh dem Bischof von Trient im Jahre 1027 die fürstliche Würde und die Grafschaft Trient, sowie den Vinschgau mit Bozen, dem Bischof von Brixen die Grafschaft im Eisacktal und im Unterinntal, wozu zu Ende des 11. Jahrhunderts noch das Pustertal kam. Diese geistlichen Landesherren belehnten ihrerseits wiederum weltliche Adelige mit Grundherrschaften: unter diesen gelangten die Nachkommen des Grafen Adalbert, der sich von seiner bei Meran gelegenen Burg »Graf von Tirol« nannte, zu besonderem Ansehen, indem ihr Ahnherr vom Trientiner Bischof die Grafschaft im Vinschgau und vom Brixener Bischof die Grafschaft im Eisacktal als Lehen erhalten hatte. Die Burg Tirol war an jenem Orte erstanden, wo im späteren Altertum nach der Notitia dignitatum imperii Romani, einem offiziellen römischen Hof- und Staatskalender, ein Präfekt der dritten Legion seinen Sitz hatte, der sein Standquartier Teriola castra nannte; am Fuße des Kastells lag das alte Maia, das im 8. Jahrhundert n. Chr. durch den Einsturz des Naiferberges verschüttet wurde, die Mutterstadt des heutigen Meran.[14]) Das Unterinntal und das Pustertal kamen 1165 an die bayerischen Grafen von Andechs, die sich auch Herren von Meran und Markgrafen von Istrien hießen, nach dem Erlöschen dieses Hauses im Jahre 1248 aber gleichfalls an die Grafen von Tirol, so daß fast das ganze Gebirgsland, das wir heute mit dem Namen Tirol bezeichnen, den Namen der Stammburg jener Dynasten erhielt.

Neben Brixen und Trient nehmen im Alpengebiet um jene Zeit, als zwischen den Päpsten und den deutschen Königen der Investiturstreit ausgefochten wurde, auch andere geistliche Herrschaften eine bedeutende Stellung ein, so das Bistum Sitten im Rhonetal, Innichen, das »Bekehrungskloster an der Grenze der Slovenen«,[15] das Bistum Chur, das zeitweise ganz Rhätien durch einen Vogt verwalten ließ, während nur das Land abwärts der Landquart bis zum Bodensee die Grafschaft Churwalchen bildete. Seit Ende des 11. Jahrhunderts besaßen Bistümer und Abteien mehr Grund und Boden im eigentlichen Gebirgsland als die weltlichen Herren. Appenzell, Glarus und das Berner Oberland waren in klerikalem Besitze; die Bistümer Bamberg und Salzburg besaßen ausgedehnte Länderstriche in den norischen Alpen; sie teilten sich in das Lavanttal und auch das Land zwischen Villach und Pontafel war bambergisch. Freising war im Flußgebiet der Ammer westlich von Garmisch begütert. Außer den erwähnten Sitzen geistlicher Macht besaßen das einsame Disentis, dann Kempten, Benediktbeuren, Fischbachau, Tegernsee, Chiemsee, Berchtesgaden, im Osten des Alpenlandes Sekkau, Gurk, Lavant, Laibach, St. Lamprecht, Admont, Lack, im Westen Embrun, Moutiers-en-Tarentaise, Lausanne, auch Vienne und Lyon, in der Nordschweiz Engelberg, St. Gallen und Einsiedeln als Ausstrahlungspunkte und Asyle der Kultur, sowie durch Grundbesitz im Alpenland Bedeutung. In St. Gallen oder auch in Reichenau kehrten die Reisenden, die über den Splügen zogen, ein; hier trafen sich Wanderer aus dem fernsten Süden und dem entlegensten Norden. Ohne Zweifel haben die geistlichen Herrschaften mit ihren wenig bedrückten »Gottesleuten« einen sehr großen Anteil an der politischen Entwicklung der Alpenländer gehabt.[15]

In der Lombardei, die seit 952 unter der Oberhoheit der deutschen Könige, seit 962 unter der unmittelbaren Herrschaft derselben stand, entwickelten sich im Zeitalter der Hohenstaufen die Städte zu kommunaler Selbständigkeit, besonders Mailand, und gingen aus jenen langwierigen Kämpfen, die sich darob mit den deutschen Königen entspannen, als Sieger hervor. Auch im Westen der Alpen lockerte sich um die Mitte des 13. Jahrhunderts der Zusammenhang des burgundischen Reiches mit dem deutschen Reiche; vielfache Fehden der Großen dieses Landes zerrütteten dessen Macht und Wohlstand. Hier gewann die Grafschaft Savoyen an politischer Bedeutung, indem Graf Thomas I. von Savoyen Chambéry, seine Nachfolger das Waadtland erwarben und sich damit von König Richard belehnen ließen. Die Grafschaften Belley, Maurienne und Aosta waren schon zu Beginn des 11. Jahrhunderts unter dem tatkräftigen Humbert Weißhand, dem Ahnherrn des italienischen Königshauses, an Savoyen gekommen; sein Sohn Oddo hatte sich 1050 mit Adelheid, der Erbtochter des Grafen Manfred von Turin, vermählt. Durch diese Ehe war das Haus Savoyen nach Italien verpflanzt und die folgenreiche Verbindung der Länder östlich und westlich der kottischen Alpen begründet worden.

In der Schweiz, die seit 1032 als Bestandteil des arelatischen Königreiches zu Deutschland gehörte, nahmen neben den Grafen von Toggenburg die Herzoge von Zähringen als Besitzer umfangreicher Allodialgüter, als Reichsvögte von Zürich und »Rektoren von Burgund« eine fürstliche Stellung ein. Die Zähringer begünstigten als Gegengewicht gegen den übrigen Adel des Landes das Städtewesen, wie denn Graf Berchtold IV. im Jahre 1178 Freiburg, Berchtold V. 1191 Bern gründete. Nach dem Aussterben dieses Geschlechtes in der herzoglichen Stammlinie 1218 ragte besonders die Dynastie der Grafen von Habsburg unter den Edlen der Schweiz hervor; sie waren Landgrafen vom Aar-, Zürich- und Thurgau, Vögte vieler Klöster und Besitzer zahlreicher Grundherrschaften. In der Mitte des 13. Jahrhunderts wurden die drei Waldstätten Schwyz, Uri und Unterwalden reichsunmittelbar; der zu Beginn des genannten Säkulums eröffnete Gott-

hardpaß lenkte nämlich die Aufmerksamkeit Kaiser Friedrichs II. auf diese Territorien und veranlaßte ihn, sie unmittelbar unter seine Gewalt zu stellen. Nach dem Erlöschen des Hohenstaufischen Hauses mußten freilich diese Urkantone der Schweiz die Oberherrlichkeit der Habsburger anerkennen; aber nach der am 1. August des Jahres 1291 erfolgten Schließung der Schweizer Eidgenossenschaft wurden 1309 von Kaiser Heinrich VII. die drei Waldstätten abermals für reichsfrei erklärt.

Im Jahre 976, als Bayern infolge der politischen Umtriebe Heinrichs des Zänkers so sehr geschmälert worden, war auch die Ostmark, das Land zu beiden Seiten der Donau zwischen Enns und Leitha, davon abgetrennt und dem gräflichen Geschlecht der Babenberger übertragen worden. Die Ostmark ward 1156 zum Herzogtum Österreich mit Erblichkeit in männlicher und weiblicher Linie erhoben; nach dem Tode des letzten Babenbergers, Friedrichs des Streitbaren, zog im Jahre 1246 Kaiser Friedrich II. Österreich und die Steiermark als erledigte Reichslehen ein und ernannte den Bayernherzog Otto II. zum Statthalter. Papst Innocenz IV. aber verlieh, nachdem die Kirchenversammlung zu Lyon 1245 den Kaiser Friedrich II. für abgesetzt erklärt hatte, das Land 1248 an Hermann von Baden, den Gemahl einer Nichte Friedrichs des Streitbaren. Nach dessen Tod kam Österreich an den Böhmenkönig Ottokar II., der eine Schwester des letzten Babenbergers zur Frau hatte, 1251. Die Steiermark war anfangs zwischen Ottokar II. und Stephan, einem Sohn des Königs Bela IV. von Ungarn, geteilt worden; Ottokar aber vertrieb 1260 nach einem großen Sieg über die Ungarn auf dem Marchfelde seinen Nebenbuhler, riß die Steiermark ganz an sich und gelangte, wie schon erwähnt, neun Jahre später auch in den Besitz Kärntens, Krains und der Windischen Mark. Im Jahre 1276 ward Ottokar II. von Böhmen, dessen Reich vom Riesengebirge bis an die Adria sich erstreckte, der genannten Alpenländer für verlustig erklärt, worauf Rudolf von Habsburg, der 1272 den deutschen Königsthron bestiegen hatte, diese Gebiete einzog, 1282 aber seine Söhne Albrecht und Rudolf damit belehnte. Diese Verfügung begründete die Hausmacht der Habsburger.

Kärnten kam 1286 an den Grafen Meinhard II. von Tirol, der im Kampfe gegen Ottokar des Königs Rudolf Hauptstütze gewesen war. Auch Krain, das 1040 mit Istrien und der Windischen Mark von Kärnten geschieden worden war und von eigenen Markgrafen verwaltet wurde, teilweise auch den Patriarchen von Aquileja untertan war, wurde dem Grafen Meinhard verpfändet. Das Patriarchat von Aquileja hatte 1077 die gräflichen Rechte in den Grafschaften Friaul und Verona erhalten, die ursprünglich Bayern unterstellt, seit 962 aber wieder zu Italien gerechnet und 976 ebenso wie Krain zu Kärnten geschlagen worden waren. Die Bebauung und Germanisierung der Ostalpenländer war nach Zurückwerfung der Hunnen und Magyaren von den Kaisern wie vom Klerus in hohem Grade gefördert worden; das deutsche Element drang stets weiter nach Südosten vor, den Ansiedlern wurde Befreiung von Abgaben und Kriegsdienst bewilligt. Kolonisten aus allen Teilen Deutschlands, namentlich aus Bayern, strömten herbei, Österreich wurde das »Land der Hoffnung« wie in späteren Tagen Amerika für die Europamüden.

Um die Wende des 13. und 14. Jahrhunderts erscheint demnach der Ostflügel der Alpen zum größten Teil im Besitz der Habsburger oder in den Händen von Fürsten, die dieser Dynastie treu ergeben waren; die Schweizer beginnen nach der Unabhängigkeit zu ringen, im Innern der zentralen Teile des Hochgebirges besitzen geistliche Würdenträger bedeutende Komplexe, Bayerns Einfluß im Alpengebiet nimmt ab, derjenige Frankreichs zu.

Suchen wir in der Literatur jener Zeit, wo die sächsischen, fränkischen und hohenstaufischen Kaiser über die Alpen nach Rom zogen oder noch weiter im Süden gegen die Normannen, Sarazenen und Griechen kämpften, wo fromme Pilger und tapfere Kreuzfahrer über die Hochgebirgspässe den italienischen Hafenstädten zueilten, um nach Palästina zu gelangen, so finden wir über das Alpenland im ganzen recht spärlich fließende Auskünfte. Unter dem Einfluß einer strengen Kirchenlehre hat überhaupt die geographische Wissenschaft zu Beginn des Mittelalters und in dessen späteren Epochen bedenkliche Rückschritte aufzuweisen. Allein das praktische Leben, sowie die politischen und merkantilen Verhältnisse schufen Mittel, daß das Alpenland den näher und auch ferner davon Wohnenden keine unbekannte Erdgegend blieb. »Die jeweilige Besitzergreifung, die Verteilung und Abrundung der den kleineren und größeren Herren zugefallenen Länderstriche mußte auch dort zu Vermessungen, zu katastralischen Arbeiten und topographischen Aufnahmen führen. Die Kenntnis der verschiedenen Alpenbezirke wurde durch diese Umstände in mannigfacher Weise gefördert. Hatten ja auch geistliche und fürstliche Herren von anderwärts in den Alpen Besitztümer und im Gebirge heimische Dynasten herrschten zugleich auch über weit entlegene Länder.«[5])

Die Regesten der deutschen Könige, die für die Geschichte des Mittelalters die Hauptquellen sind, die annalistischen und urkundlichen Nachrichten dieser Zeit liefern uns gleich den Autoren des werdenden Mittelalters nur einseitig topographische Anhaltspunkte. Sie nennen Burgen und Schlösser, Klöster und Stifte, auch einzelne Alpen als bewirtschaftete Höhen mit der Angabe des Gaues, in denen sie liegen. Nirgends finden sich indes Nachrichten von jenen höheren Bergzügen, die sich über die Linie des ewigen Schnees erheben, selbst die Kulminationspunkte breiter Gebirgsmassen, Montblanc, Ortler, Glockner, Finsteraarhorn, Zugspitze sind den Autoren dieses Zeitalters unbekannt. Nur dann werden die Namen gewaltiger Bergreihen, wie die Tauernkette in den Ostalpen, genannt, wenn sie als Gaugrenzen aufgeführt erscheinen oder wenn der wichtigen Straßenverbindungen über dieselben gedacht wird.

Mancherlei Einzelheiten über die Alpenpassagen deutscher Fürsten aus der Zeit bis zum 11. Jahrhundert finden sich in den Schriften des gelehrten Gerbert, nachmals Papst Sylvester II., der als Lehrer Ottos III. mit diesem wiederholt nach Italien gezogen, ferner im Chronicon des Hermann Contractus, der 1054 als Mönch des Klosters Reichenau starb, und im Geschichtswerke des Lambertus, der die Ereignisse des vielbewegten Zeitalters Heinrichs IV., insbesondere dessen mühevollen Zug über den Mont Cenis nach Canossa schildert. Daraus entnehmen wir, daß die Königin Bertha und ihr Gefolge auf Ochsenhäute gesetzt und von »Wegweisern« über die tiefbeschneiten Hänge hinabgezogen wurde. Von anderen Reiseberichten in dem eben bezeichneten Zeitraum führen uns über die Alpen die des Abtes Majolus von Clugny, der um 970 das westliche Hochgebirge durchwanderte, des Siegerich von Canterbury, der 990 aus Italien über den Großen St. Bernhard heimkehrte, des Bischofs Bernhard von Hildesheim, des Bruno von Toul und des Anno von Köln, sowie anderer deutscher Kirchenfürsten. Auch aus England kamen in jenen Jahrhunderten hohe und niedere Pilger, um über die Alpen nach Rom zu gehen, so der König Caeadwalla, der 688 in Rom starb, sein Nachfolger Ina, die Könige Ethelwulf 855 und Kanut, der Angelsachse, 1026, und der Schotte Macbeth 1050.[16])

Die Truppenmassen, die Friedrich I. nach Italiens Gefilden folgten, und die Reisigen, welche das Gefolge des Kaisers bildeten, überschritten das Hochgebirge auf dem Brenner, dem Lukmanier, dem Septimer, dem Splügen, dem Großen St. Bernhard, dem Mont Cenis und vielleicht auch auf dem St. Gotthard. Gleich-

wohl ist die Ausbeute für die alpine Geographie aus der Literatur des 12. Jahrhunderts, das auch die Romfahrten Heinrichs V., Lothars II., Konrads III. und Heinrichs VI., sowie den zweiten und dritten Kreuzzug gesehen, überaus dürftig und das Vorhandene läßt nicht auf einen erheblichen Fortschritt in der wissenschaftlichen Erforschung des Alpenlandes schließen. Von den Historikern des genannten Jahrhunderts besitzt Otto von Freising, der vielgereiste Bischof aus fürstlichem Geblüte, der mit König Konrad III. den dritten Kreuzzug mitmachte und in seinen letzten Lebenstagen 1158 mit Barbarossa bis an die Alpen gezogen war, von den Gebirgsgegenden manch irrtümliche Vorstellung. Seine geographischen Anschauungen bewegen sich überhaupt noch auf dem wissenschaftlichen Standpunkt des fünften Jahrhunderts, speziell des Orosius, seines Hauptgewährsmannes in geographischen Dingen.[5]) Den Septimer, über den Konrad III. 1128 nach Italien ging, bezeichnet Otto von Freising als »Pyrenaeum iugum Septimi montis«, wo Rhein und Inn entspringen.[17]) Er bietet uns auch eine flüchtige Beschreibung der zu Barbarossas Zeit berüchtigten Veroneser Klause. Poetisch verherrlicht ist dieser Engpaß von einem anderen Zeitgenossen des großen Kaisers, von Günther dem Liguriner, so genannt, weil er Friedrichs I. Taten in Ligurien in lateinischen Versen besungen hat. »Es klingt wie die Erzählung von Selbsterlebtem, wenn Günther die Scenerie an der Veroneser Klause zeichnet, die in die Wolken hineinragenden Alpen mit dem schmalen Durchlaß, mit dem in der Tiefe brausenden Strom, die verrufene Felsenklamm, in der sich damals nur Mann für Mann vorwärts bewegen konnte, wo von der Höhe herab ein einziger durch das Hinabrollen von Steinblöcken ganze Heersäulen aufzuhalten vermochte «[5]) Wahrscheinlich hat Günther die peinlichen Stunden mit dem Kaiser geteilt, als dieser im Jahre 1154 vor dem gefürchteten Engpaß ratlos stand, bis ihm der tapfere Otto von Wittelsbach den Weg bahnte. Zum Teil in Versen ist auch des Gottfried von Viterbo Chronik geschrieben, der im »carmen de rebus gestis Friderici primi« das Lob des Südtiroler Weines preist.[5]) Der alpinen Literatur des 12. Jahrhunderts sind neben den Geschichtschreibern, die Kriegszüge in den Alpen schildern, eine Anzahl von Reiseberichten und Itinerarien zuzurechnen, die gleich den antiken Itinerarien meist nur die Namen der an den Alpenstraßen gelegenen Stationen angeben, dabei häufig in einer Form, welche die ursprüngliche Benennung nicht allzu leicht erkennen läßt. Dies ist namentlich der Fall in dem Reisebericht des Abtes Nikolaus von Thingör auf Island, der um die Zeit, als Barbarossa zum ersten Male über die Alpen nach Rom zog, über den Großen St. Bernhard nach Italien reiste.[5]) Der fromme Mann bezeichnet für den genannten Paß den Ort Vevay als Vereinigungspunkt der Wege der nach Rom ziehenden Nordländer. Aus aller Herren Länder kamen damals Pilger, Minnesänger und Ritter, gefolgt von Händlern und fahrenden Schülern, nach dem Süden gewandert und auf den Alpenpfaden herrschte ein Leben und Treiben, das in mancher Beziehung an das allsommerliche Getümmel in den Gebirgen in der Gegenwart erinnert. Das Reisen wurde erleichtert und gefördert durch die allenthalben ins Leben gerufenen Hospize und Klöster. Wie am Athos, im Kaukasus, am cyprischen und mysischen Olymp Klöster entstanden, so war auch das lateinische Abendland in dieser Beziehung nicht zurückgeblieben; insbesondere vermochten die Alpen infolge ihrer Stille, Abgeschiedenheit und großartigen Erscheinung des Terrains zu philosophischen und religiösen Betrachtungen und zur Weltflucht geeignet erscheinen: es entstanden eremitische und klosterartige Ansiedelungen in nicht geringer Zahl. Stolze Kirchtürme blickten von steilen Höhen hernieder und trauliche Asyle lugten aus weltverlorenen Schluchten. Auf dem Großen St. Bernhard wurde nach dem Bericht der Annalen der Bischöfe von Lausanne schon im 9. Jahrhundert ein Kloster angelegt, dessen Gründung Karl dem Großen oder auch Ludwig dem Frommen

zugeschrieben wird. Nachdem diese erste Schöpfung der Wohltätigkeit von König Arnulf zerstört worden war, stiftete Bernhard von Menthon 962 ein neues Hospiz, das, wie Daniel in seinen geographischen Charakterbildern berichtet, nach mehrfacher Zerstörung durch Brände im 16. Jahrhundert neu aufgebaut wurde. Auf den Namen Ludwigs des Frommen wird auch das Asyl auf dem Mont Cenis, das gleichfalls aus dem 9. Jahrhundert stammt, zurückgeführt. Das Hospiz auf dem St. Gotthard, wo schon im 12. Jahrhundert eine von Disentis aus gestiftete Kapelle bestanden hatte, stammt aus dem 13. Jahrhundert, diente aber vielleicht nur dem Verkehr über die Furka, da die Passage auf der verhältnismäßig jungen Gotthardroute doch erst im 14. Säkulum nach Entstehung der Schweizer Eidgenossenschaft eine lebhaftere wurde, wenn sie auch jedenfalls schon früher möglich war. Die Chartreuse erhob sich als vorgeschobener Posten der Kultur schon 1084 in den Felswüsten der Dauphiné. Der Mont Genèvre in den Kottischen Alpen erhielt 1340 durch die Stiftung eines Grafen von Briançon ein Hospiz, der Arlberg 1386, indem Heinrich »der Findling« die St. Christoph-Brüderschaft gründete und aus Mitleid mit den »armen Reisenden« eine Zufluchtstätte schuf. Für den Semmering, der namentlich von Kreuzfahrern beschritten wurde, ward in der gleichen Weise gesorgt durch Markgraf Ottokar IV. von Steiermark, der schon im 12. Jahrhundert an der Stelle des heutigen Spital im damals übelberüchtigten »Zerwald« eine Kirche und ein Unterkunftshaus anlegen ließ. Im Ampezzotale war »Spiteli«, das heutige Ospedale, eine alte Pilgerherberge, wo Schmuggler und Wilderer ohne Zahl verkehrten, wo Kaiser Maximilian I. zechte und seine Landsknechte sich erfrischten. Gastein erhielt sein Stift erst 1496.[18])

Nach dem Verfall der alten Römerstraßen bestanden die Alpenwege bis ins 17. Jahrhundert fast ohne Ausnahme aus Saumpfaden, die oft für Menschen und Tiere gefährlich waren und erst in später Zeit, namentlich in der Ära Napoleons, in fahrbare Chausseen umgewandelt wurden. Die Wägen mußten auseinander genommen und auf dem Rücken von Saumtieren über das Gebirge geschafft werden. Der Kuntersweg südlich von Klausen an der Brennerpassage, die mittelalterliche »Kaiserstraße«, verdankt seine Entstehung dem 14. Jahrhundert; ein Bozener Bürger baute ihn und belegte ihn mit seinem Namen. Im 15. Jahrhundert wurde das Trou de la Traversette in dem nahe am Monte Viso vorüberführenden Übergang von Mont Dauphin im Durancetal nach Saluzzo im Potal 400 *m* lang durch die Felsen gehauen. In der gleichen Zeit, um 1470, wurde die Via Mala angelegt durch die Rheinenge oberhalb Thusis, während die einstige Römerstraße oben lief. Nach der Meinung des Volkes dehnten sich die Firngebiete immer mehr aus und bedeckten gleich dem Flugsand der Wüste in immer ausgiebigerer Weise menschliche Ansiedelungen und ertragfähiges Land. So ist der Monte Moro, der den kürzesten Übergang aus dem Wallis durch das Antrona- und Anzascatal nach dem Langensee bildete und einst für den Verkehr nach Italien, wie Daniel berichtet, größere Bedeutung hatte als der benachbarte Simplon, heute vergletschert, so daß selbst geübte Touristen ihn nur mit Anstrengung überschreiten können. Von Gastein führte noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts ein betretener Pfad über die Rauriser Tauern nach Heiligenblut, jetzt ist er völlig vereist und ungangbar. Von Zermatt gingen alljährlich nach Evolena im Val d'Hérens kirchliche Prozessionen über das Joch zwischen Dent Blanche und Dent d'Hérens. Die Bewohner Grindelwalds erzählen eine Sage, wonach ehedem zwischen dem Mettenberg, dem Eiger und den Viescherhörnern fruchtbare Alpentäler gewesen seien, wo jetzt alles mit Eis angefüllt ist. Auch zeigt man daselbst eine Glocke mit der Jahreszahl 1044, die in einer Kapelle der heiligen Petronella an dem zwischen Eiger und den Viescherhörnern hinziehenden Paßweg hing. In ähnlicher Weise finden sich in vielen Tälern

der Schweiz Erzählungen im Munde des Volkes, die ähnlich wie die Sagen von verschwundenen blühenden Städten des Flachlandes, von gangbaren Wegen und Kulturland berichten, wo jetzt nur Eis und Schnee anzutreffen sind. Hat ja doch auch die gewaltige Masse der Blümlisalp auf solche Weise ihren Namen erhalten. [8])

Auch im 13. Jahrhundert sind es nicht gelehrte Geographen, bei denen wir für unseren Zweck uns Rat erholen könnten; dagegen liefern wieder die Regesten der nach Italien ziehenden deutschen Könige, die Geschichte der in den Alpen sich entwickelnden Staaten, Klosterurkunden und Reiseschilderungen einiges Material. Wertvoll ist hiebei eine Zusammenstellung von Reiserechnungen des Wolfger von Ellenbrechtskirchen, Bischofs von Passau und Patriarchen von Aquileja, der zu seiner Zeit vielfach mit politischen Missionen betraut wurde. Dieses Dokument das 1874 zu Cividale in Friaul aufgefunden wurde, enthält unter anderem das ausführlichste Itinerar für die Verbindung der venetianischen Ebene mit dem Donautiefland in Österreich. [5]) Weitere Reiseberichte schrieben der niederländische Mönch Emo von Werum und der Abt Albert von Stade, der im Jahre 1236 nach Rom reiste. Seine Schilderung führt von Lyon über den Mont Chat, der den See von Bourget im Westen begrenzt, ins Tal der Isère, durch die Maurienne nach dem Mont Cenis, von da nach Turin. Außerdem beschreibt der genannte Abt noch Touren durch die Valsugana, das Pustertal und über den St. Gotthard. [5]) Um die nämliche Zeit wurden von höfischen Dichtern auch die alten Sagen aus dem Kreise Dietrichs von Bern neu bearbeitet; König Laurin, Ortnit und Ecken Ausfahrt, Alphart und Sigenot spielen in den Bergen Südtirols; Wolfram von Eschenbach preist die begeisternde Glut des im Altertum schon hochgerühmten Weines von Südtirol. [19]) Walther von der Vogelweide, der zur Zeit des musenfreundlichen Herzogs Leopold VI. von Österreich lebte, war ein Sohn der Berge; seine Wiege stand auf dem Laiener Ried im Eisacktal bei Waidbruck. Wenn Walther die Alpen, die er auf seinen Wanderungen oft durchzogen, auch nicht poetisch verherrlicht, so hat ihm doch die Gebirgswelt, in deren schönstem Teil er aufgewachsen, jene überaus große Liebe zur Natur eingepflanzt, die sich in seinen Frühlingsliedern offenbart. Ulrich von Lichtenstein († 1275) führt uns in seinem »Frauendienst« von Kärnten über den Semmering, den einst auch Richard Löwenherz beschritt, an die Donau, wobei die Ortschaften, die er durchzogen, in Kürze charakterisiert sind.

Im 14. und 15. Jahrhundert ändern sich im Alpengebiete wieder vielfach die staatlichen Verhältnisse. In Norditalien erhält der Graf Matteo Visconti von Heinrich VII. die Statthalterschaft zu Mailand 1311 und begründet durch Unterwerfung benachbarter Städte die Macht seines Hauses, das unter seinem Urenkel Johann Galeazzo von König Wenzel 1395 die Herzogswürde erkauft. Como, Lugano, Bergamo, Brescia, Valcamonica und das Veltlin gehörten damals zu Mailand. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts (1450) ward Franz Sforza, ein Verwandter des Hauses Visconti, Herzog von Mailand, dessen Macht nunmehr bis zu den Quellen des Inns und des Rheines reichte. Im Jahre 1499 bemächtigte sich Ludwig XII. von Frankreich, der großmütterlicherseits von den Visconti abstammte, des Herzogtums, das nach wechselvollen Kämpfen zwischen Kaiser Karl V. und König Franz I. von Frankreich wieder dem deutschen Reiche einverleibt wurde. Schon Rudolf von Habsburg hatte sich vergeblich bemüht, Burgund, das durch häufige Fehden der Großen zerrüttet worden war, dem Reiche zu erhalten, Albrecht I. gab diese unnütze Politik auf. Karl IV. ließ sich zwar 1364 zu Arles noch als König von Burgund krönen, tat aber nichts für die Erhaltung des arelatischen Königreiches für Deutschland. So zerfiel Burgund in eine Reihe kleinerer Grafschaften, die im Laufe

des 15. Jahrhunderts großenteils an Frankreich kamen, nur die sogenannte Freigrafschaft Burgund, das Gebiet des Schweizer Juras, blieb als Reichslehen noch lange Zeit mit Deutschland in Verbindung. Die Grafschaft Savoyen war von Karl IV. im Jahre 1361 von Burgund abgelöst und unmittelbar zum Reiche geschlagen worden, 1388 kam Nizza dazu, 1416 wurde Savoyen zum Herzogtum erhoben und 1422 durch die Grafschaft Genf vergrößert. In den Zeiten der Reformation gingen jedoch Genf und das früher erworbene Waadt an die Schweiz verloren. In der Dauphiné, einem Lehensfürstentum des burgundischen Reiches, trat der letzte der dortigen Grafen, Humbert II., gegen eine Jahresrente von 120000 Goldgulden sein Land an Karl von Valois, den nachmaligen König Karl V. von Frankreich, ab unter der Bedingung, daß der jedesmalige Thronfolger den Titel Dauphin führen und das Land seine Integrität und seine Privilegien beibehalten sollte; doch riß die Krone Frankreichs allmählich alle Hoheitsrechte an sich, welche die deutschen Könige noch bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts ausgeübt hatten, und vereinigte 1487 die Dauphiné gleich der Provence mit dem französischen Staatskörper.

Die Schweizer Eidgenossenschaft, die ihre Stellung durch die Schlacht am Morgarten und den Bund zu Brunnen (1315) aufrecht erhalten hatte, gewann im 14. Jahrhundert eine Reihe kräftiger Mitglieder. Im Jahre 1332 trat Luzern, 1351 Zürich, 1352 Zug und Glarus, 1353 Bern dem Bunde bei. Nachdem die Schweizer Staatenvereinigung durch die siegreichen Treffen bei Sempach (1386) und Näfels (1388) die Macht der Habsburger zurückgewiesen, erstarkte die Konföderation der Gebirgskantone aufs neue, indem 1411 Appenzell, 1415 Aargau, und 1416 Wallis sich in den Schutz der Eidgenossenschaft begaben. Auch gegen die Armagnaken des französischen Dauphin Ludwig, des nachherigen Königs Ludwig XI., wußten die Schweizer in der Schlacht zu St. Jakob an der Birs (1444) und gegen Karl den Kühnen von Burgund ihre Unabhängigkeit in drei großen Schlachten, bei Granson und Murten (1476) und Nancy (1477) zu behaupten. Im Jahre 1460 entrissen die Eidgenossen den Österreichern den Thurgau, 1481 wurden Freiburg und Solothurn, 1501 Basel und Schaffhausen in den Verband der Eidgenossenschaft aufgenommen. Seit den Burgunder Kriegen wurde die Schweiz der große »Menschenmarkt«, auf dem die europäischen Monarchen ihre Soldtruppen anwarben; das »Reislaufen« förderte durch das Hereinströmen des Geldes Wohlstand und Kultur, hatte aber auch den verderblichsten Einfluß auf das Volksleben. Das Band, das die Schweiz mit dem deutschen Reiche verknüpfte, lockerte sich immer mehr. Die Eidgenossen nahmen seit der Besiegung Karls des Kühnen das Recht eines unabhängigen Staates in Anspruch; sie lehnten daher die Aufforderung, den Beschlüssen des Wormser Reichstages (1495) zufolge die Jurisdiktion des Reichskammergerichtes anzuerkennen und zu der allgemeinen Steuer des »gemeinen Pfennigs« beizutragen, ab. Da aber das Reichskammergericht dennoch Klagen gegen Mitglieder der Eidgenossenschaft annahm und sie mit der Acht belegte, trieb Maximilian I. zum Kriege. Allein die Schweizer waren siegreich und im Frieden zu Basel 1499 ließen Kaiser und Reich ihre Ansprüche auf Steuer-, Kriegs- und Gerichtshoheit über die Schweiz fallen. Damit hatte sich die Schweiz tatsächlich vom Reiche getrennt, wenn auch die ausdrückliche Anerkennung ihrer Selbständigkeit erst im westfälischen Frieden (1648) erfolgte. Im Jahre 1503 trat Ludwig XII. von Frankreich die Vogteien Bellinzona, Blegno, Riviera an die Schweiz ab, dazu gewann die Eidgenossenschaft noch Lugano, Mendrisio, Locarno, Valmaggia, Bormio, Chiavenna und das Veltlin. Nachdem Appenzell 1513 aus einem bloß »zugewandten« Orte zu einem vollberechtigten Bundesmitglied erhoben worden war, umfaßte die Schweiz 13 Kantone, dazu gab es noch zehn »zugewandte« Orte, die teils nur von einzelnen Kantonen als Verbündete anerkannt

wurden, wie Genf und Neuenburg, teils als Bundesmitglieder mindere Rechte besaßen, wie der Fürstabt von St. Gallen, teils locker mit der Schweiz verbündet waren, wie Wallis und Graubünden.

Die Verwaltung des Landes durch grausame Vögte zur Zeit des habsburgischen Regimentes im 13. Jahrhundert, der Schuß Tells und der Schwur auf dem Rütli sind Sagen, die zu Ende des 15. Jahrhunderts ins Leben gerufen wurden. Die sogenannten Tellskapellen zu Bürglen, in der »Hohlen Gasse« und auf der Tellsplatte stammen sämtlich aus dem 16. Jahrhundert und sind zum Teil nachweislich zu Ehren von Kirchenheiligen gestiftet. Die Sage vom Apfelschuß ist ein uralter indogermanischer Mythus, der in anderem Gewande auch in der persischen und nordischen Mythologie vorkommt und in der Schweiz von den Chronisten des 15. und 16. Säkulums zur Ausschmückung der Befreiungssage verwendet ward, so besonders in der Chronik des Melchior Ruß, die zwischen 1482 und 1488 abgefaßt wurde, im sogenannten »Weißen Buch«, das zu Sarnen von einem unbekannten Verfasser 1470 geschrieben ward, in der 1507 gedruckten Chronik des Luzerners Etterlin, in der Schweizer Chronik des Ägidius Tschudi sowie in zahlreichen Volksliedern und Volksschauspielen, die um jene Zeit im Herzen der Schweiz entstanden.[20])

Im Osten der Alpen wurden die österreichischen Länder damals durch Teilungen vielfach zersplittert, zu Ende des Mittelalters aber waren sie unter Kaiser Friedrichs III. Hand, freilich meist in einem traurigen Zustande, wieder vereint. Nachdem in Tirol die männlichen Nachkommen Meinhards II., der von König Rudolf I. mit Tirol und Kärnten belehnt worden war, 1335 ausgestorben waren, erbte Tirol die Tochter des letzten Grafen, Margaretha Maultasch, die durch ihre zweite Ehe mit Ludwig dem Brandenburger, dem ältesten Sohn Ludwigs des Bayern, 1342 ihr Erbe an Bayern brachte. Kärnten wurde von Kaiser Ludwig an die Herzoge Albert und Otto von Österreich verliehen und blieb seitdem bei diesem Lande (1335). Im gleichen Jahre kam auch Krain, das Meinhard II. und seinen Söhnen verpfändet war, für immer ans Haus Österreich. Hier entstand um die Mitte des 14. Jahrhunderts die deutsche Sprachinsel Gottschee, indem vom Grundherrn des Gebietes, dem Grafen von Ortenburg, dort dreihundert fränkisch-thüringische Familien angesiedelt wurden. Tirol kam nach dem Tode der Margaretha Maultasch 1363 auch wieder an das Haus Habsburg. Im 15. Jahrhundert blühte der Bergbau in Tirol, zumal die Silbergruben von Schwaz und die Goldadern in Gastein unermeßliche Ausbeute ergaben. Maximilian I. vergrößerte 1504 Tirol durch das Zillertal, Kufstein, Kitzbühel, Rattenberg, das kärntnische Pustertal zwischen Oberdrauburg und Lienz, im Süden durch Riva und Rovereto und legte dem Lande den Titel »Gefürstete Grafschaft« bei.

Zu Ende des 14. Jahrhunderts wurden die östlichen Alpengegenden von Türkeneinfällen wiederholt heimgesucht. Friaul war größtenteils venetianische Provinz, nur ein Teil dieses Landes verblieb der jüngeren Linie der Grafen von Görz, bis nach deren Aussterben im Jahre 1500 Maximilian I. infolge alter Verträge die Grafschaft Görz in Besitz nahm. Das Patriarchat von Aquileja, dessen Herrschaft sich ehedem über einen beträchtlichen Teil des Dolomitengebietes ausgedehnt hatte, ward 1451 nach Venedig verlegt, wo Reichtum und gewinnbringende Handelsunternehmungen eine mächtige Republik geschaffen hatten. Bei der 1512 auf einem Reichstag zu Köln verfügten Einteilung Deutschlands in zehn Kreise, hatte das Alpenland teil an dem österreichischen, bayerischen, schwäbischen, burgundischen und oberrheinischen Kreis, die Eidgenossenschaft der Schweizer war in die Kreiseinteilung nicht aufgenommen.

Trotz des wissenschaftlichen Aufschwunges, der das 15. Jahrhundert auszeichnet, stehen wir in der alpinen Literatur noch immer vor bedenklichen Lücken; das geographische Interesse hatte sich weit mehr jenen großartigen Unternehmungen der Mittelmeerstaaten zugewendet, die ferne Erdteile erschlossen und zur Bereicherung der Erdkenntnis ungemein viel beitrugen. Überwiegend im maritimen Interesse ist denn auch die große Menge der Karten gefertigt, die in Spanien und Portugal sowie in Italien während des 15. Säkulums entstanden. Unser Alpenland spielt auf denselben eine mehr oder minder bescheidene Rolle. Weltkarten aus früherer Zeit verdanken meist klösterlichem Fleiße ihre Entstehung und wurden zum Teil erst im 19. Jahrhundert entdeckt. Auf diesen kindlich-rohen Versuchen sind die Alpen und Alpenländer entweder nur durch Namen, durch balkenartige Striche oder abenteuerliche Figuren verzeichnet. Ein Machwerk dieser Art ist die Tabula Peutingeriana, die im 13. Jahrhundert ein Mönch an der Hand eines schon zur Zeit des Kaisers Alexander Severus (230 n. Chr.) verfertigten Originals, das uns verloren ging, zeichnete.[21]) Auf der aus dem Jahre 776 stammenden Beatuskarte sowie auf der ums Jahr 1280 gemalten Ebstorfer Klosterkarte sind die Alpen gleichfalls nur durch Linien angedeutet; ein geringer Fortschritt zeigt sich in den verschiedenen Kopien der Ptolemäuskarten, besonders in jener, die 1478 zu Rom gedruckt und von Nordenskiöld in seinem Faksimile-Atlas (Stockholm 1889) reproduziert worden ist. Scharf markiert, aber zu klein und zu weit nach Norden verschoben, sehen wir die Alpen auf der Katalanischen Weltkarte des Jahres 1375. Auf der einfachen Karte des Venetianers Andrea Bianco aus dem Jahre 1436 sowie auf dem bewundertsten Kartenbilde des 15. Jahrhunderts, der Mappa mundi des Venetianers Fra Mauro ist zwar der Zug der Alpen im ganzen richtig gezeichnet, doch ist auf die Darstellung des Gebirges in kartographischer Beziehung wenig Sorgfalt verwendet. Auf der Mappa mundi des Ranulphus von Hygden und jener des Richard von Haldingham, die in Hereford ungefähr um die gleiche Zeit gefertigt wurden, erscheint das Hochgebirge und das Alpenland in seltsamer Verschiebung, unvollständig und wenig übersichtlich auf der 1491 veröffentlichten Karte des Nikolaus Cusanus. Wertvoller ist die Schweizer Landtafel des Konrad Türst, die 1495 entworfen wurde und gleich der bayerischen Karte Aventins (1523), der Schweizer Karte von Tschudi (1560) und den Landtafeln Apians (1566) sowie den Kartenwerken Merkators (1585) von Oberhummer in der Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, Jahrgang 1901, ausführlich besprochen wurde.

Die Pilgerfahrten aus dem europäischen Norden nach Rom und dem Orient dauern auch zu Ende des Mittelalters fort. Auch der zunehmende merkantile Verkehr mit den oberitalischen Handelsstaaten bringt mehr Nordländer über die Alpen nach Südeuropa als umgekehrt. Gleichwohl kommt auch aus Italien eine große Anzahl hoher und niederer Personen in das Hochgebirge oder über dasselbe, wenn bei kirchlich-politischen Ereignissen, wie bei den Konzilien zu Konstanz und Basel, der Vereinigungspunkt nördlich der Alpen lag. Die Enthüllung derselben muß hierdurch ohne Zweifel sehr gefördert worden sein, doch werden in den Beschreibungen der Pilgerreisen der von Norden über die Alpen Ziehenden die Berge sehr knapp behandelt. Eine um so wichtigere Fundgrube für die Alpengeographie in jener Zeit ist der Reisebericht des Ulmer Predigermönches Felix Fabri, der in den Jahren 1480 und 1483 den Orient besuchte und namentlich in seiner Schilderung der zweiten Reise den Hin- und Rückweg durch die Alpen mit lebensvoller Ausführlichkeit beschreibt.[22]) Seine beiden Pilgerfahrten nach dem Morgenland führen uns durch einen Teil unseres Hochgebirges, der in der Gegenwart zu den schönsten und besuchtesten zählt: von der Lechenge bei Füssen über den Fernpaß ins Inntal, von da über den Brenner ins Etschtal und von Trient durch die

Valsugana nach Venedig. Die zweite Rückreise ging von der Küste der Adria ins Piavetal und durch die wundersame Bergwelt der Cadorischen und Ampezzaner Dolomiten nach dem Pustertal und von dort wieder über den Brenner nach dem Schwabenland. Fabri schildert die Gebirgslandschaft, das Wetter, die Menschen der verschiedenen Stände, die Klöster, Dörfer und Städte, die Reisequartiere und auch die Abenteuer, die er erlebt. In die Darstellung der zweiten Rückfahrt ist auch ein naturwissenschaftlicher Exkurs über das Alpengebirge eingeflochten, das der Verfasser nur als einen Zweig jener großen Gebirgserhebung betrachtet, die sich vom Mittelmeer bis zum Schwarzen Meer und vom Kaukasus bis nach Indien erstreckt. Er behandelt dabei auch die Frage der Entstehung der Gebirge, wofür ihm als wissenschaftliche Autorität allerdings nur die scholastische Lehre zu Gebote steht; doch äußert er dabei auch eigene Gedanken. »Aus vielerlei Ursachen, durch Überschwemmungen, Winde und Erdbeben, durch das Hervorbrechen von Wassern aus der Erde sowie durch Korrosion sind Berge und Täler entstanden. Und wie sie nicht auf einmal, sondern in langen Zeiträumen sich so gebildet haben, wie wir sie jetzt sehen, so werden sie auch nicht auf einmal, sondern nur ganz allmählich untergehen. Felsen, die seit 1000 Jahren einzustürzen drohen, halten noch zusammen; das wissen diejenigen, die oft über die Alpen gehen und noch besser diejenigen, welche im Gebirge wohnen. Oft entsteht durch den Einsturz gewaltiger Felsmassen ein solches Getöse, daß man glaubt, das Weltende sei gekommen. In den Tälern liegen mächtige Felsstücke und auf den höchsten Gipfeln gewahrt man Lücken und Höhlungen, von denen jene herabgefallen sind. Die Alpen oder, wie einige schreiben, Alben, heißen nicht allein wegen der blendenden weißen Farbe[23]) des Schnees so, gleich dem Kaukasus, der in der Sprache der Orientalen soviel wie Glanz bedeutet, sondern viele der nackten Felsengipfel sind von der Sonne gebleicht und leuchten wie Schnee. Und obwohl die ganze Gebirgserhebung ‚Alpen' genannt wird, so haben die einzelnen Berge von den Anwohnern doch noch besondere Namen erhalten. So heisst ein hoher und schroffer Berg ‚Wetrach', weil er vor allen von den Wettern heimgesucht wird,[24]) gleichwie ein Teil der Berge zwischen Armenien und Hiberien von den auf sie niederfahrenden Blitzen ‚Montes Acroceraunii' genannt wird. Obgleich die Alpenberge selbst furchtbar und starrend von der Kälte des Schnees oder vom Sonnenbrande erscheinen und sich bis zu den Wolken erheben, so sind doch die Täler unter ihnen anmutig, fruchtbar und reich an allen Genüssen der Erde. Es leben da Menschen und Vieh in größter Menge, und fast alle Metalle, namentlich Silber, werden aus den Alpen gewonnen. Die Natur entfaltet solch blühende Pracht, als wenn Venus, Bacchus und Ceres dort ihren Thron aufgeschlagen hätten. Nie würde ein Mensch der die Alpen aus der Ferne sieht, glauben, daß daselbst wollustatmende Paradiese unter ewigem Schnee und an den Bergen zu treffen sind, auf denen beständiger Winter und niemals schmelzende Eismassen starren.«

Auf einer 1495—1496 unternommenen Fahrt nach Jerusalem durchzog Alexander, Pfalzgraf bei Rhein, Vorarlberg, um über den Arlberg ins Inntal zu gelangen. Bei der Schilderung dieser Reise macht dieser Fürst folgende interessante Bemerkung: »Daselbst ist das rechte Schweizerlant, hat wenig Dörfer, sondern hie ein Hauß, dort eins, aber hübsche Wiesen, viel Viehs, und sehr hohe Berg, darauf viel Schnee, so vor Christi Geburt soll gefallen sein, der ist härter denn kein Felß.«[25])

Um dieselbe Zeit verfaßte Albert von Bonstetten, Kapitelsherr des Klosters Einsiedeln, seiner Zeit der gefeiertste Träger der Wissenschaft in der Schweiz, die älteste bekannte Schilderung seiner Heimat und ihrer Bewohner.[26]) Diesem, dem König Ludwig XI. von Frankreich gewidmeten Buche sind vier äußerst rohe

Kartenbilder beigegeben, auf denen das Land der Eidgenossen als das Herz von Europa erscheint. Den Mittelpunkt des Eidgenossengebietes bildet hinwiederum der Rigi, der hier zum ersten Male unter dem Namen »regina montium« vorkommt. Im Jahre 1495 schrieb der Züricher Arzt und Mathematiker Konrad Türst das Buch: De situ confoederatorum descriptio, eine statistische Ortsbeschreibung nach den Begriffen jener Zeit, worin der geographische Standpunkt vielfach vernachlässigt ist. Dieses Werk besitzt als Beigabe die schon erwähnte Landkarte, die älteste schweizerische, die uns bekannt ist, aber nicht gerade als Erläuterung des Textes dienen kann, wenn auch die Gebirgspässe mit besonderer Sorgfalt gezeichnet sind.[26]) Hier muß eines Mannes gedacht werden, der zwar lange vor dem genannten Gelehrten lebte (1388—1463), dessen in der wissenschaftlichen Erdkunde bahnbrechendes Werk, Italia illustrata, aber erst an der Wende von Mittelalter und Neuzeit herausgegeben wurde, des Humanisten Flavio Biondo aus Forli.[27]) Biondo, dessen Schrift freilich noch teilweise in archäologisches Gewand gehüllt ist und sich enge an Plinius und andere antike Autoren anschließt, führt den Namen der Alpen, die ihm gleich den römischen Schriftstellern als eine nördliche Schutzmauer Italiens erscheinen, auf ein keltisches Appellativ zurück; ihre Ostgrenze bildet das Adriatische, ihre Westgrenze das Tyrrhenische Meer. Der Fluß Var, der nach Plinius auf dem Mons Caenia entquillt, entspringt nach Biondo auf einem Mons Salvius. Biondo führt uns an den Südabfall der Seealpen zur alten Kolonie der Massilienser· Nicaea (Nizza), zum Portus Herculis Monoici (Monaco), zum Tropaeum Augusti (Turbia), nach Mentonum (Mentone) sowie nach Albintimilium (Ventimiglia). Er preist die Umgebung dieser Stadt wegen ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit an Zitronen und Palmen. In der Nähe des Kastells Tabia (Taggia) wachse ein Wein, der nach dem Urteil von Kennern weder dem von Kreta oder Cypern, noch dem von Falernum an Güte nachstehe. Der Po hat seine Quelle am Mons Vesulus (Monte Viso), wo der Apennin von den Alpen abzweigt. Biondo kennt sämtliche lombardischen Seen und deren Uferorte, er führt uns in die Täler der Dora Baltea, des Ticino, der Adda, des Ollio und Mincio, der Etsch, der Brenta, des Piave, des Sile und des Tagliamento. Er schildert Bozen und Meran, von welcher Stadt er sagt, daß sie nach Sprache und Sitte mehr deutsch als italienisch sei; Riva habe seinen Namen von den in den Langobardenkämpfen geflossenen Strömen Blutes (rivi). Der vielgereiste Italiener kennt auch einzelne Hospize der Alpen, so die Domus St. Bernhardi auf dem Mons Jovis, den Großen St. Bernhard. Meistens gibt Biondo auch einen kurzen Überblick über die geschichtliche Entwicklung der von ihm beschriebenen Städte und Länder.

Im 15. Jahrhundert sehen wir die Alpenländer durch kriegerische Ereignisse und friedlichen Verkehr in einer Weise belebt, welche für die geographische Erschließung derselben ebenfalls nur ersprießlich sein konnte. Bei Beginn des Säkulums enden die Romzüge der deutschen Könige mit der erfolglosen Unternehmung Rupprechts von der Pfalz, dann widerhallen die Täler und Höhen des Gebirges in einer langen Reihe von Kämpfen und Waffenlärm. Nordtirol bildet neben Niederbayern den Schauplatz des Landshuter Erbfolgekrieges, Südtirol, Kärnten, Krain und Friaul sehen die Durchzüge und Kämpfe der venetianischen Kriegsmacht gegen Österreich und dessen Bundesgenossen. Die Schweizer, Savoyen, Mailand, Frankreich, die geistlichen Fürsten des Alpengebietes, die Städte des Schwäbischen Bundes und Kaiser Maximilian setzen ihre Streitkräfte nach verschiedenen Richtungen im Alpenland in Bewegung. Infolgedessen ist auch die Zeitgeschichte zugleich wieder die Quelle für alpine Topographie. Auch die in dieser Epoche sich höher entwickelnde Kriegskunst und Kriegswissenschaft ziehen die durch Heeresbewegungen viel belebten Alpen in ihren Bereich.[5]) Comines, der Begleiter Karls VIII. von Frank-

reich auf seinem Zuge nach Neapel, schildert den Alpenübergang des französischen Heeres (1495) von Lyon über Grenoble und den Mont Genèvre.[28]) Willibald Pirckheimer, der gelehrte Nürnberger Patrizier und Herausgeber der Geographie des Ptolemaeus Claudius, führt uns als Oberster der Nürnberger Veteranen während des wenig ruhmvollen Feldzuges gegen die Eidgenossen 1499 ins Engadin und über die Schneewüsten des Hochgebirges ins Veltlin und den Vinschgau.[28]) Maximilian I., der gegen Schweizer und Venetianer, Bayern, Franzosen und Türken in den Alpen zu Felde gezogen war, schrieb auf dem Schlosse Sigmundsburg in der romantischen Einsamkeit am grünen Fernsteinsee sein Buch über die Befestigung Tirols.[5]) Daß die Jagd auf das Hochwild der Alpen fürstliche Passion geworden war, zeigt des Kaisers Abenteuer an der Martinswand bei Zirl.[29]). Im Jahre 1515 überschritt der französische König Franz I. den Col d'Argentière südlich vom Monte Viso, da die benachbarten, leichter gangbaren Alpenpfade, der Mont Cenis und der Mont Genèvre, von den Feinden besetzt waren. Den Rat zu diesem kühnen Unternehmen hatte dem König sein erfahrener Feldherr Trivulzio gegeben, der während eines langjährigen Aufenthalts zu Embrun alle Fußsteige des Hochgebirges ausgekundschaftet hatte. Dieser Alpenübergang wurde wegen seiner außerordentlichen Verwegenheit viel bewundert und oft mit Hannibals Zug verglichen, da er ein bis dahin ungekanntes Hochgebirgsjoch benützte.

Für die Geschichte und Geographie der Alpenländer im 14. und 15. Jahrhundert bieten manch wertvollen Beitrag: »Das Buch wahrer Geschichten« des Abtes Johannes von Viktring, die österreichische Reimchronik des Ottokar von Steiermark, die Annalen des bayerischen Historikers Johannes Turmair (Aventinus) sowie die Historiae Europae des Aeneas Silvius, der 1458 als Pius II. den päpstlichen Thron bestieg.[30]) Die Araber, die im Mittelalter in der Geschichte der Erdkunde bedeutsam hervortreten, weisen in ihrer geographischen Literatur in Betreff der Alpen wenig Wissen auf. Die dem 12. Jahrhundert entstammende Reisekarte des Edrisi ist ein wahrer Irrgarten in Bezug auf das europäische Alpenland; während Ibn Batuta den Orient bereist, den Adamspik auf Ceylon besteigt und die Gebirge des Morgenlandes begeistert schildert, beschränkt sich sein Zeitgenosse Abulfeda, der berühmteste arabische Geograph des 14. Jahrhunderts, über unser Hochgebirge auf folgende Worte: »Im nördlichen Deutschland befindet sich das kroatische Gebirge, das an die Berge der Lombardei und Slavoniens grenzt. Dieses Gebirge ist mit Schlössern und Festungen besät, und eine Menge von Flüssen entsteht darin«.[5])

Gleichwie in der Literatur des Altertums keine Stelle zu finden ist, aus der man folgern könnte, daß die Bezwinger der Alpenprovinzen durch die hehre Pracht des Hochgebirges in Staunen versetzt worden seien, ebenso bietet die alpine Literatur des Mittelalters sehr wenige Anhaltspunkte dafür, daß die Wunder der Alpenwelt auf die damals lebenden Menschen einen besonderen Eindruck gemacht hätten. Die abstoßende Unwirtlichkeit der höheren Alpenregionen, die steilen Pfade, die schlechten und unsicheren Herbergen, die unmenschliche Kälte, die tiefen Abgründe, die Rauheit der Bergvölker und die Wildheit der Gebirgsflüsse treten hier wie dort in den Vordergrund. Eine Reise durch das Alpengebirge galt als etwas Außerordentliches; es waren eben der Schwierigkeiten und der Gefahren, die sich den Reisenden in den Weg stellten, viele, der Mittel, diese zu überwinden, zu wenige, als daß eine Alpentour als ein belebendes, Körper und Geist stärkendes Vergnügen hätte empfunden werden können. Zu der mühevollen Ersteigung eines aussichtsreichen Gipfels verspürten in jener verweichlichten Zeit die Leute geringe Lust. Als der Vater des Alpen-

sportes tritt einer der bedeutendsten Geistesheroen des Mittelalters auf, der italienische Dichter Francesco Petrarca. Der Berg, den der feinsinnige Südländer in Begleitung seines Bruders Gebhard im Jahre 1336 bestieg, ist der Mont Ventoux bei Orange, der freilich nur ein Vorberg der Westalpen ist, aber infolge seiner schroffen Abstürze und seiner nicht unbedeutenden Höhe (1912 *m*) ein für jene Zeit respektables Versuchsobjekt genannt werden muß. Am 24. April des genannten Jahres übernachteten beide Männer in dem Städtchen Malaucène am Fuße des Berges. Nach einem Tag der Ruhe machten sie sich am 26. April an das eigentliche Werk, das sich als sehr mühsam erwies, wie Petrarca in seinem Bericht über diese Tour an den Kardinal Colonna schreibt.[31]) Auf halber Höhe begegneten die Bergsteiger einem alten Hirten, der ihnen dringend von ihrem Vorhaben abriet. Doch dienten dessen Vorstellungen nur dazu, sie in ihrem Entschlusse zu bestärken. Hastig eilten sie weiter, jedoch nur, um desto früher zu ermatten. Der Dichter suchte auf bequemeren Umwegen zur Spitze zu gelangen, während sein Bruder direkt der Spitze zustrebte. Nach vielen Mühsalen waren schließlich beide auf dem Gipfel vereint. Der ungeheure Horizont, der sich vor ihren Blicken auftat, raubte ihnen für einige Augenblicke wahrhaft die Besinnung. Die schneebedeckten Hochalpen erschienen ganz nahe, die Gebirge um Lyon sowie das Meer bei Marseille waren wohl zu erkennen, doch die Pyrenäen suchte das Auge vergeblich. Die Rhone strömte sozusagen senkrecht unter den Bergsteigern dahin. Nie sahen sie ein großartigeres und mannigfaltigeres Bild. Dasselbe führte den bekanntlich zu religiöser Schwärmerei neigenden Dichter sogar zu ernsten Gedanken. Er zog die Konfessionen des heiligen Augustin, die er stets bei sich trug, aus der Tasche, und der Zufall wollte es, daß der Dichter die Stelle im zweiten Buch aufschlug, wo es heißt: »Die Menschen schauen voll Bewunderung die Gipfel der Berge und die Wogen des Meeres und die Wasser der Ströme und die Bahnen, welche die Gestirne beschreiben.« Diese Betrachtungen hielten auch noch während des Abstieges an und wiederholt äußerte der Dichter: »Wenn ich schon soviel Mühe darauf verwendet habe, meinen Leib ein ganz klein wenig dem Himmel näher zu bringen, wie sollte ich nicht alles tun, um meine Seele dahin gelangen zu lassen?« Wir sehen, der Ausflug Petrarcas auf den Mont Ventoux war noch ganz ein Kind seiner Zeit; statt nüchterner Beobachtung tritt uns hochgradige Gefühlsschwärmerei entgegen. Gleichwohl ist jene Exkursion als erster Versuch, die Berge um ihrer selbst willen kennen zu lernen, wert, von der Geschichte der Gebirgskunde beachtet zu werden. Von weiteren Bergtouren hören wir erst wieder zu Beginn und um die Mitte des 16. Jahrhunderts, wo einzelne Höhen der Schweiz lediglich der Botanik zu liebe bestiegen werden.

So wird der Pilatus im Jahre 1517 durch den Arzt Joachim Vadianus aus St. Gallen und seine Begleiter, den Luzerner Kanonikus Xylotectus, Oswald Myconius und Konrad Grebel aus Zürich, im Jahre 1555 durch den Arzt und Polyhistor Konrad Gesner besucht, das Stockhorn bei Thun wird 1536 durch den Berner Professor Johannes Rhellicanus und Dr. Peter Kunzen erklettert.[32]) Ich erwähne diese Pioniere des Alpensports, die freilich hinsichtlich der Zeit ihres Wirkens nicht mehr dem Mittelalter angehören, deshalb, weil sie uns über die Bergfurcht vergangener Jahrhunderte und mittelalterliche Alpensagen, sowie über die Alpenwirtschaft und Sennerei jener Zeit aufklären. So berichten uns Vadian und Gesner, daß der römische Landpfleger Pilatus in einem kleinen, felsumhegten See im Gebiete dieses Berges hauste, den das Mittelalter, wohl wegen seiner zerklüfteten Gestalt, Mons Fractus nannte. Niemand dürfe sich lärmend diesem Wassertümpel nahen, der unergründlich sei; werfe jemand einen Stein in die Fluten, so brausten diese fürchterlich auf und schreckliche Unwetter entstünden selbst bei heiterstem Himmel. An jedem

Karfreitag erscheine Pilatus, angetan mit dem Amtskleide seiner einstigen Stellung; wer ihn sehe, müsse im laufenden Jahre noch sterben. Das Weib des unglücklichen Mannes, der den Heiland der Welt zum Tode verurteilt habe, treibe in einem benachbarten See ihr Unwesen. Ferner entnehmen wir den Schriften der beiden Gelehrten, daß die Luzerner Behörden den Berg förmlich überwachen ließen und die Besteigung nur zuverlässigen und ehrenhaften Personen gestatteten. Diese erhielten dann einen Erlaubnisschein und Führer, die den ihrer Obhut anvertrauten Reisenden das feierliche Gelöbnis abnahmen, keinerlei Unfug zu verüben, sondern ehrerbietiges Stillschweigen zu beobachten. Man kann sich denken, in welcher Erregung und Spannung die Pilatusbesteiger sich dem mysteriösen See näherten. Gesner, der sich wie Vadianus diesen lächerlichen Vorsichtsmaßregeln unterwerfen mußte, geht dem Spuk, der den Pilatus zum Gegenstand der Furcht für das Volk machte, energisch zu Leibe, indem er ihn mit Gründen der Vernunft aus der Welt zu schaffen sucht.[33])

Im abergläubischen Mittelalter finden wir früh und spät allenthalben im Gebirge Spukgebilde jeder Art, Gespenster, Kobolde, Dämonen und Ungeheuer in Menschen- und Tiergestalt. So berichtet der Züricher Naturforscher Scheuchzer in seiner Naturgeschichte des Schweizerlandes von einem Riesen, dessen Überbleibsel im Archiv des Rathauses zu Luzern aufbewahrt wurden und anno 1577 bei Reiden gefunden worden seien. Sogar die Dimensionen werden angegeben: Die Füße maßen unter dem Knie 5 Schuh, das Schienbein war 3/4 Ellen dick, die Kniescheibe fast eine Elle breit, der Oberschenkel eine Elle dick, ein Gelenk der großen Zehe 1/2 Elle lang, eine Rippe 1/4 Elle breit. Ähnliche Funde wurden in anderen Gebirgsgegenden gemacht.[34]) Häufig nahm man an, daß die gesamte Hochgebirgsbevölkerung ehemals aus Riesen zusammengesetzt gewesen sei, und stützte diese Ansicht sogar mit orographischem Beweismaterial. »Weil die Schweiz mit den höchsten Bergen angefüllt sei und sehr hohe Bäume und großes Vieh hervorbringe, so müßten auch die Einwohner nach der Beschaffenheit des Landes gestaltet sein. Denn es scheint, daß die Gebirge für die Einwohner sowohl, als die Einwohner für die Berge gemacht sind.«[35]) Hexen tanzten nicht allein im Harzgebirge, sondern auch auf dem Mer de glace bei Chamonix; mystische Eindrücke von Menschenhänden und Füßen oder Pferdehufen und Rinderklauen in den härtesten Felsen werden gleichfalls erwähnt. Bei Glarus wurde im 18. Jahrhundert noch eine Höhle gezeigt, wo Märtyrer des beginnenden Mittelalters die Merkmale ihrer Finger eingedrückt haben sollten.[34]) Fast mehr noch als mit Ungeheuern menschlicher Art zeigten sich die Alpen im Mittelalter mit »erschröcklichen« Tieren oder tierähnlichen Wesen der schauerlichsten Gattung erfüllt. In vielen Orten wurden abnorme Schlangen, Würmer und »förchterliche« Drachen beobachtet, sogar an den Hoflagern der Kaiser erschienen Wundertiere, wie die Legende von jener Schlange beweist, die bei Karl dem Großen in Zürich Schutz gegen eine häßliche Kröte suchte und auch erlangte, indem sie die Supplikantenglocke in Bewegung setzte. Auf den Alpenpfaden, glaubte man, hause der Teufel, der die Reisenden über die Höhen hinabzustürzen versuche. Eine solche Mythe ging vom St. Bernhardsberg, wie Altmann in seinem »Versuch einer historischen und physischen Beschreibung der helvetischen Eisberge« (1753) berichtet. Die bekannte Brücke am St. Gotthardpasse soll der Böse, nachdem die Anwohner sich vergeblich bemüht hatten, die jähen Abgründe zu überbrücken, selbst gebaut haben, doch gegen das Versprechen, daß der erste Passant ihm gehöre. Man habe nun einen Hund hinübergetrieben, den der überlistete Satan in seiner Wut in tausend Stücke zerrissen habe. Auch sei von ihm ein ungeheurer Felsblock herbeigewälzt worden, der das Bauwerk zertrümmern sollte; doch habe ein des Weges kommender heiliger Mann den Teufel vertrieben.[36]) Vielleicht ver-

danken die im Gebirge spukenden Geister, namentlich die tanzenden Hexen den Bergnymphen und Mänaden der Alten ihre Entstehung, wie denn auch die sogenannte »Wilde Jagd« der deutschen Sage möglicherweise mit den Dionysoszügen zusammenhängt. So finden wir auch die figürliche Darstellung von Bergwassern, die uns bei den Kulturvölkern des Altertums so stark entgegentritt. Zum Beweise diene, was Scheuchzer berichtet, daß die wütenden Bergströme bei den Älplern häufig mit dem Namen Drachen benannt wurden. Wenn nämlich ein Bach wildtosend große Steine, Bäume und andere Dinge mit sich führte, so pflegten diese zu sagen: »Es ist ein Drach ausgefahren.«[37]) Von einem Wunderstein, der in Luzern im 15. Jahrhundert aufbewahrt wurde und merkwürdige heilkräftige Eigenschaften besaß, wird berichtet, daß er von einem Drachen stamme, der am Mons Fractus hauste; dieser Drache habe »Blut gesprüzt«, dieses Blut sei dann »gestanden als eine Sultz« und in diesem Blut sei dieser Stein gelegen.[38]) Bezeichnend ist, daß zwei Dokumente des Rates von Luzern vom Jahre 1509 und 1523 die wundervollen Wirkungen dieses Steines beglaubigen. Beispielweise sei erwähnt, daß in einem der beiden Dokumente eidlich versichert wird, eine Persön, an deren Genesung die Ärzte gezweifelt hätten, sei nach Berührung mit diesem Stein bald gesund geworden. Es muß übrigens betont werden, daß selbst Scheuchzer, Doktor der Medizin und Professor der Mathematik in Zürich, der zu Beginn des 18. Jahrhunderts lebte und schrieb, lange Zeit an diesen Stein glaubte und im ersten Teil seiner Naturgeschichte des Schweizerlandes sogar für dessen Echtheit eintritt. Doch hat er seine Meinung späterhin dahin geändert, daß er den fraglichen Wunderstein für einen »agatartigen Kieselstein« hält, der »durch eine besondere Kunst, sowie er aussieht, gemahlet worden, davon man in genauer Betrachtung einige Anzeigungen entdecken kann«.[39]) Die Stätte des Fegfeuers ward ins Hochgebirge verlegt, wie wir aus Walliser Sagen ersehen, welche die zu läuternden Seelen in den mächtigen Aletschgletscher eingeschlossen sein lassen.[40]) Infolgedessen wagte man es, den Schrecken und Gefahren des Hochgebirges gegenüber hie und da selbst den Exorcismus anzuwenden. Auf diese Weise hoffte man vorrückende Gletscher einzudämmen oder Windhöhlen unschädlich zu machen.[40]) Das letztere gelang der Sage nach beim Pilatus, wo der spukende Geist infolge der Beschwörung die vorher innegehabte Höhle verließ und sich in den See stürzte.[32]) In der älteren christlichen Zeit wurde andererseits das verloren gegangene Paradies auf die für unersteiglich gehaltenen Zinnen der Berge verlegt.[41])

Außer jenen Sagen, die in Südtirol im Gebiete des Rosengartens spielen und im frühesten Mittelalter entstanden sind, sind bemerkenswert die Mythen von Barbarossa im Untersberg, von König Watzmann, von der Frau Hitt, von den Dirndln, von den Drei Schwestern und anderen ungeheuerlichen Felsgestalten; alle diese Märchen verdanken der Phantasie des Mittelalters ihr Dasein, das bei dem Mangel ausreichender naturwissenschaftlicher Bildung die Erscheinungsformen des Gebirges sich nicht zu erklären wußte und infolgedessen mit Notwendigkeit auf übernatürliche Deutungen verfiel.[42])

Wie in den Pyrenäen und in den deutschen Mittelgebirgen die Heilquellen sich schon frühzeitig eines lebhaften Besuches erfreuten, so blühten auch in den Alpengegenden in den letzten Zeiten des Mittelalters die Kurorte und Bäder auf. In Pfäfers wurden die Thermen im Jahre 1038 entdeckt und 1242 das erste Badehaus errichtet. Baden in Niederösterreich, das als Aquae Pannonicae schon im Altertum berühmt war, aber unter den Stürmen der Völkerwanderung viel gelitten hatte, gewann im 11. und 12. Jahrhundert, besonders unter dem Schutze der Babenberger, an Bedeutung. In Gastein suchte 1436 Herzog Friedrich von Österreich gegen eine schwere Verwundung des Schenkels Heilung. Außer dem Leukerbad

wurden im Mittelalter benützt die Heilquellen zu Bormio, die den Alten schon bekannt waren, das Fiderisbad im Prätigau an der Straße von Landquart nach Davos und St. Moriz im Engadin; im 15. Jahrhundert begannen Meran, Schuls-Tarasp, die Schamseralp, St. Leonhard in Kärnten und Reichenhall als Kurorte einen Ruf sich zu erwerben, Rigi Kaltbad wurde zu Beginn des 16. Jahrhunderts ins Leben gerufen. Aus einem ursprünglichen Bedürfnis wurde gar bald eine Mode- und Luxussache. Im Leukerbad ward das Leben der Badegäste derart üppig, daß man verschiedene Unwetter, die in der Umgebung verheerend auftraten, für eine Strafe des Himmels erachtete.[43])

Auch die saftigen, grünen Weideplätze der Alpen waren schon in sehr früher Zeit begehrt. Die Sennereien, von denen wir in urkundlichen Nachrichten des frühen und späten Mittelalters hören, waren, wenn sie auch nicht viel zur Alpenforschung beitrugen, gleichwohl weitvorgeschobene Posten der Zivilisation im einsamen Hochgebirge und Stützpunkte für dessen Enthüllung. Fanden doch bei freundlichen Hirten wissensdurstige Gebirgswanderer und erkrankte Reisende Unterkunft und Verpflegung. Karl der Kahle starb 877 in einer Bauernhütte am Mont Cenis, Kaiser Lothar 1137 in einer Hirtenbehausung bei Breitenwang im Lechtal. Ausdrücke wie »Alpes ad pascua pecudum, ad pecora alenda, Alpes pascuales, Alpem ad aestivandas oves, Alpes cum planis et multa familia, amplas Alpes, campum ad Alpes faciendas« und ähnliche finden sich vielfach in alten Stifts- und Klosterurkunden; das Recht, das Vieh auf die Almweiden treiben zu dürfen, oder auch der Ersatz, das Entgeld für die Benützung der Triften hieß Alpagium, Alpaticum oder Alpinagium.[44]) Als ein besonderes Verdienst des Hirtenlebens dürfte es anzusehen sein, daß wir schon frühzeitig zahlreiche Eigen- und Sachnamen für Gebirgsobjekte besitzen. Denn daß solche nicht zum geringsten Teil auf den Almen entstanden, ist zweifellos, wie denn andrerseits auch manches Märchen und manche Spukgeschichte dort ausgeheckt wurde. Über die mittelalterliche Alpenwirtschaft erfahren wir in den schon erwähnten Schriften von Gesner, Rhellicanus und Scheuchzer wertvolle Aufschlüsse.[32]) So hören wir insbesondere, daß die Alpenkühe durchweg vor denen des Flachlandes den Vorzug genossen, daß neben dem Schabzieger (caseus rasilis), den die Glarner samt den bei ihnen in Menge gebrochenen Schiefertafeln über ganz Europa hin exportierten, der Emmentaler Fettkäse im frühen Mittelalter schon sich eines bedeutenden Rufes erfreute, während der Schafkäse der italienischen Senner in Graubünden vorzugsweise in Italien Absatz fand.

Mit dem Zerfall der Römerherrschaft war auch der Bergbau in den Alpen, namentlich in den Gegenden, die von der Völkerwanderung am meisten zu leiden hatten, eingegangen. Erst in den Tagen der Karolinger, die auch die Alpenländer mit ihrem starken Arm gegen barbarische Völker beschützten, wurde dieser Zweig der Gebirgsreichtümer wieder ausgenützt. In den späteren Zeiten des Mittelalters brachten die Salzbergwerke im Berchtesgadener Land, die Goldgruben in der Rauris, die Gold- und Silberlager im Karwendelgebirge, die zeitweise 20—30000 Knappen beschäftigten, dem Gebirgslande unschätzbare Einkünfte. Ursprünglich durfte der erste Finder einer Erzader die Zumessung eines bestimmten Distriktes zum Abbau verlangen und es bildete sich die Freiheit des Bergbaues zum örtlichen Gewohnheitsrecht. Mit der Zeit aber beanspruchten die deutschen Könige und die im Alpenlande gebietenden Dynasten das Eigentumsrecht an den ergiebigen Bergwerken. In den Beschlüssen des ronkalischen Reichstages 1158, in einer zu Trient 1185 und in einer zu Schladming in Steiermark 1307 erlassenen Verfügung wurde das »Bergregal« als kaiserliches Recht auf Bergwerkseigentum anerkannt, in der goldenen Bulle vom Jahre 1356 und in der Bergordnung des Kaisers Maximilian 1517 ausdrücklich bestätigt.[45])

Das Mittelalter war auch Zeuge einer Reihe von Bergstürzen.[46] Außer jenem von Gregor von Tours erwähnten Bergrutsch in der Gegend des Genfersees, wo unter König Chlotar 563 vom Mons validus Tauretunensis in Wallis gewaltige Felsmassen abbrachen, die das Schloß Tauretunun und mehrere Dörfer begruben und eine Inundation verursachten, sind merkwürdig die sogenannten Slavini di San Marco in der Nähe von Rovereto, die im Jahre 883 nach einer Fuldaer Chronik die alte Stadt Lagaris verschütteten. Diesen Bergsturz schildert der Dichter der göttlichen Komödie, Dante. Er lieferte ihm die Vorlage, den fürchterlichen Charakter eines der schauerlichsten Teile des Inferno zu versinnlichen. Noch jetzt sieht man südlich von genannter Stadt im Etschtal in wirrer Unordnung gewaltige Massen von Felstrümmer übereinander aufgetürmt oder ausgebreitet, ein Bild grausiger Zerstörung, das gegen den fruchtbaren und reichbebauten Talgrund in der auffallendsten Weise absticht. Im Jahre 1248 wurden in der Umgebung von Chambéry am Fuß des Mont Granier vier Dörfer unter Kalksteinblöcken begraben, 1348 am 25. Januar riß sich vom Dobratsch in Kärnten eine ungeheuere Masse infolge eines Erdbebens los, das sich nach dem Bericht einer venetianischen Chronik aus dem Jahre 1607 im ganzen Alpenland zwischen Wien und Basel fühlbar machte.

Das praktische Leben des Mittelalters war auf die Kenntnis der Alpen und Alpenländer vielfach angewiesen, wie wir namentlich bei der Behandlung der Geschichte der Gebirgsgegenden gesehen haben; die gleichzeitige Wissenschaft zog aber für die Alpenkunde daraus wenig Nutzen, nur spärlich fließen die Quellen für die Gebirgserschließung in der Literatur jener Zeiten, die zwischen dem Untergang des weströmischen Reiches und dem Beginn der großen Entdeckungsfahrten, sowie der Reformation liegen. Erst das 16. Jahrhundert liefert für die Enthüllung der Wunderwelt der Alpen eine größere Anzahl von Werken, die neben der gleichzeitigen Alpenkunde die Hochgebirgsforschung der vergangenen Jahrhunderte illustrieren, die uns zeigen, daß in den dunklen Zeiten des Mittelalters manche fleißige Hand auf dem Gebiete derjenigen wissenschaftlichen Forschung tätig war, die in so umfassender Weise sich heutzutage auf die Alpen und Alpenländer erstreckt. Mancher Originalbericht ward dabei aus dem Staube der Klosterbibliotheken und der städtischen Archive hervorgeholt und verwertet, der uns nicht mehr zur Verfügung steht. Gletscherbeschreibungen finden wir zuerst in Sebastian Münsters Werk Cosmographia universalis, das zu Bern 1550 gedruckt ward. Weitere wertvolle Notizen über die mittelalterliche Alpenkunde entnehmen wir, abgesehen von den bereits citierten Schriften von Vadianus, Rhellicanus, Gesner, der »descriptio Vallesiae et Alpium« des Josias Simler, die 1574 erschien, und dem »Theatrum oder Schaubuch des Erdkreises« von Ortelius, das 1580 ediert ward. Im 17. Jahrhundert bieten Rudolf Rebmann in seinen »Naturae Magnalia« (1605), Mathis Quade von Kinckelbach, der 1609 zu Köln ein Buch unter dem Titel »Teutscher Nation Herrlichkeit« herausgab,[47] Cluverius in seinen Werken »Italia antiqua« und »Germania antiqua« (1624), Merian in seiner »topographia provinciarum austriacarum« (1649), Plantinus in seiner »Helvetia antiqua et nova« (1656), Wagner in der »Historia naturalis Helvetiae curiosa« (1680), im 18. Jahrhundert Sulzer in seiner »Beschreibung einiger Merkwürdigkeiten der Schweiz« (1746), Pfarrer Johann Georg Altmann in seinem »Versuch einer historischen und physischen Beschreibung der helvetischen Eisberge« (1753), Gruner in den »Eisgebirgen des Schweizerlandes« (1760), vor allen aber der zu Anfang des genannten Säkulums lebende Scheuchzer in seiner »Naturgeschichte des Schweizerlandes« beachtenswerte Anhaltspunkte zur Erforschung der

Alpenkunde des Mittelalters. In der neuesten Zeit ist für die Gebirgskenntnis des Mittelalters maßgebend insbesondere Johann Jakob Hottinger in seinem »Archiv für Schweizer Geschichte und Landeskunde«, das er 1827—1829 zu Zürich im Verein mit Escher erscheinen ließ, ferner in seinem »Schweizer Museum für historische Wissenschaften«, das mit ihm Wackernagel 1837—1839 in Frauenfeld veröffentlichte. Außer den vom Verfasser dieses Aufsatzes benützten und citierten Quellen finden sich zerstreute Notizen für die mittelalterliche Alpengeographie in den verschiedenen alpinen Zeitschriften und Jahrbüchern der Gegenwart,[48]) in Lokalchroniken und Archiven für Landeskunde aller Alpengegenden, in Reiseführern sowie in Sammelwerken, welche die Alpen und ihre Geschichte und Topographie behandeln. An dieser Stelle sollen aus einer Flut von kulturhistorischen und geographischen Arbeiten genannt sein: Geschichte der Erdkunde von Ritter, Geschichte der Erdkunde von Peschel, Handbuch der Geographie von Daniel; Steub, Zur Namens- und Landeskunde der deutschen Alpen, Schaubach, Die deutschen Alpen, Noë, Deutsches Alpenbuch, Frey, Die Alpen im Lichte verschiedener Zeitalter, Umlauft, Handbuch der gesamten Alpenkunde, sowie das bekannte Prachtwerk des D. u. Ö. A.-V., die Erschließung der Ostalpen.

Anmerkungen.

[1]) Vergl. Die Alpenkunde im Altertum, Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1901. — [2]) Für den geschichtlichen Teil dieses Aufsatzes wurden benützt: Weber, Allgemeine Weltgeschichte; Weiß, Lehrbuch der Weltgeschichte; Preger, Bayerische Geschichte; Hoffmann, Encyclopädie der Erd-, Völker- und Staatenkunde. — [3]) Siehe Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1901, S. 63. — [4]) Ebenda, S. 62. — [5]) Ruith, Die geographische Kenntnis der Alpen in früherer Zeit, Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik, Jahrgang 1886. — [6]) Florus II, 3. — [7]) Agathias II, 3. — [8]) Salvian. de gubern. dei VI, 2: Adeuntur loca abdita, lustrantur invii saltus, peragrantur silvae inexplicabiles, conscenduntur nubiferae Alpes, penetrantur inferae valles. — [9]) Eugipp. vita S. Sever. 41; Venant. Fort. vita S. Mart. IV, 647. Aribo, vita S. Corb. Die Werke der Historiker der Langobarden und Franken sind am besten herausgegeben in den Monumenta Germaniae Historica. — [10]) Venant. Fort. Vita S. Martini. Miscellanea. Herausgegeben von Leo, Berlin 1882 und Krusch, Berlin 1886. — [11]) Ausgaben von Pinder und Parthey, Berlin 1860. — [12]) Ratzel, Die Alpen inmitten der geschichtlichen Bewegungen, Zeitschr. des D. u. Ö. A.-V. 1896, S. 68, — [13]) Ratzel, a. a. O., S. 69. — [14]) Vergl. Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1901, S. 60. — [15]) Ratzel, a. a. O., S. 71. — [16]) E. Öhlmann, Die Alpenstraßen im Mittelalter, Jahrbuch für schweizerische Geschichte. Bd. III (1878), S. 251. — Die meisten der hier aufgeführten mittelalterlichen Geschichtswerke sind in den Monumenta Germaniae Historica enthalten. Gerberts Schriften, herausgegeben von Olleris, Clermont 1867. — [17]) Die Bezeichnung von Alpenpässen mit dem Namen »Pyrenäen« kommt übrigens auch in der geogr. Literatur der neueren Zeit vor. So heißt es in Merians Beschreibung von Tirol aus dem Jahre 1649: »Bald bei der Statt auf Insprugg zu fangt sich das Pyrenäisch Gebirg oder die iuga Rhaetica an.« In Füßlis Staats- und Erdbeschreibung der Schweizer Eidgenossenschaft vom Jahre 1770 wird der Berninapaß »Mons Pyrenaeus« genannt. An diese Paßbezeichnung erinnert auch der Pyhrn bei Windischgarsten. — [18]) Dr. Bernhard Schwarz, Die Erschließung der Gebirge von den ältesten Zeiten bis auf Saussure, Leipzig, Verlag von E. Baldamus 1888, S. 29. — [19]) Vergl. Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1901, S. 61. — [20]) Häusser, Die Sage von Tell, Heidelberg 1840. — Meyer von Knonau, Die Sage von der Befreiung der Waldstätten, Basel 1873. — Gisler, Die Tellsage, Bern 1895. — [21]) Über die Tabula Peutingeriana, siehe Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1901, S. 25, Die Entstehung der Alpenkarten von Eugen Oberhummer, sowie S. 53 und 67, Ramsauer, Die Alpenkunde im Altertum. Über die anderen Karten vergl. den erstgenannten Aufsatz, sowie Essai sur l'histoire de la cosmographie et de la cartographie pendant le moyen-âge, Paris, Santarem, 1849—1852. — [22]) Die Evagatorien, d. i. Reisebeschreibungen Fabris, dessen Heimat Zürich und dessen deutscher Name Schmidt gewesen, in zu seiner Zeit üblichem Mönchslatein verfaßt, liegen im Original in der Ulmer Stadtbibliothek und sind zuerst von Haßler in der Bibliothek des literarischen Vereins zu Stuttgart 1853 veröffentlicht worden. Vergl. Mitteilungen des D. u. Ö. A.-V. 1886, S. 75 und 88: Eine Alpenreise vor 400 Jahren von Ruith. — [23]) Vergl. Zeitschr. des D. u. Ö. A.-V. 1901, S. 47. — [24]) Der »Wetrach« ist der Wetterstein, den Fabri aus eigener Anschauung kannte. — [25]) Reisbuch des heyligen Landes, Frankfurt a. M. 1584, S. 32. — [26]) Näheres über das Bonstettensche Buch findet sich im III. Bande, Abt. I der Mitteilungen der antiquarischen Gesell

schaft Zürich 1846 und im Jahrbuch des Schweizer Alpenklubs, Jahrg. XI, S. 467 und Jahrg. XVIII S. 328, Meyer von Knonau; daselbst über Konrad Türst und sein Werk. — [27]) Flavio Biondo, Italia Illustrata, erste Ausgabe von seinem Sohn Gasparo Biondo, Rom 1474. Eine weitere Ausgabe 1531, officina Frobeniana, Basel. Über Biondo vergl. Hußleins Programm des k. Alten Gymnasiums zu Würzburg 1901. — [28]) Comines, Memoiren über die Regierung und das Leben Ludwigs XI. und Karls VIII. von 1464—1498, erste Ausgabe 1524, Paris. Dupont, Paris 1840—1847, drei Bände. — W. Pirckheimer, hist. belli Suitensis, Rück, München 1895. — [29]) Vergl. Mitteilungen des D. u. Ö. A.-V. 1883, S. 250. Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1890, S. 182. — [30]) Über Johannes v. Viktring vergl. Zeitschr. des D. u. Ö. A.-V. 1901, S. 126. — Die österr. Reimchronik siehe Seemüller in den Mon. Germ. hist., scriptores, qui vernacula lingua usi sunt, 5. Band, Hannover 1890. — Joh. Turmair in seinen Beziehungen zur Geographie, Hartmann, Ingolstadt 1898. — Opera Aeneae Silvii, Basel 1571. — [31]) Abgedruckt in französischer Sprache in: Les Ascensions célèbres etc. par Zurcher et Margollé, Paris 1879, S. 269 ff. Zitiert bei Dr. B. Schwarz, a. a. O., S. 463. — [32]) Vadianus, commentarii in Pomponium Melam, Wien 1518. — Gesner, descriptio Montis Fracti, abgedruckt in Scheuchzers Stoicheiographia, Orographia et Oreographia, Zürich 1716. — Ebenda abgedruckt die Stockhornias des Rhellicanus, 130 Hexameter, verfaßt zu Bern 1536. — [33]) Näheres über die Pilatussage siehe bei Dr. B. Schwarz, Die Erschließung der Gebirge etc., S. 55 ff. — [34]) Dr. B. Schwarz, Die Erschließung der Gebirge etc., S. 39 ff. — [35]) Wagner, historia naturalis Helvetiae curiosa 1680, S. 145. — [36]) Scheuchzer, Naturgeschichte des Schweizer Landes II, 94. Bei Schwarz, a. a. O., S. 53. — [37]) Scheuchzer, a. a. O. II, 237. Bei Schwarz, a. a. O., S. 81. — [38]) Scheuchzer, a. a. O. II, 40. Bei Schwarz, a. a. O., S. 51. — [39]) Scheuchzer, a. a. O. II, 219. — [40]) Walliser Sagen, B. Schwarz, a. a. O., S. 83. — [41]) Johann de Montevilla im Frankfurter Reisbuch, bei Schwarz, a. a. O., S. 91. — [42]) Über Alpensagen vergl. Die Alpen in der deutschen Heldensage, Jahrb. des Ö. A.-V. 1870, S. 327 (Egger); Alpensagen, Mitteilungen des Ö. A.-V. 1863, S. 327 (Egger); Die Drachensage im Alpengebiet, Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1887, S. 208 (Dalla Torre); Dr. Schwarz, a. a. O., S. 16 ff.; Kohlrusch, Schweizer Sagenbuch 1854; Krainz, Mythe und Sagen aus dem steyrischen Hochland 1880; Alpenburg, Deutsche Alpensagen 1861; Alpenburg, Die Mythen und Sagen Tirols 1857; Freissauf, Salzburger Volkssagen 1880. — [43]) Scheuchzer, a. a. O., II., 183. — [44]) Glossar. Cangii, I., S. 200. — [45]) Leuthold, Das Bergrecht in Holtzendorffs Rechtslexikon. — [46]) Über Bergstürze: Baltzer, Über Bergstürze in den deutschen Alpen, Zürich 1875. Heim, Über Bergstürze, Winterthur 1882. M. Neumayr, Über Bergstürze, Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1889, S. 19 ff. — [47]) S. Mitteilungen des D. u. Ö. A.-V. 1888, S. 257. — [48]) S. Register zu den Vereinsschriften des D. u. Ö. A.-V. etc. von Joh. Emmer, 1865—1894. Bibliographie der alpinen Literatur von Theodor Trautwein, Zeitschriften des D. u. Ö. A.-V. 1887 und 1889.

Viktor von Scheffel als Tourist.[1]

Von

Johannes Keller.

Berggipfel erglühen,
Waldwipfel erblühen
Vom Lenzhauch geschwellt;
Zugvogel mit Singen
Erhebt seine Schwingen,
Ich fahr' in die Welt.

Mir ist zum Geleite
In lichtgold'nem Kleide
Frau Sonne bestellt;
Sie wirft meinen Schatten
Auf blumige Matten,
Ich fahr' in die Welt.

Mein Hutschmuck die Rose,
Mein Lager im Moose,
Der Himmel mein Zelt;
Mag lauern und trauern,
Wer will, hinter Mauern,
Ich fahr' in die Welt.

So tönt der Jubelruf eines deutschen Dichters noch heute durch die Lande und er wird weiter klingen im Munde vieler, die nach uns kommen, so lange deutsche Art und Sitte besteht — obgleich der, der diesen Sang zuerst gesungen, schon längst den »allersonnigsten Sonnenschein« nicht mehr kosten kann, sondern still ruht von allen Berg- und Irrfahrten dieser Erde. Viktor von Scheffel war es, der mit größerem Rechte denn Heine von sich hätte sagen können:

»Ich bin ein deutscher Dichter,
Bekannt im deutschen Land,
Nennt man die besten Namen,
Wird auch der meine genannt.«

Denn deutsch war er in seinem ganzen Leben und Dichten wie kein anderer, urwüchsig deutsch bis in die Knochen. Von keinem Vorbilde irgendwelcher Art hat er sich beeinflussen lassen, sondern er hat gesungen aus sich selbst heraus, wie die Nachtigall schlägt im deutschen Wald.

Darum legt auch selbst der »gedankenloseste Leser ein Scheffelsches Buch nicht aus der Hand, ohne die Uberzeugung gewonnen zu haben, daß er in ihm ein gutes Teil seiner selbst wiedergefunden habe«.

Und das ist es, was ihn uns allen so lieb macht, so daß wir uns in stillen Stunden immer wieder zu ihm wenden, wie zu einem lieben Freunde. So sonnig aber wie sein Dichten war sein Leben nicht. Manch harter Schicksalsschlag und böser »Sinnierung« üble Pein hat die Blüten seines Geistes nicht ins volle Dasein treten lassen. Daß ihm aber trotz schweren Erdenganges die Daseinsfreude und die Lust zum Fabulieren nicht entschwand, das verdankt er zumeist seiner innigen Liebe zur Natur. Allzeit seines Lebens ist ihm diese der unversiegbare Born geblieben, aus dem er fort und fort neue Kraft zu Leben und fröhlichem Singen schöpfte.

Daß ich wieder singen und jauchzen kann,
Daß alle Lieder geraten,
Verdank' ich nur dem Streifen im Tann,
Den stillen Hochwaldpfaden:

Aus schwarzem Buch erlernst du's nicht,
Auch nicht mit Kopfzerdrehen:
O Tannengrün, o Sonnenlicht,
O freie Luft der Höhen!

Darum hat er auch immer wieder Lieder zu ihrem Preise gefunden, so froh und bergquellfrisch, so keck und ursprünglich, daß sie an unser Ohr schlagen

[1]) Quellen: Johannes Proelss, Scheffels Leben und Dichten; Alfred Ruhemann, Joseph Viktor von Scheffel; Joseph Stöckle, Ich fahr' in die Welt, J. Viktor von Scheffel.

wie der Jodelruf eines Geißbuben. Und wenn seine Seele unter einem ungeliebten Berufe ermatten wollte, wenn Verzweiflung ihn mit unsichtbarem Griffe zu fassen suchte, dann ist er den flachen Landen enteilt und ist dahin gefahren, wo die Berge aus der Erde wachsen, und ist gewandert durch wildbachdurchrauschte Täler, durch den stillen Bergwald, über den grünenden Grund der Matten hinauf zu Schnee und Eis, und dort oben hat er sich losgerungen von allem, was ihn da drunten gequält und geängstigt, daß seine Seele wieder aufblühen konnte wie die Alpenrosen im weiten, schönen Berglande. Und in hehren Worten hat er der Alpenwelt Wunderkraft für das müde Menschenherz gepriesen. Mächtig ist sein Ruf zur Bergfahrt erklungen in die ebenen Lande und hat ihn in die Reihen derer gestellt, welche bahnbrechend für die jetzt so große Gemeinde der Bergsteiger wirkten. Darum ziemt es uns wohl, daß wir den Spuren dieses wanderfrohen Sängers einmal nachgehen auf seinen Fahrten durch die weite Welt.

Viktor von Scheffel war ein Schwarzwaldkind und gehörte dem stets wanderlustigen und doch innig die Heimat liebenden schwäbisch-alemannischen Volksstamme an. Sein Großvater Magnus Scheffel war der letzte Kellermeister und Verwalter des reichsfreien Benediktinerstiftes Gengenbach und weilte als Gast seines Sohnes oft in dessen Hause zu Karlsruhe. Seinen munteren Enkel auf den Knieen schaukelnd, erzählte er dem eifrig Lauschenden von »den epheuumsponnenen, geheimnisvollen Bauten des alten Stifts, von Äbten und Mönchen, von den staubbedeckten Schriftrollen und gewölbten Kellern des Klosters mit ihren großen Stückfässern voll roten und weißen Weines« und legte hierdurch wohl den ersten Grund zu den feuchtfröhlichen Liedern des Dichters in seinem »Gaudeamus«.

Sein Sohn Philipp Jakob Scheffel, der Vater unseres Dichters, erreichte bald, nachdem er aus den Freiheitskriegen als Hauptmann zurückgekehrt war, den Rang eines Baurates zu Karlsruhe und schloß 1824 mit Josephine Krederer eine 41 Jahre währende ungewöhnlich glückliche Ehe. Er war eine streng rechtliche, äußerst tüchtige und pflichttreue Beamtennatur, während seine hübsche Frau mit ihrem bezaubernd liebenswürdigen Wesen das Haus mit Sonnenschein erfüllte.

Daß diese noch durch umfassendes Wissen und eine nicht unbedeutende dichterische Begabung ausgezeichnete Frau in frühester und späterer Zeit auf ihres Sohnes Entwicklung von entscheidendem Einfluß war, das bezeugt Scheffel selbst des öfteren, wie er auch in seiner »dichterischen Art« nur ein Erbteil seiner Mutter erschaute. So konnte er also gleich Goethe von sich sagen:

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterlein die Frohnatur
Und Lust zu fabulieren.

In heiterer Glückseligkeit gingen unter treuer Eltern Pflege die Jahre seiner Kindheit dahin. Mit seinem jüngeren Schwesterchen verbrachte er alle sonnigen Tage und Stunden im Garten, der seines Vaters Haus vollständig umgab und mit seiner Rückseite an den Hardtwald stieß, und lauschte, schon frühzeitig träumerischen Sinnes, dem Sang der Vögel im Gewipfel der Bäume und dem Rauschen des Windes in des Eichwalds Kronen. Als die Zeit kam, daß er zur Schule mußte, da machte er den Eltern durch vorzügliche Fortschritte eitel Freude.

Während seiner Herbstferien durfte er seinen Vater auf kleinen und größeren Reisen an den Mittel- und Oberrhein begleiten, auch besuchte er häufig seine Verwandten im Neckartal und Schwarzwald und lernte so schon als Jüngling die Geburtsstätten seiner späteren Dichtungen kennen und lieben. Auf diesen Ausflügen zum Walde der dunklen Tannen, auf ruinengeschmückte Bergzüge zeigte sich schon sein Hang zum Verweilen an den Stätten der Vergangenheit. Stunden- und tagelang konnte er sinnend in zerfallenen Bergfesten und verlassenen Kloster-

höfen zubringen, »deren Anblick seine Phantasie reizte zu Träumen von einstiger Pracht und Lebensfülle in Zeiten, da die Schlösser noch stolz in die Lande schauten und durch die nun verlassenen Kreuzgänge noch psalmierende Mönche schritten.«

Auch das einsame Wandern im stillen Wald, ein Auslug von einer Bergeshalde über stromdurchglänzte Auen weckte in seinem empfänglichen Gemüt ein frühes Verständnis für die Sprache, die Gott der Herr in seinen Werken zur Menschheit redet. — Den geselligen Abenden im Hause seiner Eltern hielt er sich meist fern, dagegen versäumte er nie einen der Kneipabende in der Oberklasse. Der frische, burschikose Ton, von dem sein keuscher Sinn jedes zweideutige Wort fernzuhalten wußte, und der Umgang mit gleichgesinnten Genossen behagten ihm mehr als die fein ästhetische Unterhaltungsweise der damaligen Gesellschaft mit ihren konventionellen Lügen.

Nach dem Absolutorium kam der erste ernste Zwiespalt über ihn, der seine Schatten über sein ganzes Leben warf: der Widerspruch seiner innersten Natur und Veranlagung mit dem vom Vater aufgedrungenen Beruf. Scheffel war mit einem mehr als mittelmäßigen Zeichentalent begabt und seine hohe Liebe zur darstellenden Kunst im Verein mit seiner Begeisterung für die Natur wies ihn auf den Weg eines Landschaftsmalers. Sein Vater aber ersah nur in einer guten Beamtenlaufbahn genügende Bürgschaft für eine glückliche Zukunft und zwang ihn zum Studium der Rechtswissenschaft. So zog Scheffel als Bruder Studio im Jahre 1843 nach der bayerischen Hauptstadt, in der ihm noch der Freuden und Leiden übergenug beschert werden sollte. Seine Wanderlust brachte ihn während des einjährigen Aufenthaltes zu München nicht über dessen nächste Umgebung hinaus; denn alle freie Zeit, die ihm sein ungeliebtes und doch emsig betriebenes juristisches Studium gestattete, war der Erforschung der Kunstschätze gewidmet. Im Herbste 1844 siedelte er nach Heidelberg über. In dessen herrlicher Umgebung erwachte auch sein fahrtenfroher Sinn wieder und mit dem Ränzel auf dem Rücken und fröhlichen Gesellen zur Seite durchzog er die Rebenhügel des Neckartales, streifte er durch den Odenwald, zog er die Bergstraße entlang und besuchte zum ersten Male das Frankenland. Während seines dritten Studienjahres finden wir ihn in Berlin und zwar im Wintersemester fleißig »ochsend, um ein gut Stück vorwärts zu kommen«. Als aber auf duftigen Schwingen der Lenz ins Land zog und an seine Studierstube pochte, da litt es ihn nicht länger in der »märkischen Streusandbüchse«; im Thüringer Wald, an den Ufern der Nord- und Ostsee und in den Buchenhainen auf Rügen erholte er sich von den Mühen eines verhaßten Studiums und fand neue Kraft zur Vollendung seiner Studien im folgenden Wintersemester zu Heidelberg. Während desselben hörte er von der Rodensteinsage und machte mitten im Winter mit drei Freunden einen Ausflug in den Odenwald über Hirschhorn, Erbach und Lindenfels auf die Geisterburg Rodenstein. »Wir marschierten vier Tage lang, zum Teil in einem Wetter, das uns die Zustände aus dem russischen Feldzug sehr anschaulich machte, aber stets heiter und frisch.«

Dieser Winterfahrt verdanken wir die Rodensteinlieder.

Ihre jetzige Gestalt im »Gaudeamus« entspringt einer Umarbeitung und Neudichtung im Jahre 1857 und verkörpert im Rodensteiner den schon »fast polizeiwidrigen pfälzischen Durst«. Der Ausflüge machte unser fröhlicher Student in diesem Semester mehr denn je, und da war es auch kein gar so großer Zufall, daß eines Tages der gestrenge Herr Papa aus demselben Zuge stieg, mit dem in jovialer Stimmung sein hoffnungsvoller Sohn von einer lustigen »Spritze« in die Bergstraße heimkehrte. Ob des sandte der »Herr Major« seinen Diener nach Heidelberg mit der Weisung, Herrn Joseph einpacken zu helfen. Da mußte, im März des Jahres 1847, geschieden sein von Altheidelberg, das ihm schon damals lieb war wie eine Braut. In wehmütig humorvollem Liede nahm er Abschied von dem gelehrten Neste.

Wenn wir auf seine Studentenjahre zurückblicken, so finden wir sie am besten charakterisiert durch ein Selbstbekenntnis Scheffels, das durch seine Jugendfreunde vielfach bestätigt worden ist:

»— — — wohl bin ich von Herzen lustig gewesen im Freundeskreise und habe des Studentenlebens Freuden durchgenossen wie irgend einer, aber das hatte seine Zeit und ich bin auch fleißig im Hörsaal gesessen und habe mich durch das corpus juris und das langweilige juristische Zeug redlich durchgearbeitet.« Aber nicht nur seinen Berufsstudien hat er trotz innerer Abneigung vollauf Genüge geleistet, sondern auch naturwissenschaftliche, geschichtliche, litterarische und philosophische Kollegien hat er gehört und dadurch den Grund zu jener hohen allgemeinen Bildung gelegt, die uns aus all seinen Schriften entgegenleuchtet. Dazwischen hat er auch mannfest gekneipt und manchmal den Frühschoppen in den Nachmittag hinein verlängert und ist noch sonder Wanken heimwärts gewandert; aber das war vorübergehend und rechtfertigt in keiner Weise das herbe Urteil, das ein großer Teil der Leser des »Gaudeamus«, dessen Lieder teilweise in den Studententagen entstanden sind, aus dieser Richtung seines dichterischen Schaffens über ihn selbst fällte. Darum sei es auch hier gesagt und besonders betont: wohl hat Scheffel in jugendlichem Übermut und später in der Freude über ein vollendetes Werk unter fröhlichen Freunden kräftig den Becher geschwungen und hat Lieder gefunden zum Preise bacchantischen Fröhlichseins wie keiner vor und nach ihm; aber er war ein gewaltiger Trinker mehr in Worten denn in Werken, und wer aus seinen Kneipliedern auf seine Lebensführung schließen will, der tut ihm unrecht. Daß dies von vielen seiner Zeitgenossen geschehen ist, hat seinem empfindsamen Gemüte wehe, bitter wehe getan und jene Menschenscheu mitverursacht, die später sogar den Umgang seiner Verwandten und Freunde mit ihm erschwerte. Auch nur ein oberflächlicher Kenner seiner Werke kann von dem hohen Geist, der uns aus ihnen entgegenweht, nicht glauben, daß sein Träger ein Gewohnheitstrinker war. Ebenso ist durch Professor Kußmaul die Ansicht als vollständig irrig bezeichnet worden, daß sein späteres Leiden auf übermäßiges Trinken zurückzuführen sei.

Viel wohler aber als auf der Kneipe und im Hörsaal fühlte sich unser Scheffel auf abenteuerlich froher Burschenfahrt. Sein offenes Auge für die Schönheiten der Natur, sein empfänglicher Sinn für den Zauber des deutschen Waldes ließen ihn immer wieder gleich einem fahrenden Schüler hinauseilen in seiner engeren und weiteren Heimat lachende Gefilde, und dies frohe Wandern stimmte seinen Geist auch zu dichterischem Schaffen. Wanderlieder waren denn auch die ersten Kinder seiner Muse, die er in die weite Welt sandte und welche Zeugnis gaben von dem aufsteigenden Fluge der badischen Nachtigall. »Lieder eines fahrenden Gesellen« ist seine erste Auswahl überschrieben (erschienen in den »Fliegenden Blättern« 1847), deren erstes also anhebt:

Nun soll es auf die Wand'rung geh'n,
Studieren' hab ich satt;
Leb' wohl! Das Scheiden fällt nicht schwer,
Du hochgelehrte Stadt!

Nun fort mit deutsch und röm'schem Recht,
Mit Kirche und mit Staat.
Selbst du, Philosophia, bist
Zur Reise nicht probat.

In eine Kiste werf ich all
Die Weisheit, Band für Band,
O hielt ein Siegel Salomons
Sie ewig drin gebannt.

Feldflasche du, voll würz'gen Weins,
Du sei mein einzig Buch,
In dem ich noch studieren will
Mit manchem tiefen Zug.

Mein ganz Geräte auf der Fahrt
Sei Wanderstab und Hut;
So zieh' ich in die Welt hinaus
Mit leichtem Geld und Mut.

Was braucht's auch mehr, wenn sich gesund
Das Herz im Busen regt?
Drum sei, o Frühling mir gegrüßt,
Dem es entgegen schlägt!

Und so atmen alle diese Wanderlieder den »aufjauchzenden Verzicht auf Bücherweisheit und Gelehrsamkeit zu Gunsten froher Wanderlust und freien Naturgenusses«; dazu kommt sein herzerfreuender Humor, wie er in seinem Gedicht »Die Räuber« prächtig zu Tage tritt.

Ich ging einstmals des Wegs fürbaß,
Drei Räuber kamen gerannt.
»Willkommen«, sprach ich, »hier im Wald,
Ich reich' euch meine Hand.«

»Was schert uns deine Hand zum Gruß,
Dein Geld wir wollen ha'n,
Und so du's nicht freiwillig gibst,
So muß dein Leben dran!« —

»O wehe«, lacht' ich, »meine Herrn!
Das thut mir wahrlich leid!
Mehr als an euch ist an mir selbst
Bar Geld die schwache Seit'.

Doch so euch Stiefel, Hut und Rock
Etwa gefällig wär',
So nehmt sie hin, ich geb's euch gern,
Mein Herz wird drum nicht schwer.

Hab' ich kein'n Rock, so macht mir auch
Die Sonne nicht so heiß;
So ihr die Stiefel wollt, so setz'
Ich barfuß fort die Reis'.

Und so ihr mir das Leben nehmt,
Der Welt kein Schad' geschieht:
Ein jeder Vogel in dem Wald
Singt ihr ein besser Lied.« —

Die Räuber schauten seltsam drein;
Dann sprach der ein': »Gesell'!
An dir nicht viel zu plündern ist,
Das seh' ich jetzo hell.

Nur eins hätt ich dir gern geraubt,
Das ist dein heitrer Sinn,
Doch weil's nicht möglich ist, so zieh
Du deines Weges hin!«

Drauf drückt er freundlich mir die Hand
Und ließ mich ruhig gehn. —
Mir war, als hätt' in seinem Aug'
Ich eine Thräh' gesehn.

Unter den letzten dieser Gedichte, die in den von seinem Sohne nach des Vaters Tod herausgegebenen Sammlungen: »Aus Heimat und Fremde« und »Gedichte aus dem Nachlaß« teilweise enthalten sind, befindet sich auch die »Entschuldigung«, welche ich ihrer »poetisch empfundenen Apostrophe« halber noch folgen lasse.

Wie ich vom Berge in das Dorf
Herabgestiegen kam,
Allda den Weg ich, statt zur Kirch'
Sogleich zum Wirtshaus nahm.

Der Pfarrer unterm Fenster lag
Und macht' ein schief Gesicht.
»Herr Pfarr', Herr Pfarr', ich bin kein Heid',
O grämt euch dessen nicht.

Jedoch nicht in der Kirch' allein
Erkenn' ich Gottes Haus;
Mir ist's, soweit der Himmelsdom
Seine Wölbung breitet aus;

Allüberall, wo sich ein Herz
In freud'ger Regung schwingt,
Allüberall, wo in der Luft
Ein frisches Lied erklingt.

Und wer zu jeder Zeit sich fühlt
Von Gottes Odem umweht,
Der bleibt ein guter Christ, auch wenn
Er viel zur Schenke geht. —«

Nach fröhlichen Studentenjahren folgte seine Praktikantenzeit. Sie fällt in die an politischen Stürmen und Kämpfen so reichen Jahre 1848 und 1849. Unser Dichter hat in ihnen »mit Begeisterung geschwärmt, gearbeitet und geirrt wie damals jeder begabte, edel angelegte und feurige deutsche junge Mann«. Er war für den großdeutschen Gedanken begeistert; das ganze Deutschland mit Einschluß von Österreich sollt' es sein. In seinem Gedicht »Frommer Wunsch« kommt diese patriotische Sehnsucht nach einer machtvollen Vereinigung aller Deutschen zum Ausdruck.

Aber das ersehnte Ziel und verfassungsmäßige Rechte wollte er ohne Anwendung von Gewalt auf friedlichem Wege erreicht sehen. Schon vor seinem Examen wurde er von einem der hervorragendsten Mitglieder des deutschen Bundes

als Sekretär angenommen, mit welchem er in Angelegenheiten des Herzogtums Lauenburg nach diesem reiste. Dieser sein Kommissarius Theodor Welker hatte über ernster Arbeit die Lust am deutschen Kneipen nicht verloren und Scheffel leistete ihm hierin getreue Gefolgschaft.

Nach gut bestandenem Examen wurde er der Untersuchungskommission für politische Gefangene zugeteilt, »hielt es aber mit seiner ganzen Stellung zur Revolution, mit seiner Ehre unvereinbar«, in dieser Eigenschaft Dienste zu leisten, und wurde plötzlich und ohne Angabe des Grundes seiner Stelle enthoben. Da ging er nach Heidelberg, um im Verkehr mit dem »Engeren« die Grillen los zu werden. Der »Engere« war eine Vereinigung von hochbegabten Männern aus verschiedenen Gesellschaftskreisen, die neben wissenschaftlicher Arbeit auch ein fröhlich Wort und einen guten Trunk zu schätzen wußten. Scheffel war einer der rührigsten unter ihnen. Aus dem »Engern« heraus entstanden die meisten Lieder seines »Gaudeamus« und an ihn sind die Dichtungen aus dem »Weiteren« und viele seiner Briefe und Episteln gerichtet; denn wo Meister Josephus auch stecken mochte in der weiten Welt, immer dachte er in Treue Altheidelbergs und seines Engern:

Und stechen mich die Dornen — Geb' ich dem Roß die Spornen
Und wird mir's draus zu kahl, — Und reit ins Neckartal.

Von hier aus unternahm er mit seinem Freunde Professor Häusser im Spätherbst 1849 seine erste Alpenreise bis zum Comersee.

Aber die Herrlichkeit der Alpenwelt, die sich ihm hier zum ersten Male erschloß, vermochte nicht die trübe Stimmung zu heben, die durch seine Entlassung und die hierdurch herbeigeführte Spannung zwischen Vater und Sohn entstanden war, — er blieb im fremden Lande ein stiller Mann und nur wenig Bericht liegt über diese Reise vor.

Durch den Einfluß seines hochangesehenen Vaters wurde er nach seiner Rückkehr wieder im Staatsdienst verwendet, und zwar als Dienstrevisor bei dem Bezirksgericht zu Säkkingen. Ende Dezember 1849 zog der junge Dr. juris ein in die »getrewe und feste Waldstadt« und schon am 13. Januar 1850 schreibt er: »Heute ziehen wir ein doppeltes Paar wollene Socken an und suchen unsere wärmsten Handschuhe vor und leihen bei der Kellnerin im »Knopf« ein Paar Salbandüberschuhe, und der Amtschirurg Vogelbacher setzt seine alte Pelzkäppe auf und zieht die großen Pelzohren daran herunter; — denn es ist giftig kalt und das Amt muß in den Wald fahren.« Es ist dies eine Stelle aus seinen »Säkkinger Episteln in die Heimat«. Wer sie liest mit ihrem frischen Humor und poetischen Duft, der findet, daß »Meister Josephus vom dürren Ast« dortselbst mit der Juristerei unter einem nachsichtigen Amtsvorstand nicht viel geplagt war; daß er sogar »mit seinem antipolizeilichen Gemüt« manch Stück Poesie in seine düstere Amtsstube zu versetzen wußte; daß er bald der Liebling und Mittelpunkt der Säkkinger Gesellschaft war; daß es ihm aber nie wohler und melodischer zu Mute war, als wenn er allem Valet sagen und hinausziehen konnte in den grünen Tannenwald und an den alten Vater Rhein. Im Wintersturm ist er zu den Hauensteiner Wäldlern und ins helvetische Land gezogen, unter Frühlingssausen ist er auf Bergeshöhen gestiegen und hat Tannenrauschen und Vogelsang verstanden, ohne daß ihm Drachenblut die Lippen genetzt hatte. In dem köstlich beschriebenen Fridolinsfest (5. Epistel) gibt er Zeugnis von seinen freien Grundsätzen trotz tief religiöser Anschauungen. Nach der gewaltigen Predigt voll Blitz und Donner ist er in die Kirche gegangen, die er sich selbst gebaut »nicht innerhalb vier geweihter Wände, sondern weiter. Und wer mir's leugnete, daß da mehr geschrieben steht als in den Kompendien der Theologen, den würde ich an einem blauen Abend auf den Eggberg führen, wo

die ganze Kette der Schweizer Alpenriesen vom Säntis an bis in die Berner Alpenhörner und Gebirgsstöcke hinein in glührotem Duft vor ihm steht und tief unten der grüne Rhein in ewig gleichem Rhythmus die Wellen weiter trägt — — wer das gefunden hat, der kann vieles missen, was andere zum Seelenheil für unentbehrlich halten.« Nachdem er die Säkkinger Gegend ringsum abgestreift hatte, da verlangte sein Drang ins Weite nach höheren Bergen und schon im Juli 1850 finden wir ihn auf einer zweiten Schweizerreise, über die uns ein Brief an seinen Freund Schwanitz in Eisenach folgenden Bericht liefert:

Rigistaffel den 23. August 1850.
Beim Frühschoppen.

Vielliebster Jeremias!

5500 Fuß über der Meeresfläche gedenk ich Dein. Die Schweiz ist zwar eine schöne Gegend, aber wenn rings um den Menschen bloß nebelgraue Unermeßlichkeit sich ausbreitet und der Sturm durch das Wolkengewimmel pfeift, so hört die Natur auf und fängt der Frühschoppen an. Wohl dem, der die Wissenschaft des Frühschoppens besitzt, dem thut auch Sturm und Wetter nichts an. Ich sitze mit innerer Freudigkeit eines germanischen Gemütes beim Glase — nachdem ich zuvörderst den Honoratioren der Umgegend, dem Pilatus-Glärnisch, sowie dem Schreck-, Wetter- und Aarhörnersystem und der eisigen Jungfrau etwas Erkleckliches vorgetrunken, wende ich mich an Dich und gedenke, daß auch Du weiland mit Alpstock und Feldflasche hier herumgestiegen bist, und steige Dir krampfhaft einen Schluck Markgräfler vor. O diese Schweiz: Wer vom Standpunkt des Frühschoppens hier reist, hat einen schweren Standpunkt. Diese whistspielenden, theetrinkenden Engländer — diese sentimentalen deutschen Frauenzimmer — überhaupt das ganze Publikum stoßen ein fahrendes Schülergemüt gewaltig ab. Und in Welschland erst. Durch welchen fabelhaften Wein muß sich der Mensch durcharbeiten! Piemonteser Landwein, Valtelliner, vino d'Asti, der moussiert wie eine alte Melone — 's ist hart. Und beim ersten italienischen Wein hätt's bald deutsche Hiebe gesetzt. Sitz ich da auf dem Gotthard-Hospiz, verregnet und zerfroren und wärme mich mit rotem Tessiner. Bricht der lumpige Stuhl unter mir zusammen. Wollen diese verfluchten Kelten schließlich außer der Zeche auch noch eine Anzahl Mailänder Lire für diese sedia rotta. Wie ichs im gerechten Unwillen negiere und abschieben will, wollen mich die versammelten welschen Hausknechte festhalten. Da pfiff aber mein deutscher Hackenstock so scharf durch die Luft und eine Unzahl italienischer Flüche wechselten harmonisch mit einem Heiliges Dunnerwetter — und Chrüzdusigdunnerwetter, Gott verdamm mich, wie meine Schwarzwälder sagen, und es regnete und schneite darein, daß ich würdig und groß meinen Rückzug nach Airolo antreten konnte. Nur in Bellinzona habe ich einen wohlthuenden Eindruck erlebt. Mitten unter diesen süßen Faulenzern lebt germanisches Element. Ich entdeckte eine Fabrica di birra von einem sichern Maier. Der Mann war aus Erfurt und sein Bier gut. Daß ichs nach jenaischem Maßstab vertilgte, versteht sich. Mit Hochachtung schied ich von ihm. Aber der lago maggiore, der Simplon etc., Alles, wohin mein Auge und Herz strebte, war verregnet. Jetzt hab ich mich auf den Rigi zurückgezogen, wo der Sonnenaufgang handwerksmäßig betrieben wird. Mitten unter diesen Beefs und in Bettdecken eingehüllten Naturbewunderern schaue auch ich zu, ein Proletariergemüt, aber gehoben durch Wissenschaft des Frühschoppens. Und die Luft ist frisch hier oben und die Gedanken fliegen höher als zum Criminal- und Polizeigericht in Säkkingen. — — Da es zum Essen läutet, schließe ich. Vielleicht setz ich Nachmittag den Frühschoppen fort; es kommt darauf an, ob der Nebel nachläßt oder nicht. Inzwischen leb wohl, alter Jeremias. Den Jammer von Alldeutschland behandle mit Resignation. Dios lo vult haben die Kreuzfahrer gesagt. Aber das weiß ich, daß diese Alpen hier noch stehen und im Abendrot glühen werden, wenn längst kein Erdenbewohner mehr weiß, was für ein Geschöpf ein europäischer Diplomat ist. Das »Chrüzdunnerwetter« schlag drein. Behüt Dich Gott und schreib mir bald nach Säkkingen. Gruß an die Deinigen.

Joseph.

Mit schwerem Herzen schied er von den Bergen und verblieb bis 1. September 1851 im Dienst zu Säkkingen; dann sah er ein, daß er nicht länger Bureaumensch bleiben könne:

Wenn du an Pult und Tische
Geschafft dich lahm und krumm —
Zum Teufel ging die Frische
Samt dem Ingenium —
Dein Hirn wie zähes Leder,
Wie Schwarzblech hart dein Kopf —

Zerstampfe dann die Feder,
Reiß aus, du armer Tropf!
Raus aus dem Haus!
Raus aus der Stadt!
Raus aus dem Staat!
Nix als raus!

Hinauf in Wald und Weide
Hinauf in Schnee und Eis!
Stets größer wird die Freude
Bei jedem Tropfen Schweiß.
Und schwinden Speck und Ranzen,
Wird wasserleer dein Hirn
So kommt die Lust zum Tanzen
Und fröhlich schallts vom Firn:
Raus aus dem Haus!
Raus aus der Stadt!
Raus aus dem Staat!
Nix als raus!

Da droben kennt dich keiner
Nach Würden, Rang und Stand.
Glückseliger Zigeuner,
Fahr auf ins weite Land!
Kling klang in deine Tasche,
Singsang aus tiefer Brust,
Tiefschluck aus voller Flasche,
Juhei, du Wanderlust!
Raus aus dem Haus!
Raus aus der Stadt!
Raus aus dem Staat!
Nix als raus!

Und wenn der Tag im Sinken,
Verglüht im roten Schein,
Firnfelder blitzend winken,
Zieht man zur Herberg ein.
Schon ruht im Silberflore
Der Bergwelt stolze Pracht,
Da hebt sich noch im Chore
Tiefernst das Lied mit Macht:
Raus aus dem Haus!
Raus aus der Stadt!
Raus aus dem Staat!
Nix als raus!

Und raus ging's aus dem Aktendienst, hin ins Graubündner Land, wo die Gemse über endlose Schneeflächen eilt und abseits von der großen Heerstraße noch stille Behaglichkeit zu finden ist. In den Reisebildern finden wir prächtige Schilderungen dieser Alpenfahrt und erkennen in ihnen nicht allein mehr den fröhlichen Wanderburschen, sondern auch den reifen Historiker und Forscher. Von der Gotthardstraße wanderte er mit seinem Freunde Häußer über das Oberland hinab ins alte Dissentis. Bei würzigem Valtelliner Wein und saftigem Gemsenbraten vergaßen sie bald die »kniezerbrechenden« Erinnerungen und plauderten bei dem alten Ofen wie am heimischen Herde von den Geschichten und Sagen des Landes. Graue Wolkenschleier hingen am folgenden Morgen von den Bergen herab, als sie rheinentlang gen Trons wanderten. Auch der folgende Tag zeigte ihnen kein freundliches Gesicht, unter strömendem Regen fuhren sie auf einem elenden Fuhrwerk von Trons nach Ilanz. Bei dieser holperigen Fahrt und vollständiger Durchnässung bekommt Scheffel jene harmonische Stimmung, die nur der Wirt vom Kreuz durch warmen Valtelliner und eine riesige Lachsforelle zu vertreiben weiß. Dem nüchternen Ilanz kann der Poet keine Aufmerksamkeit schenken und wendet sich deshalb folgenden Tages mit Häußer zur Höhe von Trims, deren Aussicht er für eine der schönsten in den Graubündner Landen hält. Steil ab geht's dann über Tamins nach Reichenau und Chur. Von hier wenden sich die Freunde »engadinwärts« und erreichen, durch kühle Fichten- und Lärchenwälder ansteigend, Churwalden. Zum letzten Male streifen ihre Blicke über das durchwanderte Oberland bis hin zu den Massen des Rhätikons und der Scesaplana, dann schreiten sie rüstig durch Parpan der Paßhöhe zu und erreichen über Lenz gegen Abend das Bad Alveneu, dortselbst Labung und Herberge findend. Mit dem frühen Morgen geht es dem Wildbach Albula entgegen auf keckem Weg zwischen wilden Felswänden nach Bergün und durch wilde Schluchten und über reißende Wildbäche zu dem kleinen Bergsee empor, dem die Albula entspringt. »In dieser Öde des Gebirges, wo kaum noch auf spärlichem Grasgrund zwischen den Felsen ein versprengter Hirtenknabe die menschliche Gesellschaft repräsentiert, lernt das germanische Gemüt die Wohltat eines Wirtshauses tief schätzen.« In der kleinen Herberge »Zum Weißenstein« ergötzen sich die Freunde an besonders schmackhaften Forellen und wandern dann zwischen den Albulaspitzen rechts und kahlen Felswänden links zum Paß, dessen Szenerie Scheffel »geradezu scheußlich« erschien. Rasch stiegen sie darum dem Inntale entgegen und grüßten frohen Mutes das alte Etruskertal. Nach kurzer Rast in Ponte wanderten sie nach Samaden, woselbst das altertümliche

Gasthaus zur Krone sie an die Zeit gemahnte, da der Großvater die Großmutter nahm, und das ihnen als Standquartier für die nächste Zeit diente.

An einem hellen Herbsttage machten sie sich von hier aus auf, der Berninagruppe einen Besuch abzustatten, und stiegen gegen Pontresina an. Aus dem dortigen Fremdenbuch im Adler ersahen sie, wie selten zu dieser Zeit den Wundern dieser Täler und Höhen die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Nur hie und da zeigte sich ein versprengter Tourist, auch hin und wieder ein Heidelberger Student; die Söhne Englands ließen sich noch nicht sehen und von wissenschaftlichen Forschern meldeten die Blätter nur von einem deutschen Käfer- und Pflanzensammler.

Als Führer zum Gletscher nahmen die Freunde Colani von Pontresina. Am 8. September erreichten sie nach ungefähr zweistündigem Marsche die letzte Sennhütte. Auf dem beschwerlichen Fußpfad über grobes Trümmergestein bis zum Gletscher ergötzten sie sich an den blühenden Kindern der sonnigen Berghalde, besonders an dem »wie aus Filz zartgewobenen Edelweiß«; dann stiegen sie ohne Seil und Eisen, nur mit Hilfe des Alpstockes, über Eis und offene Spalten in drei Viertelstunden bis zur Mitte des Rosegglетschers und freuten sich an der unverhüllten Majestät der Schnee- und Eisfelder. Auf schnell zusammengetragenen Steinen kam Scheffel zu der Einsicht, »daß ein guter Deutscher, auch wenn er 8000′ über dem Meere seinen Wein trinkt, den Charakter tiefer Innerlichkeit nicht verleugnen darf«, und knüpfte infolgedessen mit Piz Bernina und Piz Mortel nähere Beziehungen an, »ihnen in Anerkennung ihrer hohen Verdienste jeweils einen guten Schluck Valtelliners vortrinkend, während es in den Gletscherspalten krachte und dröhnte, als wenn die Eiswelt wohl damit zufrieden wäre, daß zwei deutsche Wanderer vom Rheine in engadinischer Pietät ihrer gedachten«. Wahrscheinlich ist auf dem Abstiege in der erwähnten Sennhütte das prächtige Alpenlied entstanden:

Heia, das Schneegebirg ha'n wir erklommen,
Schau'n in der Täler vielfurchig Gewind.
Schweben wie Adler, vom Äther umschwommen,
Über den Wolken und über dem Wind.

Hier blitzt ein Städtlein und dort ein Gefilde,
Dort eines Stromes sich schlängelnder Lauf,
Dort auch ein See, wie ein Menschenaug' milde,
Aus der vernebelten Ferne herauf.

Flüchtig nur winkt es und flüchtig versinkt es
In das umflorende Dunstmeer zurück. . .
So ist das Leben — sternschnuppig kaum blinkt es . .
So ist die Minne, die Hoffnung, das Glück.

Wir aber lagern am prasselnden Herde,
Wärmen den Leichnam und strecken ihn aus . .
Fragen nicht mehr nach der Erde Beschwerde,
Füllen mit Jubel das winzige Haus.

Hochlandluft zehret, doch Rebenduft nähret,
Heia, wer reicht mir das Trinkhorn geschwind?
. . . Dreifacher Durst ist dem Sänger bescheret
Über den Wolken und über dem Wind.

Dann schlug er sich über Tirol, Salzburg und München zu den Seinigen zurück, um ein stilles Winterleben zu führen. Aber die Bearbeitung der Reisebilder im Verein mit Häußer gab ihm erwünschten Anlaß, bald nach Heidelberg zu übersiedeln, und dort gewann er in seinem »Engern« zu alten Freunden noch einige neue Prachtmenschen, darunter den hochbegabten Pfarrer Schmezer von Ziegelhausen, dessen Licht aus der Studierstube manchem verirrten Wanderer zur Winterszeit noch nach Mitternacht den rechten Weg zeigte.

Der fröhliche Heidelberger Aufenthalt dauerte indes nicht lange; des Vaters Wille zwang ihn nochmals zu juristischer Tätigkeit am Hofgericht zu Bruchsal, welche aber nur drei Monate währte. »In mir hat sich allmählich ein Gefühl unendlichen Ekels angesetzt, das noch einmal zu irgend einer Explosion kommen wird . . . .«, schreibt er an Freund Schwanitz. Seine Seele dürstete nach Freiheit,

und als der Ruf seines Jugendgenossen Julius Braun von Rom aus an sein Ohr schlug, da hat er in heißem Kampfe dem Vater die Erlaubnis abgerungen, nach Italien gehen zu dürfen, um dort seines Jugendtraumes und steten Hoffens Erfüllung zu suchen und zu finden. Und so ist er wieder in die Welt gefahren bis hin nach Rom, um ein Maler zu werden, und ist dabei inne geworden, daß er zum Dichter geboren sei. In verschiedenen Episteln an den »Engern« finden sich köstliche Schilderungen über diese Fahrt in sein gelobtes Land. Er nahm den Weg durch die Schweiz über den Gotthard und Simplon. Von Kantersteg, »wo die Kultur aufhört«, stieg er über die Gemmi und hatte allerhand Reisegesellschaft, Männlein und Weiblein, gar bunt durcheinander, fahrende Handelsleute und stellensuchende Dienstboten. Mit ihnen brach er früh drei Uhr auf und hielt erste Rast an der Walliser Grenze, wo die »Maidli« fröhlich der Sonne entgegen jodelten und schließlich »ein groß Schneeballwerfen anhoben, wobei mir ein Berner Maidli mein neuen Pariser Hut zweimal vom Kopfe warf«. Gegen acht Uhr — nach fünfstündigem Marsch im Alpschnee — wurde das erste Frühstück gehalten, »wobei ich an Schinken, Käse, Eiern, Butter, Brot, Kaffee und Martinacher Wein so viel verzehret, daß ich nach italienischem Landbrauch füglich drei Tage davon leben könnt.

War dies das größte Frühstück, so mir, wiewohlen ich zu Heidelberg, Jena und Bonn gefrühstückt, je vorgekommen.

Hernachmals ergab sich aber ein schlimmes Marschieren; denn der Schnee war inzwischen weich geworden, und brach man oft bis an die Knie und noch tiefer ein. Und zogen wir eines hinterm andern, und getreulich in die Fußstapfen tretend, vorwärts, und hab' ich auch meiner Vorgängerin, wiewohl sie mir vorher mit Schneeballen den Hut abgeworfen, doch, wenn sie allzutief in Schnee sank, allerhand christlichen Beistand im Herauslupfen und Unterstützen geleistet.«

Vom Leuker Bad, das nach abermals drei Stunden erreicht war, stieg Scheffel ins Rhonetal ab. »Marschier ich so ganz allein daher — item, so kommt ein sauber Jungfräulein desselbigen Weges gezogen, ... und ward mit zierlicher Anred die Brück zu einem Gespräch erbaut . . . — Und war froh, daß ich solide principia besaß, maßen ich mir dachte, daß wenn der sehr ehrenwert Meister Meder [1]) oder Papa Mays [1]), der alte, zu dieser Stund auf den Pfaden des Oberwalliser Handels gezogen wären, die Lag noch viel verwickelter hätt' werden können. Item, ich bin noch desselbigen Tag's allein weiter gestiegen . . . Item, über den hohen Berg Simplon bin ich bei großem Donnerwetter gestiegen und ist mir recht schwindlig und einsam zu Mut gewesen, also daß ich schier reflektieret hätt: O säßest du doch in einem stillen Wirtshaus am Rhein oder Neckar, statt so pudelnaß bei Blitz und Donner der italienischen Grenzscheid zuzuklimmen. Kehr also im refugium Nr. 2 ein und trockne meine Kleider und trinke einen schlechten Wein.«

Auf dem Simplonhospiz aber hat er einen guten Santa Christina bekommen und ist darum mit großer Hochachtung von ihm geschieden. Über Mailand fuhr er dann nach Genua und hat vergnüglich aufs blaue Meer hinausgeschaut und gar kein Heimweh nach Bruchsal bekommen.

Über Livorno erreichte er das ewige Rom und wandte sich von hier nach Albano und Olevano, um im Verkehr mit der dortigen deutschen Künstlerkolonie und unter Leitung des Landschaftmalers Willer dem ersehnten Ziele näher zu rücken. Wie in allen Kreisen, in denen er sich früher bewegte, so stand Scheffel auch hier bald im Mittelpunkte der Gesellschaft, geachtet und geliebt von allen, die mit ihm verkehrten. Allerdings sahen die Künstler bald, daß er zur Malerei zwar Talent, aber

[1]) Mitglied des »Engeren«.

keine außergewöhnliche Begabung habe, und dass er für sein Alter auf einer zu geringen Stufe der künstlerischen Vorbildung stehe. Dagegen erkannten sie an seinen nach Form und Inhalt hervorragenden Erzählungen, daß sein künstlerisches Schaffen auf einem ganz anderen Gebiete zu suchen sei, und deuteten ihm dies auch unverhohlen an. Engerth schreibt: »Scheffel konnte mündlich erzählen, wie ich's kaum wieder von jemand gehört habe, die einfachste, nüchternste Begebenheit wurde in seinem Munde spannend und reizvoll.« Und als er eines Abends wieder einmal durch seine vollendete Darstellungsgabe alle Hörer hinriß, da brach Engerths Frau ganz impulsiv in die Worte aus: »Aber Scheffel, Sie sind ja ein Dichter, warum schreiben Sie das Zeug nicht auf.« Da wurde er still und insichgekehrt, zog sich vom geselligen Leben zurück und kam während des nun folgenden Winteraufenthalts in Rom zu der Erkenntnis, daß aus ihm doch nur ein Maler werden könne, wie viele andere, und daß es sein eigentlicher Beruf sei, dem im Innersten sich regenden Drange seiner dichterischen Natur freie Bahn zu schaffen. Und wie er sich immer mehr vom Malen zurückzog und in einsamen Wanderungen die Freunde mied, da ward ihm so recht klar, wie sehr er sich nach seinem verlorenen Schwarzwaldlieb sehnte, wie er mit allen Fasern an der deutschen Heimat hing, und alles, was ihm bisher an Frohem und Traurigem widerfahren war, das rang nach Gestaltung, und darum ist er ohne Abschied nach Capri gefahren und dort, umgeben von den rauschenden Wogen des Meeres, umweht von den Düften südländischer Pflanzen, unter Italiens lachendem Himmel hat er seine Trompeterfanfare gesungen, jenes hohe Lied auf den Schwarzwald und den Rhein, auf deutsche Art und deutsches Tun, das mit seinen lerchenfröhlichen Weisen der Jugend Brust schwellen macht und dem ergrauten Alter junges Träumen wachruft. Und als er in diesem Sange sein bisheriges Leben der Welt gebeichtet hatte, fuhr er frohen Mutes nach Sorrent. Allda hat er den schon in jungen Jahren berühmt gewordenen Paul Heyse gefunden und mit ihm ein kurzes aber fröhliches Idyll verlebt.

In diese fröhliche Zeit fiel die Kunde von der Erkrankung seiner geliebten Schwester und rief ihn zur Heimkehr. Am 5. Mai verließ er Sorrent und kehrte ins Vaterhaus zurück, den Eltern als Frucht der Reise den »Sang vom Oberrhein« vorlegend. Wohl erfüllte sie derselbe mit freudigem Stolz, aber er war dem Vater kein genügender Grund, seine Erlaubnis zu des Sohnes endgültigem Rücktritt aus dem Staatsdienste zu geben. Da aber Joseph das schlimme Wort »im Dienst« nicht mehr an sich erfahren und auf keinen Fall in den Bureaudienst zurück wollte, »denn wer Senn war, wird nimmer gern Handbub«, so gestattete ihm der Vater den Eintritt in die akademische Laufbahn. Da ist er wiederum gen Heidelberg gezogen, um Studien aus den Anfängen deutscher Geschichte zu machen und auf Grund einer wissenschaftlichen Arbeit die Stellung eines Privatdozenten zu erlangen. Aber über dem Studium stiegen Gestalten vor ihm auf — Ekkehard — Hadwig —, und diese wollten nicht rechtshistorisch von ihm abgehandelt werden, sondern riefen ihm zu: »Verdicht' uns.« — Da ließ er den ganzen Plunder zu Heidelberg hinter sich, sagte alten Chroniken und Folianten Valet und ist hinausgezogen zum schwäbischen Meere, zum Hohentwiel auf den Boden, »den einst die Herzogin Hadwig und ihre Zeitgenossen beschritten, und saß in der ehrwürdigen Bücherei des hl. Gallus und fuhr in schaukelndem Kahn über den Bodensee und nistete mich bei der alten Linde am Abhang des Hohentwiel ein, wo jetzt ein trefflicher schwäbischer Schultheiß die Trümmer der alten Feste behütet, und stieg schließlich auch zu den luftigen Alphöhen des Sentis, wo das Wildkirchlein keck wie ein Adlerhorst herunterschaut auf die grünen Appenzeller Täler. Dort in den Revieren des schwäbischen Meeres, die Seele erfüllt von dem Walten erloschener Geschlechter,

das Herz erquickt von warmem Sonnenschein und würziger Bergluft hab ich diese Erzählung entworfen und zum größten Teile niedergeschrieben«. (Vorrede zu »Ekkehard«.)

Und wacker hat er gesungen. Wer diesen Sang aus dem 10. Jahrhundert liest, vor dem steigen Turm und Mauern des Klosters von St. Gallen empor, viele altersgraue ehrwürdige Häupter wandeln in den Kreuzgängen auf und ab, Klosterschüler tummeln sich im Hofe, Horasang ertönt aus dem Chor und des Wächters Hornruf tönt vom Turm. Vor allem anderen aber tritt leuchtend hervor jene hohe gestrenge Frau, die den jugendschönen Mönch aus dem Klosterfrieden entführt und ihn mitnimmt auf ihre stolze Veste, um allda durch ihn den klassischen Dichtern eine Stätte zu bereiten. Aber über Virgilius, Aristoteles und Cicero hat in dieser starken Frauengestalt und dem asketischen Mönch die Liebe Macht bekommen. Mannhaft hat Ekkehard sie niedergekämpft und ist, nachdem er im Turmzimmer hohen Sieg über sich selbst errungen, in die Feldschlacht den Hunnen entgegen gezogen, und hat hernach durch Kasteiung und Geißlung die Flamme zu ersticken gesucht. Aber sie wurde zu mächtig und schlug lodernd über ihm zusammen zur unseligen Zeit an heiliger Stätte.

Wohin nun sich retten, um Rast und Ruhe zu finden? fragt der schiffbrüchige Mönch. In die Einsamkeit — in die Einsamkeit der Berge. Scheffel hat die Kraft dieses Balsams ja an sich selbst erfahren, und als er seinen Sang bis hieher vollendet hatte, da gürtete auch er seine Lenden, nahm den Alpstock und zog zum Sentis — »zum Sentis, der sein hehres Haupt in die Himmelsbläue reckt und lächelnd in die Tiefe schaut, wo der Menschen Städte zu eines Ameisenhaufens Größe zusammenschrumpfen.«

Und so ist Scheffel zum Seealpsee, zum Wildkirchlein, zur Ebenalp und über die Möglisalp zur Spitze des Sentis gewandert und hat dann beim Ascherwirt Standquartier genommen und weiter an seinem »Ekkehard« geschrieben. Und was er ihm sagen läßt, ist Selbsterlebtes, ist Selbstgewandertes und zeigt uns, daß er auch nicht zurückschreckte vor einem gewagten Schritt, und darum will ich ihn nun reden lassen mit den Worten seines »Ekkehard«:

So lesen wir im 23. Kapitel: »Mit der Linken am Gestein sich festhaltend, schritt der Mann vorwärts. Immer schmäler ward der Steig, der schwarze Abgrund zur Seite rückte näher, schwindelnde Tiefe gähnte herauf . . . . . jetzt schwand auch die letzte Spur eines Pfades. Zwei mächtige Fichtenstämme waren als Brücke über den Abgrund gelegt. »Es muß sein!« sprach der Mann und schritt unverzagt drüber. Er atmete hoch auf, wie er drüben wieder Boden unter den Füßen spürte, und machte Halt, um sich den grausigen Platz zu betrachten. Es war ein schmaler Felsvorsprung, über und unter ihm senkrechte gelbgraue Steinwand, in der Tiefe, kaum sichtbar, ein Silberstreif im Grün des Tales, der Waldbach Sitter, und scheu versteckt im Tannendunkel der meerfarbige Spiegel des Seealpsees. Gegenüber gepanzert und gewappnet die Schar der Bergriesen — die Feder will zu fröhlichem Sang aufjodeln, da sie ihre Namen schreiben soll: der lange, rätselvolle Kamor, die gewaltigen Mauern des Boghartenfirst und Sigelsalp und Maarwiese, auf deren Zinnen, wie Moos auf den Dächern, würziger Graswuchs grünt; dann der Hüter des Seegeheimnisses, der »Alte Mann« mit runzelgefurchter Steinstirn und weißumschneitem Haupt, des hohen Sentis Kanzler und Busenfreund.

»Ihr Berge des Herrn, benedeiet den Herrn«! sprach der Wandersmann, ergriffen von der Wucht des Eindrucks. Viele hundert Bergschwalben flatterten aus den Spalten des Gesteins. Ihr Flug soll gute Vorbedeutung sein.

Er tat etliche Schritte vorwärts. Da war die Felswand mächtig zerklüftet, eine doppelte Höhle tat sich auf, aus rohem Schaft zusammengefügt stand ein

schmuckloses Kreuz dabei, Tannenstämme an der einen Höhlenwand zum Blockhaus geschichtet und nach Art der damaligen Kriegsgerüste oder Belagerungstürme mit zusammengefügtem Flechtwerk überdacht, deuteten auf menschliches Anwesen. Kein Laut unterbrach die Stille.

Der Fremde kniete vor dem Kreuz und betete.

Dann schritt er bis zur Klause des Einsiedlers und rief nach ihm. Der gab ihm aber keine Antwort; denn er hatte sich voriges Jahr verfallen. Da wurde Ekkehard Bergbruder an Gottschalls Statt unter den Hirten, die nur vor Gott und dem Sentis den Hut zogen. Und als er seine erste Bergpredigt hielt, wählte er das Thema von der Verklärung und sprach darüber, daß ein jeder Mensch, der mit rechtem Sinn zu Bergeshöhen steige, ein verklärter werde.

»Und wenn auch Moses und Elias nicht zu uns herabtreten», rief er, »so haben wir den Sentis und Kamor bei uns stehen, das sind auch Männer eines alten Bundes und es ist gut bei ihnen sein«.

Seine Worte waren groß und keck, und er wunderte sich, daß sie ihm so entströmten, denn es war schier ketzerisch und er hatte in keinem Kirchenvater solch Gleichnis gelesen. Aber den Sennen war's recht und den Bergen auch, und niemand tat Einsprache. Und da droben ist er gesund geworden und hat sich losgerungen von seiner Liebe und düstern Vergangenheit; denn »wer das Geheimnis erlauscht hat, das auf luftiger Berghöhe waltet und des Menschen Herz weitet und dehnt und himmelan hebt in freiem Schwung der Gedanken, den faßt ein lächelnd Mitleid, wenn er derer gedenkt, die drunten in der Tiefe Ziegel und Sand zum Bau neuer babylonischer Türme beischleppen, und er stimmt ein in jenes rechtschaffene Jauchzen, von dem die Hirten sagen, daß es vor Gott gelte wie ein Gebet.«

Und in stillen Stunden hat Ekkehard sein Waltharielied gedichtet und als es zu Ende gebracht war, da war es Winter geworden, und der Schnee wehte zu kalt und er war noch zu jung, um Einsiedel zu bleiben. Seine Harfe hängte er an die Wand und mit den Sennen zog er zu Tal:

Fahr' wohl, du hoher Sentis, der treu um mich gewacht,
Fahr' wohl, du grüne Alpe, die mich gesund gemacht!
Hab' Dank für deine Spenden, du heilige Einsamkeit,
Vorbei der alte Kummer, vorbei das alte Leid.

Geläutert war das Herze, und Blumen wuchsen drin:
Zu neuem Kampf gelustigt, steht nach der Welt mein Sinn.
Der Jüngling lag in Träumen, dann kam die dunkle Nacht;
In scharfer Luft der Berge ist jetzt der Mann erwacht!

Nur einen starken Bogen und Pfeile nahm er mit und zog am Hohentwiel vorüber. Im Gärtlein ihrer Burg saß Frau Hadwig. Da kam ein Pfeil geflogen und sank langsam zu der Herzogin Füßen. Um ihn war das Waltharialied gewunden und dabei stund: »Selig der Mann, der die Prüfung bestanden«.

Und der diesen Sang erlebt und gesungen und damit eine befreiende Tat an sich selbst vollbracht, der in ihm die Überlieferungen einer längst vergangenen Zeit mit seinem warmen Blute durchdrang, der aus altem und neuem Leben jene hehren Gestalten schuf, in denen sich das ehrliche Ringen und Streben nach dem rechten Ziele widerspiegelt, der war auch noch zu jung, um auf dem Wildkirchli Einsiedel zu bleiben und nahm Abschied von den Bergen.

Mit dem »Ekkehard« hat Scheffel den Höhepunkt seines dichterischen Schaffens erreicht. An ihm hatte er sich »fast zu Schanden« gearbeitet und durch diese Überanstrengung den Anfang des Nerven- und Gehirnleidens herbeigeführt, zu dem

er von Natur aus disponiert war und das sich späterhin zu Trübsinn und Menschenscheu, ja zum Verfolgungswahn steigerte. Der ihn von da ab beherrschende fortwährende Wechsel seiner Stimmungen trieb ihn ruhelos von Ort zu Ort, von Land zu Land. Und wie er einen steten Sitz verschmähte und unruhig durch's Revier fuhr, so hat seine dichterische Seele auch keinen größeren Stoff mehr festhalten und ausgestalten können. Ein Plan verdrängte den andern und alle historischen Romane, die er im Stile des Ekkehard noch in Angriff nahm: »Irene von Spilimbergo«, »Frundsberg«, »Die Albigenser«, »Viola«, an denen er zeitweise mit krankhaftem Eifer arbeitete, blieben Fragmente. Zu dieser krankhaften Anlage trafen noch schwere Schicksalsschläge, »die auf den Pilgerpfad unseres Dichters mehr scharfe Dornen als Rosen gestreut und vor der Zeit den fröhlichen Quell poetischen Schaffens versiegen gemacht, ... er ist mit allen Ruhmeskränzen, die seine Schläfe schmückten, ein tiefunglücklicher, tief beklagenswerter Mann geworden«.

Doch ist es hier nicht meine Aufgabe, die Schattenseiten dieses Dichterlebens zu erörtern, vielmehr soll er vor uns stehen als fahrender Schüler, der durch sein Wandern in Wäldern und auf Bergen immer wieder gesund worden ist an Geist und Körper und nach trüben Zeiten wieder singen konnte:

Schwarzblaue Hörner —
Witternde Wand . . .
Eis in den Mulden,
Firnschnee am Rand . .
Qualmend Gewölke,
Grau und gekraust,
Kauernd darüber
Föhnhauchzerzaust.

Blaset, ihr dumpfe
Riesen, mir nicht
All eure Nebel
Grob ins Gesicht!
Was ihr im Finstern
Dampfet und dämpft,
Wird von dem Lichte
Siegreich bekämpft.

Hier küßt die Sonne
Blume und Halm,
Blau ist der Himmel,
Grün ist die Alm.
Frei von der Sorgen
Lastendem Drang,
Grüß ich den Morgen
Mit Jodelgesang.

Zunächst ging Scheffel mit dem Honorar für »Ekkehard« — 1200 Gulden — nach Venedig. Sein Reisebegleiter war der Maler Anselm Feuerbach. Am 4. Juni 1855 fuhren die Freunde von München weg und erreichten das Ziel ihrer Fahrt über Murnau, Partenkirchen, Innsbruck, Bozen, Trient, Riva und Verona am 20. Juli. In mehreren Episteln an den »Engern« schildert Scheffel in äußerst anziehender Weise die lange Stellwagenfahrt. In Bozen hat er beim Schluppwirt einen gar feinen Roten bekommen und ist dann in froher Stimmung zur Burg Runglstein gewandert, um in Gesellschaft von Tristan und Isolden im alten Rittersaale noch einen feurigen Traminer zu Vintlers Gedächtnis daraufzusetzen. Gar wohl hat es ihm in dem alten Gemäuer mit dem herrlichen Ausblick ins Bozener Land gefallen, wie jedem, der dort Ausschau hält. Wer noch dazu, wie Schreiber dieser Zeilen, Ostern 1897 dem Burgfeste dortselbst beiwohnte, das, Konrad Vintlers Einzug mit seiner jungen Gemahlin darstellend, viel Rittersleut und holde Frauen, Minnesänger, Knappen, Reisige und bunte Fähnlein im alten Burghofe zusammenführte, der wird besonders verständnisinnig einstimmen in den Scheffelschen Vers:

Noch heute freut's mich, o Runglstein,
Daß einstmals, zu guter Stunden,
In der Talfer felsenges Tal hinein
Zu dir den Weg ich gefunden.

In Venedig arbeitete Scheffel fleißig in den Bibliotheken und besichtigte sowohl die reichlichen Kunstschätze der Lagunenstadt, wie auch die Überreste ihrer düsteren Vergangenheit. Des Abends ließ er sich dann auf schaukelnder Gondel hinausrudern auf den Lido oder nach Torcello, wo auf kühlem Meeresgrunde die alte Stadt Altino versunken liegt, und auf den epheuumrankten Trümmern inmitten der Lagunen »die Seele sich schier verträumen möchte«.

Nach einer Zeit ersprießlicher Arbeit trieb Sonnenhitze, Lagunenduft und Choleragefahr die beiden Freunde in die Berge am Gardasee. Von Riva aus fuhren sie zum Kastell Toblino im Sarkatal, um an welscher Stätte ein Sommeridyll zu erleben, und »Frau Poesia, die in der Welt draußen böse Tage durchmachen muß, hat ihnen viel Schönes beschert zum Dank dafür, daß sie im fremden Bergland getreulichen Sinnes ihren Spuren nachgezogen sind«. Gar köstlich schildert Scheffel den Einzug der beiden Meister freier Künste vom deutschen Rhein in das alte Schloß des Italieners. Eine römische Inschrift bezeugt die Existenz dieses Ortes schon zu Hadrians Zeiten. Durch einen finsteren Gang gelangen sie zu einem rußgeschwärzten Hofe und steigen zur Loggia auf, die sich um das obere Stockwerk zieht. Beim Vino santo werden sie einig, daß sie nur bei absoluter Unmöglichkeit, allhier zu bleiben, an den Rückzug denken wollen. Alsbald eröffnen sie auch dem padrone di casa ohne Umschweife ihre Absicht. Auf seine Frage nach ihrem Stande wurde ihm die Antwort: »siamo artisti«, worauf er gleich mißtrauischen Blickes fragte: »pittori?« Ihre teilweise Zustimmung machte ihn sehr nachdenklich, und er brummte: »Mädchen im Haus — junge Frauen im Haus — und pittori — hm! hm!!« Er schien seine eigenen Ansichten über Maler und junge Mädchen zu haben, wollte sich auch nicht eines anderen belehren lassen, als der eine die deutschen Künstler als aller Tugenden Preis rühmte, und erst die Fürbitte seines schwarzäugigen Enkelkindes machte ihn den Bitten der löblichen Meister willfährig. Dann brach für die beiden ein köstlich Leben und Treiben an; Meister Anselmo zog jeden Tag aus, »der Natur ihre schönsten Geheimnisse zu entwenden«, und Scheffel suchte sich an unzugänglichem Seeufer einen schattigen Winkel, um in vormittägig einsamer Meditation eine große Venetianer Geschichte zu ersinnen; allein die Wildentenfänger von Calvin stahlen seinen Strohstuhl, und ein großer Schmetterling warf mit grobem Flügelschlag sein Tintenfaß um, so daß die Tizianischen Gestalten mit boshaftem Lachen entschwebten und die Geister des alten Venedig den Dichter verließen. Doch das machte ihm zu dieser Zeit keine Sorge, fröhlich genoß er den Augenblick, wanderte in den Bergen umher und schrieb in kühlen Abendstunden Reisebilder für das »Frankfurter Museum«. Dabei schaute ihm die schwarzäugige Maria oft über die Schultern, konnte aber die Buchstaben nicht enträtseln und meinte dann: »Immer schreiben, immer schreiben; er muß seine sposa in Deutschland sehr lieb haben, der fremde signore, daß er ihr so viel schreibt.«

Aus dieser Zeit stammt ein Aufsatz über Molveno. Obgleich Scheffel den Weg dahin meist auf dem Rücken eines Esels zurücklegte, kam er ihm doch recht beschwerlich vor; besonders jener Teil, den einst auch der allbekannte Ritter Georg von Frundsberg überwinden mußte, als er 1526, der päpstlichen Liga auf den gewöhnlichen Heerstraßen ausweichend, seinen Paß über die Tridentiner Berge suchte, und worüber Adam Reisner in seinem IV. Buch, wie folgt, berichtet: »Am 16. Tag Novembris hat Herr Georg lassen umschlagen, es soll sich jeder mit Proviant versehen auf drei Tag. Er verließ die Anfer Clausen und stieg mit dem ganzen Kriegshaufen das hoch Gebirg an, auf der linken Seite Piamont genannt, nicht weit vom Gardasee und Hydrosee. Anthony Graf zu Lodrón führet den Haufen einen engen schmalen Steg 3 deutsche Meil hinauf über alle Felsen, daß alle Menschen einer nach dem andern wie die Gembsen haben müssen steigen und niemands mögen reiten. Es sind auch Roß und Menschen verfallen, das Gebirg war so hoch, daß einem mußt grausen, wenn er in das Thal sahe. Es mußt auch der von Frundsberg hinauf zu Fuß steigen, doch haben etwan die Knecht lange Spieß wie Glender neben ihn gehalten; er hat einen starken Knecht in das Koller gegriffen, der ihn gezogen, und einer hinten hat ihn geschoben, denn er

war stark und schwer von Leib.« An der Puntera di San Vili, das ist an der Spitze des h. Virgilius, der als Schutzpatron im tridentinischen Gebiet verehrt wird, nachdem man ihn bei Lebzeiten zu Tode gesteinigt, überrieselte Scheffel ein Gefühl, das von Schwindel nicht sehr verschieden war. Am See von Nembia vorüber erreichte er den Molvenosee. Der herrliche Blick am Eingang des Dörfchens auf die Gletscherwelt machte einen überwältigenden Eindruck auf ihn. Als er von seinem Führer Stefano Auskunft über diese Gletscherwildnis verlangte, sagte dieser: »Wenn man drin ist, geht's 20 Stunden so fort und fort, dann kommt die alte Holzbrücke und dann die Schweiz.« — Da wandte Scheffel sein Reittier zur Schenke und freute sich, guten Wein und im Dialekt dieser entlegenen Gegend heimatliche Anklänge zu finden.

So vergingen unter Ausflügen, dialektischen und historischen Forschungen die vier Wochen des Tobliner Idylls. Dann wandte sich Feuerbach nach Rom; Scheffel ging nach Meran, nistete sich bei redlichen Bürgersleuten in der Steinacher Vorstadt ein und verlebte seine besten Stunden auf den alten Bergschlössern der Umgegend, besonders auf Schloß Lebenberg, »wo guter Wein und gute Gedanken wachsen«. Bei einer Besteigung des Hohen Iffinger bekam er jedoch solch starke Blutkongestionen, daß er schleunigst heimkehrte und sich nur langsam unter treuer Schwesterpflege erholte. Nach kurzem Aufenthalt im Schwarzwald trieb ihn jedoch schon im Mai 1856 seine unersättliche Wanderlust zu einer verfrühten Reise ins südliche Frankreich. Von Lyon aus besuchte er das Kartäuserkloster in den Alpen des Dauphiné. Als Gast desselben nahm er an dem mitternächtigen Gottesdienste teil und verließ am folgenden Tag, nachdem die geplante Besteigung des Grand Som durch schlechtes Wetter vereitelt war, alsbald diese düstere Stätte des Büßens, wo alles schweigt: die büßenden Menschen, die steinernen Mauren, die hohen Berge, »nur die Nachtigall in den Linden des Vorhofs ist noch kein Kartäuser worden und singt lustig und klagend ihr schmelzend Lied«. Unter den Zeichen großer Überschwemmungen fuhr er von Lyon nach Avignon, der Stadt, deren einstig Wahrzeichen war: sieben Päpste während sieben mal zehn Jahren hier residierend, sieben Hospitäler, sieben Brüderschaften von Büßern, sieben Männerklöster und sieben Kirchhöfe. An einem fröhlichen Sommermorgen ließ er sich in leichtem Fuhrwerk nach Vaucluse und seinem Quell fahren, um die Stätte von Petrarcas Wirksamkeit zu schauen. Seinen darauf bezüglichen Reisebildern fügte er auch die Übersetzung eines Briefes Petrarcas an den Kardinal Giovanni Colonna bei, aus welchem wir diesen Dichter, dessen Bild in der Geschichte so stark schwankt, als Bergsteiger kennen lernen.

Auf dieser Reise berührte Scheffel ferner Marseille, Nizza und die weitere Riviera. In Bordighera überfiel ihn ein heftiges Wechselfieber.

Auch in Genua mußte die Reise unterbrochen und ärztliche Hilfe in Anspruch genommen werden; dann ging's über Bellinzona und den Gotthard heimwärts. Diesen passierte er am 8. Juli 1856. Im waldumschatteten Schwarzwaldbade Rippoldsau fand er bald Genesung und konnte schon Ende September nach München übersiedeln, um daselbst seine »Irene von Spilimbergo« zu fördern. Dorthin folgte ihm auch seine Schwester Marie. Im steten Umgang mit ihr, die auf alle seine Pläne und Arbeiten verständnisvoll einging, erstarkte sein Geist zu neuem rüstigem Schaffen und wich seine Melancholie einer humorvollen Fröhlichkeit. Da raubte ihm Krankheit die treue Gefährtin und mit ihr ging all das Gewonnene wieder verloren. München war ihm verleidet, tieftraurig und ganz zerschlagen kehrte er ins Vaterhaus zurück und kämpfte in der grünen Dachstube, die seine frohe Jugendzeit gesehen, mit dem Trübsinn »wie König Saul«.

Seine Schaffensfreude war dahin, alles Angefangene vermochte er nicht weiter

zu führen; nur eine kleine epische Erzählung »Hugideo« entstand als ein »Totenopfer des trauernden Bruders«. Doch

Als die ersten Lerchen stiegen,
Und der Himmel freundlich lacht,
Hab' auch ich zu neuem Fliegen
Wanderfroh mich aufgemacht.

Mit seinem Freunde Eisenhardt ging er über Paris an die normannische Küste, und der Odem des Meeres machte seine Seele wieder ruhig, so daß er nach seiner Rückkehr und einer »sehr lustigen« Fußwanderung mit Professor Riehl aus München — von Rüdesheim zur Lahnmündung und lahnaufwärts bis Gießen, heimwärts durch den Odenwald, — die Stimmung zu den Rodensteinliedern in ihrer jetzigen Fassung fand, wozu sein Heidelberger Aufenthalt und der Verkehr im »Engern« das ihrige beigetragen haben mögen. Im Herbste desselben Jahres finden wir ihn als Gast des Großherzogs Karl Alexander auf der Wartburg. Als solcher nahm er auch an der feierlichen Einweihung des Rietschelschen Goethe- und Schiller-Denkmals am 28. August 1857 in Weimar teil; er zog sich aber bald vom Festjubel in den Thüringer Wald zurück und gelangte auf einsamer Fußwanderung über Georgenthal, Altenberge, Dietharz und den Rennsteig auf Schneehopf und Schmücke. Von hier ging er über Zella und Kleinschmalkalden auf den Inselsberg. »Bei einem Wegzoller am ‚Rondel', Wolff genannt, war ich über Nacht. Dort war vollständige Thüringer Waldpoesie. Vieles Singen der Weibsleute, Einkehr fahrender Männer und Bergleute, grosse Kneiperei bis um Mitternacht, viel echtes Volkslied . . . ich saß unter ihnen wie einer, der dazu gehörte, und habe mich königlich unterhalten. Ein alter Postillon, der des Wegs kam, trug mir Grüße an seinen Bruder, den Hausknecht im Schwanen zu Frankfurt, auf, die ich auf der Heimreise getreulich bestellt habe. Einem andern wär's vielleicht unheimlich geworden, ich war, ungeehrt und unversehrt, just in meinem Elemente . . .« Über Reinhardsbrunn und Ruhla kehrte er nach Heidelberg zurück. Von hier aus übernahm er am 1. Dezember 1857 eine Stelle als fürstlicher Bibliothekar in Donaueschingen, in welcher er bis 16. April 1859 verblieb. Als solcher hatte er die vom Fürsten erworbene Laßbergsche Bibliothek mit 273 Handschriften und 12000 Druckbänden zu ordnen. Diese arbeitsreiche Zeit wurde unterbrochen durch häufige Ausflüge in das Quellgebiet der Donau, durch Fahrten nach Karlsruhe und Heidelberg, durch einen zweiten Besuch auf der Wartburg und durch eine Reise nach Belgien und Paris. Bald drückte ihn aber auch dieser Dienst, und nur die Hoffnung, bei seiner jetzigen Tätigkeit manch guten Fund für seinen Wartburgroman »Viola« zu tun, dessen Vollendung er dem Großherzog versprochen hatte, machte ihm sein gegenwärtiges Los erträglich. Im April 1859 ging er mit Urlaub nach Karlsruhe und noch während des Krieges zwischen Frankreich und Österreich finden wir ihn auf Meister Konradus Spur an der Donau, um durch Lokalstudien sein Werk zu fördern. Am 5. Juni weilte er zu Passau, am 25. in Pöchlarn. »Aber ein Land, das leidet, soll man nicht als Tourist durchstreifen«, darum gab er den beabsichtigten Besuch von Wien auf und wandte sich von Linz über Prag nach Reinhardsbrunn. Und im sorglosen Streifen durch Thüringens Wälder entquollen seinem lang verstummten Liedermunde viele jener waldesduftigen fröhlichen Weisen, die in Frau Aventiure enthalten sind. Fern von aller Bücherei und staubbedeckten Folianten jauchzte seine Seele wieder auf, und in der heiteren Stimmung eines fahrenden Gesellen zog er von hier zum Frankenwald.

Auf Schloß Banz nahm er längeren Aufenthalt. Von allen Bergen der Umgegend hat er Ausschau gehalten, und nicht zuletzt vom Staffelberg. Wer an einem sonnenfrohen Tage zu ihm pilgert und hinabschaut in die fruchtbaren Niederungen und hinüber zu den waldesdunklen Hügeln des Frankenlandes, der

versteht, daß sich Scheffels zu dieser Frist so frohgestimmte Dichterseele in dem Liede ausjubeln mußte:

Wohlauf die Luft geht frisch und rein,
Wer lange sitzt muß rosten, ...

Auch in die fränkische Schweiz und mainabwärts bis Würzburg trug ihn sein nimmermüder Fuß, und überall entstanden neue Lieder, so daß er mit einer wohlgefüllten Mappe auf der Wartburg einziehen konnte. Und in seiner stillen Klause im Turm der alten Veste, die ihn während der Monate September und Oktober beherbergte, ist ihm Frau Poesie treu wie vordem zur Seite gestanden.

Am 8. November griff er wieder zum Wanderstabe.

Der Winter 1860 fand ihn im Elternhaus und zu Heidelberg. Als die Knospen im nächsten Frühlinge sprangen, traf ihn ein herbes Geschick — ein heißbegehrtes Weib verschmähte seine Liebe. Da floh er die Heimat, um den Sturm seiner Seele austoben zu lassen und suchte Frieden in der Stille an dem Chiemsee. Und der See und die Berge haben ihm gegeben, was er von ihnen begehrte, denn schon nach Wochen hören wir ihn rufen:

Endlich, endlich, milder Friede,
Kehrst du wieder in mir ein —
Grimmer Schmerz löst sich im Liede,
In den Wind entschwebt die Pein.
Bleicht und schwindet, wüste Träume,
Steig' zu Grabe, Wahnsinnsnacht:
Ferne blaue Alpensäume
Mahnen, daß ein Tag noch lacht.

Und ich schau' des Sees Spiegel,
Seiner Wogen grünen Schwall,
Seine tannendunklen Hügel,
Seiner Alpen Mauerwall.

Hochlandschneeluft weht hernieder,
Kühlend auf der Seele Glut,
Und gleich Möven kreisen Lieder
Neu beschwingt hier um die Flut . . .

Wie verklärt strahlt mir entgegen
Gottes Welt, wie gross, wie weit!
Bayrisch Meer, ich fühl' den Segen
Deiner keuschen Herrlichkeit.
Was gequält mich und gekränket,
Was des Denkens Folter war,
Tief zum Seegrund sei's versenket,
Sei vergessen immerdar!

Am 20. Mai 1860 verließ er die stille Insel im See und ging mit seinem Freunde Eisenhardt nach Salzburg und ins Salzkammergut. Auf dieser Fußwanderung besuchten sie folgende Orte: Mondsee, Schafberg, St. Wolfgang und Umgebung, Ischl, Gmunden, Hallstatt, Aussee, Gosau. In St. Wolfgang am Abersee nahmen sie längeren Aufenthalt; hier beim Anblick der alten Einsiedelei, dicht am Falkenstein, welche in den Jahren 972—977 der hl. Wolfgang, vordem Bischof zu Regensburg, als stiller Klausner bewohnte, erstand in ihm die Idee zu den »Bergpsalmen«. Auch Linz und Passau besuchte Scheffel zum zweiten Male im Interesse seiner »Viola«. Das beste Bild seiner Reise finden wir in seinem Brief, den er am 15. Juni von Passau aus an den Burgherrn der Wartburg richtete. In diesem beschreibt er ihm, wie sein Angesicht sonnengebräunt, die auf Gebirgs- und Uferpfaden geprüften Gebeine wegemüde, und Kleidung und Beschuhung in beinahe bedenklichem Zustande seien; dagegen beherberge die Wandertasche einen fröhlichen Reichtum an Liedern und Skizzen, vergilbten Alpenblumen und Erinnerungssteinen. Besonders warm schildert er die zwei Tage auf dem Schafberge, an denen es die Maiensonne recht gut mit ihm gemeint habe.

Die »Bergpsalmen«, die er von dieser Reise halbfertig mit heimbrachte, konnte er zu Hause nicht zu Ende führen, seine Seele brauchte Hochgebirgsluft zu ihrer Vollendung; darum griff er im gleichen Jahre nochmals zum Alpstock und zog am 11. September in die Schweizer Berge. Er besuchte im Berner Oberland den Rosenlauigletscher, Grindelwald, das Lauterbrunnental und blieb mehrere Tage auf dem Faulhorn. Hierüber berichtet er an den Großherzog:

». . . . ich habe über den Menschen und über den Wolken gehorstet an der Grenze des ewigen Schnees, 8000 Fuß über dem Meere, auf dem von den Bergfahrern schon lang geräumten Faulhorn im Berner Oberland. In den wahrhaft nordpolarischen Zuständen dieser Alpenspitze wurde ich indeß belehrt, daß es den sterblichen Menschen nicht ratsam, den Standpunkt allzu hoch zu wählen. Gefrorene Fenster, Schnee durchs Dach träufelnd, nächtliches Sturmgeheul, Sonnenaufgänge bei sechs Grad Kälte, die Menschen pelzvermummt, . . . die Luft ätherrein, aber so dünn, daß ihr Atmen Herzklopfen und Beklemmung verursacht«.

Auf der Wengernalp lauschte er noch etliche Zeit den Eiswundern der Jungfrau, zog dann hinab in mildere Regionen, nahm auf dem Seelisberg am Vierwaldstättersee ständigen Aufenthalt und vollendete hier seine »Bergpsalmen«.

Das Urteil über dieselben ist ein sehr verschiedenes. Manche erklären sie für das großartigste, was Scheffel gedichtet hat, andere halten sie für ungenießbar. Es muß ja zugegeben werden, daß in ihnen dem Leser viel ungewöhnliche Wortbilder entgegentreten, und ihr Ton ein sehr ernster und getragener ist, aber sie geben Zeugnis von Scheffels hoher Auffassung der Natur und seiner begeisterten Liebe zu den Wundern unserer Berge. Ich kann es mir nicht versagen, den ersten Psalm, in dem sich unseres Dichters ganzes Seelenleben widerspiegelt, hier wenigstens teilweise folgen zu lassen.

Landfahriges Herz, in Stürmen geprüft,
Im Weltkampf erhärtet und oftmals doch
Zerknittert von schämigem Kleinmut,
Aufjauchze in Dank
Dem Herrn, der dich sicher geleitet!

Du hast eine Ruhe, ein Obdach gefunden,
Hier magst du gesunden,
Hier magst du die ehrlich empfangenen
Wunden
Ausheilen in friedsamer Stille.

Und nun beschreibt er, wie des Einsiedlers Blockhaus inmitten der gewaltigen Gebirgspracht seiner Vollendung entgegen geht, mahnt den Einsamen zur Verscheuchung von Versuchung und Nöten zu rüstiger Arbeit und rüstigem Beten und schließt mit dem tröstenden Worte:

Noch ist's, wie David der König gepsalmt:
Wie dick auch der Nebel der Torheit erqualmt,
Mit dem Frührot scheucht ihn die Sonne.
Siegkühn wie ein Bräutigam kommt sie heran
Und freut wie ein Held sich, zu laufen die Bahn

Strahlend allum.
Die Himmel verkündigen Gottes Lob,
Seine Hand ist's, die unser Erdlein wob;
Laut sagt ein Tag es dem andern.

Wie dieser, so enthalten alle folgenden Psalmen: »Sturm«, »Nebel«, »Sonnenschein« Schilderungen von erhabener Schönheit. Von ganz großartiger Wirkung ist die »Gletscherfahrt«, und von feinem poetischen Duft durchwoben der Schlußpsalm: »Heimkehr:«

Harr' aus, harr' aus, du mein Waldespalast,
Treuliebste Freistatt der Wildnis.
Ausspreit' ich die Hände:
Gesegnet seien Grundveste und Dach,
Gesegnet alle vier Wände.
— — — — — — — — — — — — —

Du warst unser Zelt, unser Gotteshaus.
Nun löschen das Feuer des Herdes wir aus
Und lassen verwaist dich und einsam.
Doch am wärmenden Ofen denken wir dein,
Und mit dem ersten lenzwinkenden Schein,
So Gott will, kehren wir wieder.

Wer diesen Psalter zur Hand nimmt und nicht flüchtig über ihn hinweggeht, der wird eine frohe Stunde haben.

Nach seiner Rückkehr ins Elternhaus arbeitete er fleißig an seinem Nibelungenstoff. Allein es war, als ob der Fluch des Goldes auch auf ihn übergegangen sei, — sein Wartburgroman wollte ihm nicht gelingen. Dazu brach schwere Krankheit über ihn herein und verursachte ihm und Eltern und Freunden eitel Herzeleid. Doch ich übergehe dieses Leidenskapitel in unseres Dichters Leben und wende mich der

nächsten Alpenfahrt zu, die er nach seiner Genesungszeit am Hallwyler-See und in Rippoldsau im Frühling 1862 antrat. Ein Brief an den Großherzog gibt wieder Kunde über sein bewegtes Wandern vom Februar bis November dieses Jahres. »Der Lenz ohne gleichen, der schon mit den letzten Februartagen in die Welt kam«, lockte ihn durch die Rauhe Alp und den Schwarzwald in die Schweiz an den Hallwyler-See. »Jeder sonnige Tag fand mich auf einem andern Berggipfel, und von Situationen und Motiven eines von Veste zu Veste fahrenden Sängers ward mir eine Fülle von Anschauungen, die Früchte tragen kann« . . . . »Im September wandte ich mich nach Rhätien. . . . In Sturm und Regen stieg ich aus den Jagdgründen von Davos über den rauhesten aller Alpenpässe, den von Knochenlawinen erschlagener Saumtiere bleich umrandeten, von Eisfeldern überdachten, bei 8000 Fuß hohen Scaletta.

Wie pfeift der Ostwind rauh mich an, wie pfeift's in allen Schluchten,
Als ob mich sündenleichten Mann viel tausend Teufel suchten.
Oyme! an welch ein End' der Welt bin ich allhie geraten,
Auf Welschland ist mein Sinn gestellt, und muß im Eise baden.

Am Lärchenwald erschimmert's weiß von Riffen, Zacken, Schrunden;
Ein Wall von Schutt, ein Strom von Eis hat sich zu Tal gewunden,
In dämmernder Schneekönigspracht, auf finstrem Wolkensitze
Reckt Piz Bernina in die Nacht die demantblanke Spitze.

Sein Nebel deckt des Passes Höh'; durchblasen und durchfroren,
Schwank ich umher am schwarzen See und hab den Pfad verloren . . .
Wär' nicht ein Trost im Tal Valt'lin, genannt der Valtelliner,
Ich fluchte auf das Engadin und auf die Engadiner.«

Erst im November wandte er sich wieder der Heimat zu. Ein boshaftes Gerücht hatte sich dort über ihn verbreitet. Zum Zeugnis dagegen hat er die Lieder, die ihm Frau Aventiure, während die Sonne fünfmal ihren Lauf vollendete, zugeflüstert hatte, zu einem Strauße gebunden und diesen in die Welt gesandt. Das Werk trägt teilweise des emsigen Forschers Gepräge, aber in den vielen duftigen Blumen dieses Straußes bewährte sich doch zuvörderst Meister Fridanks Spruch an unserem Dichter: »Mein Herz im Traume Wunder sieht, das nie geschah und nimmer geschieht«.

Nach Vollendung dieses Werkes verlangte er nach der Ruhe des Gebirges und fand sie in dem abgeschiedenen Berghäuschen seines Freundes Dr. Förster zu Pienzenau bei Miesbach. Häufig besuchten ihn hier seine Münchener Freunde. Da wurde denn bei gutem Wetter dem Wendelstein oder einem seiner Trabanten ein fröhlicher Besuch abgestattet. Scheffel zählt diese Wanderungen zu seinen liebsten Erinnerungen. Von ihnen hat er noch manches Lied zum Preise der Hochgebirgsnatur mit heimgebracht.

Im folgenden Jahre schien ihm noch in der Liebe einer hochbegabten Frau neues Glück zu erblühen. Die Hochzeitsreise führte die Neuvermählten an die oberitalienischen Seen. »Wie zwei gute Kameraden zogen sie, meist zu Fuss, über den Splügen und nahmen in Lugano längeren Aufenthalt.« Aber das Glück hatte nicht Bestand, — als sein »Gaudeamus« erschien, verließ ihn sein Weib.

Ich muß zum Schlusse eilen. Es ist auch nicht möglich, Scheffel auf seinen weiteren Kreuz- und Querfahrten durch Deutschland und die Alpenländer zu folgen. Fort und fort fuhr er unstet durchs Revier, wochen- und monatelang wußten Verwandte und Freunde gar nicht, wo er weilte, bis auf einmal aus irgend einem entlegenen Alpenwinkel Kunde von ihm kam. In den Jahren 1868 und 1869 geleitete er auf zwei größeren Alpenfahrten seinen Freund Anton Werner an die

Geburtsstätten seiner Dichtungen, und erst 1884 schrieb er, von einer Schweizerreise heimkehrend, seinen »Gedenkspruch:«

Blauer Himmel, lichte Wölklein
Spielend um zerzackte Höh';
Gletscherbäche, Wasserfälle,
Sonnbeglänzter ew'ger Schnee...

Schau' ich's auch, entzückten Blickes,
Nicht mehr täglich auf der Fahrt —
Die Erinn'rung reinen Glückes
Bleibt so schön wie Gegenwart!

Im Jahre 1870 kaufte er sich zu Radolfzell am Bodensee ein Stück Land und baute sich ein Haus, über dessen Türe stand: »portum inveni«. Wenn dieser Hafen auch nicht ohne Sturm blieb, wenn Scheffel auch mehr denn die Hälfte des Jahres den festen Sitz verschmähte, so lebte er doch hier, wo Gottes Sonne frei und licht über die blaue Flut in alle Fenster hineinleuchtete, dem Jagen und Fischen ergeben, als Gutsherr ein wenigtens vorübergehend ruhiges Alter. Während dieser Zeit zogen seine Lieder wanderlustig hinaus und pochten fast an jede deutsche Türe, und bereitwilligst hat man ihnen die Pforten geöffnet. Ihrem Meister haben sie Gold und Ruhm heimgebracht, wie keinem anderen Dichter zu Lebzeiten, so daß er wohl selbst nicht an das Wort glauben konnte, das er wenige Jahre vor seinem Tode im Anblick des Kölner Domes sprach:

Im Kölner Dome stehen
Viel' Heilige von Stein —
So viel der Jahre möcht' ich
Noch froh auf Erden sein.

Doch bald heißt's: »Auf zur Abfahrt!«
Wer denket dann noch mein?
Die Lieder sind verklungen,
Und ruhig fließt der Rhein.

Und als der Tod ihn am 9. April 1886 in seiner Vaterstadt zur letzten Ruhe führte, während der Frühling Einzug hielt mit Knospen und Blühen, da stand nicht nur sein engeres Vaterland mit seinem Fürstenhause trauernd am offenen Grabe: Alldeutschland neigte sich vor dem großen Toten!

Ja, ein Dichter war er und einer von den besten. »Nicht nach und nach bildete er sich zum Meister, der Meister war mit ihm geboren und trat in die Erscheinung, sobald die Frucht, die ihm ein Gott ins Herz gelegt, ihrer Bestimmung entgegengereift war.« Seine Werke reiften nicht unter mühsamer Arbeit, sondern wenn ein Anlaß ihn erregte und Stimmung ihn beseelte, dann sprudelten sie aus ihm heraus wie der Quell, der aus dem Berge springt: ursprünglich und urwüchsig. Und diese sangesfrohe Stimmung fand er zumeist in den Bergen. Wohl hatte er seines Vaterlandes Gauen, das sonnige Italien mit seines Meeres Rauschen innig lieb, — das liebste aber war ihm die Pracht unserer Alpenwelt. Zu ihr flüchtete er sich aus der Städte beengendem Dunst und Qualm, zu ihrer hehren Einsamkeit rettete er sich vor törichter Menschen irrigem Urteil, in ihr fand er nach trüben Zeiten stets wieder Daseins- und Schaffensfreude, und fast alles, was er uns Schönes und Großes gegeben, hat er von den Bergen heimgebracht. Wenn er gleich einem fahrenden Schüler, der er sein ganzes Leben lang geblieben ist, immer wieder ohne Rast und Ruh ins Weite zog und durch Täler und Wälder zu Bergeshöhen emporstieg, um Auslug zu halten von freier Halde, so jauchzte seine Seele auf in hellen Jubeltönen und goldene Worte entströmten seinem liederreichen Munde. Auf allen seinen Bergfahrten begleitete ihn aber auch nicht allein die Schönheitsliebe des Poeten und die Schönheitskunde des Malers, sondern vor allem der rechte Geist, der Geist, der beim Anschauen der hehrsten Offenbarungen des Schöpfers noch der Verklärung fähig ist. Und daß dieser Geist fest stehen möge unter den Bergfahrern aller Zeiten, fest wie Grund und Grat der Alpen selbst, das walte der, der das Schöne geschaffen hat!

Das Geldloch im Ötscher.[1]

(Die Seelucke. — Eine Eishöhle.)

Von

Eugen Berr und Dr. H. Hassinger.

I. Erschließung und Geschichtliches.

Von *Eugen Berr.*

Deutschen Waldes Poesie umfängt den Wanderer, der das Gebiet der kleinen Donaunebenflüsse Traisen, Ybbs oder Erlaf betritt. Schier endlose dichte Forste durchziehen fruchtbare Täler, die zum Teil in wildromantischen stundenlangen Schluchten und Klammen mit zahlreichen herrlichen Wasserfällen auslaufen, und die mächtigen Buchen und Tannen wissen gar manches längst verklungene Lied jener Zeit, als noch die rauschenden Bäche viele Eisenhämmer unten in den Tälern trieben, Sensen- und Nagelschmiede gar weit die Produkte ihrer rührigen Arme in die Welt sandten und des Fuhrmanns Peitsche das Echo weckte an den Felsen der Talwände. Und diese wettergrauen, ernst herniederblickenden Felswände, wenn die erst erzählen wollten — die wissen noch viel weiter zurück!

Es ist gar altehrwürdiger Boden, der in der Geschichte Nieder-Österreichs seit alters her ein vielumworbenes Gebiet war — davon geben viele Ruinen[2]) Zeugnis auf den Höhen, einst stolze Burgen fränkischer Herren, deren Namen keine Lippe mehr nennt, und die klösterlichen Niederlassungen von Kartäuser und Benediktiner Mönchen. Die blutigen Wogen der Türken- und Franzosenkriege schlugen bis in diese einsamen Täler, und auch die Reformation hat hier ihre Spuren zurückgelassen, wie einzelne kleine protestantische Gemeinden, die sich trotz aller Not bis zum heutigen Tage erhielten, Urkunde geben.

Man sollte meinen, dass so bewegte Zeiten unter der anwohnenden Bevölkerung tiefe Spuren zurücklassen mußten in Form von Erzählungen und Überlieferungen, die sich vom »Ahndl« auf den »Enenkel« vererben. Doch nichts von alledem vermochte die Phantasie und das Interesse des Volkes so sehr auzuregen als der Blocksberg Nieder-Österreichs, der Ötscher, mit seinem geheimnisvollen, unterirdischen See, seinen »Wetterlöchern« und Höhlen. So wie des Ötschers sagen-

[1]) Nach M. A. Becker findet sich in Urkunden des ehemaligen Stiftes Mondsee aus dem 9., sowie jenen des Stiftes Seitenstetten aus dem 12. Jahrhundert der Ötscher als einzelner Berg »Othza«, später »Othzan«, »Oethschan« genannt. In G. M. Vischers »Kürzester Weltbeschreibung« (Gratz 1674) heißt der Berg »Ottscher« und »Oettscher«. Im Volksmund findet sich in einzelnen Gebieten zuweilen die Bezeichnung »Hetschalberg« auch »Hetscherlberg«, welcher Name wohl kaum mit der für Hagebutten im österreichischen Dialekte üblichen Bezeichnung »Hetschapetsch« in Beziehung steht.

[2]) Ruine Hohenberg im Traisentale, Rabenstein und Weißenburg im nahen Pielachtale, Ruine Perwart und Reinsperg an der Erlaf etc.

umsponnenes Haupt als Luginsland und Grenzposten der Voralpen, von allen Punkten der Umgebung dominierend ins Auge springt, so beherrschte er seit jeher die anwohnende Bevölkerung in ihrem Denken und Dichten. Denn das Sinnen und Forschen nach dem Geheimnisvollen, dem Unbekannten sitzt tief im Wesen der Menschen, wie ja auch der Hang zum Träumen und Fabulieren in der Volksseele ausgebildet ist und tiefe Wurzeln zu schlagen vermag — positiver Erkenntnis und Aufklärung häufig hartnäckig feindlich gegenüber stehend. Bis zum heutigen Tage noch ist es den Leuten der Ötschergegend nicht ganz geheuer in den Höhlen; die Sagen von den Wetterhexen, den bösen Geistern, welchen die Höhlen eine Art Massenquartier zu bieten schienen, das nach der eigenen Aussage derselben, die sie gelegentlich einem fürwitzigen Bauern machten, »bereits von ihresgleichen so angefüllet wäre, daß sie fast ersticken und verschimmeln müssen«,[1]) sowie die grausigen Berichte von den »Venediger Manndeln« liegen dem Volke noch sozusagen im Blute. Besonders die letzteren scheinen sich sehr unliebsam bemerkbar gemacht zu haben, zumal sie nicht allein die Schätze aus dem Berge in schweren Säcken auf ihren »Kraxen« davonschleppten, sondern auch noch die allerdings fatale Gepflogenheit hatten, fremde Eindringlinge in ihrer Höhlendomäne zu erschlagen. So mächtig und so weit verbreitet erwiesen sich diese Sagen, daß sogar zwei Kaiser spezielle Expeditionen in die Höhlen anbefahlen, und zwar fand die erste unter Kaiser Rudolf II. 1591 statt, der für die Kunst des Goldmachens eine grosse Vorliebe an den Tag legte, welche wohl von manchem seiner Alchemisten auf dem Hradschin nur als eine liebenswürdige Schwäche aufgefaßt worden sein mochte. Jene älteste bekannt gewordene Expedition ist übrigens am weitesten in den Höhlen vorgedrungen, wie weiter unten noch gelegentlich erwähnt werden soll. Der Kaiser beauftragte den Besitzer der Herrschaft Freidegg, Reichard Strein, zu untersuchen, »was es vor eine Gelegenheit mit dem Etscherberg habe, und insonderheit, was für stein, oder anderes seyn möchte, so die wälischen von diesem Berg in Kräxen hinweg, und auf dem Land tragen sollten«. Am 6. September 1591 begab sich nun Strein als kaiserlicher »Commissarius« mit dem Bannerherrn Christof Schallenberger, einem Diener des Priors der Kartause zu Gaming Namens Hanns Gasner, einem jungen Medicus, Joannes Michelius (wahrscheinlich Johann Michel) und elf Trägern auf den Ötscher. Auch ein Herr von Zinzendorf befand sich in der Gesellschaft, »welcher ühme aber nicht mitgetraut hat, Dem Berg zu steigen, und wieder zurückgeraiset«. Der Zweck der Expedition geht wohl deutlich aus der Bemerkung hervor, daß man »einen Goldschmied von Wienn, so sich auf die Stein verstehen solle, bestellt, aber damalle nicht haben mögen. Keinen Berg- oder Arzt- (Erz-) Verständigen habe über beschehene Nachforschung nicht haben können«. Dafür schien aber Schallenberger seinen Platz voll auszufüllen, da von ihm berichtet erscheint: »ein sehr Gelehrter junger Mann, der seine peregrinationes wohl angelegt, und noch begirig ist Vill zu erfahren, sorgte ühme dabey nichts, weder an herz noch an Geschiklichkeit des steigens gemangelt, und sich hernach befunden, das er denen Wegweisern selbst in mehrer weeg gute anleitung geben und das Sie ohne ühme nicht so weit kommen wären.« (Eine Eigenschaft, der die Wegweiser dort vielfach noch in alter Pietät treu geblieben scheinen.) Es folgt nun auf acht Seiten ein eng gedruckter aus-

[1]) Die gelegentlich eingestreuten älteren historischen Berichte und Citate sind aus Dr. Adolf Schmidl's »Die Höhlen des Ötschers«, Sitzungsbericht der kaiserl. Akademie der Wissenschaften vom 17. April 1857, Band XXIV, zweites Heft, und entstammen dem Gedenkbuche der Pfarrei Grafendorf (bei St. Pölten) vom Jahre 1746. Derselben Quelle bediente sich Dr. M. A. Becker in seinem zweibändigen Werke »Reisehandbuch für Ötscherbesucher«, Wien 1859, wie auch einer alten Chronik des Lilienfelder Abtes Hahnthaler »Der inwendige Ötscher und seine Wunder«.

führlicher Bericht aller besonderen Abenteuer, welcher wohl die Geduld der Leser zu sehr ermüden würde. Doch nicht genug damit, schließt sich an diesen Bericht noch eine »Umständliche Beschreibung« von weiteren sechs Seiten mit einer »Weiteren Relation von Hr. Priors Von Gamming Diener Hannsen Gasner« — das ist wohl eine im wahrsten Sinne des Wortes »erschöpfende« Gründlichkeit!

Die zweite historisch bekannte Expedition fand 1747 unter Kaiser Franz I. (dem Gemahl Maria Theresias) statt, dem das Rätselhafte der Ötscherhöhlen und der darin befindlichen »Seelucken« zu Ohren kam. Er beauftragte einen J. N. Nagel, nachherigen kaiserl. Mathematikus, »Seltenheiten des Ötschberges, und was man sonst merkwürdig allda zu halten pfleget, in Augenschein zu nehmen, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden, und das nöthige durch einen Reißer zu Papier bringen zu lassen«. Wohl trat Nagel seiner Aufgabe mit größerem Verständnis und reicherem Wissen entgegen wie seine Vorgänger unter Kaiser Rudolf II., aber gleichzeitig mit bedauerlich wenig Mut, wie aus seinem Berichte zu entnehmen, aus welchem hervorgeht, daß er Aberglauben entschieden verurteilt — bei anderen. Er sagt zum Beispiel: »Dieser (der Ötscher) ungeheuer Felsicht und 700 Klaffter hoher Hauffen hat sich schon längst, so wohl bey jenen, welche an und um ihm wohnen, alss auch bey denen Vorbeireisenden wegen sein fürchterliches Ansehen und den darauf befindlichen zweyen Höhlen, bekannt gemacht; und dadurch denen mehristen zu allerhand Einbildungen und Aberglauben Anlaß gegeben. Das wunderlichste, so man von ihm zu erzehlen pfleget, ist, daß alle diejenigen Teufflen, so aus denen Besessenen ausgetrieben werden, auf diesen Berg ihren Aufenthalt nehmen müssen; welcher ihnen aber, ihrem eigenen Geständniß nach, so unangenehm fallen soll: daß sie auch viel lieber in alle andere abscheuliche Orte, als hiehin wandern möchten. Man setzt hinzu, daß sie offt Legionen weiß auf dem Berg herumritten; und nach solcher Cavalcade findet man gemeiniglich Huff-Eisen, aus deren Figur, und Größe man abnehmen könnte, daß sie sich der Geiß-Böcken hierzu bedienten. Zu deme bilden sich viele ein, und lassen sich auch keines anderen überreden: als ob in der See-Lucken große Schätze verborgen wären.....« Er glaubte also nicht mehr an den Goldreichtum des Ötschers und spricht von Aberglauben, der ihn aber im entsprechenden Momente gewaltig am Zopfe packte wie in der Geschichte vom Hänschen, welches das Gruseln lernen wollte. Beim Höhleneingange kam ihm eine Schar sogenannter »Schneetagl« oder »Steinredel«, wie er die Bergdohlen auch nennt, mit solchem Gekrächze entgegen, daß er »einige Furcht verspürte, in der Meinung, es möchten dieses vielleicht die Drachen, oder gar die Teufeln sein, welche uns den Untergang drohten«. Der tapfere Hofmathematikus begrüßte auch mit sichtlicher Wonne das erste nach wenigen Schritten sich bietende touristische Hindernis als willkommenen Vorwand zur Umkehr. — Von weiteren Exkursionen in die Höhlen wären nur jene noch hervorzuheben, deren Resultate in Publikationen niedergelegt wurden. Es waren kurz in chronologischer Folge aufgezählt: 1. jene im Jahre 1808 von Regierungsrat von Schreibers, Direktor des Naturalienkabinetts, und von Widmanstätten, Direktor des technologischen Kabinetts in Wien; 2. Ladyslaus von Pyrker 1847; 3. 1855 von Dr. M. A. Becker und Dr. A. Schmidl, den bekannten Höhlenforschern; 4. 1856 von Dr. Anton Kerschbaumer und 5. 1897 von Professor Hans Crammer und Professor Dr. Robert Sieger, welche zuerst die im »Globus« publizierten, so interessanten systematischen physikalischen Beobachtungen vornahmen.

Viele Male zogen wir aus, eine kleine Schar temporärer Troglodyten[1]), der Ötschersphynx den Schleier vom Gesichte zu ziehen, bis es uns endlich gelang, im letzten Jahre des alten und dem ersten Jahre des neuen Säkulums, mit Hilfe moderner Beleuchtungstechnik, mit Acetylen und Magnesium das vielhundertjährige Dunkel der Höhlen aufzuhellen. Von größtem Werte vor allem war die Aufnahme, welcher mühevollen Arbeit sich Herr Architekt W E. Luksch, sowie die Herren k. u. k. Oberleutnants des österreichischen Generalstabes Rudolf Cziharr von Lauerer, Georg Feichter und Gildo Sandri in aufopferungsvollster Weise unterzogen. Jeder der Herren nahm bei den einzelnen Exkursionen einen Teil auf, und zum Schlusse unterzog sich Oberleutnant Feichter nochmals der Mühe einer vollständigen Nachmessung; er legte die gesamten Arbeiten, welche bei den wiederholten Kontrollvermessungen wunderbar stimmten, in dem beigegebenen Höhlenplane nieder, so daß dem Verfasser dieses Berichtes anläßlich einer letzten Exkursion nur noch erübrigte, einen kleinen, sehr schwer zugänglichen Teil dem Plane anzufügen. Um auch weiteren Kreisen eine Vorstellung der erhabenen Schönheit und zugleich auch packenden, wilden Romantik der Höhlen zu geben, wurde für zwei Touren ein Photograph engagiert, der sich als tüchtiger Spezialist für Blitzlichtaufnahmen erwies. Gelegentlich der letzten Exkursion wurden vom Verfasser noch einige Blitzlichtaufnahmen ausgeführt, und zwar mit einem Zeiß-Weitwinkel No. 5 und einer 18×24 *cm* Werner-Kamera der Firma R. Lechner (W. Müller) in Wien.

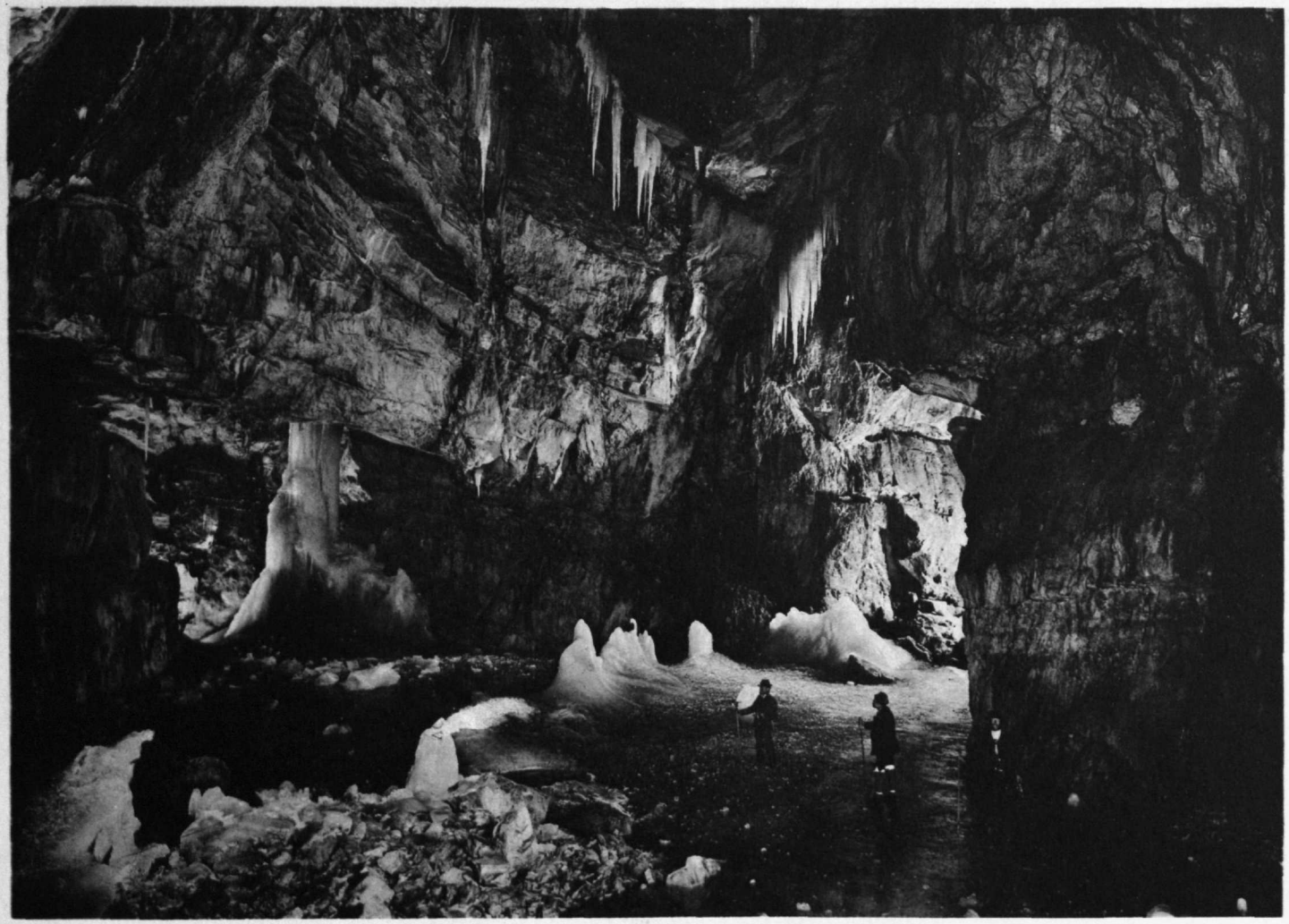
Für die uns gewährte Erlaubnis, das im Jagdreviere des Stiftes Lilienfeld gelegene Höhlengebiet auch während der Jagdsaison betreten zu dürfen, möge an dieser Stelle der Ausdruck des besten Dankes Platz finden.

Der Besuch der Höhlen erfordert verhältnismäßig viel Zeit, trotz der Lokalbahn, die, von der Hauptstrecke bei Pöchlarn abzweigend, von Gaming als schmalspurige Bahn an dem idyllischen Lunzersee vorüber in weitem Bogen nach dem altehrwürdigen Waydhofen a. d. Ybbs führt, dort wieder an das Hauptnetz der Bahnstrecke anschließend. Von den Aufstiegen zu den sehr hoch gelegenen Höhlen zählt wohl der Weg von Puchenstuben über den prächtigen Trefflingfall mit seinen vielen hohen Ka aden, Trübenbach, Bärenlacke und durch den sogenannten Rauhen Kamm, s ie jener von der Ortschaft Wiener Brückl, am mächtigen Lassingfalle vorbei, durc den tief eingerissenen pittoresken Ötschergraben, zu den schönsten aber längsten, on der nächsten Bahnstation Kirchberg a. d. Pielach, beziehungsweise Freiland-Türnitz oder Kernhof. Übrigens ist der Durchstieg des Rauhen Kammes von oder zur Bärenlacke aus Jagdrücksichten verboten. Der Fußsteig von Gaming über den Polzberg beansprucht dieselbe Zeit (3 Stunden) wie die Wagenfahrt auf der steilen, hochgelegenen Bergstraße, welche ein Stück parallel der Bahnstrecke durch das Tal der Ybbs (auch Ois) zieht.

Die Straße leitet an dem dereinst von schweigsamen Kartäuserbrüdern gegründeten weitläufigen Klostergebäude hinter Gaming (430 *m* Seehöhe) vorbei, dann folgt eine verlassene Hammerschmiede und nun geht's steil bergan bis zur Höhe des Grubberges (ca. 800 *m*), von wo die Straße jäh talab endlich zu dem idyllisch gelegenen Örtchen Lackenhof[2]) führt, wohin stets die für unsere Touren leider notwendigen Träger bestellt wurden. Es war oft schwer, die richtigen Leute

[1]) Nicht bei allen Höhlentouren waren sämtliche der angeführten Herren beteiligt, denn es hielt oft schwer, die nötige Teilnehmerzahl zu finden, so daß im Laufe der Expeditionen häufig neue Mitglieder gewonnen werden mußten. Es waren die Herren: Hans Bekehrty, Karl Brischar, Oberleutnant Rudolf Cziharr Edler von Lauerer, Oberleutnant Georg Feichter, Otto Fritze, Karl Fuchs, Alexander Ritter Günther von Ollenburg, Karl Habig jun., Dr. Hugo Hassinger, August Kitscheit, Architekt W. E. Luksch, Rudolf Niemsee, Alfred von Radio-Radiis, Oberleutnant Gildo Sandri, Ernst Schüller, Paul Trömel, Karl und Viktor Zierhut.

[2]) Vormals befand sich nahebei ein kleiner See, „Die Schwarze Lacke".



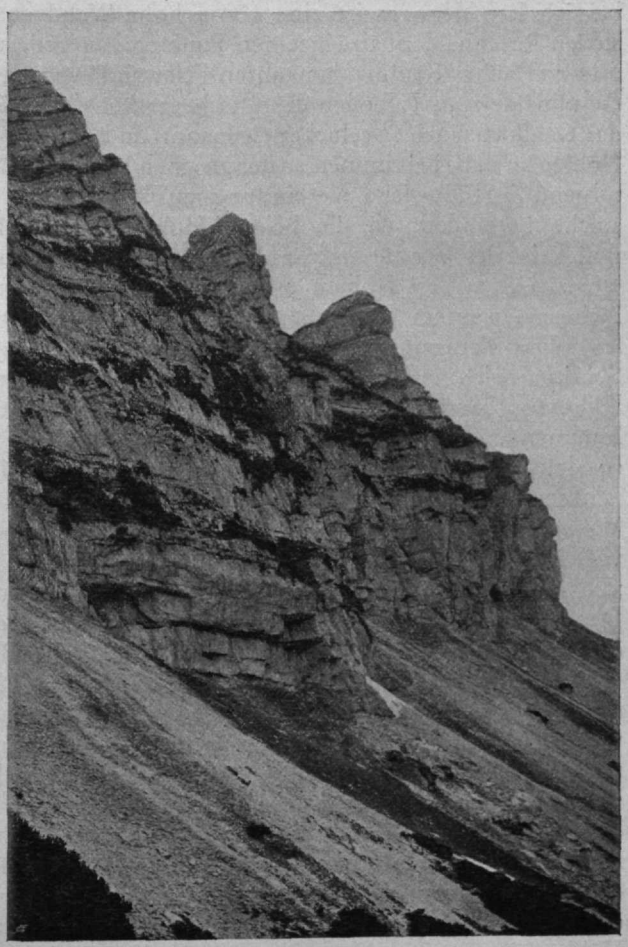
Naturaufnahme von M. Strobl, Photograph.

Bruckmann repr. Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.

Eisdom vom rechten Gange. (Pfingsten 1901.)

aufzutreiben. Wirklich nur halbwegs brauchbare Männer zählten nach unseren dort gesammelten vielen trüben Erfahrungen tatsächlich zu den Ausnahmen, als deren hervorragendste und lobenswerteste durch sein stets höfliches und dienstwilliges Benehmen der als Träger unermüdliche Engelbert Bernreiter aus dem Ötschergraben genannt zu werden, verdient.

Der Weg von Lackenhof über die Riffel, 1284 *m*, bildete stets den bekannten Wehrmutstropfen im Becher, denn es gehört sicherlich zu den Vergnügungen vorletzter Güte, dasselbe an Höhe emporzusteigen, was man sofort verlieren muß, um dann wieder das gleiche zu steigen. Von Lackenhof kann man eine, wohl nur im Sommer auffindbare Wegrichtung an der sogenannten Jägerfichte vorüber, unter dem Taubenstein und durch die Pfanne (einer alten Lawinenstraße) zum Rauhen Kamme einschlagen. Von der Riffel führte einst eine nun vernichtete blaue Markierung unter dem Hüttenkogel und längs der Südwände des Ötschers zu den Höhlen. Die zahlreichen kleinen Felswände und dichten Legföhren erschweren das Auffinden und Einhalten dieser Route heute in hohem Grade.



Südseite des Rauhen Kammes mit den Höhleneingängen.

Das Spielbüchlerwirtshaus, ca 900 *m*, jenseits der Riffel im Ötschergraben ist der Trägerkarawane ersehnte Oase. Dieses Haus dürfte wohl eine der ältesten bewirtschafteten Unterkunftshütten für Touristen sein, wie die bis ins 17. Jahrhundert reichenden Fremdenbücher bezeugen, welche den sorgfältig gehüteten Hausschatz der Familie Spielbüchler bilden, in deren Besitz das Haus seit vielen Generationen sich befindet. Nun sind nach dem kurzen, kaum zweistündigen Marsche von Lackenhof bis hieher nur noch drei bis vier Wegstunden (je nach der Jahreszeit) bis zu den Höhlen, so daß der ganze Zeitaufwand von der Bahnstation Kienberg bis zum Höhleneingange »nur« acht Stunden beträgt! Ein gewisses Mitgefühl ist darum begreiflich, wenn man in dem Berichte Streins liest: »Wie wir fast eine stund über sich gestiegen, hat es mich schier gereuet, und besorgt, ich müste aussetzen, Dan mir gleichsam eine ohnmacht zugehen wollen, weil ich mich anfangs bald übereilet, zu stark, und aus dem Athem gegangen, auch darum, das mich ein

weegführer erschröckt, indeme ich Vermeinet, wir hatten schon halben berg, Er Vermeldet, es ware noch Der zehende Teil nicht.«

Die Höhlen befinden sich in den Wänden des gegen Süden gekehrten Absturzes des Rauhen Kammes, der vom Ötschergipfel von West gegen Ost abfällt, in ca. 1470 *m* Seehöhe; sie liegen also sehr hoch, da der Gipfel des Ötschers nur 1892 *m* hat. Gleichwohl ist der Abstieg vom Gipfel zu den Höhlen nur im Hochsommer durchführbar und dann nur, wenn man nicht schwer belastete Träger bei sich hat, denn es ist eine 300 *m* hohe Wand zu durchklettern, die von wenigen steilen Rasenhalden an einzelnen Punkten bandartig unterbrochen wird.[1]) Am Fuße dieser »Rauher Kamm« benannten Felswand, von der sich eine breite, steil geneigte Geröllhalde zum Talboden des Ötschergrabens hinabzieht, befinden sich zwei Höhlen, das Geldloch (auch »Seelucken« genannt) und das »Taubenloch«. Obzwar diese beiden Höhlen so nahe beisammen an der gleichen Wand münden, ist doch im Innern derselben nirgend irgendwelche Verbindung zu konstatieren und hat wohl auch nie eine solche bestanden, da die beiden Höhlen in verschiedenen Richtungen verlaufen und keinerlei Verstürzung einer derartigen Vermutung Raum gibt — ebensowenig wie zwischen den Höhlen und den westlich des Ötschergipfels liegenden »Wetterlöchern«, was ein Blick auf die Karte ja auch sofort zeigt.

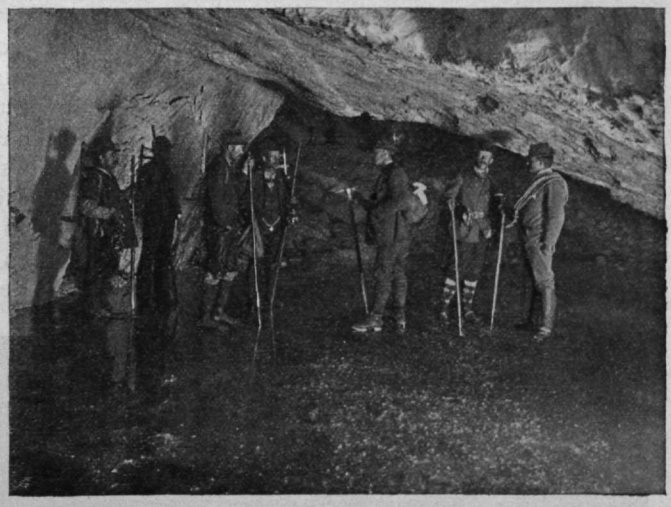
Das Taubenloch bietet wenig des Interessanten, da diese Höhle, nach wenigen Schritten sich abwärts senkend, nur sehr kurz ist, weder Eis noch Tropfsteinbildungen hat und bald in einigen ganz glatten mit Kalksinter bekleideten weiten Kaminen endet, in deren größtem ich mich einmal im Eifer arg verstiegen hatte, so daß ich das Zurück nur der raschen bereitwilligen Initiative eines Höhlengefährten, des Herrn Carl Habig jr., verdankte. Interessant in dieser Höhle ist das Vorkommen großer Schwärme einer eigenartigen Species von Höhlenfliegen, die vielleicht den zahlreichen Fledermäusen als Nahrung dienen, während die Fliegen sich möglicherweise an den aller Orten liegenden toten Fledermäusen regressieren. Der obengenannte Hofmathematikus J. N. Nagel entwirft von dem Taubenloche eine poetische, aber heute nicht mehr zutreffende Beschreibung.[2])

Seit jeher wandte sich das allgemeine und begründete Interesse aber dem Geldloche zu. Mächtige Felsblöcke bewachen den Eingang und über stark geneigtes Gerölle und eine ca. 1 *m* tiefe Guanoablagerung der hier hausenden zahlreichen Bergdohlen führt der Weg in die Unterwelt. Als wir einmal um Mitternacht dort ankamen und unsere Fackeln und Acetylenlaternen anzündeten, flogen die Bergdohlen, aufgeschreckt und geblendet durch das Licht, dicht an unseren Köpfen vorbei, was unsere damaligen Träger veranlaßte, sich fleißig zu bekreuzen — offenbar trauten sie den unschuldigen Vögeln nicht recht, — und nichts vermochte die Leute zu bewegen, mit uns in die Höhle zu gehen. Hier mußte stets große Höhlentoilette gemacht werden, das heißt an Sweaters, Schneehauben, trockenen Strümpfen und anderen warmen, die Bewegung nicht hindernden Kleidungsstücken so viel als möglich angelegt werden, denn obwohl die Temperatur kaum jemals unter —3° C sank, machte sich die Kälte infolge des vielstündigen Aufenthaltes doch recht fühlbar. Gelegentlich eines nächtlichen Biwaks wurden an der Stelle je ein von Herrn Oberleutnant von Cziharr und von Herrn Paul Trömel konstruiertes wasserdichtes und vollkommen verschließbares Zelt aufgeschlagen, von welchen

[1]) Dieser Durchstieg bedingt aber eine ganz genaue Kenntnis der Lage der Höhlen — überdies riskiert man, dort von den Jägern zurückgeschickt zu werden, welche den strengsten Auftrag haben, dieses Gebiet scharf zu überwachen.

[2]) Nagels Beschreibung ist nicht gedruckt worden, befindet sich aber handschriftlich in der k. k. Hofbibliothek in Wien. Es ist ein mäßiger Folioband von 50 Seiten mit 15 Abbildungen, teils in Tuschmanier, teils von Sebastian Rosenstingl koloriert.

jedes zusammengelegt leicht im Rucksacke transportierbar war, obwohl in jedem der zwei Zelte drei bis vier Personen bequem liegen konnten. Der Vorraum im Taubenloche eignet sich übrigens besser für ein Nachtlager, was bei einer späteren Gelegenheit erprobt wurde. Bezüglich der diversen Beleuchtungsmittel möge hier in Parenthese bemerkt werden, daß die sogenannten Hohlfackeln mit Wachsimprägnierung sich am besten bewährten, da selbe ein schönes Licht geben, sich weder durch Ruß noch Rauch oder unangenehmen Geruch bemerkbar machen und vor allem keiner weiteren Bedienung bedürfen, wie die Acetylenlampen, welche nach einigen Stunden neu gefüllt werden müssen, was eine ärgerliche Arbeit zu sein pflegt — auch gefriert das Wasser im Behälter in kurzer Zeit, wenn die Lampe gelegentlich nicht in Tätigkeit ist. Ein allerdings schwer ins Gewicht fallender Vorteil der Acetylenlampen ist der, daß man mit einem kleinen Behälter mit 1 kg Carbid viele Stunden mit Licht versorgt ist, aus welchem Grunde wir auch stets einige Lampen nebst Carbid als eisernen Bestand mitführten. Stets wurde auch noch ein Vorrat an Kerzen und Sturmhölzern mitgenommen.

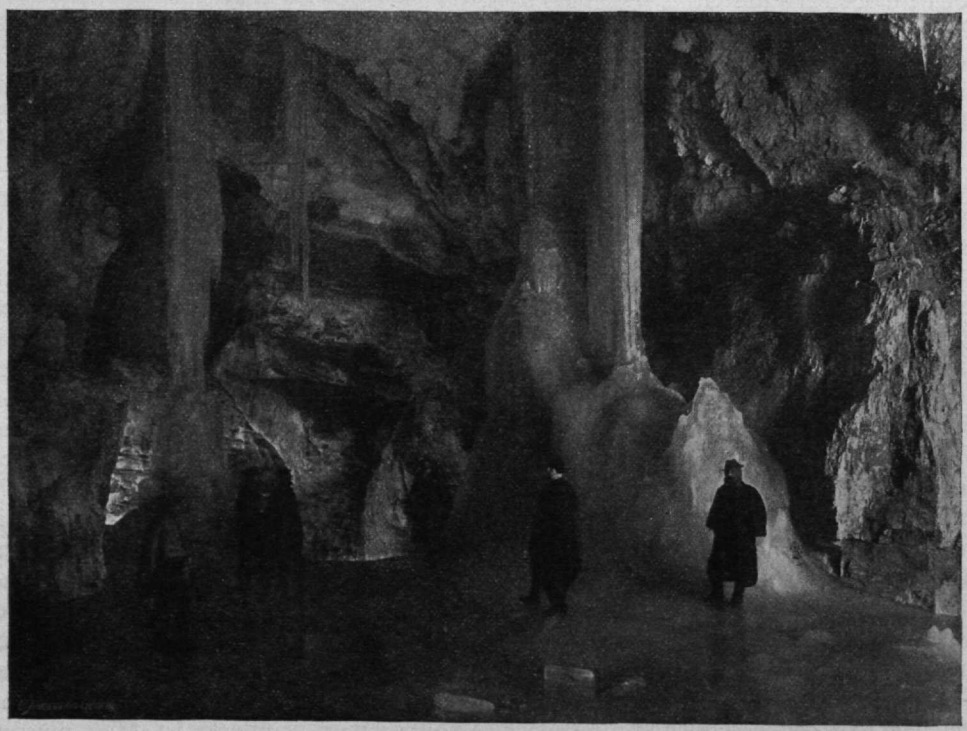


Rückwärtiger Teil des Eissees (Mai 1901).

Nach dieser kleinen, aber vielleicht nicht überflüssigen Abschweifung vom eigentlichen Thema möge nun der Abstieg in die Höhle seine Fortsetzung finden. Zwischen großen Blöcken geht man von dem oben erwähnten Guanolager eine steil geneigte Halde etwa 100 Schritte hinunter zu dem kleinen Eissee, einem ca. 3—8 *m* breiten, 25 *m* langen, meist bis zum Grunde gefrorenen Becken. Knapp vor demselben ist in der Höhlendecke eine kreisrunde Öffnung (wie in der Folge deren mehrere), aus welcher im Frühjahre ein mächtiger Stalaktit herabhängt, der sich zuweilen sogar zu einer bis auf den Boden reichenden Säule ausbildet. Nagel hat die Natur des Sees ganz richtig erkannt, indem er sagt: »Das Eys seie im Winter gemacht, und werde nur im Sommer zwischen denen kalten Felsen gleichwie in einem Eys-Keller conserviret. Eines und des anderen überzeugte mich mein Thermoscopium: Dan nachdem ich selbes durch Eine Stunde in der Höhlen bey dem See aufgestellet hatte, fiele der Mercurius nur bis auf 8 grad herunter, wie es in denen Eys-Kelleren gemeiniglich zu geschehen pfleget; wo doch solcher bis auf 0 grad hätte herunterfallen müssen, wen die Kälte darinnen zum gfrieren hinlänglich gewesen wäre. (Die Scala meines Thermoscopij war von dem ersten Grad der Kälte, worin es nehmlich zu frieren anfängt, bis zu dem Grad der Hitze, welchen das Wasser, wen es zu sieden beginet hat, in 100 gleiche Theile getheilet und mit natürlichen Zahlen bezeichnet.)« Seit Anfang der siebziger Jahre befindet sich beim Beginne dieses kleinen Beckens ein Flachboot, welches zu Zeiten ganz frei liegt, zu Zeiten jedoch von festem Eise vollkommen überdeckt ist. Hier müssen die Steigeisen angelegt werden, denn wenige Schritte über den See führen unter

dem hier sehr niederen Gewölbe zu dem schönsten Teile der Höhle, zu der Eiswand, welche schon manche Partie vor uns zur Umkehr nötigte. In einer Breite von 15 *m* baut sich zu 12 *m* Höhe eine nahezu lotrechte Mauer aus massivem Eise in zwei Absätzen auf. Zwei mächtige Eissäulen, die oft bis zur Decke des hier plötzlich sehr hohen Gewölbes reichen, krönen die Eiswand und bilden gleichsam das Eintrittstor in den oberhalb gelegenen großen Eisdom. Zwischen den beiden Eissäulen stehend, befindet man sich an der Schwelle eines erhabenen Domes, dessen Boden mit spiegelglattem, festem Eise bedeckt ist. In der Mitte des Domes erhebt sich eine mannshohe Eisbalustrade in den abenteuerlichsten Formen und von der Decke des Gewölbes, die in mystischem Dunkel verschwimmt, hängen gigantische Eiszapfen, während die Lichter der Fackeln und Laternen sich ringsum in vielfachen zauberhaften Reflexen spiegeln — nichts unterbricht die weihevolle Ruhe als der melodische Tropfenfall von der Decke! Wie ein Phantasiegebilde eines Jules Verne erscheint dieser durch seine Großartigkeit tiefernst wirkende Dom mit den formenreichen Eisbildungen und den Lichtreflexen und umso mächtiger wird dieser Eindruck, wenn man sich stundenlang ganz allein in dieser Halle befindet — unwillkürlich tritt die Gestalt des Herzogs Ulrich von Württemberg in seiner Nebelhöhle aus W. Hauffs Liechtenstein vor das geistige Auge.

Zu welchen akustischen und optischen Täuschungen man oft ganz klaren Sinnes verleitet wird, zeigte uns eine kleine Episode, als ich mit den beiden Brüdern Karl und Viktor Zierhut einmal im Eisdome stand: Ein auf einer Schutthalde im Hintergrunde langsam abwärts kollernder Stein erweckte ein Geräusch, als ob jemand dort herabstiege, was uns veranlaßte, unwillkürlich gleichzeitig nach der Richtung des verursachten Geräusches zu blicken; zufällig ergab sich durch unsere dorthin gerichteten Laternen ein Lichteffekt, der uns deutlich eine weiße,



Die Eissäulen im Eisdome oberhalb der Eiswand (April 1901).

spähend gegen uns vorgeneigte Gestalt erkennen ließ — ein Moment gemeinsamer Verblüffung ließ uns trotz der sofort erfolgten Erkenntnis der Ursachen (es war ein aufrecht stehender weißer Block) begreifen, daß ein von Geisterfurcht nicht freies Gehirn diesen Sinneneindruck augenblicks in eine hinausgerichtete beschleunigte Bewegung der unteren Extremitäten umgesetzt hätte.[1])

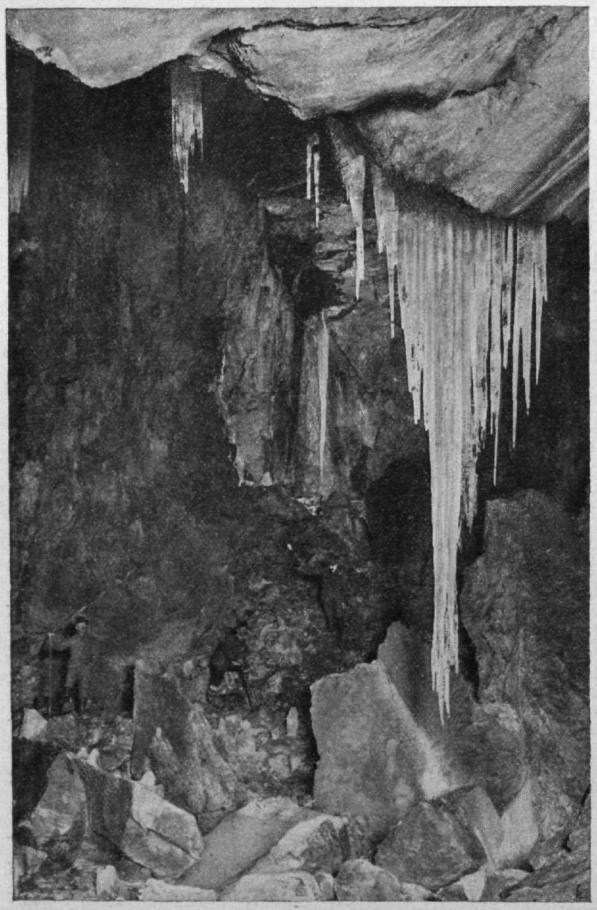
Nicht immer, wie schon weiter oben bemerkt, zeigt sich der Eisdom mit seinem Vorsaale, dem unteren Eissee, den Thronstufen, der Eiswand mit den majestätischen Säulen, den Eiszapfendekorationen und der wie ein Thron des Bergesalten inmitten stehenden Eisbalustrade in solcher Herrlichkeit! Nur wenn draußen noch des Winters krachende Kälte Felsen sprengt und der Schnee auf den Höhen vor dem Winde in hohen Wirbeln emportreibt, entsteht im Eisdome jene Pracht, damit auch des Winters Majestät hier ihren Thronsaal bereitet findet. Wenn dann zu Ende des Frühjahrs im Gebirge laue Lüfte wehen, die Wasser wieder zu Tale fließen, schwindet allgemach ein Prunkstück dieses kristallnen Mobiliars nach dem anderen bis auf bescheidene Reste, und zur Sommerszeit bleibt wohl der Eissee, die Eiswand und das glatte Parkett des Eisdomes erhalten, doch die Eissäulen, die Balustrade fristen nur ein kümmerliches Dasein — dann haben sich die Geister des Ötschers tiefer in den Berg zurückgezogen in unzugängliche, abgrundtiefe Räume, die noch keines Sterblichen Fuß betreten hat und vielleicht nie betreten wird. An der den Eissäulen gegenüberliegenden Wand, jenseits der Eisbalustrade, führt links und rechts je ein Gang weiter in den Berg.[2]) Eine gewaltige Schutthalde sehr losen groben Gerölls führt circa 40° geneigt in nordwestlicher Richtung zu dem weitaus größeren linken Gange empor und nun beginnt ein schier endlos scheinendes Auf- und Abklettern über riesige Blöcke, welche eine gar beredte Sprache führen, wie es hier bei einem Erdstoße zugehen mag. Gnade der Himmel dem Unglücklichen, der sich während einer solchen Katastrophe in diesen Räumen befindet! Ein rasches Ende ist ihm wohl gewiß, denn ein Verschüttetwerden und langsames Zugrundegehen ist kaum anzunehmen bei der Beschaffenheit dieser Decke, unter welcher man die Empfindung hat, stundenlang unter einem einzigen riesigen Damoklesschwert zu wandeln! Wie großartig mögen diese Räume vor dem vermutlich vor langer Zeit erfolgten Einsturze gewesen sein, der wohl auch, falls hier Tropfsteinbildungen waren, dieselben unter sich begrub und vielleicht manches andere dazu, denn die diversen Berichte von aus der Höhle nie mehr wiedergekehrten Leuten mögen vielleicht doch nicht aller Grundlage entbehren. Es reiht sich hier ein Dom, eine Halle an die andere und nur an zwei Stellen befinden sich Verengungen, die ein nur in gebückter Haltung mögliches Passieren gestatten. In diesen engen und niederen, wenige Schritte langen Gängen herrscht stets ein die Fackeln fast verlöschender Wind, während man knapp davor oder dahinter stehend nicht das mindeste merkt. Es befindet sich nämlich gleich hinter dieser, im beiliegenden Plane als I. Windloch bezeichneten Stelle ein vertikaler Schacht, wie deren mehrere mit der Oberfläche kommunizieren. Bis zu diesem ersten Windloch gelangte 1857 Dr. A. Schmidl, woselbst er merkwürdigerweise die Höhle für abgeschlossen hielt, wie aus seiner Publikation ersichtlich ist. Er hatte eben bereits zwei Tage in dem benachbarten Taubenloche zugebracht, dessen geodätische Aufnahme (von seinen Mitarbeitern Fr. Lukas und Professor J. Schabus) eine absolut exakte genannt werden kann, und war nun abgespannt; der Mundvorrat ging zur Neige, zudem trat schlechtes Wetter ein, weshalb seine jedenfalls auch infolge Schlafmangels übermüdeten Begleiter zum Aufbruche drängten, womit

[1]) Für meine hier als Vollbild beigegebene Aufnahme lieferten zwei verkleidete Freunde und der bekannte photographische Tric der »Geisteraufnahmen« die Verkörperung der »Ötschergeister«. Der Verfasser.

[2]) Rechts und links im Sinne des Eintretenden.

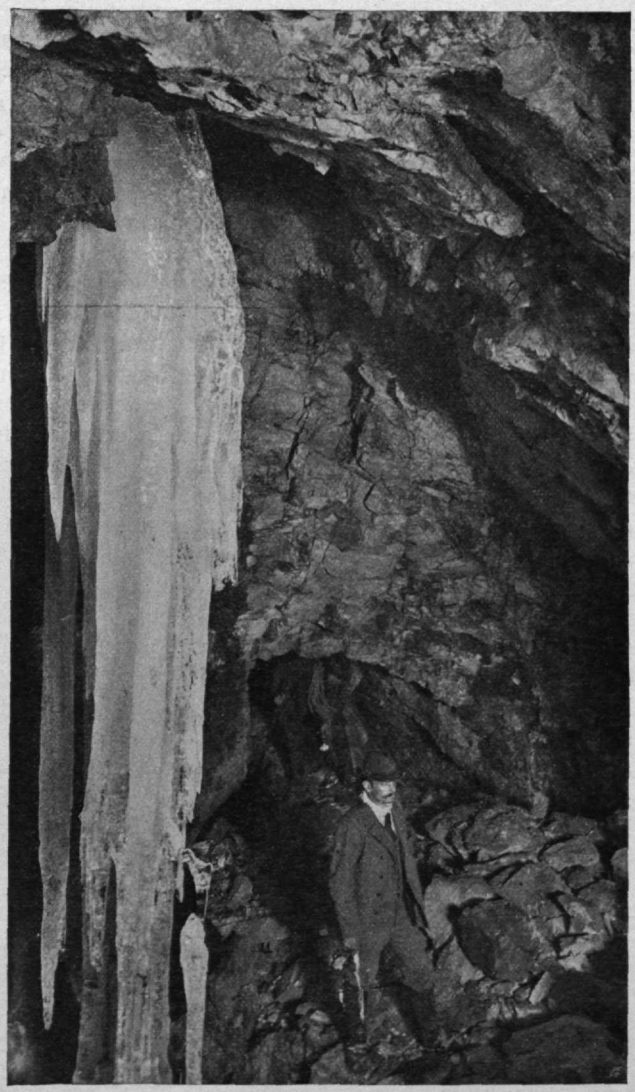
sich ja zum Teile das Übersehen dieses engen Ganges erklären läßt, wiewohl er andererseits aus der von ihm selbst zitierten Literatur von der Fortsetzung der Höhle unterrichtet war; doch hielt er jene alten Berichte vielleicht für ein Produkt aufgeregter Phantasie. Er bezeichnet übrigens selbst seine Aufnahme als flüchtig.

Zwischen dem ersten und dem zweiten Windloche finden sich, den Jahreszeiten entsprechend, stets wechselnde aber immer sehr schöne Eisgebilde, wie zum Beispiel eine Reihe zusammengewachsener Eiszapfen, die wie eine Draperie von der Decke hängen, dann ein gefrorener Wasserfall, schöne Eissäulen und verschiedenes andere, wovon gelegentlich einige photographische Aufnahmen gemacht wurden. Nach dem zweiten Windloche gelangt man, zunächst über eine längere Schutthalde circa 40 *m* tief absteigend, an einer kapellenartigen Nische linker Hand vorbei, in welcher zu jeder Jahreszeit ein Wasserfall aus nicht abzuschätzender Höhe herabstürzt, um in einem Trichter in unbekannte Tiefen zu verschwinden, während unweit davon zur Rechten ein sich leider bald allzusehr verengender Schlund abwärts führt, in dem bizarr geformte, größere Tropfsteingebilde an der Wandung hängen (in allen übrigen Teilen der Höhle sind nur Sinterbildungen). Von nun ab kommen keine Eisbildungen mehr vor, weil nirgend weiter Wasser anzutreffen ist. Die Steigung wird immer erheblicher, die Felstrümmer wachsen zu immer größeren Blöcken an, weshalb dieser Raum den Namen »Trümmerhalle« erhielt. Bis hieher wurden die ersten geodätischen Aufnahmen von Oberleutnant Feichter und Oberleutnant Sandri durchgeführt, unterstützt von Freund August Kitschelt, der mit großer Ausdauer und Gewandtheit die Meßschnur gleichzeitig als Pfadfinder führte. Der Weg, wenn man so sagen darf, führt nun über eine hochkantig aufgestellte schmale Platte von etwa 20 *m* Höhe, die als Reitgrat bezeichnet und benützt wurde. Die tiefen Schatten lassen die Exposition noch viel erheblicher erscheinen, während die Decke der Halle in dunkle Nacht verschwindet. Von der wahrhaft beklemmenden, großartigen Wildheit der Scenerie dieser Halle, die wir »Wilde Halle« tauften, läßt sich schwer eine Vorstellung bieten. Gar zu gerne hätten wir von diesen und den folgenden Räumen, deren Bilder total verschieden von jenen des vorderen



Draperie von Eiszapfen im linken Gange. (Im Hintergrunde zweites Windloch. Mai 1901.)

Teiles der Höhle wären, photographische Aufnahmen gemacht, doch schien dem Verfasser angesichts der drohenden Decke zu unseren Häuptern das Abbrennen von größeren Quantitäten Magnesiumpulvers in den Lampen zu gefährlich in Anbetracht der ganz erheblichen Kontraktion und sofortigen Erhitzung der oberen Luftschichten. Nach circa zweistündiger Wanderung respektive Kletterei auf und ab, vom Eisdome an gerechnet, gelangt man vor eine Felswand, bis zu welcher Architekt Luksch die Vermessung fortgesetzt hatte. Hoch oben, rechter Hand, in einer riesigen Öffnung zeigte sich die Fortsetzung des Ganges. Bis hieher hatten die Herren Otto Fritze, Architekt Luksch und Viktor Zierhut eine ca. 4 *m* lange schwere Leiter geschleppt — eine nicht zu verachtende Leistung — um damit die Wand zu bezwingen, welche Mühe sich jedoch damals als vergebens erwies. Diese Stelle bereitete uns manche schwere Stunde, zumal wir durch eine Markierung irre geleitet wurden, welche im Jahre 1896 gelegentlich einer touristischen Exkursion einer Partie, bestehend aus den Herren G. Krüger, C. Schandl, den Brüdern H. und F. Scheibe und Alfred Trömel, welche bis hieher gelangten, zur Sicherung des Rückweges angelegt wurde. Der direkte Aufstieg zu der Öffnung über eine recht exponierte, fast 30 *m* hohe und circa 75° geneigte Wand brüchigen Gesteines erschien uns doch zu wenig einladend, während in der scheinbar geraden Fortsetzung des Hauptganges eine Rinne (in welcher sich noch die letzte der erwähnten Marken befand) zu einer Estrade wies, von welcher man zu der Öffnung traversieren zu können schien. Diese glatte steile Rinne endigte jedoch unter so überhängendem Gestein, daß man stets froh sein mußte, wieder den nicht eben leichten Rückweg durch diese schmale, schlüpfrige Rinne gewonnen zu haben. Stumpf und abgemüdet saßen wir oftmals am Fuße der Wand, denn es bedeutet

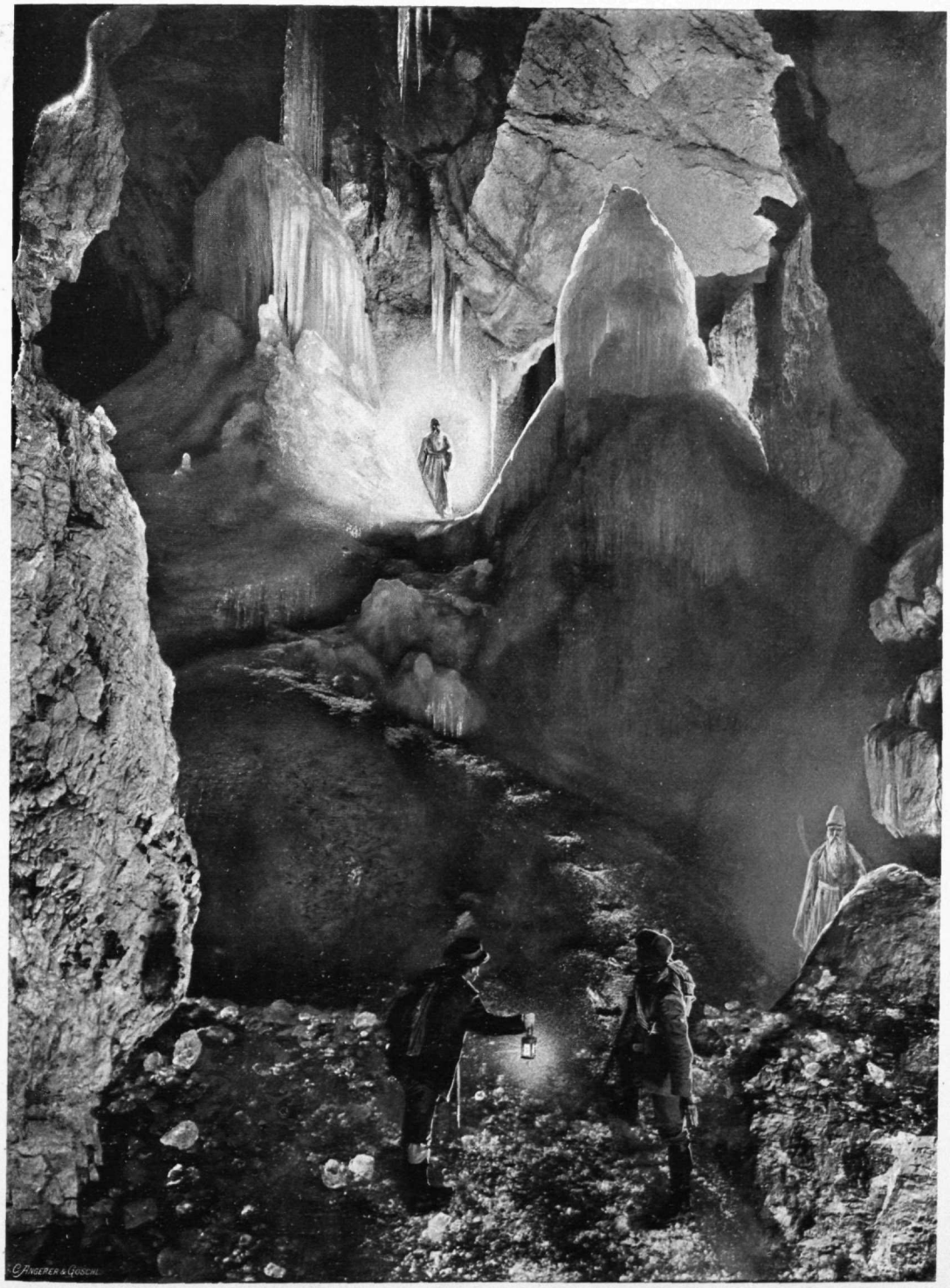


Gefrorener Wasserfall vor dem ersten Windloch (Mai 1901).

eine mehr als doppelte Beanspruchung, bei erhöhter körperlicher Tätigkeit auch geistig zu arbeiten, in allen möglichen turnerischen Lagen und Stellungen Temperaturmessungen, Luftzugsbeobachtungen, photographische Aufnahmen mit dem langwierigen Einstellen des Apparates bei Fackellicht, dem Füllen der zahlreichen Blitzlampen, geodätische Arbeiten mit dem ganzen Beiwerke des Visierens, Abwickelns der Meßschnüre etc. etc. vorzunehmen. Diese Arbeiten hatten stets schon den größten Teil der Zeit beansprucht, so daß wir immer recht abgespannt hiedurch, sowie durch den langen Aufenthalt in der kalten Finsternis und das Entbehren des Schlafes nach so langer nächtlicher Bahn- und Wagenfahrt sowie der Wanderung, an der verhängnisvollen Stelle anlangten. Endlich nach einem, fast könnte man sagen, verzweifelten Entschluß machte der Verfasser den Versuch, die fatale Wand direkt zu der lockenden Öffnung zu ersteigen und wider Erwarten war der Aufstieg einfacher, als es den Anschein hatte, obzwar immerhin infolge der Lockerheit des Gesteins und der stellenweise hinausdrängenden Felsen einige Vorsicht aufgewandt werden mußte.

Wie aus den keineswegs seltenen Berichten diverser Höhlenexkursionen hervorgeht, die sich in den altehrwürdigen Fremdenbüchern bei F. Fallmann in Lackenhof und beim Spielbüchler sowie in alten Chroniken der Gegend bis zur stattlich angewachsenen einschlägigen Literatur der letzten Dezennien finden, dürfte dieser Aufstieg nach einem Zeitraume von 300 Jahren erst zum zweiten Male gelungen sein. In dem bereits mehrfach angeführten Berichte der anno 1591 unternommenen Expedition heißt es in der »Weiteren Relation von Hr. Priors Von Gaming Diener Hannsen Gasner: Nach erster Absteigung und besichtigung Des bergs hat Hr. Prior Von Gamming Gedachten Hannsen Gasner, so zum erstenmal auch mitgestiegen, und andere Eylf seiner unterthanen Verordnet weiter im berg zu steigen, ob sie weiter, Als zuvor besehen können, und einem Ausgang in einem anderen ort Des bergs finden möchten.« Darauf berichtet Gasner: »Sie hätten nach Villen steigen, Gehen, und durchschlieffen folgends Das Vierte weite Gewölb, oder Grube erreichet, Darin der Schallenberger, und die, so mit ühme Gewest, zu letzt kommen seind. Allda hätten Sie eine gar hohe, und Glate wand angetroffen, so die Vorigen ühnen zu übersteigen nicht getrauet: sich lang bedacht, was Sie thun wolten. Letzlich hats einer Gewaget, angefangen zu steigen, und Als er die höhe erreichet, waren die andere ühme nachgestiegen. Er Gasner habe es lang nicht wagen wollen, Doch Letzlichen, weil er allein noch übrig gewesen, und besorget, Die anderen möchten einem Ausgang im berg finden, und ühm alein Da lassen, habe ühm einer auf sein begehren Fuseisen zugeworffen, Darauf habe er auch angefangen, zu steigen, und wären sie also sammentlich mit Grosser mühe, und Gefahr über die hohe wand kommen, und durch ein Loch geschloffen: Vom Loch hätten Sie eine länge angetroffen auf 2 Pürst Schus weit. Darnach in ein sehr hohes und langes weites gewölb kommen, Darine leichtlichen die St. Stephans Kirchen zu Wienn stehen konnte. Es habe 3 Löcher über sich wie 3 Rauchfänge, seyen nicht zu sehen, wie weit, und wohin dieselbe giengen, die Steiner an diesem Gewölb waren eines theils rogl, etliche auch herunter gefallen, entweder Von wetter, oder Erdweben, an denen wänden, und steinern Dises Gewölb leget sich etwas an, das Gleyste wie ein weinstein. Die Erd die sonst im berg nicht zu befinden, seye blutrot und Gelb vermänget, dahero sie allezumal Vermeinten es müsse etwas anderes bedeuten . . . .«

Man muß den Leuten, welche zu jener Zeit ohne alpine Erfahrung und Technik mit so bescheidenen Mitteln, wie die spärliche Beleuchtung mit Kienspänen, ein so ungewohntes, für die damalige Zeit nicht allein gewagtes Unternehmen so gut durchführten, alle Bewunderung zollen! Allerdings deckt sich die obige Schilderung mit der Wirklichkeit in vielen wesentlichen Punkten nicht, doch hat Gasner wohl



Nach einer Naturaufnahme von Eugen Berr. Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Die Eiswand (mit Resten der Eissäulen) oberhalb des Eisdoms.
(Mitte Mai 1902.)

in der Erinnerung nachträglich manches verwechselt, manches vergessen. Wie aus der Karte ersichtlich ist, befindet sich oberhalb der von uns nach Gasner benannten Wand keine Halle mehr, welche die vorhergehenden an Höhe übertrifft — er verwechselt das offenbar mit der knapp vorhergehenden »Wilden Halle«, welche allerdings eine Höhe von fast 50 *m* erreicht — oder er hatte sehr bescheidene Vorstellungen von dem Stephansdome in Wien; auch ist ihm ganz entgangen, daß der Gang nach circa 100 *m* sich in zwei Äste spaltet. Der von ihm nicht erwähnte linke Ast endigt mit 1540 *m* Seehöhe blind, während der rechte Ast um 10 *m* länger und um das Gleiche höher mit zwei Schloten (nicht drei) endet. Diese beiden Kamine sind infolge eines starken, absolut glatten Sinterüberzuges und des zu grossen Durchmessers, um ein Verstemmen mit Rücken und Beinen zu ermöglichen, nicht schliefbar. Von Wert sind jedoch jene Bemerkungen Gasners, welche beweisen, daß sich seit 300 Jahren an jener Stelle nichts geändert hat. Das Loch, durch welches Gasner oberhalb der Wand gekrochen, befindet sich unter einem mächtigen, gerade am Ende derselben von der Decke gestürzten Felsblock. Was Gasner mit offenbarem Kennerblicke für ein dem Habitus des Weinsteins ähnliches Gestein bemerkte, sind Sinterbildungen von seltener Stärke. So befindet sich am Ende des rechten Astes auf dem Boden eine das Fortkommen sehr erschwerende, geneigte Sinterplatte von circa 12 *m* Länge, etwa 1½ *m* Breite und 8—10 *cm* Dicke.

Wie die Vermessungen und Einzeichnungen des Herrn Oberleutnants Feichter ergaben, ist dieses Ende des linken Hauptganges der Höhle 40—50 *m* in horizontaler Richtung von der gegenüberliegenden Außenwand des Berges entfernt, die im Baron Rothschildschen Reviere liegt. Ein ganz kurzer Tunnel von dieser, dem Bahnverkehre so nahen Seite würde den Besuch einer Sehenswürdigkeit erleichtern, wie eine solche in unserer Monarchie nur noch in der Dobschauer Eishöhle im Gömörer Komitate in Nordungarn und etwa in der derselben nahen Demenfalver Höhle oder in der Kolowrathöhle im Untersberge bei Salzburg sich findet![1]) In der berühmten Aggtelecker Höhle in Ungarn hat man einen Tunnel von circa 100 *m* Länge gegraben, wodurch die Frequenz und damit die Rentabilität der Anlage wesentlich gefördert wurde.

Bis in diese entlegenen Teile des linken Ganges der »Seelucke«, der in mannigfachen Steigungen und Senkungen, in scharfen Biegungen sich in den Ötscher zieht und durch die beiden niederen, tief gelegenen Windlöcher unterbrochen ist, haben sich Fledermäuse verirrt, von welchen wir ein großes Exemplar einer »Hufeisennase« aus tiefstem Winterschlafe weckten, das sich sofort mit erbittertem Gezirpe in Kampfespositur stellte. Es ist wohl zweifelhaft, daß diese Tiere den Rückweg finden — dafür sprechen die vielen Fledermauskadaver auf jedem Schritte. Bei zunehmender Kälte streben die Ärmsten wohl den wärmeren Teilen der Höhle zu, die hier also gewissermaßen eine »Fledermaus-Falle« darstellt. Nachdem wir die Hälfte unserer Aufgabe gelöst, das Ende des linken Ganges erreicht hatten, feierten wir diesen erhebenden Moment gebührend durch Errichtung des üblichen Steinmannes, dem wir unsere Karten anvertrauten, und gestatteten uns einen Schluck Wasser aus der Feldflasche, denn wir mußten in diesem ganz wasserarmen Teile der Höhle damit sparen, um unsere Acetylenlaternen eventuell speisen zu können,

[1]) Im Gegensatze zu den schier zahllosen Kalk- und Tropfsteinhöhlen zählen die Eishöhlen zu den Seltenheiten; einige solcher, wenn auch zum Teile minder grossartiger als die oben genannten, wären jene von Szilicze im Comitate Torna (Ungarn), dann bei Gyezár in Siebenbürgen, bei Zapordia im Biharer Comitate, eine im kroatischen Karste, das Tablerloch auf der Hohen Wand in Niederösterreich, der Eiskeller auf dem Raxplateau, die Frauenmauerhöhle im Hochschwab, die Eishöhle im Beilstein bei Gams (Obersteier), die Schellenberger Eishöhle im Untersberge, sowie jene von St. George am Genfer See und das Schafloch im Rothorn am Thunersee etc.

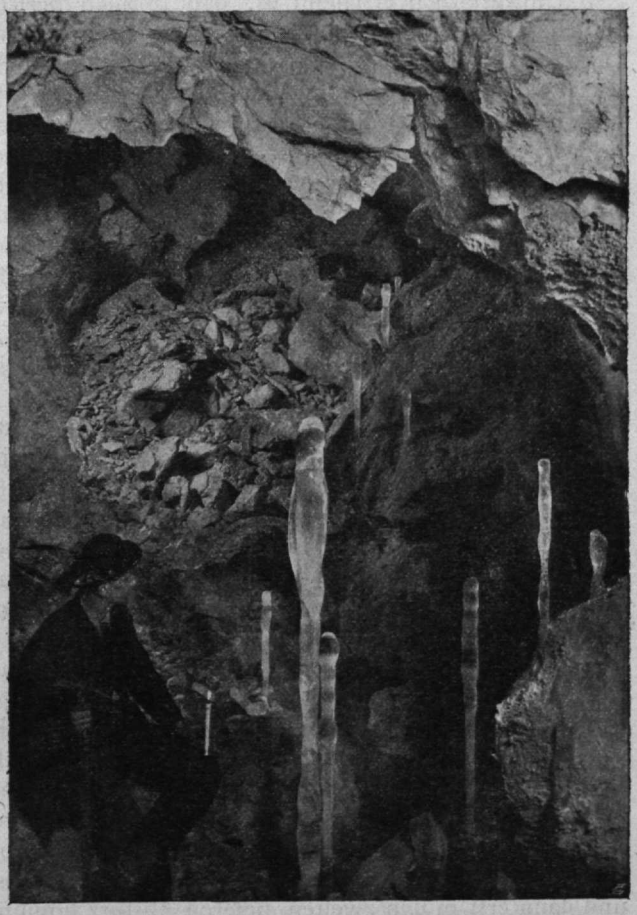
und noch waren wir aus diesem einsturzgefährlichen Gebiete nicht heil herausen. Durch keinerlei Arbeit unterwegs aufgehalten, legten wir den Rückweg rascher zurück, als wir erwarteten, und blickten nach zehnstündiger Abwesenheit wieder von der Höhe der Schutthalde in den Eisdom hinab, von wo sich die Eisbalustrade wie eine Mondlandschaft oder ein Kratergebirge ausnahm. Am Fuße des Schuttberges, schon im Eisdome, hatten wir auf einem großen, flachen Blocke, einem steinernen Tisch, unsere Küche und Table d'hôte aufgeschlagen.[1])

Der zweite, weitaus kleinere, aber in jeder Hinsicht interessantere »Rechte Gang« beginnt gleichfalls mit einem ansteigenden Schutthügel, von welchem dem rückblickenden Auge der Eisdom mit den von Magnesiumlampen hell beleuchteten Eissäulen im Hintergrunde ein besonders fesselndes Bild bietet, während die Eisbalustrade infolge des erhöhten Standpunktes bedeutend niederer erscheint; von derselben ist noch einer der von der Decke gespeisten Tropfbrunnen zu erkennen. Auf der Schutthalde dieses Ganges erstehen gegen Ende des Winters zahlreiche $1^1/_2$ *m* hohe, armdicke Eisstalagmiten, die wie Fackeln den Gang ein Stück aufwärts begleiten. Nach einer Strecke von 60 *m* steht man vor einem senkrecht abfallenden, nahezu 3 *m* tiefen Kessel, der sog. Schatzgräberhalle, woselbst man den ältesten Berichten zufolge schon eine alte Feuerstelle und in die Wand gemeißelte Stufen fand. Dr. A. Schmidl sagt treffend über diesen Raum: »Es ist kein Zweifel, daß Menschen hier öfters, wohl gar längere Zeit gehaust haben müssen, aber kaum aus anderem Grunde als persönlicher Sicherheit wegen. Die nicht kleine Mühe, Stufen auszusprengen, wird sich wohl niemand eines flüchtigen Besuches wegen gegeben haben; Wilddiebe oder Wurzelgräber fanden im Taubenloch ebenso gut Zuflucht. Es müssen also sehr gewichtige Gründe gewesen sein, die irgend jemand bewogen, den Eissee zu durchwaten, die Eiswand zu erklettern und in diese Kluft hinabzusteigen, alle Schauer des Aberglaubens überwindend, allen Entbehrungen dieses trostlosen Asyles trotzend! Daß an Schatzgräber nicht zu denken, ist begreiflich; was wäre hier zu graben? Der Sage zu Gefallen wollen wir aber doch diesen rätselhaften Raum, um ihn zu bezeichnen, die Schatzgräberhalle nennen.« Unter dem Boden der Schatzgräberhalle

Steintisch am Fuße der Schutthalde des linken Ganges (April 1901). (Der Boden ist Eis.)

[1]) Rechts vom Steintische an der geschwärzten Feuerstelle der Felswand wurde ein Buch in einer Blechschachtel hinterlassen, mit der Bitte an die p. t. Besucher der Höhle, an dem ober der Eiswand rechts, im Eisdome befindlichen Thermometer eine Temperaturablesung zu machen und selbe mit einigen bemerkenswerten Daten in die im Buche vorgezeichneten Tabellen einzutragen, da eine Reihe solcher Eintragungen von großem Interesse wäre.

befinden sich kurze, schlauchartige, einander mehrfach kreuzende Gänge, welche nur ein kriechendes Weiterbewegen gestatten und teils blind enden, teils in denselben Raum zurückführen. Die Halle bricht links noch eine Etage tiefer ab, auf weitere 2 *m* beiläufig, von wo in nördlicher Richtung ein hoher, doch schmaler, stellenweise durch Verstürzungen sehr verengter Gang weiter führt, so daß man öfters nur kriechend vorwärts kommt. Nach einigen zwanzig Metern gelangt man auf den Boden eines hohen Kamines, den wir als Turm bezeichneten, womit diese Abzweigung des rechten Ganges abgeschlossen erscheint, die auch kein weiteres Interesse bietet, außer den hier gleich Bienenschwärmen aneinander hängenden Fledermäusen an den Wänden. Desto interessanter liest sich der trotz aller weitschweifigen Umständlichkeit und öfteren Unrichtigkeiten, doch mit ursprünglicher Frische der Darstellung geschriebene Bericht vor 300 Jahren über die Schatzgräberhalle und diesen Turm: »Als wir noch fort stigen, wird derselbe Gang (der rechte Gang) gahr eng, wie ein Guges in einem bergwerk. Daselbst stigen wir in ein loch in die Tiefe so eng, das nur einer nach dem anderen hinab muste. Darunter ware das loch ziemlich weit.[1]) Da spüreten wir ausdrücklich Grosse Tritt, das menschen neülich daselbst gewesen wären, so fanden wir auch das erdreich frisch aufgehauen. Daraus wir gesehen, das dort was Gesucht worden, und eine Grub dabey ware mit grossen steinen überlegt, man sahe auch, das die Steiner daselbst schwarz waren. Das lichter daselbst gebraucht worden so wohl auch waren zeichen von spännen. Daselbst wird ohn allen zweiffl Aerzt, oder was anderes Gesucht, oder was anderes gegraben worden seyn. Ein wenig bas einwerts kammen wir wieder in ein holles, und was weiteres ort, so einem Gewölb, und fast einer kleinen Capelle gleich gewest. Von selben ort gienge auch ein enges Fenster Als von einer Pfarrkirchen in ein anderes Gewölbl, Das Fenster ware aber nur über zwerch lang . . . . Wir stiegen aber daselbst hinab, und als wir ins Gewölb kamen hat Daselb gewölb eine anhöhe,



Eisstalagmiten im rechten Gange.

[1]) Die Schatzgräberhalle.

am ende, auf derselben anhöhe gleich wie auf einen maürlein oder Altar stunde Das steinere bild.[1]) Also da wir mit dem licht hinzu kamen, Das es gleich schröcklich sahe, Als ob ein Bergmännl dastünde. Die baurn erhuben ein Grosses Geschrey hie ist das bild, hie ist das bild. Als ich aber in der nähe sahe, könnte ich weder maul nasen noch augen im Gesicht sehen[2]) . . . . Es sagten uns auch die baurn, Das man steinernes brod Dabey funde, und da wir suchten, sahen wir allenthalben in denen wänden und auf dem boden Viellerley Form Von brod, als ein, zwey oder drey laibl . . . .« [3]).

Unbegreiflich erscheint es, daß in allen Berichten, von den allerältesten bis zu den jüngsten Mitteilungen, der rechte Gang mit der Schatzgräberhalle und dem Turme als abgeschlossen bezeichnet wurde, und Dr. A. Schmidl allein erwähnt noch zweier weiterer Abzweigungen, die er aber ausdrücklich absolut unschliefbar nennt und die, wie er sagt, durch Sprengungen erweitert werden müßten, um zu sehen, ob die Höhle hier noch eine Fortsetzung hätte. Nun sind diese Gänge allerdings sehr eng, aber keineswegs unschliefbar. Der eine derselben (im Grundrisse des Planes mit CD bezeichneter Querschnitt) endet bald blind, während der zweite unser höchstes Interesse in Anspruch nahm, einerseits wegen der Aufeinanderfolge identischer Formationen, die nun fortschreitend zu immer größeren Dimensionen ausgebildet erscheinen, andererseits weil die dortselbst zu überwindenden Schwierigkeiten unvergleichlich ernsterer Natur sind als im linken Gange. An der Ostwand der Schatzgräberhalle öffnet sich eine kaum 1/2 *m* breite, hohe, klammartige Spalte, die, nach 10 *m* zu einem sackartigen Absturze von 8 *m* Tiefe führend, sich hier etwas verbreitert. Letzterer muß am Rande umklettert werden, worauf man nach wenigen Schritten plötzlich vor einem absolut vertikalen Absturze steht, der sich ins Bodenlose zu verlieren scheint. Die infolge der vielen Unterschneidungen der Räume sehr komplizierte Aufnahme des rechten Ganges bis zum Absturze hatte Herr Oberleutnant v. Cziharr und dann Herr Oberleutnant Feichter ausgeführt. So oft wir vor diesem Abgrunde standen, wehte uns aus der Tiefe ein scharfer Luftzug entgegen, und zuweilen, wenn mehr Sickerwasser in die Höhle eindrang, vernahmen wir auch das Geräusch eines Baches. Die Fallzeit hinabgeworfener Steine ergab eine Tiefe von 125 *m*, was dem Verfasser manchen Spott seiner Begleiter eintrug, denn mit dieser Ermittlung vertrug sich allerdings die mit 20 *m* gemessene Länge eines hinabgelassenen Lotes schlecht; doch sollte die Berechnung bald glänzend gerechtfertigt werden. Mit entsprechender Seilhilfe kletterte Herr Viktor Zierhut als erster hinab, der diesen bisher unbekannten Teil der Höhle betrat und berichtete, daß eine kurze, geneigte Terrasse zu einem zweiten Absturze von schätzungsweise 40 *m* Tiefe führe. Nun waren die oben erwähnten 125 *m* insoferne aufgeklärt, da der hinabgeworfene Stein am ersten Absturze von 20 *m* Tiefe aufsprang und dann erst in den zweiten, tieferen Absturz hinunterfiel. Mit einem ausreichenden Vorrat sehr langer, starker Taue, die unsere Höhlengefährten, Hans Bekehrty und Rudolf Niernsee, beisteuerten, begab sich nun Verfasser ein nächstes Mal, unterstützt von den Herren Alfred von Radio-Radiis und Paul Trömel, den ersten Absturz hinab, um auch den zweiten Absturz zu bewältigen. Hiebei ergab sich, wie aus der Karte ersichtlich, daß der erste Absatz genau 21,4 *m* betrug und dann in drei gewaltigen, je 1 *m* hohen Stufen zu einem zweiten Absturze führte, welcher mit 47,6 *m* gelotet wurde. Dieser Gesamtsumme von 69 *m* würden drei Gebäude von je vier Stockwerken übereinander gestellt entsprechen! Eine auf den Grund dieses Schachtes hinabgelassene Fackel ließ unten abermals eine Reihe von kleineren

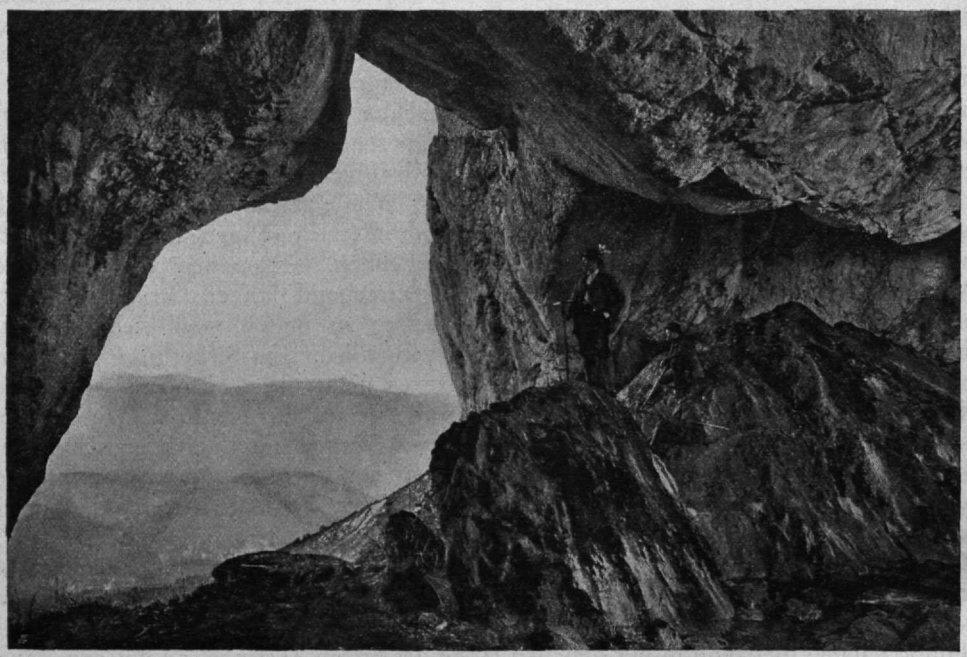
[1]) Es wurde nach einem angeblich in der Höhle befindlichen Götzenbilde gesucht.
[2]) Derartige Stalagmiten sind derzeit nicht zu finden.
[3]) Sinterbildungen.

Absätzen erkennen, die sich zu einer mit großen Blöcken erfüllten Mulde senkten, auf deren Grunde an der gegenüberliegenden Wand (soweit der ungewisse Schein der Fackel am Grunde das Dunkel dieser Tiefe zu durchdringen vermochte) ein breites Gewölbe weiter zu führen scheint. Es ist wohl auch durchaus nicht ausgeschlossen, daß da unten eine vielleicht noch weitaus großartigere Fortsetzung der Höhle existiert ,denn mit der Tieferlegung der Talsohle außen, mußten die alljährlich sehr reichlichen Sickerwässer tiefere Horizonte aufsuchen, wo sie, ihre Erosions- und Korosionstätigkeit fortsetzend, neue Hohlräume schaffen mochten. Ob jene geheimnisvollen Räume je erschlossen werden, läßt sich nicht ohne weiteres bejahen, denn die technischen Schwierigkeiten übersteigen denn doch auf alle Fälle das Verhältnis zwischen Einsatz und Erfolg! Die dritte Stufe des oberen Absatzes besteht nämlich aus einem viele Zentner schweren festgekeilten Blocke, der in keinem ursprünglichen Zusammenhange mit den benachbarten Wänden zu stehen scheint, so daß man den hiedurch gebildeten großen Überhang seitlich umklettern und dann erst die vollkommen vertikalen Wände des Absturzes hinabsteigen müßte, da ein Hinunterlassen mittels Seils und Rolle oder Winde nicht durchführbar ist, da oben der Raum für die Aufstellung derartiger Versicherungen fehlt. Erst tiefer unten verbreitert sich der Absturz wieder erheblich. Abgesehen von den hohen Anschaffungs- und Transportkosten einer entsprechend langen Strickleiter, wäre es schwer, mit den Füßen die Sprossen derselben zu finden, weil sich die Leiter dicht an die nassen Felsen schmiegt und schlüpfrig wird. Ein Sicherungsseil gleicher Länge wäre überdies noch nötig, doch dürfte es nicht über die oft messerscharfen Kanten des Gesteines laufen. Mit großer Mühe gelang es, die Fackel an der Meßschnur über den Überhang und die Terrassen am Grunde unten hinauszuschwingen, um die Tiefe des Abfalles ermitteln zu können, und auch die übrigen Aufnahmen beanspruchten über eine Stunde, welche unter einem dichten Tropfenfall verbracht werden mußte. Stets floß über die Stufen eine kleine Wasserader, die bei stärkerem Zudrang von Sickerwässern als kleiner Bach hinabstürzte, dessen Rauschen wir bei früheren Besuchen öfters hören konnten; da jedoch das Becken unten trocken war, müssen diese Wässer einen Abfluß durch enge Risse und Spalten oder weitere Räume haben. Beiläufig in der gleichen Höhe des ersten Absturzes an der gegenüberliegenden Wand befindet sich eine fensterartige Öffnung, welche einen kolossalen Kamin erkennen läßt, der sich in einer Vertikalen oberhalb der Mulde befindet, aus dem auch die Blöcke unten stammen dürften. Dieser mächtige, jedenfalls mit der Oberfläche des Berges kommunizierende Schlot erklärt nun auch den konstanten Luftzug im rechten Gange.

Lange genug hatten die Herren Alfred v. Radio und Paul Trömel, oben in dem kalten Luftzuge stehend, das verantwortungsvolle Amt der Seilführung versehen; es war nun Zeit, den Rückweg anzutreten. Ganz durchnäßt kletterte ich wieder 21 *m* empor und hatte, in den Eisdom zurückgekehrt, in kurzer Zeit das zweifelhafte Vergnügen, in einem wie Bockleder steifen, hartgefrorenen Anzuge zu stecken — selbst die Rocktaschen waren zugefroren. Und wirbelnder Schneesturm empfing uns, als wir die Höhle verließen, um den fünfstündigen Rückmarsch, talab und bergauf, bis zur Mitte trotz der Schneereifen in pulverigem Schnee watend, nach Lackenhof einzuschlagen.

Erfahrungsgemäß haften die freundlichen Momente im Leben, die angenehmen Erinnerungen, besser im Gedächtnisse, als die an Zahl doch so überwiegenden ernsten Stunden und trüben Tage — ein sprechender Beweis für den allgemeinen und unvertilgbaren optimistischen Zug in der menschlichen Natur. Von unvergleichlicher Schönheit war oft der Anblick, wenn beim Verlassen der Höhle die ersten Sonnenstrahlen den Höhleneingang goldig beleuchteten, und das Felsentor

in scharfer Silhouette sich abhob von dem blauen Himmel, den wir freudig aus der Tiefe begrüßten, wie auch die ersten Vogelstimmen, welche frohlockend an unser Ohr schlugen. Unvergeßlich wird uns aber vor allem jener Abend bleiben, den wir bei einer Bowle selbstbereiteten Waldmeisters (Maiwein) am Höhleneingang verbrachten, mit dem Blicke auf den romantischen Ötschergraben, die Gemeinde Alm, den friedlich zu unseren Füßen liegenden Erlafsee mit Maria Zell, dessen erste Lichter freundlich heraufblinkten, während gegen Süden der ganze lange, noch schneebedeckte Rücken des Hochschwabstockes im rosigen Abendglühen herüber grüßte!



Ausblick vom Vorraume des Taubenloches.

II. Morphologische und physikalische Beobachtungen

Von *Dr. H. Hassinger.*

Unsere wissenschaftlichen Beobachtungen und Arbeiten im Geldloche knüpften unmittelbar an jene der Herren Professoren Hans Crammer und Dr. Robert Sieger an.[1]) Es sei uns hiemit gestattet, beiden Herren unseren aufrichtigen Dank für zahlreiche, uns erteilte wertvolle Ratschläge auszusprechen, insbesondere sind wir aber dem Herrn Professor Crammer zu Dank verpflichtet, der uns in liebenswürdiger Weise die von ihm benützten Thermometer (auf 0,2° geteilt) zur Verfügung stellte.

Hatten die beiden Herren sich sowohl mit dem Geldloch als auch dem Taubenloch beschäftigt, so wählten wir mit Absicht nur die erstere Höhle als Arbeitsfeld, die, in jeder Beziehung weitaus interessanter als ihre kleinere Nachbarin, noch genug des Unbekannten darbot.

Unsere Besuche erstreckten sich über einen Zeitraum von mehr als einem Jahr, und zwar haben wir 18 Beobachtungstage zu verzeichnen:

5., 6. Januar 1902. 6., 7. April 1901. 26. Mai 1901. 18. Mai 1902. 29. Juni 1901. 20.—23. Juli 1901. 1.—3. November 1901. 8., 9., 25., 26. Dezember 1900.

[1]) Die beiden Herren hatten auch die Vermessung begonnen und bis zur Eiswand durchgeführt.

Da Crammers und Siegers Besuche in den September (13., 1897) und Oktober (31., 1897) fallen, so fehlen physikalische Beobachtungen in der Höhle nur mehr aus den Monaten Februar, März und August, doch ist es schon auf Grund der vorliegenden Beobachtungen möglich, sich die jahreszeitliche Temperaturverteilung und die davon abhängige Entwicklung der Eisbildungen in großen Zügen zu vergegenwärtigen.

Jeder Besucher des Geldlochs, den nicht allein touristisches Interesse in das Innere des Ötschers geführt hat, wird sich aber nicht nur die Frage nach den Ursachen der Eisbildung, der niedrigen Höhlentemperatur, der merkwürdigen Luftströmungen vorlegen, sondern er wird wohl auch, durch die wilde Romantik der Felsformen zu morphologischen Betrachtungen angeregt, die Art der Entstehung dieses imposanten Hohlraums zu ergründen trachten.

Eine Betrachtung der Lage der Höhle und die Beobachtung der in ihr wirkenden Kräfte wird dem Besucher auch in diesem Punkte Aufklärung bringen.

Das Geldloch durchzieht den Stock des Ötschers, dessen mächtige Dachsteinkalkbänke am Rauhen Kamm gegen Norden und Nordwesten fallen. Im grossen und ganzen dieser Richtung folgend, zeigt die Höhle doch nur im Vorraum den ursächlichen Zusammenhang von Schichtfallen und ihrem Verlauf.

Die gleich der Höhle sich vom Eingang zum See abwärts senkende Decke wird nämlich von einer Schichtfläche gebildet, und wenn man die hier sich abspielenden Erosionsvorgänge beobachtet, so kann man nicht daran zweifeln, daß dieser Teil hauptsächlich der Erosion der Schichtfugen durch das Tropfwasser seine Entstehung verdankt. Man sieht nämlich die Schichtköpfe über dem Höhlentore durch klaffende Schichtfugen von einander getrennt und bei Schneeschmelze und starkem Regenfalle das Wasser längs dieser Schichtfugen abwärts laufen und durch Klüfte, welche bis zu den Schichtfugen emporreichen, in die Höhle fallen. Der Zusammenhang der Schichtbänke wird so allmählich gelockert, die unterste bricht ab, und ihre Bruchstücke bilden einerseits die Trümmerhalde, welche steil geneigt zum See abwärts zieht, andererseits fallen sie auf die Schutthalde, welche die Felsen des Rauhen Kamms umgürtet, an deren oberem Ende sich das Felsentor des Geldlochs öffnet. Am Scheitel des so bergabwärts und höhleneinwärts geneigten Schuttberges liegen die größten Blöcke, einer von ihnen mißt 4—5 *m* Länge, 2—5 *m* Höhe und liegt noch mit der Schichtfläche nach aufwärts. In der geschilderten Weise rückt das Höhlendach durch Abbruch der die Decke bildenden Schichtbänke allmählich höher empor, die Höhle wächst nach aufwärts, zugleich wird aber auch ihre Sohle durch die abstürzenden Trümmer aufgeschüttet. Am Fusse der Schutthalde verhüllt das Eis des Sees die trümmerbedeckte Sohle, und die vereiste Felsstufe der Eiswand trennt sie von der höher gelegenen großen Eisfläche des Domes. Wo nicht diese vom gefrorenen Tropfwasser stammenden Eiskuchen den schuttbedeckten Boden einebnen, kann in keinem Teile der Höhle von einer ebenen Sohle die Rede sein. Eine riesige Kluft durchsetzt die Höhlendecke über der Eiswand, eine zweite die hochgewölbte Decke in der Mitte des Eisdoms, und aus beiden quellen große Tropfwassermengen, die bei ihrem Auffallen einerseits die Stalagmiten der Eiswand, andererseits die den Dom durchziehenden Eisbalustrade bilden.[1]) Die beiden im Eisdom zusammenlaufenden Gänge scheinen dem Verlaufe zweier Klüfte zu entsprechen. Zwischen dem linken und dem rechten Gange besteht aber ein auffälliger Gegensatz. Der linke steigt im großen und ganzen bergeinwärts an, denn sein begehbares Ende liegt in 1550 *m*, der Eisdom aber in 1440 *m* Höhe. Dieser Anstieg vollzieht sich aber, wie schon erwähnt wurde, nicht in gleichsinniger Weise, sondern die Höhlensohle steigt bald auf, bald senkt sie sich und wird meist von 40° geneigten, aus riesigen Trümmern

[1]) Nebenbei sei bemerkt, daß in diesem Raume ein prächtiges Stück eines mit Dendriten gezierten Kalksteins gefunden wurde.

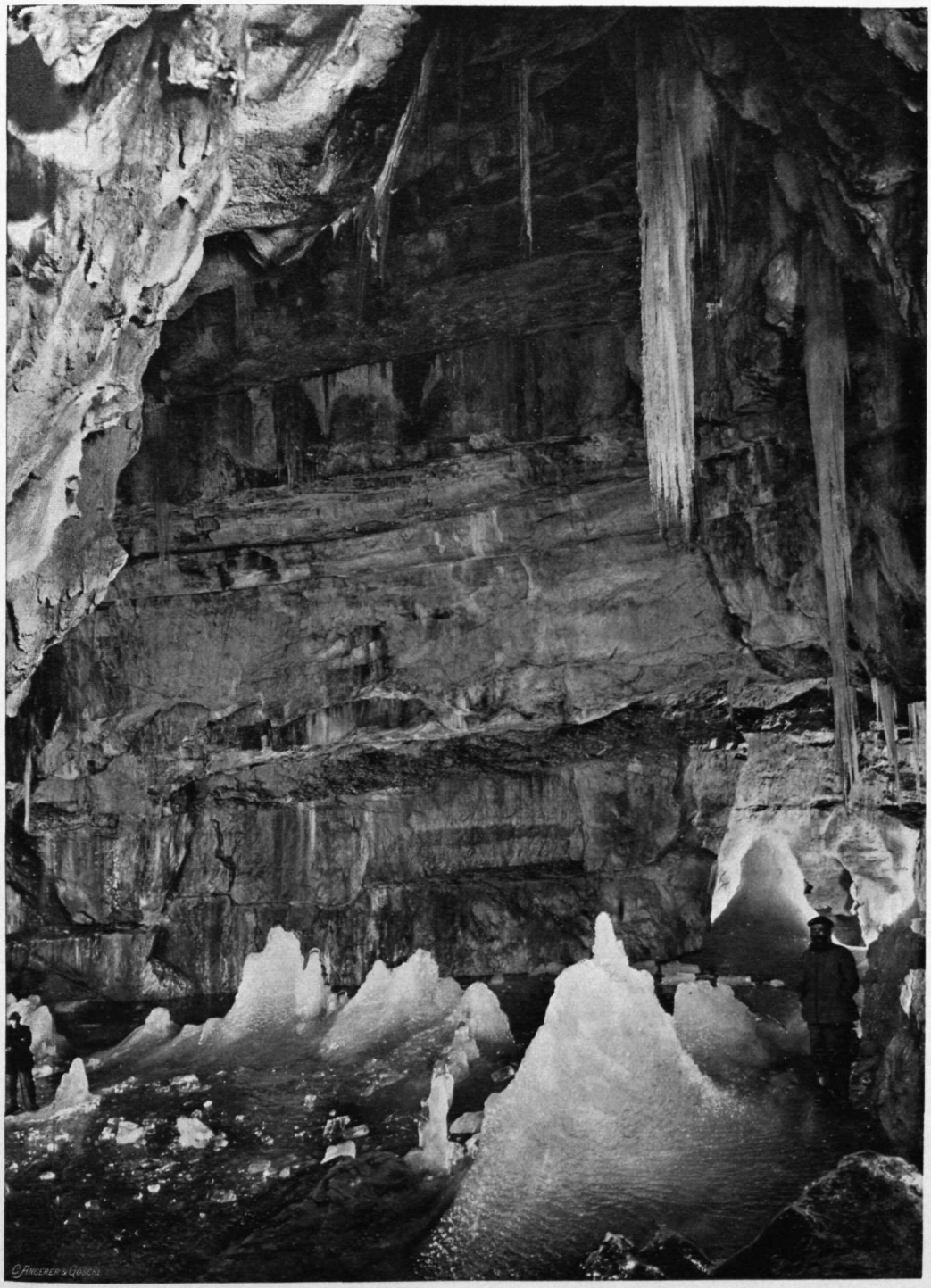
bestehenden Schutthalden gebildet. An wenigen Punkten, dort wo eine Felsstufe mit einer steileren Böschung ansteigt, als sie locker aufgeschüttete Trümmer anzunehmen vermögen, wie an der Gasnerwand, oder dort wo sehr steil geneigte Schichtbänke aufragen, wie am Reitgrat oder an der bösen Platte, taucht unter der Schuttdecke der nackte Fels auf. Wer vom Eisdom das Ende des linken Ganges erreichen will, muß infolge der Gefällsknicke einen Anstieg von 200 *m* zurücklegen. Da auch die Höhlendecke im großen und ganzen parallel der Sohle ansteigt und sich senkt, hat der linke Gang an drei Stellen die Gestalt eines nach abwärts gebogenen Knies und an einem vierten solchen Knie liegt der See.

Nun zeigt sich die Erscheinung, daß an diesen Knien die Höhle stets am niedrigsten ist, über dem See z. B. hängt die Decke tief herab, und man muß das an einer solchen Stelle gelegene erste Windloch gebückt passieren, während über dem Scheitel der mächtigen Schuttberge sich stets riesige Dome wölben und große Schlote aufwärts führen. Dieses Zusammentreffen ist kein zufälliges. Große Mengen von Tropfwasser dringen durch die Schlote in das Innere der Höhle. Im Frühjahr stürzt das Wasser aus ihnen in dicken Strahlen heraus, und riesige Eisstalaktiten ziehen sich von ihnen herab. An diesen Punkten geht die Gesteinzerstörung am raschesten vor sich, denn das in alle Fugen eindringende Sickerwasser sprengt beim Gefrieren den Fels. Trichterartig erweitern sich so die Schlotmündungen an der Höhlendecke, bis weite Gewölbe entstehen, aber die Dimensionen der überhängenden Gesteinsmassen haben ihre bestimmte Grenze; wird diese überschritten, so stürzen die Gewölbe ein. Wo dieser Prozeß vor sich geht, häufen sich mächtige Schuttberge am Boden der Höhle an, deren Material teils durch die Jahrtausende lang fortgesetzte Sprengarbeit des Spaltenfrostes, teils wohl auch durch Einsturzkatastrophen geliefert wurde. Ob das ungleichsinnige Gefälle allein auf die Bildung der Schuttberge zurückzuführen ist, oder ob es bereits in der ursprünglichen Anlage der früher enger profilierten Höhle vorhanden war, ist nicht mehr zu erkennen, jedenfalls sind die großen Gefällsknicke, die uns jetzt zwingen, Anstiege von 40—50 *m* zu machen, um dann ebensoviel an Höhe zu verlieren, erst durch sie entstanden. Wie kommt es aber, daß die abgestürzten Trümmer, die doch nun naturgemäß einen größeren Raum einnehmen, als zu dem Zeitpunkt, wo sie fest aneinandergefügte Bestandteile der Decke und Wände waren, nicht schon längst die Höhle verschüttet haben, daß die rascher als die Decke emporwachsende Sohle die erstere noch nicht erreicht hat?

Das Wasser, welches alle Klüfte und Spalten unserer Berge durchzieht, wirkt nicht allein gesteinzerstörend durch seinen Gefrierprozeß und seine Erosionskraft, sondern es entfaltet in löslichen Gesteinen wie im Kalkstein im hohen Grade seine chemische Tätigkeit. Es vermag große Mengen Kalks zu lösen und gelöst zu entführen, so stetig an der Erweiterung der von ihm durchzogenen Hohlräume arbeitend.

Fehlen, wie in unserer Höhle, die zum Abtransport größerer Trümmer notwendigen Wasserkräfte, so wirkt die mechanische Tätigkeit des Wassers, welche eine Aufschüttung der Höhlensohle im Gefolge hat, stetig raumverkleinernd, die chemische dagegen raumvergrößernd, und halten sich beide Tätigkeiten annähernd die Wage, so bleibt ein Hohlraum bestehen. Dies scheint auch in unserer Höhle der Fall zu sein, denn erinnern die riesigen Trümmerberge an die mechanische Zerstörungsarbeit, so sprechen die großen Mengen von Lösungsrückständen, die in der Form einer gelben bis braunroten mehligen Erde die tiefgelegenen Punkte des Höhlenbodens bedecken, für die Masse des vom Wasser im gelösten Zustand entführten Kalkes.

Wiegen im linken Gang die Abbruchformen an Wänden und Decke vor, so bekommt der rechte Gang seinen eigentümlichen Charakter durch chemische Lösungserscheinungen. Die Menge des hier eindringenden Sickerwassers ist, abgesehen vom



Nach einer Naturaufnahme von Eugen Berr.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Eisdom vom linken Gange.
(Mitte Mai 1902.)

großen Absturz, eine sehr geringe, der Gang meist trocken, Eisbildungen sind selten, die Tätigkeit des Spaltenfrostes tritt hier sehr zurück; daher ist auch nur an der Mündung in den Eisdom ein kleiner Schuttberg vorhanden, sonst ist der Gang verhältnismäßig eben. Die Wände und die Decke sehen hier wie zerfressen aus, karrenähnliche Vertiefungen, Fenster in den Wänden, sowie napfartige Lösungsnischen sind nicht selten und bezeugen die wenig gewaltsame Zerstörung des Kalksteins durch chemische Lösung. Die Umbildung des rechten Ganges geht entschieden langsamer vor sich wie die des linken, er ist auch in seinen Dimensionen gegenüber jenem sehr zurückgeblieben, da die in ihm wirkende zerstörende Kraft eine schwächere ist. Von der Schatzgräberhalle zweigt links ein mit einem Schlot, dem Turm, endigender Gang ab, in dem merkwürdige Sinterbildungen auftreten; es sind ovale, brotleibartige Stücke von verschiedener Größe, die aus der Inkrustierung von Felstrümmern hervorgegangen zu sein scheinen. Eine Versinterung des Wandgesteins durch eine von Eisenbraun gefärbte Kruste tritt überhaupt im rechten Gange wie in den eisfreien Teilen der Höhle hinter dem zweiten Windloch häufig auf. Der Sinter zieht an den Wänden in wulstartigen Gebilden abwärts, oder er bedeckt mit Vorliebe stark geneigte Schichtflächen (Böse Platte), aber zur Tropfsteinbildung kommt es, wie erwähnt, nur in einer Nebenkammer im linken Gange bei Punkt XVI. In der Umgebung der permanenten Eisbildungen gibt es keinen Sinter und so wird auch die anderweitig gemachte Beobachtung, daß in Eishöhlen größere Absätze von kohlensaurem Kalk fehlen, hier durchaus bestätigt. Die Ursache ist wohl in der starken, in den Wasser- und Eishöhlen herrschenden Übersättigung der Luft mit Feuchtigkeit zu suchen, die der Tropfsteinbildung abträglich ist, auch sind, besonders im linken Gange, die Klüfte so weit, daß das Wasser in Menge eindringt, in Strahlen herabfällt und den Kalk löst, nicht aber in Tropfsteinen absetzt, was nur bei sehr langsamem Sickerungsprozeß geschieht.

Das Geldloch ist also zweifellos aus der durch das Wasser bewirkten Umbildung und Erweiterung von Schicht- und Verwerfungsklüften hervorgegangen, bald haben mechanische, bald chemische Agentien den größeren Anteil an derselben. Eine weiter zu erörternde Frage wäre die, ob allein das infiltrierte Niederschlags- und Schmelzwasser imstande gewesen sein kann, so langgestreckte Hohlräume zu schaffen, und ob nicht auch in einem früheren Stadium der Entwicklung die Erosion des fließenden Wassers, eines Baches, an der Höhlenbildung hervorragenden Anteil gehabt hat. Es wurde schon einmal erwähnt, wie nahe das Ende des begehbaren linken Ganges der Ötscher-Nordwand liegt, und die Vermessung, sowie die Luftzugsbeobachtungen haben ergeben, daß tatsächlich hier durch Kamine und Spalten eine Verbindung mit der Nordseite besteht, und daß das Geldloch die heutige Wasserscheide zwischen Erlaf und Ötscherbach durchbricht. Es ist eine Durchgangshöhle, zwar nicht im touristischen Sinne, wie z. B. die Frauenmauerhöhle zwischen dem Gsoll- und Jassinggraben, wohl aber im morphologischen Sinne.

Will man nun annehmen, daß ein Bach, dessen Quellgänge nahe der Nordseite des Berges lagen, das Geldloch von Norden nach Süden durchflossen hat, — und die große horizontale Erstreckung sowie das allgemeine Gefälle der Höhle in dieser Richtung machten diese Annahme nicht unwahrscheinlich —, so muß man der Höhle ein sehr hohes Alter zuschreiben. Ihre Entstehung fällt dann in eine Zeit, in welcher die Talniveaus noch viel höher lagen als heute, der Ötscherkamm noch nicht in seiner heutigen Gestalt aus der Berglandschaft herausgeschnitten war, ein größeres Einzugsgebiet über der Höhle lag und die Wasserscheiden einen anderen Verlauf hatten als in der Gegenwart. In diesem langen Zeitraume mußte aber auch eine durchgreifende Umbildung des Höhleninnern durch die früher geschilderten Prozesse vor sich gehen; das wahrscheinlich kleine, aber ziemlich regel-

mäßige Profil der Erosionshöhle wurde stellenweise bedeutend vergrößert, durch die durch Abbruch entstandenen Schuttberge das gleichsinnige Gefälle der Höhlensohle gestört, das Bachbett verschüttet, die an den Wänden etwa vorhandenen Erosionsspuren des fließenden Wassers durch chemische Prozesse verwischt. So fehlt uns jeder durch Ablagerungen und Erosionsspuren zu erbringende Nachweis des alten Höhlenbaches, wir können seine Existenz nur vermuten, und es wäre eine nutzlose Spekulation, darüber Betrachtungen anzustellen, ob sich dieser Bach etwa durch den rechten Gang in den Absturz ergoß oder einen Ausweg durch den Vorraum fand, wo der große Schuttberg das ursprüngliche Gefälle gerade umgekehrt hat.

Nicht so sehr die Höhenlage, sondern die eben beschriebene Gestalt bedingt die in der Höhle herrschenden Temperaturverhältnisse. Nur ihr vorderer Teil ist Eishöhle, die ganze Höhle aber funktioniert als Windröhre, das heißt als ein Hohlraum mit mehreren verschieden hochgelegenen Mündungen, die den Durchzug der Luft gestatten. Auch das benachbarte Taubenloch ist eine Windröhre, enthält aber kein Eis, weil, wie Crammer und Sieger nachgewiesen haben,[1]) in sie während der warmen Jahreszeit häufig und lange von oben Luft mit einer Temperatur über Null eindringt, welche das im Winter entstandene Eis schmilzt, wodurch die Höhle bald eisfrei wird.

Der Besprechung der auf unseren Besuchen gemachten physikalischen Beobachtungen sei einiges vorausgeschickt. Die auch im Plane verzeichneten Thermometerstandorte sind an den Höhlenwänden mit römischen Ziffern markiert und die Höhe der Kugel des frei herabhängenden Thermometers mit einem runden Farbfleck bezeichnet.[2]) Neue Temperaturmessungen müßten genau an denselben Punkten ausgeführt werden.

Wir geben auf Seite 140 und 141 die in der Höhle abgelesenen, bereits korrigierten Temperaturen (in Celsiusgraden) wieder.

Was sagen uns nun diese Temperatur- und Luftzugbeobachtungen? Der freundliche Leser muß uns schon gestatten, eine vielleicht etwas ermüdende Erörterung der einzelnen Beobachtungen vorzunehmen, denn so einfach liegen die Verhältnisse nicht, daß sich allgemeine Sätze aus den dürren Zahlen der Tabelle unmittelbar ablesen ließen. Am 13. September 1897 nahm die Temperatur im Vorraum vom Eingang nach abwärts stetig ab, so daß die niedrigste Temperatur beim Eissee (V) anzutreffen war. Diese Schichtung der damals unbewegten Luft erklärt sich aus dem größeren spezifischen Gewicht der kalten Luft; diese sammelte sich an der Höhlensohle, die wärmere, leichtere, blieb über ihr. Am 31. Oktober 1897 funktionierte aber das Geldloch als Windröhre, und zwar stieg merkwürdigerweise schwere kalte Luft aus der Höhle ins Freie, wo die Temperatur höher war als in der Höhle. Diesen Vorgang erklärten Crammer und Sieger in folgender Weise: Diesem schönen warmen Tag, an welchem die Südseite des Ötschers stark erwärmt wurde, war eine kalte Nacht vorausgegangen, in welcher auf der Nordseite des Berges Reif fiel. Die am Tage stark erwärmte Luft auf der Südseite wurde aufgelockert und floß über den Kamm auf die Nordseite, und die dadurch entstandene Luftdruckdifferenz fand durch den Luftzug in der Höhle ihren Ausgleich. Die große Länge der Höhle und der damit verbundene Reibungswiderstand an den Wänden, die häufigen Querschnittänderungen und endlich die Gefällwechsel, welche die Luft bald zum Auf-, bald zum Absteigen zwingen, hemmen ihren Durchzug, und wenn daher kein sehr starker Überdruck infolge einer Luftdruckdifferenz zwischen Nord- und Südseite herrscht, wird die Luft nicht die Höhle durchziehen,

[1]) Untersuchungen in den Ötscherhöhlen. Globus, Band LXXV, 1899, S. 315.

[2]) I—XII, XVII—XXXIV mit roter, XIII—XVI mit blauer Farbe. I—XII sind bereits von Crammer und Sieger markiert.

sondern es wird sich die kalte, schwere Luft in den knieförmig gegen abwärts gebogenen Höhlenräumen ansammeln, während in den Domen über den aufsteigenden Schuttbergen sich die warme Luft anhäuft. Diese verschieden temperierten Luftschichten können nach keiner Seite hin selbständig abfließen und verschließen stöpselartig den Luftdurchzug durch die Höhle, der erst dann eintreten kann, wenn der Druck ausreicht, die kalte Luft aufwärts, die warme Luft abwärts zu pressen.[1] Am 31. Oktober 1897 hatte der mit gesteigerter Geschwindigkeit den im ersten Windloch stark verengten Höhlenquerschnitt verlassende Luftstrom durchwegs eine Temperatur von 1.4°, im Eisdom wurde er dann durch das Eis auf 1° abgekühlt, ein Zweig drang, dem Fels Wärme entziehend, in den rechten Gang ein und maß hier 1.2°, der Hauptstrom ergoß sich über die Eiswand zum See abwärts, wo er auf 0.8° abgekühlt wurde, und erwärmte sich wieder am Fels beim Aufstieg zum Ausgang auf 1.3°. Zur Ergänzung sei hier bemerkt, daß Schmidl am 8. September folgende Temperaturen antraf: Am Eingang zwischen 11 Uhr vormittags und 2 Uhr nachmittags + 7.1° R. = 8.9° C. bis + 7.4° R. = 9.3° C.; beim See 11 Uhr vormittags + 1.5° R = 1.9° C; 2 Uhr nachmittags im Dom + 1.7° R = 2.1° C.; im linken Gang 3 Uhr nachmittags + 1.4° R. = 1.8°. C.[2] Bei einer etwas höheren Außentemperatur als im September 1897 wurden also auch höhere Innentemperaturen gemessen, im linken Gang war es aber im Gegensatz zum Oktober 1897 kälter wie im Eisdom und wie im rechten Gang, den Schmidl als warm bezeichnet. Wir werden sehen, daß diese Beobachtungen keineswegs vereinzelt dastehen. Auch am 5. September 1855 scheint das Geldloch als Windröhre funktioniert zu haben, denn es stieg kalter Nebel aus der Höhle und ebenso berichtet Schallenberger vom 6. September 1591 vom ersten Windloch: »Da selbst gienge ein so starker wind gegen uns, der uns alle Kerzen ausgelöscht, alein die Späne bliben brinend.«

Von unserem Besuche am 8./9. Dezember 1900 liegen leider keine Luftzugsbeobachtungen vor; im Freien war es sehr kalt, in der Höhle bedeutend wärmer, die Lufttemperatur aber selbstverständlich unter Null. Die Anfang Dezember herrschende Kälte hielt nicht lange an, es folgte eine Reihe von warmen, sonnigen Tagen, nur in den Nächten trat Frostwetter ein, so auch in der Nacht vom 25. auf 26. Dezember, in der wir die merkwürdige Beobachtung machen konnten, daß die Höhlentemperatur auf über 0° getiegen und also eine verhältnismäßig rasche Reaktion auf die Erhöhung der Außentemperatur eingetreten war. Im Eisdom war es wieder etwas wärmer als beim See. Von einer größeren Anzahl von Messungen mußte abgesehen werden, da unsere beim See lagernden Träger aus feuchtem Holz ein Feuer entzündeten und der warme Rauch bald die Höhle erfüllte. Er förderte aber wenigstens unsere Luftzugbeobachtungen. Während am Höhleneingang die abwärts sinkende kalte Luft die Kerzenflamme um einen Winkel von 10° bis 30° einwärts ablenkte, stieg der Rauch nahe der Decke aus der Höhle. Der Eisdom war ganz mit beizendem Rauch erfüllt, und hier im großen Höhlenquerschnitt machte sich wie gewöhnlich gar kein Luftzug bemerkbar. Trotz des schwachen Luftzuges, der uns aus dem linken Gang entgegenkam, folgte uns hier der Rauch bis zur Höhe des ersten Schuttberges, und erst hinter derselben war die Luft rein; im Windloch nahm der auswärts ziehende Luftstrom den ganzen Höhlenquerschnitt ein. Ein warmer Gegenstrom zog also im aufsteigenden Teil des linken Ganges an der Decke aufwärts, vermochte auf der anderen Seite des Schuttberges sich nicht abwärts zu senken, sondern fand offenbar durch den Schlot an der Decke seinen Abzug. Auch im Vorraum herrschte eine Gegenströmung, da am Boden die kalte Außenluft in die Höhle floß, während an der Decke die Höhlenluft aus-

[1] Vergl. Globus LXXV. Bd., S. 333.

[2] Schmidl, Die Höhlen des Ötscher. Sitz.-Ber. d. k. k. Ak. der Wissensch. Wien 1857, S. 215.

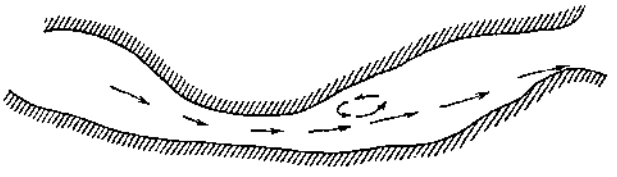
Temperatur-Tabelle.

Standort:	I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	VIII.	IX.	X.	XI.	XII.
13. Sept. 1897, vorm. Temperatur	11h 30′ + 7.1°	11h 40′ + 1.5°	11h 42′ + 1.1°	—	11h 55′ + 0.8°		—	—	—	—	—	—
31. Okt. 1897, nachm. Temperatur	5h 3′ + 3.7°	5h — + 1.3°	4h 35′ + 1°	4h 50′ + 0.8°	3h 45′ + 0.8°	3h 40′ + 0.9°	3h 10′ + 1.0°	12h 30′ + 1.2°	2h 35′ + 1.4°	2h 25′ + 1.4°	2h + 1.4°	2h 15′ + 1.4°
8. Dezemb. 1900, nachm. Temperatur	10h 50′ — 6.3°	—	—	—	—	—	—	—	—	—		—
9. Dezemb. 1900, vorm. Temperatur	—	—	—	—	—	—	3h 15′ — 1.7°	—	—	—	—	—
25. Dezemb. 1900, nachm. Temperatur	10h 50′ — 1.4°	—	—	—	11h 30′ + 0.2°	—	—	—	—	—	—	—
26. Dezemb. 1900, vorm. Temperatur	—	—	—	—	—	—	12h 20′ + 0.4°	—	—	—	—	—
6. April 1901, nachm. Temperatur	5h 25′ + 0.4°	5h 30′ — 0.1°	5h 45′ — 0.4°	—	—	—	—	—	—	—	—	—
7. April 1901, vorm. Temperatur	8h 40′ — 2.1° 10h 45′ + 6.5°	8h 45′ — 0.9°	9h 10′ — 1.2°	9h 15′ — 1.4°	9h 55′ — 1.3°	10h 05′ — 1.4°	11h 50′ — 0.7°	—	—	—	—	—
7. April 1901, nachm. Temperatur	—	—	—	—	—	—	—	12h 45′ — 0.4°	2h 20′ — 0.4°	4h 05′ — 0.6°	5h 20′ — 0.6°	5h 35′ — 0.7°
26. Mai 1901, vorm. Temperatur	11h — + 8.2°	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
29. Juni 1901, vorm. Temperatur	8h 45′ + 14.1°	9h — + 0.9°	—	—	9h 30′ + 0.8°	—	10h — + 0.9°	10h 30′ + 0.9°	—	—	—	—
20. Juli 1901, nachm. Temperatur	8h 45′ + 12.8°	9h — + 1.2°	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
21. Juli 1901, nachm. Temperatur	1h 45′ + 12.4°	2h — + 1.2°	—	—	—	—	—	3h — + 0.8°	—	—	—	—
22. Juli 1901, vorm. Temperatur	—	—	—	—	—	—	—	6h 40′ + 1.4°	—	—	—	—
23. Juli 1901, vorm. Temperatur	8h 20′ + 17.6°	6h — + 0.8° 7h 30′ + 1.3°	—	7h — + 0.8°	6h 40′ + 0.8°	—	—	—	—	—	—	—
1. Novemb. 1901, nachm. Temperatur	3h 30′ + 0.4° 6h — 2°	5h — — 0.8°	4h 30′ — 0.9°	5h 05′ — 0.5°	5h 30′ — 0.4°	5h 50′ — 0.5°	7h 30′ — 0.5°	8h — — 0.1°	—	—	—	—
2. Novemb. 1901, nachm. Temperatur	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
3. Novemb. 1901, vorm. Temperatur	8h 10′ + 2.1°	7h 40′ + 0.8°	7h 30′ + 0.4°	7h 10′ + 0.2°	—	7h — + 0.1°	6h 30′ + 0.1°	—	5h 30′ 0°	5h 25′ 0°	5h 05′ + 1.4°	5h — + 1.2°
5. Januar 1902, nachm. Temperatur	4h 30′ — 3.6°	4h 40′ — 2.4°	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
6. Januar 1902, vorm. Temperatur	—	—	—	—	—	—	8h — — 1.8°	—	—	—	—	—
18. Mai 1902, nachm. Temperatur	+ 2.°	—	—	—	—	—	— 0.5°	—	—	—	—	—

Bemerkungen	XIII.	XIV.	XV.	XVI.	XVII.	XVIII.	XIX.	XX.	XXI.	XXII.	XXIII.	XXIV.
Im Vorraum kein Luftzug (Crammer und Sieger), also kein hinreichender Druck zum Betrieb der Windröhre.												
Im linken Gange und Vorraum Luftzug auswärts, im rechten Gange einwärts. Nebel steigt aus der Höhle. Im Freien ruhig, klar. Vorhergehende Nacht Reif! (Crammer und Sieger.) Ausgleich der Luftdruckdifferenz zwischen Nord- und Südseite.												
Im Freien: Nebel, ruhig.												
Im Vorraum Luftzug am Boden einwärts, an der Decke auswärts. Im linken Gange auswärts, bis zur Höhe der großen Schutthalde eine Gegenströmung an der Decke. Im rechten Gange Luftzug im ganzen Profil auswärts. Im Freien klar, fast windstill. Allseitiges Einströmen schwerer kalter Außenluft.												
Im Vorraum kein Luftzug, im Freien windstill, ein Viertel bewölkt. Kein hinreichender Druck zum Betrieb der Windröhre.												
Im Vorraum Luftzug auswärts, über dem See Luftwirbel, im linken Gang auswärts, im rechten Gang einwärts. Im Freien starker Nordwestwind und Regen. Ursache der Windröhrentätigkeit der Nordwest-Wind. Ausgleich der Luftdruckdifferenz, daher auch in dem auf der Südseite mündenden rechten Gange Luftzug einwärts	5h 50′ — 0.7°	7h — + 0.2°	7h 30′ + 0.3°	8h — + 0.3°								
Aus dem Vorraum, linken und rechten Gange Luftzug auswärts. Im Freien halbbewölkt, fast windstill. Die warme Außenluft sinkt bei den hochgelegenen Röhrenenden ein.	—	—	—	—								
Aus dem linken Gange und Vorraum Luftzug auswärts. Im rechten Gange kein Luftzug. Im Freien leichter Ostwind, klar. Windröhre: Wie oben.	—	—	—	—								
Im Vorraum Luftzug auswärts. Kalter Nebel steigt aus der Höhle auf. Im Freien klar und windstill. Windröhre: Vermutlich wie oben.	—	—	—	—								
Im Vorraum und linken Gange Luftzug auswärts. Im rechten Gange kein Luftzug, wohl aber beim Absturz auswärts. Im Freien Gewitter. Windröhre: Wie oben.	—	—	—	—								
Luftzug überall auswärts.	—	—	—	—	6h 20′ + 1.4°	—	—	—	—	—	—	—
Luftzug im Vorraum sehr stark auswärts. Im Freien klar, fast windstill.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Im Vorraum, linken und rechten Gange Luftzug einwärts.	—	—	—	—	9h — + 0.6°	9h — + 1.1°	—	—	—	—	—	—
Im Freien klar und windstill. Veranlassung der Windröhrentätigkeit noch unbekannt.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	11h 30′ + 2.1°	—
	4h 45′ + 1.2°	4h 40′ + 1°	4h 20′ + 1°	4h 05′ + 1.7°	—	—	3h 50′ + 1.7°	3h 30′ + 1.8°	3h — + 1.7°	1h 05′ + 1.8°	—	12h 10′ + 2.2°
Im Vorraum Luftzug einwärts, im rechten Gange auswärts. Im Freien Nordweststurm, Schnee.	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Anscheinend allseitiges Einsinken kalter Außenluft. Wirkung des Nordweststurms?	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Nord-Nordwestwind. Regen und Schnee. Im Vorraum und linken Gange schwacher Luftzug auswärts, im rechten Gange kein Luftzug, nur beim Absturz schwacher Luftzug aufwärts. Die warme Außenluft sinkt bei den hochgelegenen Röhrenenden ein. vielleicht auch Wirkung des Nordwestwindes.												

wärts gepreßt wurde. Der rechte Gang war rauchfrei — der aus ihm in den Eisdom fließende Luftstrom nahm den ganzen Höhlenquerschnitt ein. In dieser Nacht, in welcher die Außenluft kälter war als die Höhlenluft, floß die schwere kalte Luft durch die hochgelegenen Kamine und an der Nordwand in den linken Gang und durchstrich diesen bis in den Eisdom; ebenso sank kalte Luft durch den Schlot beim Absturz in den rechten Gang ab.

Am 6. April 1901 war die Luft im Vorraum unbewegt, nicht einmal eine lokale Luftströmung ließ sich feststellen, was wegen des geringen Temperaturunterschiedes von Innen- und Außenluft begreiflich erschien. Die Temperatur nahm wie gewöhnlich im Vorraum gegen abwärts ab, war etwas unter dem Nullpunkt, während im Freien erst nach Sonnenuntergang Frostwetter eintrat. Gegen Morgen jedoch kam ein Wetterumschlag, starker Nordwestwind erhob sich und das Quecksilber stieg über den Nullpunkt. In den wenigen Stunden der Nacht war eine Abkühlung des Höhlenvorraumes eingetreten, und zwar um 0,8°. Am Morgen fand aber das Einströmen der kalten Luft ihr Ende, und als sich der Nordwind erhob, wurde die Windröhre in Tätigkeit gesetzt, so daß jetzt die Luft durch die Höhle von Norden nach Süden gepreßt wurde[1]) und am Südeingang trotz ihres großen spezifischen Gewichts aufwärts stieg. Wieder trat im Eisdom eine Teilung des Luftstroms ein, ein Seitenast floß in den rechten Gang und zwar am Boden desselben (Flammenwinkel 20°, in Kopfhöhe Flamme ruhig brennend), der Hauptstrom zog abwärts zum See. Beim Austritt aus der Enge desselben bei Punkt IV stieg der Rauch der Sturmhölzer zuerst aufwärts, zog dann langsam einwärts bis zur Verengung der Höhle, wurde hier von der auswärts strömenden Luft erfaßt und zog nahe dem Boden aus der Höhle (Flammenwinkel 20°). Ähnlich wie in einem Flusse beim Übertritt aus einer Enge in eine Weite Wasserwirbel entstehen, so haben wir es hier mit einem Luftwirbel zu tun.



Der Luftstrom im linken Gang hatte bis zum Punkt XVI, bei welchem die Messungen begannen, fast eisfreie große Räume mit mäßiger Geschwindigkeit durchzogen und hatte bei XVI die verhältnismäßig hohe Temperatur von +0.3°. Beim Punkt XIV verengt sich die Höhle zum sogenannten zweiten Windloch, und hier trat der Luftstrom in einen Raum mit großen Dimensionen und starkem Tropfwasserfall ein und verließ denselben durch das erste Windloch. Die Verdunstungskälte und das Eis verminderten hier seine Temperatur auf —0.7°; also um 1°, dann erwärmte er sich wieder etwas und wurde durch das Eis im Dom, über der Eiswand und dem See wieder bedeutend abgekühlt, um sich dann am Gestein des Vorraums bis zum Ausgang neuerlich zu erwärmen. Auch im rechten Gang erwärmte sich der Luftstrom und der Gang war übereinstimmend mit Schmidls Beobachtung wärmer als der linke. Vom 26. Mai 1901 liegen leider keine Temperaturmessungen aus dem Innern der Höhle vor; es war aber in der Höhle entschieden kälter als im Freien, infolgedessen sank durch die höher als der Südeingang liegenden Schlotmündungen im rechten und linken Gang warme Außenluft, die sich am Gestein abgekühlt hatte, in die Höhle. Der Druckkraft der beiden im Eisdom sich vereinigenden Luftströmungen gelang es, an diesem Tage den über dem See befindlichen Stöpsel kalter Luft höhlenauswärts zu pressen, so daß am Eingang die Kerzenflamme in die Horizontale abgelenkt wurde. Dasselbe war der Fall am 18. Mai 1902, an

[1]) Im ersten Windloch maß der Flammenwinkel 60°.

welchem Tag die Nordsüdrichtung des Luftstroms wohl auch durch den herrschenden Nordnordwest-Wind befördert wurde. Die Temperaturverteilung vom 29. Juni 1901 zeigte das regelmäßige Bild. Der Luftzug ging wieder durch den Berg von Norden nach Süden, im rechten Gang war ein Auswärtsströmen der Luft nicht wahrzunehmen, doch wurden nur in seinem vorderen Teil, nicht aber beim Absturz Beobachtungen angestellt, und es zeigte sich z. B. gleich beim nächsten Besuch, daß trotz sehr starken Luftzuges beim Absturz die Luft im vorderen Teile des Ganges ruhig zu sein schien. Dieser Gang biegt zweimal fast rechtwinklig um und hemmt so den Durchzug der Luft, überdies verbreitert er sich gegen den Eisdom, so daß hier wohl nur ein sehr starker Luftzug fühlbar wird. Auch am 20. und 21. Juli wurde die Luft beim Eingang auswärts gepreßt, und zwar war sie mit Dampf übersättigt, denn ein kalter Nebel stieg aus der Höhle auf; im rechten Gang war es, wie gesagt, windstill. Am 22. und 23. Juli machte sich aber hier bereits ein Luftzug bemerkbar, und auch beim Höhleneingang hatte er sich verstärkt und vermochte Kerzen zu verlöschen. Bemerkenswert ist, daß die ruhige Luft im rechten Gang am 21. nachmittags +0.8° maß, der Luftstrom am 22. vormittags aber, der warme Außenluft brachte, 1.4°. Mehrere bei Punkt II am Morgen des 23. vorgenommene Ablesungen ergaben während 1½ Stunden eine Erwärmung des auswärts ziehenden Luftstroms von +0.8° auf 1.3°. Die Sonnenstrahlen vermögen zwar die Höhlensohle nicht unmittelbar zu treffen, aber ein Teil der Wände und die Decke in der Nähe des gegen Südosten geöffneten Höhlentores wird in den ersten Morgenstunden intensiv erwärmt und mit ihnen auch die aufsteigende kalte Luft.

Als wir im November 1901 die Höhle aufsuchten, begegneten wir einer überraschenden Erscheinung. Der 1., 2. und 3. November waren warme, windstille Tage, aber auf der Nordseite des Berges lag bis in die Schlucht der Tormäuer hinab Reif. Analog den früher beobachteten Fällen bei ähnlichen Wetterverhältnissen war eine auswärts gerichtete Luftströmung zu erwarten, nach Sonnenuntergang im Vorraum ein Einwärtsfließen der kalten Luft am Boden, ebenso im rechten Gang eine von den Schloten gegen den Eisdom gerichtete Strömung. Zwar strömte tatsächlich die kalte Außenluft in die Höhle, aber die einwärts gerichtete Luftströmung hielt auch tagsüber an, als die Luft im Freien wärmer war als die Höhlenluft, und die einwärts gerichtete Strömung war sowohl im linken Gang, wo wir bei den Windlöchern zum ersten Male den Wind im Rücken hatten, als auch im rechten Gange zu verspüren. Die allgemeine Luftdruckverteilung konnte keinen Anhaltspunkt zur Erklärung dafür geben, daß die Luft von Süden nach Norden durch die Höhle strich. Es scheint an diesem Tage die Luft vom Höhleneingang abgesogen worden zu sein, die Veranlassung ist aber keineswegs aufgeklärt. Es ist kaum anzunehmen, daß zur Erklärung der Süd-Nordrichtung der Luftströmung die natürliche Luftdruckdifferenz zwischen Südeingang und der rund 100 m höher gelegenen Nordöffnung ausreicht. Auch die Temperaturverteilung im Luftstrom war diesmal bemerkenswert. Er kühlte sich im Vorraum am Höhlengestein ab, ebenso im Eisdom und entzog im rechten Gang dem Gestein bedeutende Wärmemengen, wie die Tabelle zeigt. Im linken Gang kühlte er sich zunächst noch bis zur Höhe des ersten Schuttberges bis auf 0° ab, und zwar anscheinend unter der Einwirkung der Verdunstung des an der linken Wand reichlich fallenden Tropfwassers. Auf der jenseitigen Abdachung des Schuttberges betrug aber die Temperatur bereits +1.4°, es trat also eine rasche Erwärmung am Gestein ein. Eine neuerliche Abkühlung erfolgte dann wie an früheren Beobachtungstagen im Raum zwischen erstem und zweitem Windloch, wo wieder Tropfwasser fiel, und ein Eiskuchen den Boden bedeckte, dann blieb auf große Entfernung die Luft- und Gesteinstemperatur nahezu konstant (1,7—1.8°), und erst über der Gasnerwand trat

dann wieder eine Erwärmung ein, nachdem der Luftstrom eine beträchtliche Strecke zurückgelegt hatte. Am 5./6. Dezember 1901 endlich war wieder ein Absinken der kalten Außenluft, sowohl beim Eingang als im rechten Gang zu beobachten, im linken wurde keine Beobachtung angestellt; und ebenso war es am 5. Januar 1902.

Für Windröhren mit zwei verschieden hoch liegenden Mündungen gilt nun zwar das Gesetz, daß, wenn die Außentemperatur höher als die Höhlentemperatur ist, beim tieferliegenden Röhrenende die Luft aus der Höhle fällt, beim umgekehrten Temperaturverhältnis kalte Außenluft beim tieferliegenden Röhrenende eindringt. Das Geldloch mit seinen zwar im großen und ganzen bergeinwärts ansteigenden, aber bald engen, bald weiten, mannigfach gewundenen und knieförmig gebogenen Gängen, die den Durchzug der Luft sehr erschweren, und mit seinen zahlreichen Schloten ist aber so verwickelt gebaut, daß die für die Windröhrentätigkeit geltenden Regeln nicht auf so einen einfachen Ausdruck zu bringen sind. Ferner ist zu bedenken, daß das Höhlentor und die Schlotmündungen des rechten Ganges auf der Südseite des Berges liegen, die Schlote am Ende des linken Ganges aber auf der Nordseite münden und sich durch den Berg ein Ausgleich des Luftdrucks durch Luftströmungen vollzieht, die den durch die Temperaturverhältnisse verursachten hemmend entgegentreten können. Bei geringer Temperaturdifferenz zwischen der Höhlen- und Außenluft und kleiner Luftdruckdifferenz zwischen Nord- und Südseite versperren die Pfropfen kalter Luft in den abwärts-, die Pfropfen warmer Luft in den aufwärtsgebogenen Knieen überhaupt den Durchzug des Luftstroms.

Obigem Gesetz muß schon deshalb seine Gültigkeit für das Geldloch abgesprochen werden, weil die Luft zum Eintritt in den Berg nur abwärtsführende Röhren vorfindet und tatsächlich der Fall beobachtet wurde, daß durch die Schlote des rechten und linken Ganges und am Boden des Höhlentores zu gleicher Zeit kalte Außenluft absinkt, während die wärmere Höhlenluft an der Decke in Gegenströmungen einen Ausweg sucht. (Vergl. 25. und 26. Dezember 1900.) Diese Gegenströmungen und die Funktionen der Schlote in der Mitte des linken Ganges sind noch wenig bekannt, gleichzeitige Barometermessungen auf der Nord- und Südseite des Ötschers noch nicht vorgenommen und an unseren 18 Beobachtungstagen wohl noch nicht alle in der Funktion der Windröhren möglichen Kombinationen bekannt geworden. Es wäre also entschieden zu früh, eine allgemein gültige Regel aufstellen zu wollen.

Ein Überblick über die Temperaturverhältnisse zeigt nun, daß das Geldloch im Winter kälter ist als im Sommer, doch ist es im Winter in der Höhle oft wärmer als im Freien. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt in der rund mit 1500 *m* angenommenen mittleren Höhe des Geldlochs 2.9°,[1]) die Gesteinstemperatur ist wohl etwas höher. In dieser Meereshöhe ist nun zwar eine kalte Höhle zu erwarten, daß sie aber Eis enthält, bedarf immerhin einer Erklärung.

Die Höhle funktioniert aus bereits erörterten Gründen nicht immer als Windröhre. Dann schließt der Stöpsel kalter Luft an der Enge bei der Eiswand, wo das meiste Tropfwasser fällt, den Vorraum ab, so daß er einer gegen unten geschlossenen sackförmigen Höhle, welche dem Eindringen kalter Luft stets ausgesetzt ist, und in der es dann zur Bildung großer Eismassen kommt, gleicht. Das Gestein ist jedenfalls auch hier wie in anderen Eishöhlen das Kältemagazin, das auch im Sommer zur Abkühlung der Lufttemperatur beiträgt, so daß das am Ende des Winters gebildete Eis im Sommer nicht ganz geschmolzen werden kann. Es müssen aber auch noch andere Faktoren mitwirken, um die Temperatur auf einem so nied-

[1]) Berechnet nach den mittleren Jahrestemperaturen v. Mariazell, Puchenstuben und Annaberg.

rigen Stand zu erhalten, denn wir haben gesehen, daß das Geldloch in der Regel auch von der warmen Sommerluft durchzogen wird. Beobachtungen haben ferner gezeigt, daß sich die Höhlentemperatur nicht nur binnen wenigen Tagen, sondern sogar in wenigen Stunden zu ändern vermag, daß sich aber trotzdem die Temperaturschwankungen in engen Grenzen halten, denn niemals wurde bis jetzt in der Höhle eine höhere Temperatur als + 2.2° beobachtet.[1]) Bei einer sackförmig geschlossenen Eishöhle spielt, wie Crammer am Tablerloch gezeigt hat,[2]) die durch die Verdampfung des Eises und Wassers bedingte Temperaturerniedrigung keine nennenswerte Rolle, jedenfalls aber in einer Windröhre. Von den im Innern gelegenen Höhlenstrecken, die knieförmig nach abwärts gebogen sind, hat nur eine einzige, und zwar, wie man sich aus dem Plane überzeugen kann, keineswegs die am schärfsten geknickte, permanente Eisbildungen. Es ist sehr bemerkenswert, daß in dieser Strecke zwischen den beiden Windlöchern nicht nur ein starker Tropfwassereinbruch, sondern auch ein sehr intensiver Luftzug vorhanden ist, sowie der meist auf der Nordseite eintretende Luftstrom bis zu diesem Raume relativ trockene Höhlenteile durchzogen hat, und hier daher große Wasser- und Eismengen zur Verdampfung bringen muß, womit notwendig eine Temperaturerniedrigung vorhanden ist, welche nicht an den Winter gebunden ist, sondern an allen Tagen des Jahres eintreten kann. Das eindringende Tropfwasser bringt zwar Wärme mit sich, aber dort, wo es in dicken Strahlen herabstürzt, ist zu gleicher Zeit ein starker Luftzug zu verspüren, ähnlich wie in der Nähe eines Wasserfalls, und unter seinem Einfluß wird wohl die Verdunstung befördert und damit die Höhlenluft abgekühlt. Mit der Stärke des Tropfwassereinbruchs wächst auch die Verdunstungsfläche, welche auf dem Trümmerboden durch das auffallende und weithin verspritzte Wasser erzeugt wird.

Trotzdem also das Geldloch als eine in der Regel funktionierende Windröhre für die warme Außenluft zugänglich ist und auch tatsächlich in kurzer Zeit durch sie erwärmt wird, hält sich diese Erwärmung in engen Grenzen, da ihr die im Winter erzeugte niedere Gesteinstemperatur und die das ganze Jahr vor sich gehende und von der Tätigkeit der Windröhre beförderte Erzeugung von Verdunstungskälte entgegenwirkt.

Interessant ist es auch, das Werden und Vergehen der Eisbildungen während der Dauer eines Jahres zu beobachten. Unabhängig von den Eisbildungen der Höhle ist das Schneefeld, welches, vom eingewehten Winterschnee stammend, sich vom Eingang in wechselnder Ausdehnung auf der Blockhalde abwärts zieht. Es wird bereits in Schallenbergers und Schmidls aus dem September und Nagels aus dem Juli (12., 1747) stammenden Berichten erwähnt, es überdauerte auch den Sommer 1897 und im September d. J. war es 10 *m* lang, im Jahr 1898 aber bereits am 3. August verschwunden;[3]) auch im Jahre 1900 taute es ab, und trotz 40 *cm* Schneelage im Freien war im Dezember d. J. der Höhleneingang schneefrei; am 6. April 1901 trafen wir das Schneefeld in einer Länge von 10 *m* und 1 *m* Mächtigkeit an und an seinem unteren Ende eine von gefrorenem Schmelzwasser stammende Eiskruste, am 25. Mai d. J. war es noch 8 m lang und vereist, am 20. Juli aber ganz verschwunden. Es hat also die Schneehalde in keinem der letzten Jahre den Sommer überdauert, und wir werden gleichzeitig auch an den Eisbildungen der Höhle einen allgemeinen Rückgang beobachten können. Das Höhlentor findet sich im Winter und Frühjahr

[1]) Nagels Thermoscopium, das 8° zeigte, war wohl nicht sehr verläßlich, denn eine so hohe Temperatur widerspricht allen neueren Beobachtungen.

[2]) Eishöhlen und Windröhrenstudien. Abhandlg. d. k. k. Geogr. Gesellsch. in Wien. I, S. 50 ff.

[3]) Crammer und Sieger, Globus, LXXV. Bd., S. 316.

eisgepanzert und prächtige Stalaktiten hängen von seiner Wölbung herab, erfreuen sich aber nur eines kurzen Daseins. Hinter dem früher erwähnten großen Block beim Eingang an der rechten Wand waren zu Ostern 1901 einige Eissäulen gewachsen, und den Boden bedeckten umgestürzte Eisprismen, die von dem in Strömen auf sie herabfließenden Tropfwasser durchschlagen waren. Sonst sind im Vorraum nur an und unter dem knapp vor dem See befindlichen Schlot an der Decke Eisbildungen anzutreffen. Zu Ostern 1901 hingen von ihm zwei vorhangartige Stalaktiten, von denen der größere beiläufig 4 *m* maß, herab und am Boden unter ihnen war ein Eiskuchen angefroren; aber bereits am 25. Mai waren diese Eisbildungen, welche sich auch von beständigen zu vorübergehenden verwandelt zu haben scheinen, verschwunden.[1])

Am meisten Veränderungen unter den Eisbildungen der Höhle erleidet aber der See. Der Volksglaube läßt es sich nicht nehmen, daß er im Winter offen, im Sommer gefroren sei. Nun aber haben bereits Crammers und Siegers Untersuchungen[2]) gezeigt, daß diese Eisfläche im strengen Sinn des Wortes gar kein See ist, keine Wasseransammlung, die gefriert, wenn die Temperatur der Höhlenluft unter 0° sinkt, und auftaut, wenn sie wärmer wird, sondern eine an den Höhlenboden angefrorene Eismasse, wie aus einer Kluft zwischen ihr und dem Fels an der rechten Wand zu ersehen ist. Das über der Eiswand fallende Wasser baut zum Teil die Stalagmiten auf, zum Teil fließt es einwärts in den Dom und überzieht dessen Boden mit einem Eiskuchen, zum anderen Teil fließt es über die Eiswand, ihre Dimensionen vergrößernd, und der Rest endlich bildet die Eismasse des »Sees«, die sich von der Eiswand höhlenauswärts senkt. Diese Eiskuchen sind nicht wie das Scholleneis auf einem See von oben nach unten, sondern von der Höhlensohle nach aufwärts gewachsen.

Die geschilderten Verhältnisse treten dann ein, wenn alles in die Höhle fallende Wasser zum Gefrieren gebracht werden kann. Ist aber die Temperatur in der Höhle über Null und dringt Niederschlagswasser ein, oder ist das Schmelzwasser so massenhaft, daß es auf seinem kurzen Weg nicht erstarren kann, dann fließt es über die Eiswand und staut sich über dem Eissee an. Das ist der »offene See«, von dem so viele Höhlenbesucher berichten. Das auf dem Eis stehende Wasser erwärmt den Fels, dieser bringt das Eis am Rande zum Schmelzen, und dann entsteht an dem rechten Ufer eine kleine Kluft, durch welche das Wasser seinen Abzug findet. Ist die Temperatur aber unter Null, dann überzieht sich das Wasser mit einer Eisdecke, die entweder bis zum Bodeneis wächst und an dasselbe anfriert, oder es fließt das zwischen dem Schollen- und Bodeneis stehende Wasser durch die Randkluft ab, das Scholleneis sinkt nach und verbindet sich durch Regelation mit dem Bodeneis. Wir fanden diese Annahmen auf unseren Besuchen durchaus bestätigt.

Zahlreiche Holzreste am Eis und ein fast vollkommen freiliegendes Boot, die in früheren Berichten nicht erwähnt erscheinen, überzeugten uns, daß im Dezember 1900 das Eis des Sees stark zurückgegangen war, was eine Messung bestätigte.[3]) Am

---

[1]) Einen Stalaktiten an dieser Stelle beschreibt Riedl vom 8. September 1870, Zetsche zeichnete ihn Mitte August 1891 als 5 *m* langen Zapfen, er ist auf einer Photographie von Strobl vom 15. September 1894 zu sehen. Sieger traf ihn Mitte Juli 1895 tauend, ebenso Schaller im Juli 1897; im September war er verschwunden, aber der Schlot war noch verfroren und am Boden ein Eiskuchen vorhanden. Im Dezember 1900 lag ein unbedeutender Eisrest an dieser Stelle.

[2]) Globus, LXXV. Bd., S. 334.

[3]) Crammer und Sieger bezeichneten die Höhe des Eises am 31. Oktober 1897 durch einen roten Horizontalstrich bei Marke VI, durch zwei solche Striche bei Marke V, von denen der untere dem Eisstand entsprach; ferner wurde ein Nagel über der Seemitte an der Decke eingeschlagen, welcher 2,02 *m* über dem Eise lag. Im Jahre 1898 lag Marke V 8—10 *cm* über dem Eis (Kastner). Im Dezember 1900 aber 60—70 *cm*, der Nagel 2,85 *m* über der Mitte der unebenen Eisfläche.

6. April 1901 war die Schneeschmelze im vollen Gang, durch alle Klüfte drang das Wasser in die Höhle. Man sah es auf der Eiswand herablaufen, die bedeutend mächtiger geworden war, da die im Dezember geschlagenen Stufen vollkommen unter neugebildetem Eis verschwanden, und das Wasser hatte sich auch über dem See aufgestaut. Das vordere Ende desselben lag 3—4 *m* weiter höhlenauswärts als im Dezember. Über dem alten Bodeneis lag eine neue kristallhelle Schichte und diese bedeckte ein 10 *cm* hoher Eisbrei, der mit Wasser vollgesogen war und den Eindruck machte, als wäre der Gefrierprozeß durch allzu reichliche Wassernachfuhr gestört worden. Im Frühjahr 1901 wechselten öfters Tauperioden mit Kälterückfällen. Während der ersten Tauperiode war offenbar Wasser in die Höhle gedrungen, hatte sich über dem See gestaut, war aber dann wieder zum Gefrieren gebracht worden und bildete die kristallhelle Eisschichte. Der gegenwärtigen Tauperiode, die im Freien eingetreten war, verdankte der Eisbrei sein Dasein. Er lag nur 5 *cm* unter den Marken V und VI, der Seespiegel war seit Dezember um 55—65 *cm* gestiegen.

Zu Pfingsten 1901 (26. Mai) fiel nur mehr sehr wenig Wasser in die Höhle und der See war trocken. Sein an manchen Stellen weiches Eis lag 2 *m* unter dem Nagel, die Marken V und VI aber 2 *cm* unter dem Eis, das einige Sprünge zeigte. Auch nach unserem Osterbesuch hatte sich noch viel Schmelzwasser am Eis angestaut und war zum Gefrieren gebracht worden, so daß das Eis dieses Frühlings auf dem alten Bodeneis in einer Mächtigkeit von 60—80 *cm* angefroren lag. Zwischen dem 26. Mai und unserem nächsten Besuchtag (29. Juni) war wieder ein Kälterückfall eingetreten und auf dem Ötscher Schnee gefallen, der aber schon wieder ganz abgetaut war. Am See waren folgende Schichten von oben nach unten anzutreffen: Eine dünne Eisschichte, nicht tragfähig, Wasser, dünne Eisschichte, Wasser, zusammen 15 *cm*, erst darunter festes Eis; von den Marken war nichts mehr zu sehen. Es war also das Schmelzwasser in die Höhle gedrungen, der Tauprozeß im Freien scheint aber zwei Unterbrechungen erlitten zu haben. Am 21. Juli war, da die Höhle sich wieder erwärmt hatte, die obere Eisschichte geschmolzen, ein Teil des Wassers verdunstet oder abgeflossen, die zweite Eisschichte war noch in Gestalt eines 3—4 *cm* breiten Streifens an der linken Wand vorhanden, das Wasser über dem festen Eis stand bis zur Marke. Am 1. November 1901 war der Eissee trocken, seine Oberfläche höckerig und trug Erosionsfurchen; das am linken Rand aufgebogene Eis lag 65 *cm* unter der Marke V, am rechten Rand, wo eine 5 *cm* breite Randkluft zu sehen war, 75 *cm* unter Marke VI, der Nagel 2,85 *m* über dem Eis, dessen Stand also ebenso niedrig war, wie im Dezember 1900. Am 5. Januar 1902 lag im Freien Schnee, der aber zum Teil schon abgetaut war. In der Höhle hatte der Eisbildungsprozeß wieder begonnen, und zwar standen auf der Eiswand unterhalb ihrer oberen Kante eine Reihe kleiner Stalagmiten, die früher nicht beobachtet worden waren; hier scheint sich eine neue Kluft an der Decke geöffnet zu haben. Der See war trocken, und die Marke VI lag 76 *cm* über dem Eis, am linken Rand war aber neugebildetes Eis zu sehen, welches 50 *cm* die Eisfläche überragte. Das noch vor kurzem am See angestaute Schmelzwasser war, bevor es ganz zufror, durch den Randspalt abgelaufen, das neugebildete Scholleneis war aber auf das alte Bodeneis herabgesunken und lehnte sich an die linke Wand. Am 18. Mai des Jahres 1902, das einen schneereichen Spätwinter hatte, lag trotzdem die trockene Eisdecke 15 *cm* unter den Marken und war nur 2 *cm* dick; darunter befand sich eine 20 *cm* tiefe Wasserschichte, welche über festem Eise stand.

Auch die beiden großen Stalagmiten auf der Eiswand wechseln in ihren Dimensionen. Den linken trafen wir im Dezember im Durchmesser von 3 *m* an; der rechte

war bedeutend kleiner.[1]) Zu Ostern waren sie mit Stalaktiten zu mächtigen Eissäulen verwachsen, die vom Boden bis zur Decke reichten. Der rechte Stalagmit, der stark von Tropfwasser überflossen war, und wie auch Siegers Photographie zeigt, von ihm ausgehöhlt wird, war zu Pfingsten eingestürzt, und seine Trümmer lagen teils auf der Eiswand, teils im Dom.[2]) Auf der Eiswand stand nur mehr ein niedriger Eisstumpf und auch der linke Stalagmit war kleiner geworden. Bis zum Winter verkleinerten sich diese Eisbildungen verhältnismäßig wenig, im Januar 1902 hatte ihr Aufbau von neuem begonnen. Von den Stalagmiten senkt sich der Eisboden des Doms höhleneinwärts und steigt dann zur Balustrade wie schon erwähnt, eine mehrfach unterbrochene Reihe von unter einer großen Deckenkluft gelegenen Stalagmiten, an. Hinter demselben hat das warme auffallende Tropfwasser in den Eisboden kreisrunde Tropfbrunnen geschmolzen, die meist zum Teil mit Wasser gefüllt, zum Teil verfroren sind. In einem großen, nahe der Schutthalde an der rechten Wand gelegenen Trichter ist das 1,5 *cm* dicke Bodeneis bis zur Höhlensohle vom Tropfwasser durchschlagen. Der breiten Randkluft an der rechten Wand ist es auch zu danken, daß das Wasser sich im Eisdom niemals wie am See über dem Boden anstaut. War im Dezember 1900 die Eisbalustrade an manchen Stellen so niedrig, daß man über sie hinwegschreiten konnte, der Eisboden schmutzig und mit einer bei der Verdunstung des Tropfwassers und Eises ausgeschiedenen Kalkstaubschichte belegt, so trafen wir im April 1901 das Bild ganz verändert. Wer den Eisdom in seiner vollen Pracht sehen will, muß ihn im Frühjahr zur Zeit der Schneeschmelze aufsuchen. Die zahlreichen riesigen Stalaktiten, zu einer anderen Jahreszeit eine unbekannte Erscheinung, die mannigfaltigen Formen der Eisbalustrade zeigt am besten das beigegebene Bild. Auf der Schutthalde an der rechten Wand fiel ein dichter Tropfregen, unter dem kristallhelle Eisprismen aufgeschossen waren; das Tropfwasser hatte sie angeschmolzen und ihnen eine wabenartige Struktur gegeben. Aus einer Kluft auf der Höhe der Schutthalde stürzte ein Bach, bildete einen gefrorenen Wasserfall, in dessen Eis er sich einen Tunnel gebohrt hatte, in dem er gurgelnd verschwand. Decke und Wände flimmerten von einem fingerdicken Belag von Eiskristallen, eine Reifbildung, die sich aus der mit Wasser übersättigten Luft niedergeschlagen hatte; den Boden überzog eine neue kristallhelle Eisschichte, die sich deutlich von der alten mit weißem Kalkstaub bedeckten abhob.

Nahe dem Eingang des rechten Ganges, der sonst immer eisfrei war, hatten sich merkwürdige Stalagmiten gebildet. Auf dünnem Stengel, der aus mehreren Ringen, welche verschiedenen Eisbildungsperioden entsprachen, aufgebaut war, stand ein verdickter Kopf, der zwei Eisschichten zeigte.[3]) Diese Bildung konnte nur dadurch zu stande kommen, daß das spärlich auf die Stalagmiten fallende Wasser sogleich gefror; sie war im Juni bis auf einen Eiskuchen, im Juli ganz verschwunden. Auch der linke Gang zeigte sowohl auf der Höhe des ersten Schuttberges, als insbesondere zwischen dem ersten und zweiten Windloch große Eissäulen, mächtige Stalaktiten u. s. f. Nur im letzteren Raume hält sich, wie schon erwähnt, permanentes Eis, denn es war sowohl im Dezember 1900, wie im November 1901, zur Zeit des stärksten Rückganges der Eisbildungen, vorhanden. Der Boden des Eisdomes, der übrigens an eingefrorenen Konservenbüchsen zeigte, daß er noch nach dem 6. April

[1]) Eine von Herrn Prof. Dr. Sieger aufgenommene, uns freundlichst zur Verfügung gestellte Photographie (1897) zeigte diese beiden Stalagmiten in ungleich größeren Dimensionen.

[2]) Dasselbe war der Fall im Mai 1902. Dieser Stalagmit scheint infolge verstärkten Schmelzwassereinbruchs aus einer vermutlich erweiterterten Deckenkluft die Tauperiode nicht mehr zu überleben. Im Frühjahr dieses Jahres hing auch zwischen den beiden Eissäulen ein Riesenzapfen von der Decke.

[3]) Siehe Bild auf S. 131.

gewachsen war,[1]) war zu Pfingsten mit Eisscherben bedeckt, die von abgestürzten Stalaktiten stammten. Es wurde überhaupt die Beobachtung gemacht, daß die Stalagmiten nicht so sehr durch die über Null erwärmte Luft, als durch das auf sie fallende Tropfwasser angeschmolzen und meist durch Zusammenbruch zerstört werden, sich aber noch immer viel widerstandsfähiger erweisen als die Stalaktiten, welche in höheren und daher wärmeren Lagen am Gestein haften, viel schlanker sind als die Stalagmiten, und sobald die Gesteinstemperatur über Null steigt, sich von der Decke ablösen und am Boden zerschellen.

Aus unseren Beobachtungen geht nun hervor, daß sich das Eis in der Höhle zu jeder Zeit bildet, wenn die Temperatur unter Null sinkt und genügend Tropfwasser eindringt. Am meisten Eis entsteht natürlich zur Zeit der Schneeschmelze und die Menge des Eises nimmt, von Kälterückfällen abgesehen, im Sommer und Herbst bis zur ersten Tauperiode des Winters beständig ab. Aber nicht nur innerhalb eines Jahres verändert sich die Masse der im Geldloch aufgestapelten Eismassen, sondern sie ist auch in den verschiedenen Jahren eine verschiedene. Kalte, schneereiche Winter begünstigen die Eisbildung ebenso, wie regnerische Sommer die Erhaltung des Eises beeinträchtigen. Starke Niederschläge zur Zeit, wo die Höhlentemperatur bereits über Null ist und das warme Regenwasser eindringt, müssen eine zerstörende Wirkung haben. Ob der unbestreitbare Rückgang des Eises in den letzten Jahren in ungünstigen klimatischen Faktoren seine Ursache hat und nur eine vorübergehende Erscheinung ist, oder ob er etwa auf eine Gestaltveränderung der Höhle zurückgeht, welche den Durchzug warmer Sommerluft begünstigt, können nur fortgesetzte Beobachtungen erweisen. Auch die Funktion der Windröhren ist noch nicht ganz klar gestellt, Messungen des Feuchtigkeitsgehaltes der Luft und der Verdunstung, wie eine Fortsetzung der Temperaturmessungen wären dankbare Aufgaben. Mögen die eigenartigen Reize des Geldloches nicht nur viele Bewunderer, sondern auch seine interessanten pkysikalischen Verhältnisse noch viele Beobachter finden.

Literatur.

Becker, Reischandbuch für Besucher des Ötscher. Wien 1859.
» Der Ötscher und sein Gebiet. Wien 1860.
Blumauer, Aquilin Josef Hacker, Prof. d. Landeslehrerseminars St. Pölten 1896.
Crammer, Eishöhlen- und Windröhrenstudien. Abhandl. d. k. k. Geogr. Gesellsch. in Wien. I, 1899.
Crammer und Sieger, Untersuchungen in den Ötscherhöhlen. Globus LXXV. 1899, S. 313 ff., S. 333 ff.
Fugger, Eishöhlen und Windröhren. XXIV. Jahresber. d. k. k. Ober-Realschule in Salzburg 1891.
Kerschbaumer, Wiener Zeitung 1856, Nr. 221.
Knöpfer, » » 1847, Nr. 264.
Pyrker, » » 1847, Nr. 288.
Schmidl, » » 1855, Abendblatt 217—221.
» Die Höhlen des Ötscher. Sitz.-Ber. d. k. Akad. d. Wissensch. Wien 1859. S. 499.
» Österreichische Revue 1863. V, S. 280.
Zetsche, Aus Wiens Umgebungen. Wien 1894.

[1]) Der Eisstand vom 2. November 1901 wurde an der linken, an der rechten und an der Rückwand durch 1 *m* über dem Boden gezogene wagrechte Striche bezeichnet.

Gebirgswanderungen in Bochara.[1]

Von

Willy Rickmer Rickmers.

Ein Freund der Berge, den man vor die Tore der heiligen Stadt Bochara führt, wird sich nicht begeistert über die Landschaft aussprechen. Die Obstgärten sind lieblich, Steppe und Wüste sind stimmungsvoll, aber dem Fußwanderer predigen sie nur süße Schattenträume oder geduldiges Abwickeln der in endloser Ferne verlaufenden Pfade. Die Wasser stehen still, und soweit wir auch vorwärts schreiten mögen in verbissenem Trotze, unser Aussichtsstand bleibt immer derselbe, die Mitte der Unendlichkeit.

Wer einmal gekostet hat vom Quell der Bergfreuden, um den ist's geschehen. Seiner bemächtigt sich ein besonderer Zustand des Empfindens: die Natur der Ebene kann ihn nie auf die Dauer befriedigen. Herrlich sind sie alle, Moor und Heide, Meeresstrand, deutscher Wald und Hügelland, aber kaum ward ihre Wehmut, Hoheit oder Milde dankbar eingesogen, da pocht in uns schon ein ungeduldiges Gefühl, das bald zum Bewußtsein durchbricht: ich will hinauf zur Höhe. Auf den sanften Flächen ist der Fortschritt nur eine Duldung der Zeit, ein Ertragen der Entfernung; auf den Bergen aber ist er eine Arbeit, und wo die Arbeit am schönsten ist, da ist sie ein Kampf. Das ist das Geheimnis von Firn und Fels. Auf ebenem Boden fühlen wir uns von der Seite her beengt, es stockt uns das Blut. Wir wollen nicht Gleichheit, sondern Höhersein, nicht die Tretmühle, sondern den Aufdrang. Darum sehnt sich das Auge nach dem glänzenden Hochschnee und dem gezackten Kamme, der Muskel nach der steilen Klippe.

Wer von Bocharas großem Turme in die Weite späht, wird kaum erfahren, daß im Südosten die Ausläufer des mächtigsten Gebirgsknotens der Erde anzutreffen

---

[1]) Literatur: Für ein so großes Gebiet müßte ich eine Bibliographie aufstellen, für die hier kein Platz ist. Sehr viele zentralasiatische Reisende haben irgend einen Teil Bocharas berührt oder durchschnitten. Über unseren besonderen Bezirk aber, die Konglomerate von Ost-Bochara, gibt es überhaupt keine früheren Berichte und ich muß den Leser daher auf Veröffentlichungen verweisen, die in Verbindung mit meinen Streifzügen erschienen sind.

Krafft, Geologische Ergebnisse einer Reise durch das Chanat Bochara. (Denkschr. d. k. k. Akad. d. Wissensch. in Wien.)

Ders., Mitteilungen über das ostbocharische Goldgebiet. (Zeitschr. f. Praktische Geologie, Febr. 1899.)

Kraepelin, Zur Systematik der Solifugen. (Mitteil. a. d. Naturhist. Museum, XVI. Hamburg 1899.)

Ders., Über einige neue Gliederspinnen. (Abhandl. a. d. Geb. d. Naturwissensch. Hamburg 1900.)

Reitter, Eine Dekade neuer Coleopteren aus der Buchara.

Weise, Beschreibungen von Chrysomeliden und synonymische Bemerkungen.

Bittner, Beiträge zur Palaeontologie, insbesondere der triadischen Ablagerungen zentralasiatischer Hochgebirge. (Jahrbuch d. k. k. Geolog. Reichsanstalt, 1899.)

Rickmers, Reise nach Ost-Bochara. (Deutsche Geogr. Bl. 1897.)

Ders., Aus den Bergen Bocharas. (Mitteil. d. D. u. Ö. A.-V., 1897, Nr. 10.)

Ders., Travels in Bokhara (Geographical Journal, Dezember 1899.)

Ders., Die Barren der Danduschka. (Deutsche Geogr. Bl., XXII., 2.)

sind und daß der Staat, auf dessen Hauptstadt er herabschaut, zu mehr denn der Hälfte die Heimat von Gebirgsbewohnern ist. Unter uns, zwischen den Feldern und den Gärten, schleicht in Gräben trübes Wasser dahin, der letzte Tropfen des elend versiegenden Serafschan, eines Flusses, hochgeboren von einem Gletscher im Alai. Dazu kommt dann die lebhafte Erinnerung der langen Bahnfahrt durch die Sandwüsten Transkaspiens, als solle an diesem Orte hoffnungsloses Entsagen gelernt sein. Und doch ist die Begier auf der weiten Reise von Deutschland her immer wach gehalten worden durch den weiligen Zug der Karpathen, durch die Steilküste der Krim, durch die Schneegipfel des Daghestan, die morgens zum Wagenfenster hineingrüßten, durch den jähen Hochrand bei Krasnowodsk und den langen First des Koppet Dagh, der schier so endlos dünkte als wie der Schienenweg im Sande.

Zugleich erinnert man sich aber in Dankbarkeit jener, die die jagende Maschine ersannen, mit der unsere eilfertige Menschheit das Flachland in rasendem Laufe durchmißt. Setze dich noch eine Nacht hinter das Dampfross und du kannst am nächsten Morgen vom Dache der Moschee in Samarkand die Kette der Hasrat Sultan Alpen wie zum Greifen vor dir schauen. Und von Samarkand aus führt der kürzeste Weg über hohe Pässe in jenes Gebiet, das ich zu schildern versuchen will

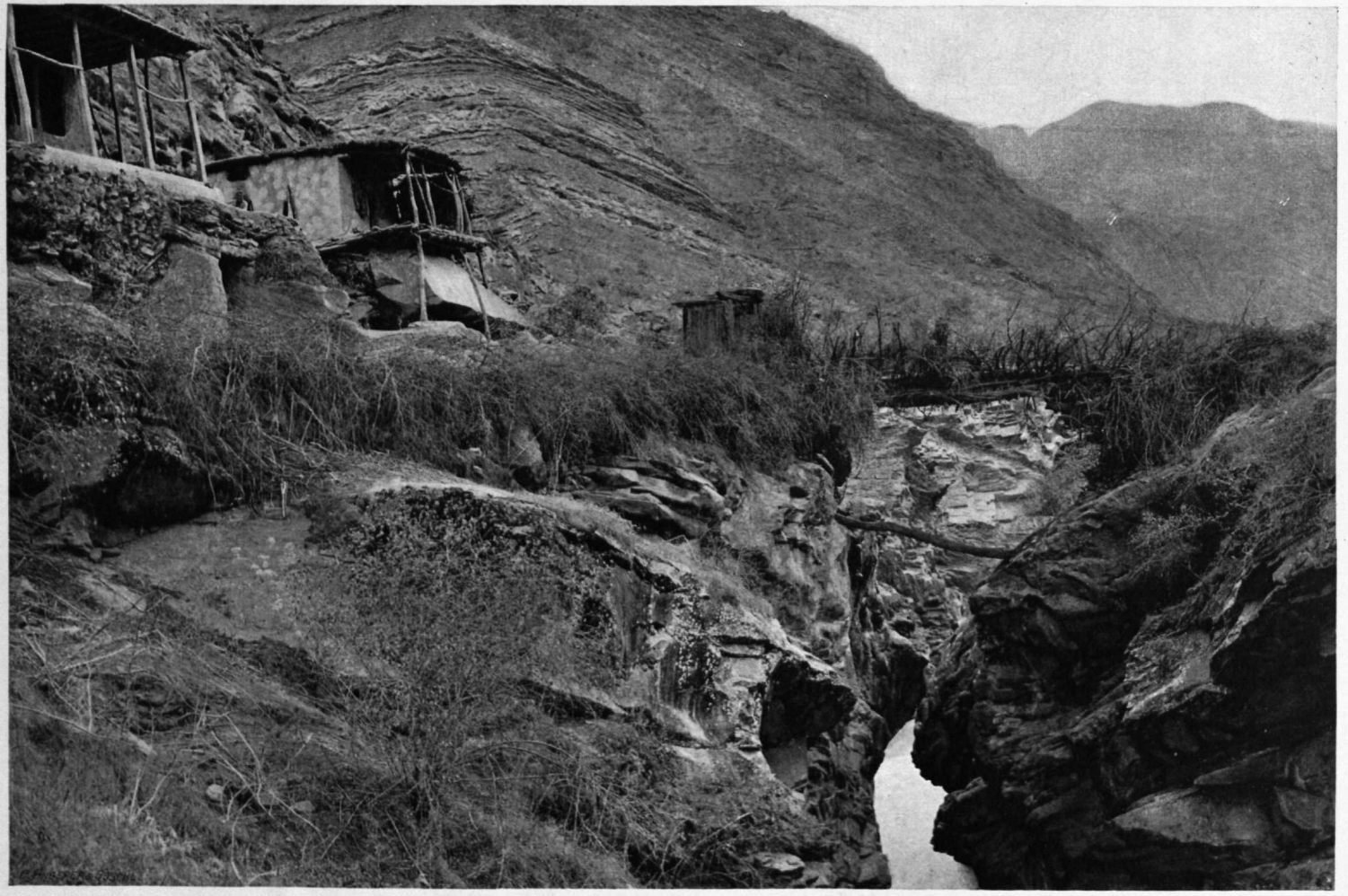
Doch war es von Bochara aus, daß wir an einem Junitage aufbrachen: Freund Krafft, den ich in Trauer nenne, meine Frau und ich. Hoch zu Roß zogen wir zum Tore hinaus, und ach, am stolzesten und mutigsten wohl er, der früh Gestorbene, dessen hohes Angedenken mit jeder dieser Zeilen innig verflochten sein soll.

Zur Überschreitung des Hochgebirges war das Jahr noch zu früh und der Troß zu groß, deshalb wählten wir den allmählich ansteigenden Weg aus der Niederung. Kaum hat man die Russenstadt verlassen, da findet man sich auch schon außerhalb der letzten Bäume und inmitten von Sanddünen, die mit hartem Steppenboden abwechseln. Durch diese Landschaft geht es nun zwei Tage lang, bis Karschi, wo wir an den Rand der zusammenhängenden Steppenfläche kommen. Bis zu dieser Stadt waren wir der großen Karawanenstraße gefolgt, die Indien und Afghanistan mit Bochara, dem Stapelplatze Zentralasiens, verbindet. Diese Straße läuft nach Süden noch tagelang durch die Wüste und überschreitet den Oxus bei Kelif, während unsere allgemeine Richtung südöstlich bleibt, um dann allmählich immer weiter nach Osten aufzubiegen. Auf den meisten Karten wird der Leser die Orte Karschi, Baissun, Hissar, Baljuan finden können und sich so den Reiseweg in großen Zügen veranschaulichen. Diese Weglinie, ein nach Norden offener Bogen, entspricht der Form des Chanates. Die beiden wichtigen Grenzen des Landes sind natürliche Grenzen: der Amu Darja (Oxus) und die Hissarische Kette, auch Serafschan oder Hasrat Sultan Gebirge genannt. Auf diesen Bergzug müssen wir zuletzt alles zurückführen, den Lauf des Flusses, die politischen und natürlichen Grenzen und unseren Reiseweg. Die Hissarischen Berge sind das Ende der Alaikette. Wir mögen uns das in naiver, und dennoch logisch richtiger Weise vorstellen wie eine Schuttzunge, die sich von ihrem Kerne aus in regelmäßigem Umrisse auf die Ebene ergießt. Diese Gestalt wird sie nun der unbeschriebenen Tafel des platten Landes noch in weiter Entfernung aufprägen können. Die Seitengrate und Wasserläufe werden in ungefähr gleichem Abstande vom Hauptfirste enden und der alles aufnehmende Sammelgraben, der Oxus, gehorcht in mächtigem Bogenschwunge der Abfallkurve des Hochgebirges. Kein Wunder denn, daß auch unsere Marschroute nach dem Innersten des Reiches dem Gesetze sich unterwirft, denn sie ist die Hauptstraße, welche die Örtlichkeiten verbindet, die die durchschnittlich höchste

wirtschaftliche Entwicklung besitzen, weil sie dort liegen, wo der Wasserreichtum des Gebirges und die Wärme der trockenen Steppe sich zu guter Wirkung vereinen. Dieser Weg ist demnach eine Mittelstrasse in vieler Hinsicht, so auch weil seine Höhe wohl ziemlich der mittleren Erhebung des Landes entspricht. Fortwährend steigt man auf und ab, Wasserscheiden und Flüsse querend.

Karschi liegt noch völlig eben und von einem Gürtel üppiger Obstgärten umschlossen. Die Pickel ruhen festverschnürt in einer Filzdecke, der frohen Auferstehung harrend und die Steigeisen, die harmlos zwischen Kesseln und Löffeln liegen, sind nur ein Rätsel für den Koch. Acht Stunden Weges weiter, in Gusar, bemerken wir zum ersten Male eine Wendung zum Besseren. Der Boden hebt sich; wir spüren die ersten kleinen Wellen jenes gewaltigen Meeres von Bergen, das sich von hier aus ununterbrochen bis zu den Ebenen Indiens erstreckt. Nun bringt jeder Tag neue Bilder und die Aufmerksamkeit des Reisenden darf nicht erlahmen, will er alle die lehrreichen, großartigen und merkwürdigen Eindrücke erfassen. Zunächst sieht man noch wenig Fels, denn er ist fast ganz unter Löß begraben. Wer den Löß nicht gesehen hat, kann sich keine Vorstellung davon machen. Er kann damit zu Hause höchstens den Begriff einer geologischen Theorie verknüpfen. Wer ihn aber gesehen, gerochen, geatmet, gefühlt hat, für den ist er Stimmung, Duft, eine in überreicher Fülle aufgetragene »Lokalfarbe«. Es ist, als hätte eine mächtige, aber ungeschickte Hand diese Stellen der Erdoberfläche mit einem gelbgrauen Lehmverputz überschmiert, unter dem alle Feinheiten der Gesteinsbildung verschwanden. In rohen Worten ist der Löß nichts anderes als Lehm. Aber welch ein Lehm! Bis hinauf in die subalpine Region ist alles damit dick verkleistert und nur die kräftige Wasserbespülung des Hochgebirges gebietet ihm Halt. Haushoch, abgrundtief liegt er auf allen Höhen und in allen Tälern. In dieser Mächtigkeit besteht aber zugleich wieder das Rettende; aus dem Grabe der Formen steigen neue Gebilde auf. Der Löß ist ein geschmeidiges, bildsames Ding. Der Unterlage paßt er sich in großen Zügen an, wenn auch viel verwischend. Von oben her läßt er sich willig vom Wasser und sogar von Mensch und Tier nach Laune und Willkür und mit großer Geschwindigkeit in unendlicher Abwechslung umarbeiten. Das kleinste Gerinnsel reißt ein klaffendes Loch hinein, jeder Bach gräbt sich eine breite Schlucht, deren steile Wände in der wunderlichsten Weise zerspalten und zerfressen sind. Vögel, Reptilien und Insekten durchwühlen ihn nach allen Richtungen, um eine Behausung zu schaffen oder Nahrung zu suchen. Wo ein Menschenpfad über Löß dahinführt, dort senkt er sich schnell tiefer und tiefer und wird zur Engschlucht, die solange benutzt wird, bis die bröckelnden Seiten sie verschütten oder ein totes Kamel sie verstopft und die Reiter ablenkt. Wie das Entstehen, so das Vergehen. In rascher Folge bekämpfen sich der Zustand formloser Ruhe und die Ausgestaltung zu allerlei kurzlebigen Gebilden. Die Säulen und Rippen der steilen Wand zergehen wie Zucker bei der nächsten Hochflut und werden wieder abgelagert, aber nicht als Löß, sondern als ganz gewöhnlicher Lehm. Die Geologen sind der Meinung, daß der Löß durch Wind zusammengetragen wird, der eine dünne Schicht auf die andere legt. Die darauf wachsenden Pflanzengeschlechter hinterließen in dem Boden feine Löcher und Röhrchen, sie machten ihn porös.

Der Kreislauf des Lösses läßt sich mit dem des Wassers vergleichen, nur daß er kürzer ist, weil er nicht soweit nach oben und unten reicht. Am gewaltigsten und ausgedehntesten auf der Erdkugel ist der Kreislauf der Luft, zugleich der einfachste in seinen Metamorphosen. Ihm untergeordnet sind alle übrigen Umläufe, je nach der Schwere und Wandelbarkeit des Massenstoffes. Jeder folgende, kleinere beruht auf allen vorhergehenden, die ihn umfangen und unterstützen.



Naturaufnahme von W. Rickmer Rickmers.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Bochara: Die Schlucht des Waksch mit der Brücke.

Aufgelöst in seine winzigsten Teile schwebt das Wasser in der Luft, die es dem Meere entriß. Der Wind führt es als Wolken dahin, als Nebel ruht es verhüllend auf der Landschaft. Auf der unendlichen, einförmigen, ungeformten Steppe »verdunstet« der Lehm. Durch wehende Stöße von der Fläche abgeschabt, erhebt er sich, von aufsteigenden Wirbeln oder Stürmen getragen, zu den größten Höhen. Als treibender Staub kann er uns wie ein Regen überfallen, als ruhiger und daher um so dichterer, gelber Nebel legt er sich an schönen heißen Tagen vor und in unsere Augen. Gelockertes Wasser sind Schnee und Firn, gelockerter Lehm, hochgehobenes Erdmeer ist der Löß, der sich in tieferem Niveau ablagert als das veränderte Wasser. Verbunden sind sie dann in der gestreckten Fließform nach abwärts; zu Brei vereint machen sie die Talfahrt. Als zwei Auffüllungen kommen sie nacheinander zur gesammelten Einheit, als Steppe und als Meer. Drei Elemente sind es, drei Festigkeitszustände, drei Kreisläufe: Luft, Wasser, Erde, und sie alle treibt das vierte, das Feuerelement, die Sonne.

Im Frühjahr lebt der Löß; alle Wasser rauschen, befruchtend, grabend. Ein Blumenteppich ist über die Erde gebreitet, überall kreucht und fleucht es und alle Vögel singen. Im Sommer ist der Löß tot. Die Schluchten sind trocken; die Lehmwand, wo in tausend Löchern die Schwalben bei den Jungen zwitscherten und die Bienen ihren Honig eintrugen, sie staubt in der heißen Sonne und raschelt von abkrümelnden Körnern. Alles schläft, die Schildkröten in ihren Höhlen, die Blumen in den Samen- und Wurzelstöcken.

Wir waren zu spät gekommen, um die Fülle des Lebens zu sehen. Nur noch die kümmerlichen Reste wurden uns zuteil, als verstaubte Halme und verdorrte Stauden. Nur wo süßes Wasser andauernd den Grund durchfeuchtet, bleiben grüne Pflanzenvölker versammelt, insbesondere in der Pflege der Menschen, als Fruchtfelder und Baumgärten. Wo aber in den warmen Tälern Wasser steht, da ist auch Fieber, sei es unter dem Schilfe der Sümpfe oder auf den schlammigen Reisfeldern.

Abwechselnd sahen wir spröde Trockenheit und satte Nässe, je nachdem wir uns auf oder zwischen den Wasserscheiden befanden. Der Reihe nach liegen vier große Flüsse über dem Wege: Surchan, Kafirnigan, Waksch und Kisil Su[1]), und sie wiederholen in großen Zügen dasselbe Bild. Durch die Talniederung wird das Reiten meist zum Waten, denn die Reiswirtschaft braucht viel Feuchtigkeit und die wird reichlich zugeführt. Kreuz und quer läuft der Pfad zwischen den abgeteilten Feldstücken dahin, meist entlang der säumenden Erdleisten, die das Wasser zurückhalten und oft genug noch überschwemmt sind. Zahllose Bewässerungsgräben bilden ärgerliche Hindernisse; je kleiner, desto schlimmer, denn da sorgt niemand für Stege oder Furten und die Tiefe ist oft eine Überraschung, so daß man mit dem Vorderteile des Pferdes ins Bodenlose zu versinken meint. Bei den ganz großen Kanälen giebt es wenigstens Einschnitte, in denen man über die glitschrige Lehmrutschbahn die Sohle erreichen kann.

Die Pässe über die trennenden Gebirgsrücken sind nicht gar hoch und die Landschaft ganz hinauf zur Schneide ist vom Lösse beherrscht. Das bleibt so bis hinter Baldjuan, wo auf unserer Route die alpine Gegend beginnt und bis wohin der Pfad noch für Kamele gangbar ist, was bedeutet, daß er von nicht allzu anspruchsvollen Leuten bequem genannt werden muß. Oft ist er erstaunlich breit, so daß man sich nachdenklich fragt, ob er von selber so wurde, durch den Tritt reisender Geschlechter, oder ob ein geheimnisvolles Verkehrsministerium gerade auf diesen Strecken über besonders willige Bauern verfügt, die ohne Bezahlung öffentliche

[1]) Nebenfluß des Jakh Su und nicht zu verwechseln mit dem Oberlaufe des Waksch im Alaitale.

Einrichtungen schaffen, und ohne daß ihre Arbeitskraft vom nächsten besten Beamten gefordert wird, der solch überflüssigen Gemeinsinn besser für seine eigenen und persönlichen Zwecke auszunützen verstehen würde. Ich glaube aber, daß beispielsweise die schöne breite Straße des steilen Abstieges nach Norak natürlichen Umständen, der Bildsamkeit des Lösses und seiner besonders günstigen Lagerung auf der Berglehne zuzuschreiben ist.

Wenn auch zwischen Gusar und Baldjuan die allergrößten Längen des Weges über Löß zogen, in den höheren Teilen sogar fast ausnahmslos, und wenn auch der Paßscheitel immer wieder quer durch eine enge Lehmrinne lag, die endlose Kamelreihen durch den First gesägt hatten, so wurde doch der gelberdige Grundton die Ursache, daß andere Formen und Farben besonders gut zur Geltung und Beachtung kamen. Was der Löß nicht bedeckt, das zeigt sich deutlich, zeichnet sich aus. Die Karawanenspur sucht die sanftesten Hänge und die angenehmste Unterlage. Daher wirkt die Nähe der Aussicht vom Sattel vorwiegend durch die schmutzigen Mischfarben der Einschnitte und Böschungen und verwelkten Kräuter. Auf der Zunge liegt Staubgeschmack und bei Regenwetter spritzt die dicke Suppe an die Steigbügel. Was von der schweren Tünche verschont blieb, sticht ins Auge und fesselt es wie die Flecke an der Mauer. Mittelgrund und Fernsicht bieten reiche Abwechslung in der Art der Gesteine, in ihrer Schichtung und in ihrem Aufbaue. Nebenher darf man nicht vergessen, daß die Lößdecke eben dank ihrer Mächtigkeit und Verbreitung den gestaltenden Kräften einen Stoff von deutlicher Eigenart bot und daß ihre Erscheinungen, obgleich sie sich allgemein wiederholen, doch immer neue Anregung zum Nachdenken und zu Vergleichen geben.

Die geologischen Aufschlüsse, die den Löß unterbrachen oder den Blick von ihm ablenkten, mußten auch dem blindesten Laien auffallen. Die zu Tage tretenden Formationen, die Talbildungen, Erosionsbeispiele und die Gebirgsentwicklung machen allein die Straße bis Baldjuan (ganz abgesehen von dem, was später kommt) zu einer Lehrsammlung für den Schüler der Geologie und Geophysik. Krafft versenkte sich mit gewohnter Arbeitslust und Ausdauer in das, was die Natur ihm hier gewährte und was die flüchtigen Tage eines Durchreisenden festzuhalten erlaubten. Wer wissen will, was der Wackere da geleistet hat, der lese seinen großen, schönen Bericht, den die Akademie der Wissenschaften in Wien gedruckt hat.

Von den vielen Herrlichkeiten, die wir zwischen Bochara und unserem Hauptziele genossen — 800 *km* liegen da eingeschoben — will ich nur einige herausgreifen. Sie boten sich im Vorbeigehen oder durch kurze Abstecher.

Bald nachdem man Gusar verlassen hat, setzt die Berglandschaft ein und bleibt. Schon nach wenigen Tagreisen steigert sie sich zu wahren Hochgebirgsformen, besonders in den wilden Abstürzen des Kalkplateaus von Tschul Dair. Der Name der ersten Station, Tengi Choram, 40 *km* von Gusar, ruft in mir sogleich die Erinnerung an die ödeste Art von Hügellandschaft wach. Wellige Höhen, grau in grau, ganz vertrocknet, nicht ein grüner Halm ist zu sehen. Dann aber kamen kleine Felsentäler, in denen noch spärlich Wasser floß, und fast mit jeder Stunde nahmen die Zerrissenheit des Geländes und die Steilheit der Klippen zu. Mit dem Ziegenhause, das wir am zweiten Tage durchschritten, war schon ein Glanzpunkt erreicht. Während der Leser fragt, was denn das für ein Stall sei, möge er sich vorstellen, daß die Menschheit nicht nur bei uns nüchterner geworden ist. Was jetzt für die Eingeborenen eine Busghala Chana ist, ein Ort, in dem man die Herden vor dem Feinde versteckt, das war in der Heldengeschichte die Pforte des Landes, deren gepanzerte Flügel sich gegen die anrückenden Schwärme schlossen. Da heißt sie das Eiserne Tor und so nennen es die Berichte aus alter Zeit. Es ist ein Ort, dessen Ruhm schon Hiuen Tsang, ein chinesischer Forschungsreisender

des 7. Jahrhunderts verkündet. Wie wenig andere ist diese Schlucht geeignet, als Durchlaß und Türe zu dienen. Als schmaler Spalt durchsetzt sie einen Querzug bis auf den Grund. Sie ist weit über 1000 *m* lang und an manchen Stellen rücken die riesigen Kalkwände auf wenige Mannesbreiten aneinander. Nach den Chroniken hing in dem Engpasse ein schwer mit Eisen beschlagenes Holztor, aber vergeblich bemühte ich mich, die Stelle zu ermitteln, wo einstmals die Angeln gesessen haben könnten.

Das Gestein des Eisernen Tores ist dasselbe wie das des Tschul Dair. Dieser steht im Norden der Stadt Baissun als lange rote Mauer, der Absturz vom oberen Rande einer gewaltigen Tafel, die, wie wir vermuten, sich nach der anderen Seite abdacht. Beim Überschreiten des Passes von Darband sahen wir uns zur Linken die höchsten und wildesten Stellen, wo auch noch einige Schneeflecken lagen. Dort hinauf zu steigen, wäre wohl der Mühe wert gewesen und in unseren Alpen hätten zu einer solchen Besteigung die zwei Rasttage genügt, die wir in Baissun einlegten. Da die Ruhe jedoch vorzüglich den Pferden galt, durften wir sie nicht anstrengen, um die unteren Längen des Anstieges abzufertigen. Um ihn ganz zu

Ein Seitental des Jakh-Su.

Fuß zu machen, dazu war die Entfernung zu groß. Wir begnügten uns daher mit zwei kurzen Ausflügen auf niedrigere Höhen, wo der allzeit fleißige Krafft die schöne Landschaft in Stücke schlug und Entdeckungen machte. Auf den Bändern und Schrofen eines kleinen Gipfels sah ich mich sogar plötzlich weit voraus, was eigentlich unerhört war. Ich blieb verlassen und erst auf dem Rückwege von der Spitze traf ich den Freund in Arbeit vertieft. Eifrig blätterte er mit seinem Hammer in den Seiten eines vorsündflutlichen Herbars. Die Kletterlust hatte der Gewissenhaftigkeit des Forschers weichen müssen. Vergnügt schleppte er seine Beute nach Hause. Den schönsten Abstecher machten wir von Karatagh aus, das am Fuße der Hasrat Sultan Alpen liegt. Aus der Ebene kommend, sahen wir die Stadt plötzlich vor uns, als wir mit dem Wege um eine Ecke bogen. Sie ist im Ausgange eines echten Alpentales versteckt und unter der Brücke, über die wir unseren Einzug hielten, braust laut der Karatagh Darja. Mit starkem Gefälle kommt er aus dem Gebirge und, nach dem Ursprunge seines Laufes fragend, entdeckt unser Auge eine Reihe von Fels- und Schneegipfeln im Hintergrunde des Talausschnittes. Rasch waren wir entschlossen, da droben uns ein wenig umzuschauen und kräftige Höhenluft einzuatmen. Dem Flusse entgegensteigend, erreicht man reitend in etwa sieben Stunden das letzte Dorf, Hakimi. Hier trafen wir zwei deutsche Käfersammler, die uns mit herzlicher Gastfreundschaft aufnahmen und uns zu begleiten versprachen.

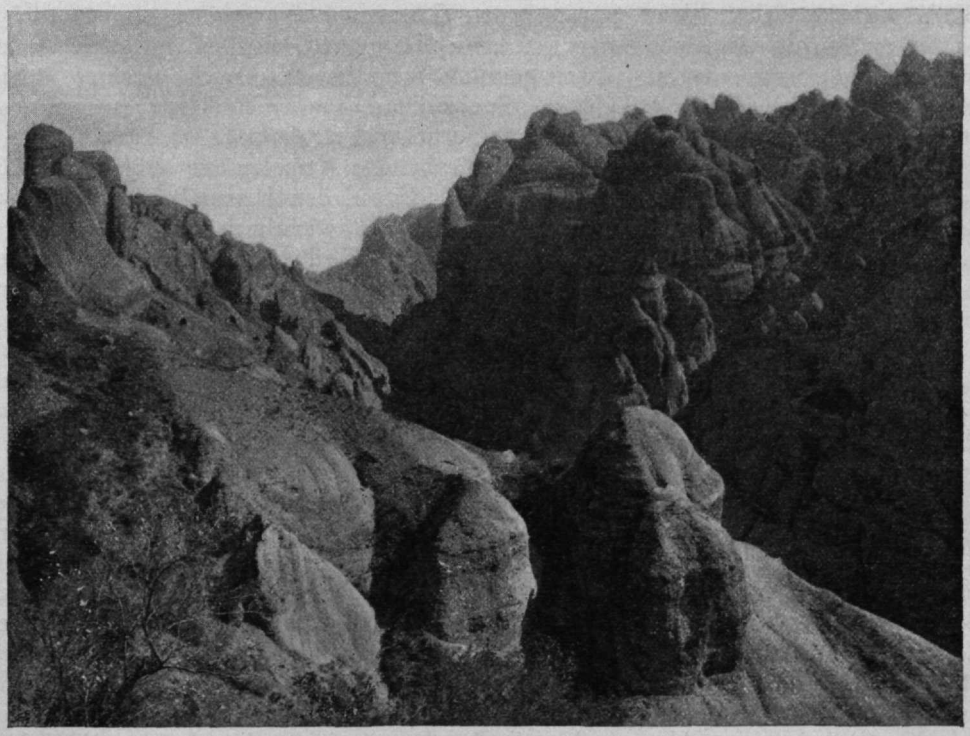
Die Nacht verbrachten wir in der Vorhalle des Gebethauses, wo die Sterne zwischen den Holzpfeilern hindurch zu uns hereinschienen.

Mir war die Gegend schon von früher her bekannt, als ich von Karatagh über den Mura-Paß nach Samarkand ging. Auf seiner eiligen Heimreise, vier Monate später, überschritt Krafft, meinem Rate folgend, dieses hohe Gletscherjoch, 4000 *m*. Beim Abstiege durch die Täler der Nordseite verfolgte er aber einen anderen Weg, am Iskander Kul vorbei. Seine begeisterte Schilderung bestätigte meine Erinnerungen und Eindrücke und ich brenne vor Verlangen, dieses wichtige Hochgebirge einmal genauer zu betrachten.

Wir mußten wieder, aus mancherlei Gründen, unsere Unternehmungslust etwas dämpfen und konnten nicht darauf rechnen, eine Scharte oder Spitze zu erreichen. Doch gab es ein liebliches Landschaftsbild, ganz in der Nähe, das uns vollauf entschädigen mußte, und ihm galt der Tag, der uns in Hakimi weckte.

Zuerst folgten wir noch dem Haupttale und stiegen dann zu den plätschernden Kaskaden eines linken Seitenbaches empor. Oben standen wir plötzlich an den Ufern eines reizenden Sees, der seinen Überfluss als kleine Wasserfälle den Staudamm — eine alte Moräne — hinunterspringen ließ. Grün, kalt, klar lag die Wasserfläche da. Neben uns Rasenhänge und Buschwerk, auch vereinzelte Baumstämme; drüben hohe Wände, die unmittelbar dem Wasser entstiegen. So grüßte uns der Timur Dera Kul, ein alpines Kleinod im fernen bocharischen Gebirge. Wir waren glücklich und zufrieden. Hell und warm schien die Sonne herab, spiegelglatt war die Flut. Dem reichen Blumenflor der Matten entströmte würziger Duft und im Rohre klang traulich der Ruf des Wasserhuhnes. Nur der Mensch als Bochariote machte uns böse. Hier zeigt er sich von seiner leichtsinnigsten Seite. Weil in dieser Höhe einmal in fünf Jahren das Korn reif wird, wenn man Glück hat, deshalb hat er einen Wald hingeschlachtet, Platz für einige armselige Felder schaffend. Mit Feuer und rohen Werkzeugen hat er die Stämme gefällt, und was zu dick und zu stark war, oder sonstwie verschont blieb, das steht nun da als trostloses Wahrzeichen, als Erinnerung an vergangene Schönheit. Statt dessen sprossen aus gebrochener Erde dünngereihte, kümmerliche Halme, armselige Pfründner für das Erbarmen eines Himmels, dem hier rauhere Geschlechter dankbar sein müssen. Ich bekam ordentlich einen Schrecken, denn zwei Jahre vorher war ich da noch durch Wald geritten. Einen dunklen tiefen Tann soll man sich zwar nicht dabei denken, aber in diesen Landen ist man sehr zufrieden, wenn die Bäume groß genug sind und dicht genug stehen, daß man sie ohne Übertreibung Wald nennen darf. Ich kenne nur wenige Stellen in Bochara, wo etwas Bewaldung zu finden ist, und immer ist sie im Gebirge, an schwer zugänglichen Orten. Nie sah ich mehr als wenige Morgen solchen Wuchses, nur am Timur Dera Kul war es nicht möglich, die ganze Ausdehnung mit einem Blicke zu überschauen. Es war für hiesige Verhältnisse ein Riesenforst. Die Eingeborenen sind fürchterliche Verschwender und Verwüster der Naturschätze. Sie denken nur ans Ernten und nicht ans Pflanzen. Was nicht unmittelbar vom Erdboden vertilgt wird, das geht nur einen kleinen Umweg als Baustoff, als »Nutzholz«, wie man es ironisch ausdrücken könnte, denn da ist mehr Abfall als Nutzen. Der Bauer ist zu arm, um sich eine Säge zu kaufen, und durch mühseliges Spalten liefert ihm ein dicker Stamm höchstens drei unförmige krumme Latten. Glücklicherweise kamen wir bald an die Grenze ihrer Tätigkeit, wo die Aussichten für die Feldfrucht und die Mühsal des Transportes einstweilen Schutz befahlen. Wie lange noch? Wenn ein hoher Würdenträger Balken und Bretter braucht für sein neues Haus, was verschlägt es da, daß Mensch und Tier einen Sommer lang Frondienste tun und das Nötige aus unwegsamen Hochtälern herbeischleppen müssen!

Die schlimmen Ahnungen einstweilen aus dem Kopfe schlagend, erfreuten wir uns an dem Haine, der allmählich schattiger wurde, je näher wir dem oberen Ende des Sees kamen. Prächtige Thujen, Maulbeer- und Wallnußbäume bewiesen, welch herrliche Bestände ganz ohne Zutun, oder aber mit der verständigen Hilfe eines Forstmannes, erzeugt werden könnten. Im Hintergrunde gelangten wir auf eine kleine weiche Ebene, das angeschwemmte Mündungsgebiet zweier Zuflüsse, wo Erlen und Weiden als Liebhaber der Feuchtigkeit sich angesiedelt hatten. Dazwischen wuchsen niedrige, großblättrige Büsche, in denen wir die schwarze Johannisbeere erkannten. Am Ufer wurden wir an das schottische Hochland erinnert, an den »silverstrand« des Loch Kathrine, denn da fanden wir einen breiten Saum grauweiß



Schlucht des Birkentales mit den Abstürzen des Kutsch-Manor.

glitzernden Sandes, einen richtigen Silberstrand. Und die Umgebung spottete nicht der Gedankenknüpfung, die so gerne das reizvoll Neue mit dem heimelig Alten vergleicht. Ein knorriger Nußbaum, oben am Hange bot uns sein Blätterdach zur Mittagsrast. Nachher gingen wir noch ein wenig auf die Jagd. Nach den Spuren zu urteilen, müssen die Wildschweine sehr zahlreich sein, aber vergeblich blieb alles Suchen. Eber und Sau lagen still im Dickichte der vielen Runsen und Schluchten. So stiegen wir denn ein weniges im Gewände herum, bis die Abschiedsstunde schlug. Am Tage darauf waren wir wieder in Karatagh, erfrischt, neugestärkt für die Weiterreise.

Karatagh führt kein selbständiges Dasein, denn nur im Sommer beherbergt diese Stadt den Inhalt ihres anderen Ichs, an der Spitze den Kusch Begi von Hissar. Dieser ist der Statthalter für ganz Ost-Bochara. Hissar ist die uralte Hauptstadt dieser Landesteile, wo im Wechsel der Zeiten unabhängige Fürstentümer entstanden

und vergingen, bis Bochara sie mit Zustimmung der Russen verschluckte und nun mit ihrer Hilfe auch an sich halten kann. Der einflußreichste der kleinen Herrscher wurde zum Verwalter der neuen Gebiete gemacht, mit seinem Sitze in Hissar. Er genießt viele Vorteile und eine gewisse Unabhängigkeit, die sich beispielsweise dadurch kundgiebt, daß er jedes Todesurteil zwar der obersten Regierung melden muß, aber erst nach der Hinrichtung. Im Winter wohnt der Kusch Begi in Hissar. In den Hundstagen läßt er es zurück als reinen Hoheitsbegriff und Versammlung leerer Häuser. Mit wenigen Ausnahmen folgt die ganze Bevölkerung, um die Sumpfdünste mit den Mücken und dem Fieber gegen die Bergluft der Sommerfrische einzutauschen. So zieht man hin und her mit der Wende der Jahreszeit. Auf dem Rückweg fanden wir Karatagh totenstill; die Zahl der Dauerwohner und Wächter verlor sich in den ausgestorbenen Gassen.

Der Umzug des Statthalters ist keine Kleinigkeit; mit einem Möbelwagen ist die Sache nicht abgetan. Zwar gestaltet sich der Aufmarsch nicht so üppig wie der eines Zirkusses und nicht so schreiend farbig wie eine Theaterausstattung, doch ohne Zweifel wirkt er mächtiger, eindrucksvoller, denn er ist echt.

Ein Heer von Lasttieren, Pferden, Eseln und Kamelen ist aufgeboten. In endloser Reihe sich folgend, tragen sie den Hofstaat, den Haushalt und alles, was drum und dran hängt. Nichts bleibt zurück, was wichtig ist zum Regierungsgeschäfte und zur würdigen Hofhaltung. Keinen Teil seiner Güter vergißt der Vorsichtige am Orte, wo sein Auge fehlt. Alles schließt sich an, was in der tonangebenden Gesellschaft eine Rolle spielt oder im weiten Schatten der höchsten Gnade sein Leben fristet als Kaufmann, Tänzer oder Straßenkehrer. Sechs Stunden nur ist der Weg lang. Trotzdem muß man staunend fragen, wie jemand den Mut haben kann, zweimal im Jahre einen solchen Wohnungswechsel durchzumachen. Was muß da nicht alles mit: Das Archiv ist notwendig, die humpelnden Kanonen und das übrige Arsenal gehören in die Hauptwache der Stadt und in die Torwache des Palastes, als äußere Zeichen der Macht. Dort steht auch gewohnheitsmäßig unser alter Freund, der von irgendeinem Reisenden ausgestopfte Tiger auf dem Räderbrett, ein Bild des Jammers, das an die zerzausten Bählämmchen der Kinderzeit erinnert. Daran schließt sich ungezwungen das große Museum des Kusch Begi, eine Sammlung unzähliger Geschenke, die ihm die Großen und Kleinen des Landes oder durchreisende Europäer gemacht haben. Vom Offiziellen zum Intimen übergehend, denke man weiter an Sack und Pack für die Gemächer, die Küche und den Stall, an Betten, Kleider, Geräte und sonstigen Kram, wie bescheiden sein Zweck auch sein mag. Abgewandten Antlitzes nenne ich euch sodann, euch Holde, nie Geschaute, nur ehrbar Geahnte, euch zarte Blumen in seiner Durchlaucht Rosengarten, Harem genannt. Mit ihren Kindern und Mägden sind das allein wohl an die 50 Pferdelasten. Und noch ein kostbares Gut, nicht geringer an Schwere und gleich nahe am Herzen, die strotzenden Silbersäcke der Schatzkammer. Wiederholet dieses Bild mit nur allmählicher Beschränkung der Mengen, für den Schwarm der Höflinge und Beamten, von denen jeder sein Haus, seine Frauen, seine Diener hat. In weiterhin absteigender Linie setzet es fort, hinunter bis zum Soldaten der Besatzung, der Bett und Weib auf einen Esel packt und vor sich her treibt.

Während unseres Aufenthaltes in Karatagh machten wir dem Kusch Begi einen Besuch und wurden mit gewohnter Freundlichkeit empfangen. Durch den Dolmetscher wenige Höflichkeiten und Verlegenheitsfragen austauschend, betrachteten wir uns den graubärtigen Herrn eine Weile, nippten am Thee, naschten von den Süßigkeiten und verabschiedeten uns wieder. Bald darauf erschienen in unserer Wohnung einige Diener mit den üblichen Gastgeschenken, die aus Teppichen, seidenen Röcken, bunten Stoffen und einer stattlichen Reihe von Zuckerhüten be-

standen. Als Gegengeschenk wählte ich eine hahnlose Schrotflinte, in der Annahme, vielleicht etwas Neues zu bieten. In Bezug auf den Verschluß mochte das wohl stimmen, aber als Vogelflinte war meine Gabe ungefähr die dreißigste in der langen Kolonne der Sammlungen. Das Gepäck der Reisenden enthält eben immer ähnliche Sachen, kein Wunder, daß trotz allen Kopfzerbrechens die Auswahl gering bleibt. Jedenfalls durfte ich mir etwas darauf einbilden, daß meine Gabe einigermaßen neu aussah, weil ich erst am Beginne der Reise stand. Sonst sind solche Geschenke gewöhnlich immer etwas »mitgenommen«.

Mitte Juli verließen wir Karatagh wieder, um die Reise gegen Osten fortzusetzen, und mit der innigen Hoffnung im Herzen, daß die Brücke bei Jangi Basar sich bester Gesundheit erfreue. Auf den größeren Flüssen gibt es nur wenige zu Übergängen geeignete Stellen und die haben für den Verkehr eine solche Wichtigkeit, daß eine Unterbrechung verhältnismäßig schnell aufgehoben wird. Es fragt sich nur, ob die Brücke schon fortgeschwemmt oder noch nicht aufgebaut ist. Trifft man gerade einen so unglücklichen Augenblick, so bleibt nichts übrig, als einen Umweg zu machen, der je nach Umständen viele Stunden oder auch viele Tage verlangen kann. Die Brücken sind hierzulande eine primitive Art der Kantilevereinrichtung. Am Ufer werden mit Steinen beschwerte Lagen von Stämmen übereinandergeschichtet, so daß jede folgende Reihe etwas weiter gegen die Stromesmitte vorgreift. Es entstehen auf diese Weise zwei halbe Bögen, die durch lange Bäume verbunden werden. Zuletzt kommt noch aus Knüppeln und Erde eine Decke, die durch zahlreiche Löcher ebensoviele Blicke in die gelben Wasserwirbel eröffnet. Vorsichtige Reiter steigen immer ab und führen den Gaul am Zügel über die bedenklich schwankende Schwebe. Leicht kann sich bei einem Sturze das Pferd die Beine brechen, und ebenso leicht kann man hinuntergeschleudert werden, denn das selten vorhandene Geländer ist höchstens ein moralischer Halt.

Die Brücke von Karatagh.

Wir waren glücklich genug, alles in Ordnung zu finden, als wir von hoher Lößterrasse auf den eilenden Schwall des Kafirnigan hinabsahen. Drüben lag Jangi Basar, die Marktstadt, zur Zeit verlassen und öde. Die langen Straßen der Lehmhäuser und Kaufläden, die Buden und die erhöhten Stände unter freiem Himmel, sie beleben sich nur zu bestimmten Zeiten; vielleicht einmal im Monate. Dann strömen die Bauern und Kaufleute zusammen, um ihre Waren umzusetzen. Solcher Orte gibt es mehrere; sie dienen als Sammelmitten dem Bedürfnisse ausgedehnter Bezirke, wo sich in keiner bestimmten Ortschaft ein »besserer Laden« dauernd halten kann. Da der Basar (= Geschäftsteil) der nächsten Hauptstädte durchschnittlich zu weit entfernt liegt, so wird eben vorübergehend eine Großstadtstraße mit allen ihren Gelegenheiten geschaffen. Das hervorragendste, jedem bekannte Beispiel dieser ostländischen Eigentümlichkeit ist die weltberühmte Messe von Nishni Nowgorod, wo die kostspieligen Bauten gar nur einmal im Jahre ihrem Zwecke dienen.

Rasch durcheilten wir die stillen Gassen. Dann ging's hinaus in die Ebene, auf nassen Pfaden dem Hintergrund, der Aussicht zustrebend. Tags darauf waren wir schon jenseits der Berge, im Dorfe Norak, an den felsigen Ufern des nächsten großen Flusses, des Waksch.

Da waren wir in einem engen Tale, das allseits geschlossen zu sein scheint, und hoch über uns grenzte eine zackige Linie den Himmel ab. Da gibt es wieder mancherlei zu schauen auf der Fahrt. Zuerst die Salzlager, von denen die Reihen der beladenen Esel ihren Weg durchs ganze Land nehmen. Am jenseitigen Ufer, dem Menschen unnahbar, hängt eine weiße Salzwand in den Strom, als wolle sie dem Hering diese Gewässer heimisch machen. Aber die Bocharen keltern keinen Wein aus ihren süßen Trauben.

Die Wände rücken bald nahe zusammen und bilden ein schluchtartiges Tal, das den Waksch einzwängt. Eine Meile wohl mag dieser Engpaß lang sein und viele sind der Stellen, wo Roß und Reiter sich mit Zaudern vorbeidrücken. Der Pfad ist schmal und glatt; tief unten, am Fuße des Abfalles, gurgeln und tosen die Fluten. Und doch wird man so abgehärtet im Laufe vieler Tagereisen, daß man den Sattel nur ungerne verläßt. Auch gewöhnt sich das Auge, zu unterscheiden, wo das Tier wahrscheinlich sicher gehen wird und wo es möglicherweise fallen kann.

Die Rinne des Flusses wird immer enger und endlich erscheint sie als tiefe Spalte, die nur wenige Meter breit ist. Und da hinein ist eine Wasserfülle gezwängt, die ungefähr der der Donau bei Wien entsprechen mag. Welch fürchterliche Kraft ist wohl in dem Schlunde da drunten zusammengepreßt? Dumpf kochend ringt es da nach Entfaltung aus dem ungeheuerlichen Drucke, den der stille Widerstand der Steinwand und der Anprall der drängenden Wogen mitsammen erzeugen. Den Baumeistern des Landes hat sich da eine leichte Gelegenheit erboten. Sie brauchten nur einige Balken über den Riß zu legen und die Brücke war fertig. Hier droht keine Gefahr von Frühjahrsüberschwemmungen und rutschenden Lehmufern. Nur das Grausen vor der Tiefe schreckt hier die Wanderer und um den Blick vom düsteren Grunde abzuhalten, ist auf jeder Seite eine hohe dichtgeflochtene Dornenhecke als Geländer. Unwillkürlich hält man den Atem an.

Auf der Rückreise gelang mir ein gutes Bild dieses Ortes. Vom Diener am Seile gehalten, suchte ich möglichst weit vom Wege hinunter zu klettern, um auf gleicher Höhe mit der Brücke zu sein. Ich konnte nahe am Rande des Überhanges auf einer schlüpfrigen Platte stehen und die umständlichen Handgriffe des Lichtbildners glücklich ausführen. Zur Linken sehen wir das Wärterhäuschen auf einem riesigen Blocke als Fundament. Hier ist die Grenze zweier Provinzen. Es werden allerlei Zölle und Brückengelder erhoben, von denen nur Russen und Franken verschont bleiben. In alten Zeiten, da sich die kleinen Reiche unaufhörlich in den Haaren lagen, wird hier so leicht wohl niemand den Übergang sich haben erzwingen können.

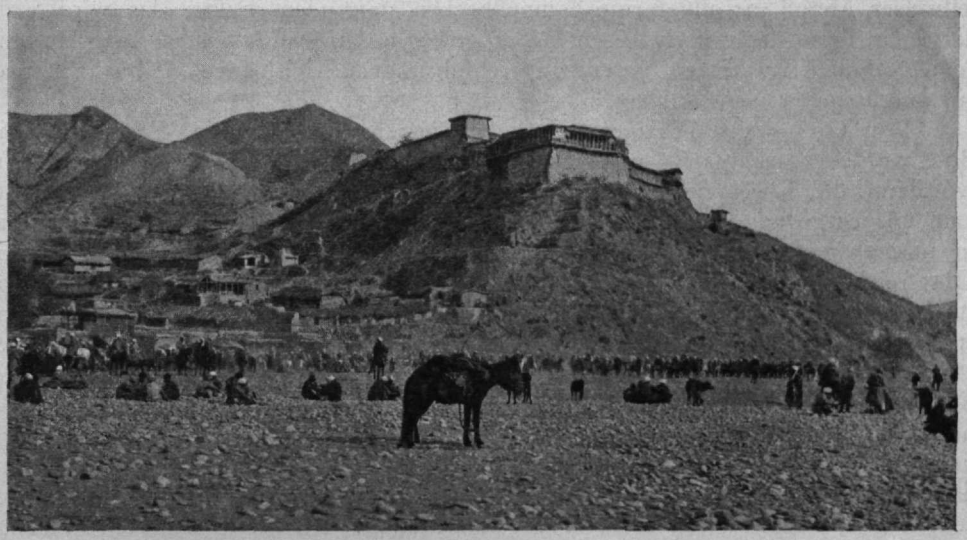
Beim Dörfchen Tut Kaul verlassen wir die Schlucht. Das Tal öffnet sich. Nur das rechte Ufer bleibt steil und dort sehen wir ein anderes, ein seltenes Naturschauspiel. Es scheint, als hätte man da drüben einen kunstvollen Damm gebaut, um den Strom einzufassen. Diese Böschung taucht mit schwacher Neigung ins Wasser und läuft schnurgerade etwa 200 *m* daran entlang. Mit Verwunderung streicht das Auge an dem regelmäßigen Steinstreifen her und will sich nicht so recht daran gewöhnen, hier alles menschliche Zutun auszuschließen. Der Geologe sagt uns, daß es der Kopf einer Kalkschicht ist. Gleichzeitig können wir noch eine lehrreiche Beobachtung machen. 30 *m* über dem jetzigen Wasserspiegel zeigt sich in der Bergseite eine ausgenagte Kehle. Stark und deutlich ist diese Marke ausgeprägt. Nicht leicht wird man Beispiele nennen, wo die Schrift so groß und

Naturaufnahme von W. Rickmer Rickmers. Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Bochara: Der Hasrat Ischan und sein Nachbar.

klar, so unverwischt den Vorgang erzählt. Da oben lief der Strom geraume Zeit und hatte Muße, in die Felswand zu schneiden. Dann senkte sich sein Bett plötzlich so rasch, daß auf dem Zwischenstücke nur schwache Spuren zurückblieben. Wahrscheinlich wird in der Wakschschlucht irgend etwas los gewesen sein.

Nun über Lößhügel nach Baldjuan. Das war die letzte Großstadt, die wir berührten. Hier drückt der Löß noch einmal mit aller Macht seine Eigentümlichkeiten auf unser Gemüt. Jetzt sollte es bald anders werden, in jeder Hinsicht. In den Bergen waren wir frei, aber auch selbst für uns sorgen mußten wir da. Auf der großen Strasse reisten wir wie feine Herren, wie fremde, hohe Gäste, die man liebenswürdig behandelt und möglichst schnell weiterschiebt; denen man viel sagt und wenig zeigt. Von der bocharischen Regierung wurde uns ein Karaul Begi mitgegeben, eine Art höheren Offizieres. Ohne einen solchen Begleiter ist es unmöglich, zu reisen, da man sich bald von einem verneinenden Widerstande



Baldjuan mit der Burg des Statthalters.

umgeben fühlt, gegen den nicht anzukommen ist. Man würde weder Pferde mieten, noch Vorräte kaufen können. Inzwischen werden beunruhigende Nachrichten über ausländische Spione verbreitet und die russischen Behörden bekommen Verdacht, so daß der harmlose Tourist energisch aufgefordert wird, sich zu stellen. Einen Geschmack davon haben wir bekommen, als meine Frau und ich heimritten, ohne den Karaul Begi, der mit Krafft vorausgegangen war. Anfangs ging es leidlich, aber mit jedem Tage kam irgend ein neues Ärgernis, ohne daß es mir gelungen wäre, einen Prügelknaben zu erwischen, an dem ich mir Luft gemacht hätte. Was sonst immer bereit war, mußte durch endlose Redekämpfe und Drohungen errungen werden, und zuletzt begann man uns das Essen zu verweigern. Es gibt aber Mittel, die wirken und wenn man hinterher bezahlt, so haben die bocharischen Beamten allen Grund, sich noch Glück zu wünschen. Die Hetzereien, durch die der Fremdling angeschwärzt werden soll, sind natürlich das unangenehmste an der ganzen Sache. Herr Ignatieff, der kaiserliche russische politische Agent in Bochara, ist aber ein vernünftiger Mann, der seine Pappenheimer richtig einzuschätzen weiß.

In Begleitung eines staatlichen Führers ist dagegen alles eitel Wonne. Unser Karaul Begi wirkte besser als das wärmste Empfehlungsschreiben. Daß er auch

Wächter über uns war, geheimer Berichterstatter über alles Tun, das ließ uns kalt. Umso mehr fürchteten ihn die Beamten, auf die wir angewiesen waren. Ihnen war unser lebender Paß ein stechender Dorn nach innen, eine Salbe des Wohlwollens nach außen. Vor seinem verbindlichen Lächeln mußte die bittere Galle sich stauen und was hervorkam, erschien als wie lautere, süße Milch der frömmsten Denkungsart. — Wer für die Franken sorgen soll, hat ein wichtiges Amt, das allen seinen Worten an höchster Stelle Nachdruck verleiht. Deshalb denkt jeder, vom Provinzgouverneur bis zum Dorfältesten: »Möge den Karaul Begi der Teufel holen, aber wann er dem Emir über mich aussagt, dann gebe Allah dem dicken Schweine ein gutes Gedächtnis. Möge er sich des neuen Seidenrockes erinnern, meines grauen Füllens und des rundlichen Beutels mit Silber; mögen seine Worte wie Honig fließen.« Das war das Geheimnis, warum unser Schutzengel, der nur mit einer Satteltasche ausritt, mit zwei Packpferden dem heimischen Herde zustreben konnte. Daß dort schließlich ein gewisser Ausgleich nach anderer Richtung, ein teilweiser Abfluß ins allgemeine Sammelbecken stattfinden mußte, das wird wohl der stille Trost der unfreiwilligen Geber gewesen sein. Ein System mag im einzelnen unrecht erscheinen, strenge Durchführung auf der ganzen Bahn macht es zur ausebnenden Gerechtigkeit.

Von Ort zu Ort bekamen wir einen Spitzenreiter, der den Weg wies. Ein Bote wurde vorausgesandt, um unsere Ankunft am nächsten Rastplatze zu melden, wo dann die Vorbereitungen zum Empfange getroffen wurden. Ein Beamter kam uns entgegengeritten, grüßte mit morgenländischer Würde und geleitete uns in unsere Wohnung. Dort fanden wir einen Tisch, der mit Süßigkeiten und Obst reich beladen war. Thee wurde aufgetragen und dann kamen die Hauptstücke der Speisenkarte, Suppe und Pilaff (Reis mit Fleisch). Da auf der Hauptstraße viele russische Offiziere verkehren, so ist das Fremdenhaus gewöhnlich etwas europäisch zugestutzt. Auf der Erde liegt statt der bunten Teppiche roter Kattun, der beweist, welch schlechten Begriff die Leutchen von unserem Geschmacke haben müssen. Sie sagen sich wohl, daß uns das Erzeugnis einer russischen Fabrik unter allen Umständen besser gefallen muß. Vielleicht bilden sie sich ein, daß das billige Tuch, das bald in schmutzigen Fetzen die Stube ziert, auch wirklich schöner sei, deshalb, weil es aus Frengistan kommt. Ich wüßte kaum ein so lächerliches Beispiel für sinn- und wahllos betriebene Fremdländerei. Einheimische Tischler haben sich mit mehr oder weniger Glück an der Herstellung von Sitzgelegenheiten versucht. Meist sind die Stühle zu hoch oder zu niedrig und ihre Festigkeit verlangt einen starken Glauben. Die Tischbeine sind nicht immer einig über ihren Beruf, und einmal erlebten wir, daß in der Nacht die ganze Bescherung von gefüllten Tellern und Tassen den Raum zwischen Boden und Tischplatte geräuschvoll vernichtete. Sehr gut sind die Betten des Landes. Ein Holzrahmen mit Strickgeflecht ist Lade und Matraze zugleich. Einfachere, luftigere und weichere Betten hat auch bei uns noch niemand erfunden. Ziemlich früh am nächsten Morgen waren die Packpferde zur Stelle, die wir von einer Station zur anderen mieteten. Ohne Hilfe der Behörden müßte man den halben Tag darauf warten und unverschämte Preise geben. So aber zahlt man für alle Bedürfnisse die öffentliche Taxe und gibt dann dankbar und mit frohem Herzen nach allen Seiten ein gutes Trinkgeld. Nirgends ist die Zeit billiger, nirgends stürzt man sich so gerne in Unkosten, um sie zu sparen.

Den Wechsel in der Oberfläche des Landes bemerkten wir auch in der Bewirtung. Die trockenen Hügel der Wasserscheiden können nicht dasselbe bieten wie die reichen Täler, das einsame Dorf nicht so viel wie die dichtbevölkerte Flußniederung und ihre Hauptstadt. »Oben« ritt uns der Dorfschulze entgegen auf

dürrem Klepper und in bescheidenem Gewande. Ein oder zwei Begleiter waren ihm zur Seite; unter seinem Dache saßen wir auf groben Filzdecken und die Schautafel bestand in einigen flachen Schüsseln, zu denen wir uns hinabbeugen mußten. Oft erkannten wir die Süßigkeiten wieder, weil die Papierhüllen einer gewissen Sorte Moskauer Bonbons noch die Blaustiftstriche trugen, die wir darauf zurückgelassen hatten. Ist nämlich eine ganz arme Station auf dem Wege, dann muß sie von der nächsten größeren versehen werden. So kommt es, daß bald nachdem man einen Ort hinter sich hat, ein Reiter in gestrecktem Galopp vorbeisaust, daß die Sattelsäcke klappern. Der reitet voraus, um das Mahl zu richten, und gerührt erkennen wir bei der Ankunft, wo alles bereit steht, jene Sächelchen, die schon einmal das wohlwollende Auge des Fremdlings ergötzten. Sie ist nur Zierrat für uns, diese Auslese von allerlei einheimischen und russischen Zuckersachen, an denen man sich in schwachen Stunden aus Langeweile den Magen verdirbt. Sind wir fort, dann werden sie eingepackt und in die Schatzkammer des Hauptquartieres zurückgeführt. »Unten« gibt's Überfluß zum Schauen und Genießen. Schon von weitem erkennen wir am Leuchten der weißen Turbane, am Glitzern des Zaumzeuges den Reitertrupp, der uns begrüßen soll. An der Spitze ein hoher Schranze, dessen schäumender Hengst gleißendes Silber auf den glatten schwarzen Haaren trägt. Dahinter großes Gefolge, alle in seidenen Gewändern mit edelsteinbesetzten Gürteln. Auf jedem Haupte ein mächtiger, dicker Kopfbund von schneeiger Weiße. Mit gemessener Freundlichkeit grüßt uns der Höfling und entbeut den Gruß seines Herrn und herzliches Willkommen. Voran reitend, führt er uns zur wohlbereiteten Kammer. Dort steht eine lange Tafel mit weißer Decke und auf ihr sind einige Dutzend von Tellern, in jedem irgend eine Leckerei, gute Konfitüren aller Art, oder die saftigen Früchte des Landes. Ein Diener wedelt mit dem Fächer die Fliegen fort, damit wir in Ruhe den heißen Thee schlürfen mögen. Die dampfenden Schüsseln, die dann aus der Küche kommen, verraten ebenfalls die Feinheiten einer verwöhnteren Lebensart. Der Brodem des Reisberges duftet nach Gewürzen; die Hammelstücke, die man da herausgräbt, sind zart und klein. Nach der Mahlzeit ist's im Hofe oder Garten gut sein zum Rauchen und Plaudern. Da stehen riesige Platanen und ihr Schatten fällt auf den Spiegel eines kühlen Teiches. Da vergessen wir die Hitze des Tages und den Staub der Landstraße.

Aber ohne Karaul Begi wären wir armselige Schlucker, die in schmutzigen Karavansarais übernachten müssen.

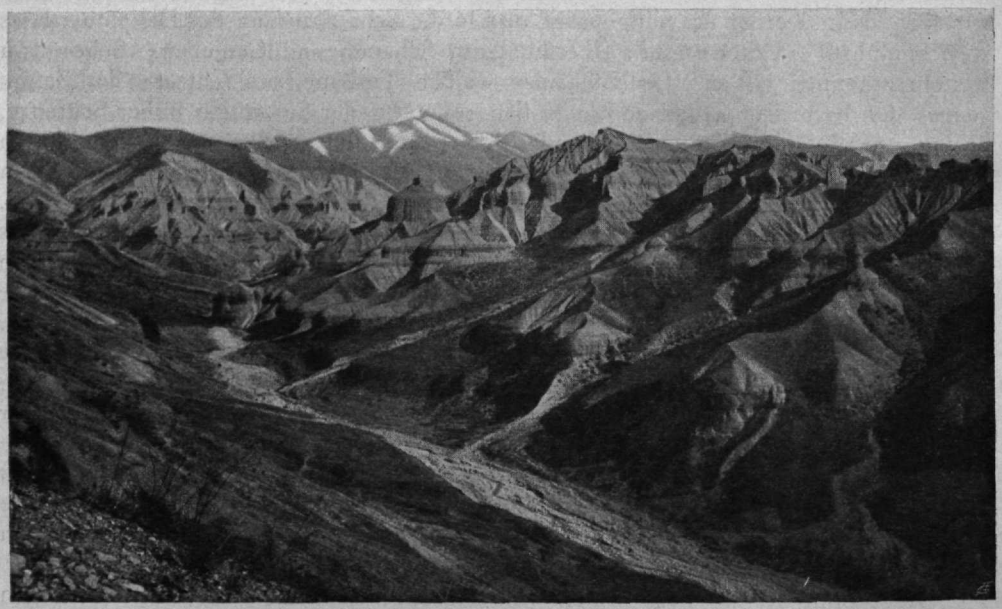
Die Eindrücke, die ein solches kurzes Schlaraffenleben gibt, sind äußerst angenehm und man kann sich danach lebhaft vorstellen, welch günstige Anschauung etwa ein reisender Prinz in einem Staate gewinnt, dessen Gast er ist. Trotzdem ich wußte, daß fast alles nur äußerlich und gemacht ist, muß ich doch sagen, daß das Gefühl der Dankbarkeit sich nicht unterdrücken ließ, denn immer ist die Form vollendet. Die Zuvorkommenheit ist so gefällig, die Herzlichkeit so ruhig und einfach, daß man sie für bare Münze nehmen möchte. Der gebildete Bochariote hat tadellose Manieren, wenn er muß.

Zehn Stunden hinter Baldjuan kamen wir auf einen Paß, von dem sich eine neue Welt auftat. Sand, Steppe, Lehm ließen wir nun zurück; vor uns lag nur noch Hochgebirge. Wir standen auf einem Höhenzuge, der den Jakh Su von einem seiner Nebenflüsse trennt. Im Hintergrunde erblickten wir in undeutlichen Umrissen jene wunderbaren Berge, die wir noch näher kennen lernen sollten. Gegen Südosten ganz in der Ferne, ragten auch vereinzelte Schneegipfel auf, vor allen Furusch und Siaku.

Den springenden Wellen des Jakh Su entgegenreitend, stiegen wir stetig höher und rasch wurde die Gegend rauher, frischer. Durch die Öffnungen der Seiten-

täler enthüllten sich immer wieder neue Ausblicke auf eine der merkwürdigsten Gebirgsbildungen der Erde. Von früheren Reisenden, die durch das Jakh Su-Tal kamen, scheint keiner Auge oder Sinn für die Geheimnisse gehabt zu haben, die ihm zur Seite lagen und die er mit wenig Mühe hätte aufsuchen können. Jedenfalls sind keine Andeutungen in ihren Berichten, und ich werde mir einstweilen wohl schmeicheln dürfen, der erste Erschließer zu sein.

Die »Konglomerate von Ost-Bochara«, wie ich sie nennen will, sind ein Naturwunder einzig in seiner Art, wenn auch die Formen sehr an ähnliche Bildungen in Colorado und Montserrat erinnern. Die deutlich geschichtete Konglomeratmasse bedeckt einen Raum von ungefähr tausend Quadratkilometern und zieht sich als Streifen zwischen den Flüssen Waksch und Pandsch hin. Krafft gibt ihnen tertiäres Alter. Leicht unterscheidet man die weicheren von den härteren Strichen. In einem



Hasrat Ischan und oberes Safet Daria-Tal.

Falle sind die Umrisse sanft und wellig, im anderen steil und zackig. Dieser Einteilung entsprechen zufällig die beiden höchsten Gipfel. Der Hasrat Ischan, 4000 *m*, ist eine Kuppe, der Kutsch Manor, 3200 *m*, ein scharf gezahnter Kamm. Diese beiden konnten wir von unserem Hauptlager sehen, das wir an einen Nebenflusse, dem Safet Darja (Weißwasser) aufschlugen. Dort ist eine russische Goldwäsche, deren Leiter uns ein geräumiges Haus als gute Unterkunft bot. Lange war das uns ein liebes Heim, von dem wir nur ungerne Abschied nahmen.

An dem Gestaltenreichtume unserer Umgebung konnten wir uns nie satt sehen. Erhaben und düster ist diese Landschaft, tiefe Einsamkeit in allen Tälern; kaum läßt sich ein lebendes Wesen blicken. Wie soll ich sie beschreiben, diese Grate und Türme, diese Schluchten und Mauern. Lieber spare ich die Worte und lasse Platz für Bilder.

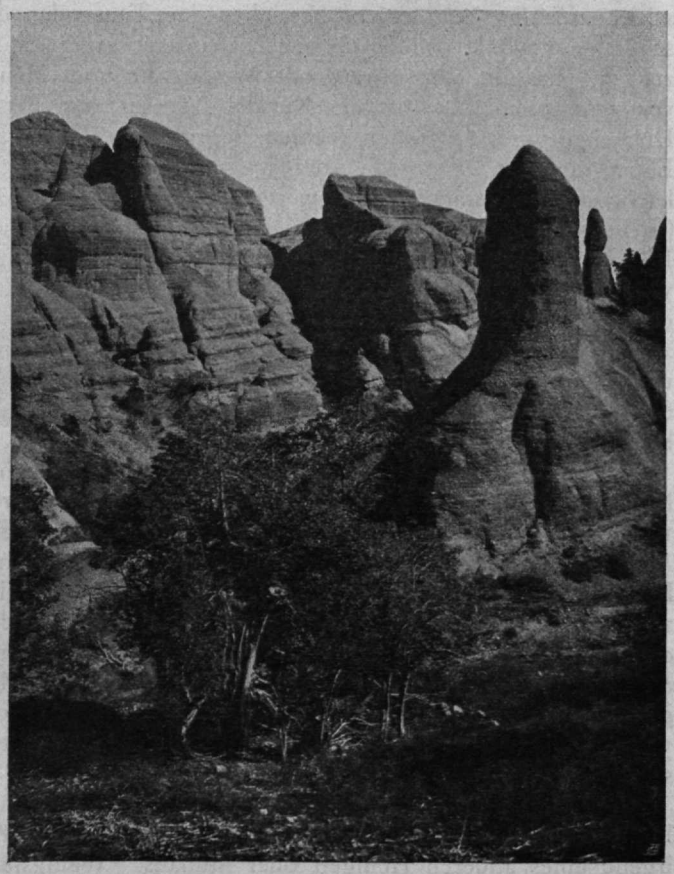
Die Kräuter waren bei unserer Ankunft schon meist vertrocknet, denn während des Sommers fällt kein Regen. Und doch sind wir im Hochgebirge; das köstliche Wasser des Flusses kommt von einem Gletscher und wird am Nachmittage trübe. Wir finden hier sehr scharfe Gegensätze, im Gelände, in der Befeuchtung, im

Leben. Mich däucht kein Vergleich besser als diese Erscheinung ein Bündnis zwischen Wüste und Hochgebirge zu nennen, wo keines von beiden seine bedeutsamsten Eigenschaften aufgegeben hat.

Auf den unteren Hängen überschütteten uns die Gerippe großer Doldenpflanzen mit feinem Staube. Weiter oben fanden wir noch die Reste der überaus üppigen Frühjahrsvegetation, die aber nicht mehr lange aushielt.[1])

Nur wo beständig Wasser rieselt, bleiben grüne Flecke. Weit vom zerstörenden Einflusse der Dorfbewohner findet man in den Talgründen freundliche Haine und in den Wänden wurzelt die genügsame Thuja, die uns hier die Tanne ersetzt.

Aus der Tierwelt sieht man täglich das Murmeltier und die großen Raubvögel. Der rote Höhlenbewohner pfeift an allen Ecken und Enden; wo man Löcher graben kann, da ist er sicher zu finden. Ich glaube bemerkt zu haben, daß der Winterschlaf mit einer Trockenheitsruhe verbunden ist, was wieder an die Wüste oder Steppe denken läßt. In der Nähe unserer Wohnung hörten wir die Murmeltiere schon nach Mitte August nicht mehr. Dort aber wo die Halme und Wurzeln länger frisch bleiben, nämlich einige hundert Meter weiter oben, waren sie noch in den ersten Septembertagen ganz munter. An Geiern und Adlern ist kein Mangel. Besonders tut sich der stolze Lämmergeier hervor. Neugierig streichen die Vögel



Konglomeratgebilde.

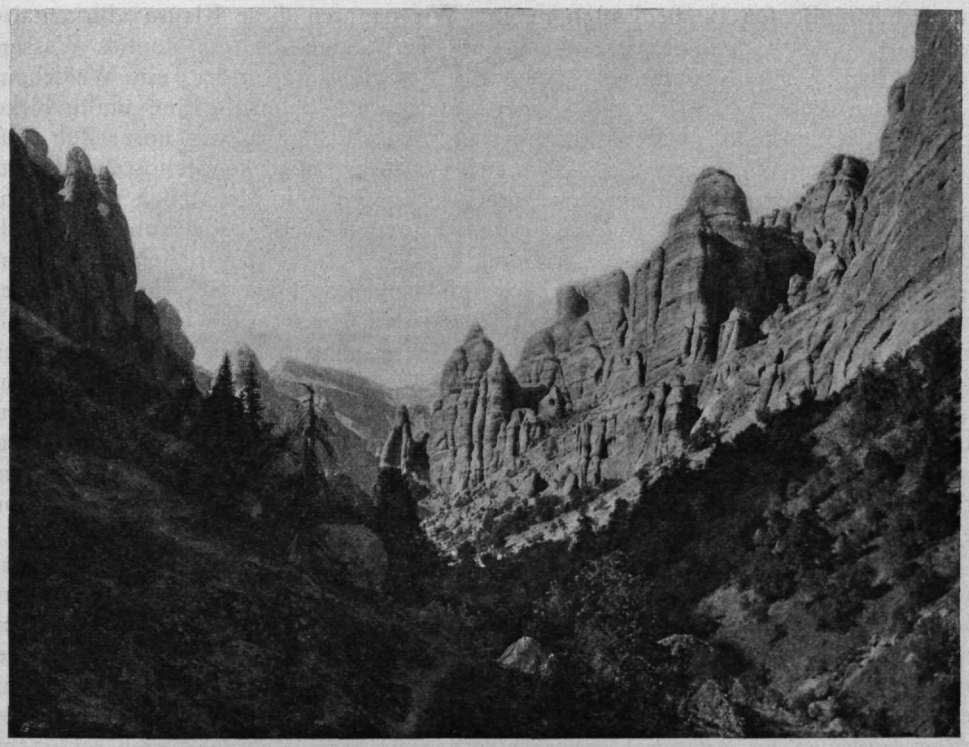
[1]) Bei dieser Gelegenheit möchte ich die Alpinisten, die in fremde Länder reisen, darauf aufmerksam machen, welch große Verdienste sie sich durch das Sammeln der Samen, Wurzelstöcke und Knollen hochalpiner Pflanzen erwerben können. Sie sollten sich des wichtigen und interessanten Kulturunternehmens erinnern, das Dr. G. Dieck in seinem berühmten Alpengarten betreibt. Es ist die größte Sammlung lebender Eiszeitflora. Ich richte an alle Reisenden die dringende Bitte, die kleine Mühe nicht zu scheuen, um Diecks hervorragende wissenschaftliche Tätigkeit zu unterstützen. Samen sind ja leicht in kleinen Säckchen zu sammeln. Dankbar sind auch Ausschnitte aus alpinen Rasenpolstern, die immer eine Anzahl von Keimen und Knöllchen enthalten. Man packt sie zwischen feuchtes Moos. Als Muster ohne Wert oder Postpaket lassen sich alle diese Dinge ja leicht versenden. Dr. G. Diecks Adresse ist »Alpengarten Zoeschen bei Merseburg«. Alle Portoauslagen usw. werden gerne ersetzt. Wer sich näher unterrichten will, dem steht das große Handbuch über eine Auswahl von 3600 der im Alpengarten gepflegten Pflanzen gratis und franko zur Verfügung.

am Bergsteiger vorbei, und es gelang mir auch einmal, eine Schrotladung mit dem gewünschten Erfolge anzubringen. Seltener ist das große Wild, hier durch eine Steinbockart vertreten. Trotz vieler Jagdzüge konnte ich keines der Tiere erlegen und im Spätsommer waren sie überhaupt verschwunden. Sie hatten ihre Wanderung angetreten. Am zahmen Schafe kann man den Abzug gut beobachten. Auf den Hängen des Hasrat Ischan würde man viele Wildziegen finden, wenn ihnen nicht die Horde der Schäfer das Futter streitig machte. Diese steigen mit ihren Herden höher und höher, bis alles bis zum Gipfel abgefressen ist; dann kommen sie plötzlich herunter und begeben sich in die Niederungen der großen Flüsse. In wenigen Tagen sahen wir die zahmen Truppen von Fettschwanzschafen bei uns vorüberziehen, zu Tausenden drängten sie sich auf den schmalen Pfaden. Im Dorfe behält man nur einige Stücke Vieh für den Winter zurück. Es gibt aber eine große Weide, die vom Menschen und seinen Sklaven verschont bleibt, das ist der Kutsch Kalandar, ein Berg ohne Spitze. Das Wort Hochebene gibt nicht den rechten Begriff. Er ist zu steil, zu eingeschlossen, um Ebene genannt zu werden, zu flach, um Berg zu sein. Eine wellige Matte, vielleicht einen Kilometer im Geviert, schließt ihn nach oben ab. Von Safet Darja (so heißt nach dem Bache die russische Ansiedlung) kann man sehen, wie diese Fläche ihre Farbe von grün in braun verwandelt, im Maße wie die Jahreszeit vorrückt. Krafft und ich untersuchten einmal dieses abgeschlossene Paradies, das die Eingeborenen nie betreten konnten, denn nach allen Seiten fallen steile Wände ab. Die Murmeltiere waren so zahm, daß man sie fast mit Händen greifen konnte, und die breiten Wege der Steinböcke zeigten, daß die wilden Tiere sich hier sicher fühlten, inmitten einer Fülle von Nahrung, die nur für sie geschaffen und aufbewahrt schien.

Wir machten viele Ausflüge und selbstverständlich zogen uns zunächst die höchsten Punkte an. Den Gipfel des Hasrat Ischan erreichten wir mehrmals. Ein 10 *km* langer Grat senkt sich allmählich herab und dieser bildet die großartige Anstiegslinie, die vor unserer Haustüre begann. Wir brauchten uns nur aufs Pferd zu setzen, um in wenigen Stunden zu einer Stelle 500 *m* unter der Spitze zu gelangen. Ein genußreicherer Gratbummel läßt sich schwer denken. Dabei die herrliche Aussicht, die immer wieder etwas Neues bringt. Nach Südosten fällt der Berg schroff ab, denn dort stehen die Schichtköpfe heraus. Auf der entgegengesetzten Seite liegt der einzige Gletscher der Konglomerate, der bis etwa auf 3400 *m* heruntergeht. Ein tiefer Bergschrund durchzieht ihn und weiter unten sind viele kleine Spalten.

Der Name des Berges wird von einem mohammedanischen Heiligen abgeleitet, der diesen Teil des Landes bekehrt haben soll. Auf dem Gipfel ist das Grab irgend eines anderen Heiligen oder Mullahs. Wenigstens ist dort ein mächtiger Steinhaufen und dabei steht das übliche Zeichen, die mit Lappen behängte Stange. Ohne Zweifel ist der Ort ein wichtiges Heiligtum, und wir sahen oft fromme Wallfahrer zur Höhe streben, darunter auch Beamte in reicher Kleidung. Sogar unser dicker Karaul Begi entschloß sich zu dieser Kasteiung, die allerdings den größten Eindruck auf den Gaul gemacht haben wird, denn unser Freund ritt bis ganz hinauf. Wer den letzten Teil des Weges gesehen hat, wird beide bedauern, Roß sowohl als Reiter. Kennt man den Grund nicht, so ist man gewaltig erstaunt, da oben einen bocharischen Vornehmen zu treffen. Man reibt sich die Augen, ob man nicht träume. So ein gemächlicher Herr als Bewunderer der Berge ist ein gar sonderbarer Anblick.

Infolge der günstigen Lage ist die Aussicht vom Hasrat Ischan außerordentlich schön und dazu ist sie ganz eigner Art. Der Berg steht genau auf dem Rande



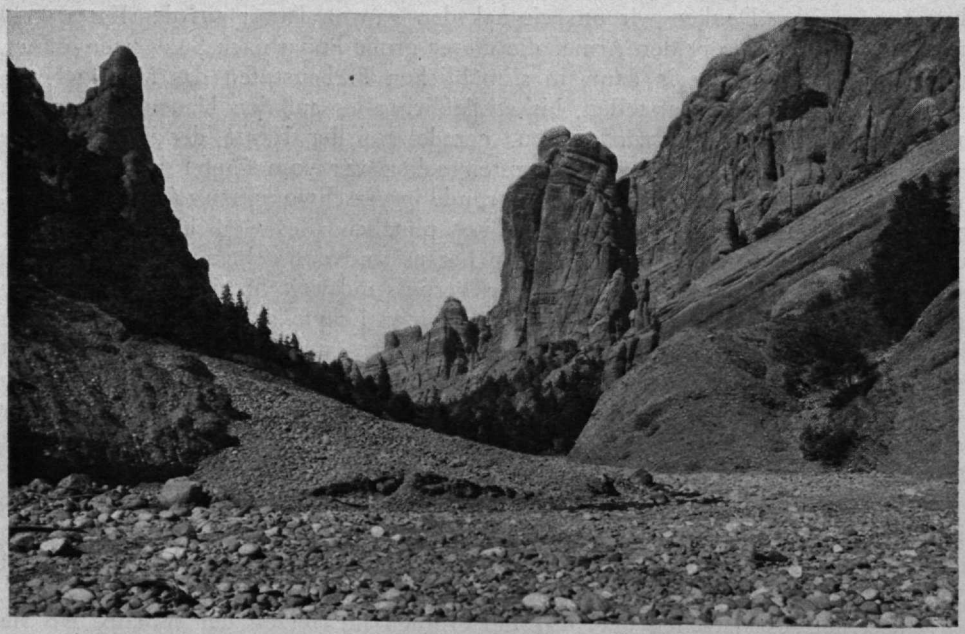
Konglomeratgebilde (»Indische Tempel«).

und beinahe in der Mitte der Sichel, die aus Alai, Pamir und Hindukusch gebildet wird; am Rande nämlich jenes Teiles, der ein zusammenhängendes Meer von Schneebergen ist. Denken wir uns einmal den ganzen Pamir auf der Karte weiß bemalt und ebenso die beiden Arme, die dieser große Polyp nach Südwesten öffnet. Nach innen zu müßten wir dann in allmählichen Farbenstufen das Mittelgebirge, die Lößhügel, die Ebene darstellen, bis schließlich alles auf den blauen Flußstreifen des Oxus zusammenlaufen wird. Nun, gerade auf der Kante der weißen Zone liegt der Hasrat Ischan. Gegen Südwesten sehen wir vom Gipfel Land in grau, braun, grün, alles sich im fernsten Hintergrunde in verschwommenes Gelb auflösend. Eine ganze Wendung machend, erscheint uns plötzlich alles weiß bis vor die Füße. Da schaut kaum eine Spitze ohne Schnee heraus und das geht so ins Unendliche. Rechts und links von uns zieht ein Bogen herum und weit hinein in den Steppendunst des westlichen Horizontes ragen die äußersten Eckpfeiler des uns umgebenden Schneekranzes. Je weiter wir von Westen nach Osten drehen, desto näher kommt das weißgefleckte Hochland, und gerade unter unserem Standpunkte sind nur Firn und Gletscher zu erblicken. Da gibt es noch genug Arbeit für den Bergsteiger und dieser Gedanke erfüllte uns immer mit tröstlichen Hoffnungen. Nicht weit von uns lag gegen Afghanistan zu eine fünfgipflige Gruppe mit einem Gletscherbruche in der Mitte. Die Höhe war nahe an 5000 *m*. Leider fanden wir nie die Zeit zu einem Besuche. In der Ferne sahen wir an einem besonders klaren Tage deutlich die Riesen des Alai. Dem höchsten schnitt eine Wolkenbank den Kopf ab, und dieser dünkte uns, sei der berühmte Pik Kaufmann.

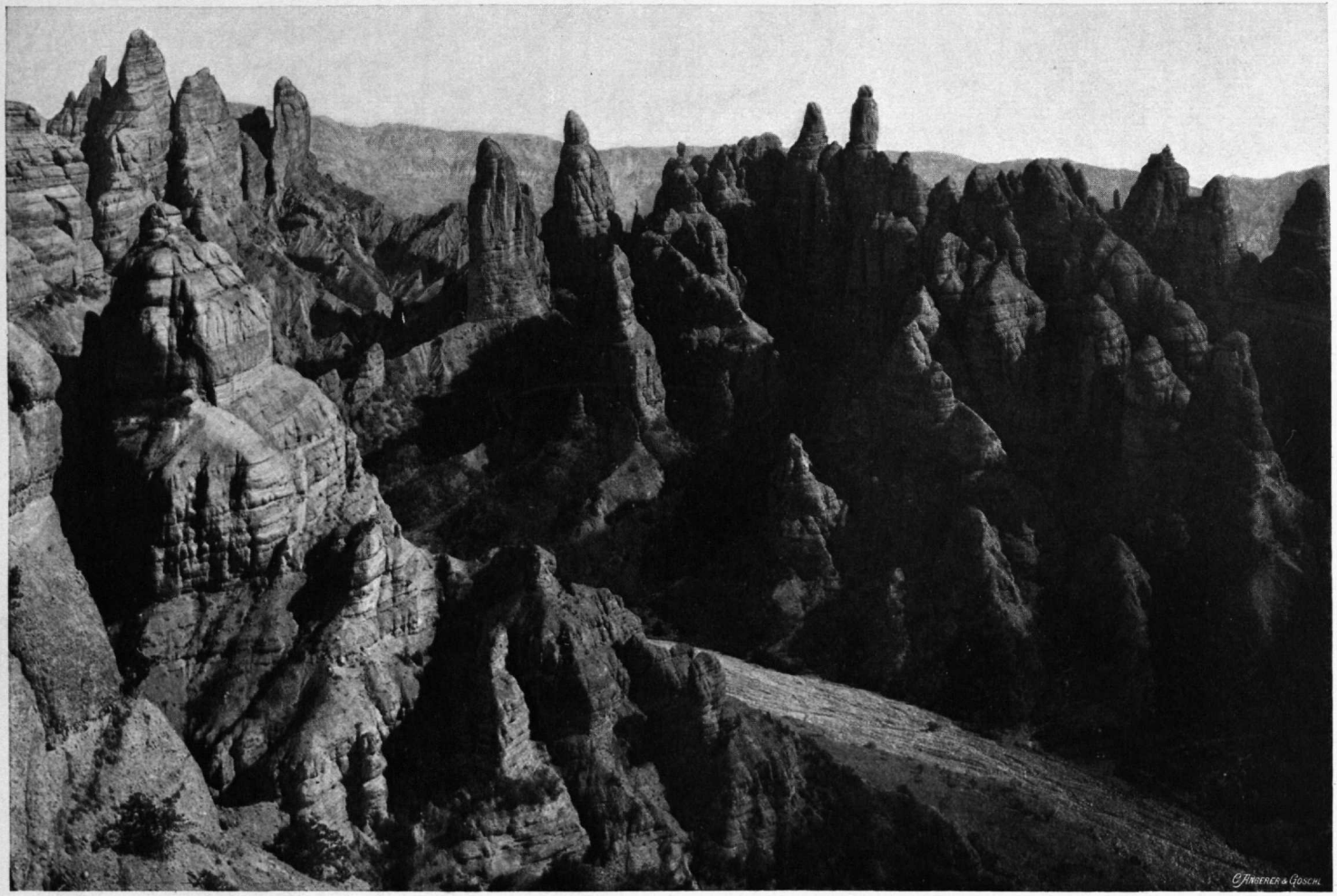
Unser liebstes Plätzchen aber war tief drinnen im Herzen der Wildnis, wo sie am zerklüftetsten ist, wo unzählige Schluchten ineinanderlaufen und Tausende von

wunderlichen Bauten in die Lüften ragen. Wir nannten diese Klause »Birkental«. Am Fuße des Kutsch Manor ist ein kleines Tal, durch das ein dünnes Wasserfädchen fließt. Hier grünt und blüht, von Menschen unberührt, ein Wäldchen, das sich ausnimmt wie der Garten einer trotzigen Riesenburg. Eine uralte Birke steht am Bachesrande. Unter ihren breiten Ästen schlugen wir unser Zelt auf. Nie habe ich an schönerem Orte die Freuden wahrer Einsamkeit genossen. Dahin kommen nicht einmal die Jäger des Landes. Feuerholz war in Menge vorhanden, das Rinnsal bot herrliches Trinkwasser und dazu tiefe, helle Badewannen. Gleich neben uns waren die Einstiege ins Gemäuer des Kutsch Manor, jenes zackigen Gesellen, der uns lange narrte, ehe wir ihm beikamen. Die Schwierigkeiten bestanden weniger im Felsen, als in der mangelhaften Übersicht. Wo soll man auch Einblick in die Festung bekommen, wenn die tiefen Spalten dicht hintereinander liegen. Da ist man aufs Raten angewiesen. Von Safet Darja hat es den Anschein, als bestände diese Seite des Berges aus schindelartig übereinandergeschobenen Platten. In größerer Nähe zeigt es sich, daß diese Platten durch Risse bis auf den Grund getrennt sind und selbst wiederum in kleinere Teile zerfallen. Infolge der grellen Beleuchtung und der Farbe des Gesteines vermag auch das beste Fernrohr den Wirrwar nicht aufzulösen.

Vom Birkentale zog eine ganze Reihe von kaminartigen Schluchten hinauf ins unbekannte Etwas. Die größten, die sich in Zwischenräumen von einigen hundert Metern folgten, benannten wir mit Zahlen und unseren ersten Versuch machten wir mit der dritten Rinne. Einige Zeit ging es glatt, dann mußten wir zur Seite hinaus, wo sich eine Traverse bot. Das war ein geneigtes Band, mit hartem Lehm verkleidet, in den Krafft unermüdlich Stufen schlug. Der Stand war verhältnismäßig gut, aber der Ort war schauerlich. Die schwarzen Wände stiegen senkrecht über uns auf und das Band brach in die kalte Tiefe des Schlotes ab. Schlimm war der Ausstieg von der Leiste. Durch einen überhängenden Riß von brüchigem Gesteine führte uns Krafft auf eine Scharte, von der sich offenere Aussicht



Im oberen Danduschkatale.



Naturaufnahme von W. Rickmer Rickmers.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Bochara: Die Konglomerat-Türme von Sindji.

bot. Aber es war nur eine Gebirgslandschaft im kleinen, irgend ein beliebiger Winkel des Irrgartens. Vom Gipfel war nichts zu sehen. Wir gingen noch ein wenig da herum und stiegen wieder ab. Im Nebel wäre die Gegend nicht recht geheuer, auch für den besten Pfadfinder nicht.

Die Ersteigung gelang schließlich mehr durch einen glücklichen Zufall, der allerdings von Kraffts rascher Fassungsgabe im richtigen Augenblicke voll erkannt wurde. Wir hatten an einer schweren Stelle der ersten Rinne herumprobiert und sie aufgeben müssen, als wir beim Abstiege zu entdecken glaubten, daß ein Seitenast mit einem Bande hoch oben in der Wand Zusammenhang hätte. Die Vermutung bestätigte sich und nach einem schwindligen Gange über das Gesimse fanden wir, daß der obere Teil der Schlucht eine gemütliche Straße in die Nähe der Scharte sei, die den Kutsch Manor vom Kutsch Kalandar trennte. Von dort gab es auch weiter keine Hindernisse. Ein anderer Weg ist scheinbar unmöglich: wir hatten, vom Glücke beschenkt die Lösung einer unendlich verquickten Aufgabe gefunden, die manchem nachher leicht erscheinen mag. Wem das Geheimnis eines Vexierspieles gezeigt wird, der denkt sich nur schwer in die Lage jener, die es ohne Hilfe trafen. Wir waren selbst verblüfft über den unerwarteten Erfolg. Wer weiß, vielleicht ging es auch Kolumbus so, als er plötzlich fand, daß sein Ei stehen konnte.

Mit Wehmut will ich immer an die schöne Bergfahrt denken, die die letzte war in Begleitung unseres lieben Krafft. Er verließ uns bald darauf, um eine vierzehntägige Reise durch Darwas zu unternehmen, wo er reichen Stoff zu seiner geologischen Arbeit fand. Als er wieder zurückkam, warteten seiner in Safet Darja schon Nachrichten, die ihn uns entrissen. Es war der ehrenvolle Ruf nach Indien. Wenig ahnten wir, wohin er ritt, als wir ihm die Scheidegrüße nachwinkten: der Ehre und dem Tode entgegen.

Meine Frau und ich machten noch einen kleinen Streifzug nach Kulab und in die Schilfdickichte des Amu Darja. Bei der Rückkehr in die Berge kündigte sich schon der Winter an und mahnte zur Heimreise. Vorher besuchten wir noch einmal unser Birkental, wo das bunte Herbstlaub von den Bäumen fiel. Tief drangen wir in den Hintergrund ein, zwischen den ungeheuren Blöcken durchkletternd, die den Talboden ausfüllen. Nie noch waren wir ans Ende gelangt; zu viel Zeit vergeht bei der langwierigen Arbeit. Auch diesmal kamen wir nicht viel weiter, doch lud ein Seitengang uns ein, der voll die Mühe lohnte. Nur zwei Meter war er breit und an die hundert maß er in die Höhe. In früher Jahreszeit war er ganz mit Schnee ausgefüllt gewesen und jetzt saß noch ein turmhoher, fester Keil darinnen, der uns unten etwas Durchschlupf erlaubte. Über Schneeklumpen stolpernd und durch Höhlen kriechend kamen wir vorwärts, immer den Blick mißtrauisch nach oben gerichtet, wo langen Hälsen gleich die Enden gebrochener Schneebrücken in die Leere hingen. Durch ein Felsloch und sprühende Güsse kamen wir dann plötzlich ans Tageslicht, in einen runden Kessel, der von hohen Wänden umgeben war und in den ein Wasserfall stürzte. Da waren wir zufrieden und kehrten um. Lange dauerte der Rückweg, aber wir waren nicht böse, denn es war der letzte Tag.

Haushoch liegen die riesigen Felsenklötze übereinandergetürmt, die die enge Schlucht des oberen Birkentales versperren. Unter ihnen und über sie muß man durchzukommen suchen. Das wäre ein Ort, wie geschaffen, den Namen Teufelsklamm zu führen. Aber ich sehe doch nicht ein, warum er so heißen sollte. Für uns sind die Berge nicht mehr ein Sitz böser Geister. Lieber will ich das die Götterstraße nennen, das ist doch würdiger, schöner, größer. Solche Pfade geht kein armer, hinkender Teufel. Da sind Götter gewandelt. Lasset uns ihre Spuren suchen und ihnen folgen, wo wir können.

Auf Skiern im Hochgebirge.

Von

W. Paulcke.

Im Winter geht man nicht in die Berge. Schnee und Eis, Sturm und Kälte bedräuen dort zu dieser Zeit den Menschen. Da bleibt er besser und sicherer daheim, freut sich seiner warmen vier Wände, wenn der Wind an den Fensterscheiben rüttelt und die Leute bis über die Ohren vermummt und trotzdem mit rot gefrorenen Nasen von draußen hereinkommen und melden, es sei eine Bombenkälte, man möge keinen Hund hinausjagen. — So klang es einst. — Da hörte man noch vor wenigen Jahren mit Kopfschütteln, daß dieser oder jener Tourist mit so und soviel Führern, die womöglich schon am Tage vorher im Schweiße ihres Angesichtes in mühsamer, anstrengender Schneestampferei Spuren treten mußten, diese oder jene Hochgebirgstour unternommen hätte. Man las von den riesigen Strapazen, von dem großen Aufwand an Mut, Kraft, Ausdauer, Zeit und Geld, letzteres in Gestalt großer Führer- oder Trägerkolonnen, die zur Durchführung solcher Unternehmungen nötig waren. Mit Schneereifen, Schneebrettern, kanadischen Schneeschuhen suchte man sich zum Teil das Vorwärtskommen etwas zu erleichtern, die Mühsale derartiger Expeditionen zu verringern, aber ein schwerfälliges, langsames Geschäft blieben winterliche Hochtouren trotzdem. Erst als vor wenig Jahren die norwegischen Schneeschuhe als alpines Hilfsmittel ihre ersten, durchschlagenden und nachhaltigen Erfolge errangen, trat ein allgemeiner Umschwung ein. Inzwischen hat sich der alpine Skilauf binnen kurzer Zeit mit überraschender Schnelligkeit durchgesetzt und hat sich bereits einen großen Kreis begeisterter Anhänger erworben.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, mich über Skilauf im allgemeinen, sowie über Technik, Eigenarten und Gefahren des alpinen Skilaufs eingehend auszulassen; ich habe das an anderer Stelle ausführlich getan. In diesen Zeilen soll versucht werden, ein Bild davon zu geben, wie auch meine Freunde und ich dazu kamen, dem Skilauf im Hochgebirge zu seinem Rechte zu verhelfen. Es soll angedeutet werden, welchen Nutzen nach den verschiedenen Richtungen dieser neue Zweig der Wintertouristik zu bringen vermag. Auch will ich versuchen, durch kurze Schilderungen von Geschautem und Empfundenem bei Skitouren eine Vorstellung zu geben von all der Pracht und Herrlichkeit der Alpen im Winter, und von dem hohen Genuß, den solche winterliche Hochgebirgsfahrten bereiten.

Im Mittelgebirge wurden die Skier schon zu Anfang der neunziger Jahre eifrig getummelt. Vereinigungen von Skiläufern wurden gegründet, man hielt Wettkämpfe ab, die Bevölkerung bediente sich der langen Bretter bald in weitem Maße, kurz, dies Gebiet war erobert. Auch in den Voralpen sahen wir hier und dort einen Ski-Apostel erscheinen, aber schon hier waren es der Gläubigen nur wenige, die dem Beispiele folgten. Im eigentlichen Hochgebirge nun gar blieb der Ski so gut

wie unbekannt, die Bevölkerung[1]) wußte fast nichts von seiner Existenz und die Alpinisten verhielten sich durchaus ablehnend gegen den nordischen Gast.

Versuche, Skier bei Hochtouren zu verwenden, wurden zwar hie und da gemacht, oder mit Reklame angekündigt, aber fast stets waren die Ergebnisse unbefriedigend, und als Wundt 1895 über das Skilaufen schrieb: »Das Bergaufgehen

Abfahrt im oberen Maderanertale.

ist äußerst langwierig und schwierig, das Bergabgehen sehr gefährlich, und wenn man erst einmal fällt, was sehr leicht passiert, so ist man mit diesen langen Stiefeln völlig hilflos«, standen die Verteidiger des alpinen Skilaufs viel vereinzelter mit ihrer Überzeugung da, als Wundt mit der seinigen.

Inzwischen allerdings ist ein völliger Umschwung der Anschauungen eingetreten, und wie das kam, wie der Ski siegreich im Hochgebirge vordrang, Schritt um Schritt, ruhig und sicher, will ich so zu erzählen versuchen, wie es sich meinem Gesichtskreise im Laufe der Jahre darstellte, und zwar so, wie wir es vom Schwarzwald

[1]) Interessant ist das Zitat von Prof. Dr. Frischauf in der Ö. T.-Z. 1893, S. 23, aus Valvasor: »Die Ehre des Herzogtum Krain« IV. Buch, woraus ersichtlich ist, daß in Krain skiartige Hilfsmittel seit langem bekannt und in Gebrauch sind. Die Stelle lautet: »Es haben auch die Bauern in Krain an theils Orten, sonderlich bey Auersburg und dortherum eine rare Invention, welche ich niemaln in einigem Lande gesehen, nemlich im Winter, wann der Schnee liegt, über einen hohen Berg mit unglaublicher Geschwindigkeit hinunterzufahren. Sie nehmen zwey hülzerne Brettlein, so ein Viertheil Zoll dick, einen halben Werkschuh breit und ungefähr fünff Werkschuhe lang. Vorne seynd solche kleine Brettlein gekrummt und aufgebogen; mitten drauf hafftet ein lederner Riemen, darin man die Füße steckt. Auf jedweden Fuß thut man solcher Brettlein eines. Hernach führt der Bauer auch einen starken Stecken in Händen, stellt denselben unter die Achsel, lehnt und steuert sich auch darauf und schiebt sich also über den jähesten Berg hinunter.« Frischauf berichtet weiter, daß Valvasor erzählt, wie »diese Inventionen bei den Lapländern praktiziert werden«, so daß es nahe liegt, auch für dies eigenartige alte Vorkommnis der Schneeschuhe in Krain eine Einführung aus dem Norden für wahrscheinlich zu halten.

aus erlebten; ich betone dies besonders, weil ich nicht beabsichtige, eine chronologische Aufzählung aller alpinen Skiversuche früherer Jahre zu geben, zumal vielfach Publikationen derselben nicht erfolgt sind. Vielleicht dienen diese Zeilen dazu, nachträgliche Berichte zu veranlassen.

Folgende Touren, die mir bekannt geworden sind, sollen hier gleichsam als historisch wichtig und als einleitend für den Ski-Alpinismus genannt werden. Die erste Begehung der zwei Alpenpässe Gotthard und Furka, sowie des Nägeligrätlis im Frühjahr 1893 durch fünf Mitglieder des früheren Skiklubs Todtnau.[1]) Ferner die Skitouren von Iselin und Genossen in den Glarner Bergen Winter 1892/93. Pragelpaß, Schild, 2302 *m*, etc., und einige Touren in Graubünden, im Engadin und in Davos, bei welch letzteren Joh. Branger die Seele der Unternehmungen war. Weiter: Die wohlgelungene Fahrt der Herren Linhart und Schruf auf den 2278 *m* hohen Hochschwab 1895, sowie die Touren der Herren von Arlt und Thun im Sonnblickgebiete 1896/97.

In diesen Touren liegen die Anfänge des alpinen Skilaufs; sie sind die Vorläufer für größere Hochtouren im eigentlichen Sinne des Wortes, wenn sie auch auf die Masse der Alpinisten noch keineswegs überzeugend einwirkten.

»Im Mittelgebirge, in den Tälern mögen die langen Bretter ganz brauchbar sein, im Hochgebirge sind sie nicht zu brauchen«, so pflegten die milderen Urteile zu lauten, wenn wir im alpinen Freundeskreise dies Thema besprachen.

Mit Worten zu fechten, hat in solchen Fällen keinen Zweck. »Völlig überzeugende Beweise durch die Tat«, lautete unsere Parole, und so mußte sie lauten, sollte die Frage entschieden werden. Bei einer echten und rechten Hochtour sollte gezeigt werden, wie weit der Skiläufer in den Alpen kommt. Wenn wir auf den hurtigen Skiern über die Schwarzwaldhöhen glitten, wenn wir vom Feldberg hinüberblickten zu der gewaltigen Alpenkette, die sich dort drüben jenseits des großen Nebelmeeres auftürmte, da lockte es uns mit magischer Gewalt, auf unseren getreuen Brettern in jenes Märchenland von Schnee und Eis einzudringen, seine Wunder zu schauen und zu künden. Mit glühendem Eifer gingen wir ans Werk; wir wollten gegen jeden Mißerfolg — soweit er nicht von der Mißgunst der Witterung abhängig ist — gewappnet sein. Es galt nach Möglichkeit die Eigenart der alpinen mit derjenigen der Ski-Ausrüstung zu vereinigen, sie nach jeder Richtung sachgemäß zu gestalten. Sandalen[2]) mit Benagelung, zum Anschnallen unter die Fellschuhe, wurden konstruiert. Zu praktischen Versuchen nebeneinander nahmen wir kanadische Schneeschuhe,

Schwer beladen.

[1]) Regierungsrat Dr. Offermann, G. Mönnichs, Dr. Menert, Rudolf Thoma, Oskar und Eduard Faller.

[2]) Eine Idee V. de Beauclairs, der überhaupt beim Planen, bei der Organisation und Ausführung unserer ersten alpinen Skitouren den größten Anteil hatte.

Schneebrettchen und Münchener Schneereifen außer unseren Skiern mit. Bei den Rucksäcken machte sich ein auffälliger Saisondimorphismus bemerkbar: an Stelle des leichten, mageren Sommerrucksacks trat der dickbauchige, vieles umspannende, 40 Pfund schwere Winterrucksack.

Victor de Beauclair, Erwin Baur und Peter Steinweg waren die Genossen auf dieser ersten hochalpinen Gipfeltour, für welche als Ziel der 3330 *m* hohe Oberalpstock gesetzt wurde. Wird es gelingen, wird es nicht gelingen? Eifrig wurde im Kreise unserer Freunde hin und herdiskutiert, sogar dagegen gewettet. Am 5. Januar 1896 trugen dann zum ersten Male norwegische Schneeschuhe Skiläufer auf Höhen über 3000 *m*, der Gipfel wurde erreicht; die Skier hatten gesiegt, all die anderen mitgenommenen Hilfsmittel: Kanadier, Münchener Schneereifen etc. zeigten sich ihnen auch im alpinen Gelände weit unterlegen.

Nun galt es den Sieg ausnützen, um ihn erst zu einem dauernden, erfolgreichen zu gestalten. Jetzt hieß es auf Grund der gemachten Erfahrungen weiterbauen, neue Beobachtungen sammeln. Der Januartour folgte eine solche in vorgerückter Jahreszeit, Anfang Mai, auf den Gotthard, La Fibbia und Pizzo Lucendro 2959 *m*, auf der uns klar wurde, daß die eigentlichen Wintermonate bei weitem für den Skiläufer vorzuziehen sind. Weihnachten des gleichen Jahres führte uns über Furka und Grimsel.

Während all dieser vorbereitenden Skitouren, auf denen immer und überall durch Wort und Beispiel nach Kräften unter der Bevölkerung für den Skilauf Propaganda gemacht wurde, reifte der Plan zu der Tour, von der gesagt wird, sie sei für die Anerkennung und Verbreitung des Skilaufs im Hochgebirge ausschlaggebend gewesen: Es sollten die großen Gletschergebiete des Berner Oberlandes vom Haslital zum Wallis durchquert, wenn möglich ein oder der andere Gipfel erstiegen werden.

Mit peinlicher Sorgfalt wurde die Ausrüstung zusammengestellt, galt es doch, im Winter 5—6 Tage lang fern von jeder menschlichen Behausung, in einem Gebiet mit schlechten Hütten, gegen Zufälligkeiten gewappnet zu sein, trotz Schneesturm und Biwack, trotz eventueller Skibrüche, immer und überall durchzukommen. Schneereifen blieben diesmal zu Hause[1]), dafür war ein geeignetes, praktisches Reparaturmaterial erdacht und zusammengestellt worden, die Sandalen[2]) erhielten eine neue praktischere Form, die Art der ganzen Ausrüstung in all den vielen wichtigen Kleinigkeiten gestaltete sich zu einer brauchbaren Norm.

Außer dem treubewährten Freund de Beauclair waren Lohmüller, Ehlert und Mönnichs die zünftigen Tourengenossen. Vom 17.—23. Januar 1897 dauerte diese herrliche, unvergeßliche erste Winterfahrt auf Skiern quer durch das Berner Oberland. Die schönsten alpinen Erinnerungen meines Lebens knüpfen sich an diese, in Gemeinschaft lieber Freunde durchlebten Wintertage. Volle Harmonie unter den Teilnehmern während der ganzen Tour, ein frohes Wandern in Gesellschaft von prächtigen Menschen, offen-lauteren Charakteren, das waren die Grundlagen zum schönen Gelingen. Die feine liebenswürdige Art von Ehlert, die groteskoriginellen Einfälle von Mönnichs, Lohmüllers burschikose Fröhlichkeit und Beauclairs sangesfrohe Kehle, das gab die rechte Stimmung für Sonnenschein und Schneesturm, für Kälte und Entbehrungen.

---

[1]) Die drei Straßburger Kameraden hatten noch Kanadier in Reserve mitgenommen.

[2]) Fellschuhe und Sandalen halte ich entschieden für das rationellste Fußbekleidungsprinzip für den alpinen Skiläufer, da er damit den meisten und am häufigsten vorkommenden Situationen am besten gewachsen ist. Die Idee, welche mir Herr V. Sohm-Bregenz mündlich mitteilte, nämlich Sandalen und Steigeisen zu einem Fußbekleidungsstück mit den Vorzügen beider zu vereinigen, scheint mir sehr glücklich und ich werde dieselbe sobald als möglich zur Ausführung bringen und ausprobieren.

So stiegen wir empor aus dem dumpfen Nebel, der trüb und grau über den Tälern lastete, hinauf in Regionen der Klarheit und des Glanzes. Wie staunende Kinder betraten wir den schimmernden Palast des Winters, der weit und breit droben in ehrfurchtgebietender Majestät herrscht. Bei der Wanderung in der wunderbar prächtigen Umgebung der firngepanzerten Felsriesen des Berner Oberlandes wirkte mit dem überwältigenden Gefühl der Wintereinsamkeit die Empfindung der Weltferne auf uns ein, d. h. der Ferne dessen, was uns Menschen die Welt in allererster Linie bedeutet: des organischen Lebens. Kein lebendes Wesen weitumher! Weder das Summen eines Insektes, noch der Schrei eines Vogels unterbricht die Stille; selbst das wachstumfördernde, lebenerhaltende Wasser hat aufgehört zu rieseln und zu rauschen, es ist zum harten klaren Kristall erstarrt, im Banne des Winters gefesselt als ein festes Gestein. Und doch ist es in dieser leblosen Welt nicht öde und einförmig.

Der Sommer ist Maler, sein Ausdrucksmittel die Farbe, mit deren reicher, bunter Fülle er seine Bildwerke schafft. Der Winter ist der Meister der Plastik. Fast unumschränkt wirkt im Winter die Form in unendlicher Mannigfaltigkeit. Ein Kunstwerk ist der zierliche Schneekristall, harmonisch wirken die fein geschwungenen, scharf profilierten Linien der Schneewehen und Schneegrate, die weich und wellig geformten Flächen der Bergflanken und Talböden, deren Modellierung der weiße, sich anschmiegende Schneemantel in wunderbarer Feinheit hervortreten läßt. Auf dem schimmernden, in großen Zügen ruhig geformten Unterbau erheben sich mit kühner Linienführung ihrer scharfen Umrisse die Gipfel und Grate, in klassischem Ebenmaß gebaut oder bizarr gemeißelt.

Am gewaltigsten wirkt die starre Größe dieser Erscheinungen in klarer Mondnacht, wenn die Schneekristalle gleich Demanten funkeln, wenn dunkle Schatten den Eindruck des Gigantischen noch steigern, und die schneeigen Bergkolosse fast unerreichbar hoch in das dunkle Firmament ragen. Bilder kalter, lebloser Schönheit sind es, die wir da schauen, aber einer Schönheit, die uns ergreift, die uns lockt, zur Bewunderung zwingt.

Am Tage, wenn die Sonne ihre Lichtfülle über die Landschaft fluten läßt, da erstrahlt alles in blendendem Glanz, in leuchtendem Weiß, da weckt das Licht die zartesten Farben auf der schneeigen Hülle, daß sie bald aus gleißendem Goldstoff gewirkt scheint, bald in herrlichem Purpur die Leiber der Berge umfließt.

So wechselt die Fülle der Bilder die an unserem Auge vorüberzieht und unserem Gedächtnis sich einprägt, während wir die Eisgefilde durchwandern.

Das eigenartige unseres Unterfangens, die Ungewißheit des Erfolges, die Erschließung einer neuen Welt, all das übte einen mächtigen Zauber auf alle Teilnehmer. Wir befanden uns in einer Art Feststimmung, erfüllt von siegesfroher Zuversicht. Dabei bewegten uns auch die Gedanken und Empfindungen menschlich-kleinlicher Art; nenne man sie, wie man wolle: Stolz oder Eitelkeit, Genugtuung oder Selbstüberhebung. Wir lebten in dem Bewußtsein, daß wir neuartige, bisher in dieser Art unbetretene Pfade wandelten, daß wir dem Alpinismus und damit dem Winterverkehr in den Bergen neue Wege wiesen, in neuer Richtung vorangingen.

In Hülle und Fülle gab es unterwegs zu beobachten, die besten Wege und Arten der Begehung für Aufstieg und Abfahrt im Firngebiete oder auf zerschründetem Gletscher zu finden, die Seiltechnick für Skiläufer zu beurteilen. Auf viele Fragen über die Eigenarten des Hochgebirges im Winter — besonders auch bezüglich Lawinengefahr und ihre Tragweite für Wintertouristen — fand sich Antwort; unsere Ausrüstung, die sorgfältige Vorbereitung erprobte sich von Fall zu Fall. Auf Schritt und Tritt konnten wir alte Erfahrungssätze bestätigen, neue aufstellen.

Da lebten in uns Gefühle und Stimmungen, wie wir sie bei keiner der

folgenden alpinen Skitouren wieder empfanden, diese trugen fortan nur den Stempel des Selbstverständlichen an sich; es waren Hochtouren geworden, wie andere auch, nur daß sie im Winter zur Ausführung kamen und die Skier das unbestrittene, bewährte Fortbewegungsmittel bildeten.

Mit den ersten überzeugenden Touren war Bahn gebrochen worden, der Winter im Hochgebirge hatte ein gut Teil seiner Schrecknisse verloren, die weitestgehende Verwendbarkeit der Skier in den Hochalpen war einwandfrei bewiesen. Von Jahr zu Jahr mehrten sich die alpinen Skitouren in den West- und Ostalpen. Unaufhaltsam wächst die Zahl der begeisterten Anhänger des alpinen Skilaufs. Schon jetzt müßte man ganze Seiten füllen, wollte man alle alpinen Ski-Erfolge, die inzwischen errungen wurden, aufzählen.

Aber die letzten Jahre haben auch schwere Unfälle gebracht, welche die frohe Zuversicht trübten und dunkle Schatten auf die erste Siegesfreude warfen. Jäh wurden Ehlert und Mönnichs durch eine Lawine am Sustenpaß dem kleinen Freundeskreise entrissen. Auf dem Grenzgletscher fanden zwei blühende Menschen, Flender und König, den Tod in einer Gletscherspalte; auf einer Skitour ging Dr. Hagen zugrunde. Das sind schwere und ernste Warnungen. Diese Katastrophen sind zum Teil auf allgemein alpine Ursachen zurückzuführen, ohne daß der Skilauf speziell dafür verantwortlich gemacht werden kann, jedenfalls aber mahnen sie zu peinlichster Vorsicht, zu genauester Beobachtung der Schnee- und Wetterverhältnisse nach Zeit und Ort; sie zeigen uns, wie der geringste Verstoß gegen Erfahrungssätze, wie jedes nicht Vorbereitetsein auf eine Gefahr verhängnisvoll werden kann.

Die Lehre, die wir daraus ziehen können, ist: Erfahrungen verwerten, ihre Ergebnisse uns zunutze machen und darnach handeln, durch Beobachten in die Eigenheiten der Winternatur des Hochgebirges immer mehr noch einzudringen suchen.

Beim Durchblättern meiner Tagebücher fielen mir die Aufzeichnungen wieder in die Hände, die unter dem frischen Eindruck der Skitour zum Monte Rosa niedergeschrieben wurden. Sie berichten von Freud und Leid auf einer Skitour in den Walliser Bergen und ich glaube, ich kann mit der Wiedererzählung dieser Erlebnisse auch Fernerstehenden eine Vorstellung davon geben, wie es bei einer solchen Winterwanderung zugeht. Mit Freund Helbling wollte ich in Visp zusammentreffen. Durch dichten Nebel hatte mich der Eilzug an den Genfersee gebracht. Da lachte die Sonne hell und warm vom tiefblauen Himmel auf die Kurgäste herab, die mit Sonnenschirmen und Strohhüten im Freien plaudernd und rauchend umherpromenierten, oder auf den Terrassen der vielen Hotels ihren Kaffee schlürften. Fast mit sommerlicher Kraft strahlte die Sonne hernieder, so daß sich die Holz- und Eisenteile des Waggons zu dehnen begannen, sobald der Zug stillstand. Dann ging ein Knistern und Knacken durch die alten berußten Wagen, als ob sie sich vor Behagen über diese mollige Frühlingsluft recken und dehnen wollten. Kaum ein Lüftchen kräuselte die blaugrünen Fluten des Sees. Und das war ein Dezembertag (1897). Doch hoch oben an der Dent du Midi war Winter, dem mich der Zug immer näher brachte, je weiter er sich von dem Lande der Pensionate entfernte, je höher er das Rhônetal hinaufkeuchte. — In Visp, wo ich Helbling traf, lag bereits eine ununterbrochene Schneedecke. Da die Bahn im Winter nicht nach Zermatt geht, wurde ein geduldiges Maultier — Goliath war sein Name — mit unserem Gepäck, mit Skiern, Rucksäcken und photographischer Camera schwer beladen. Überall begegneten wir fragenden Blicken; mißtrauisch, mit Kopfschütteln wurden die Skier betrachtet, und die Gesichter der Walliser Bauern pflegten sich gewöhnlich zu einem fröhlichen Grinsen zu verziehen, wenn sie unsere Füße erblickten, die in den dicken Fell-

schuhen, mit übergezogenen Sandalen, wahre Pelzklumpen geworden waren. Ja, praktisch geht vor schön! Wer mit der Windsbraut tanzen soll, wer gegen Sturm und Wetter gefeit sein will, von Frost und Kälte unversehrt aus den Regionen des ewigen Schnees in dieser Jahreszeit zurückkehren möchte, der muß vor allem dafür sorgen, daß er stets — — warme Füße behält. — In St. Nicolaus, unserer Mittagsstation, herrscht reges Leben, trotzdem kein Fremder vorhanden ist. Gegen 20, hoch mit Heu beladene Schlitten stehen auf der Dorfstraße bei dem kleinen Wirtshaus. Knechte in blauen Kitteln schnüren die Heuballen fest, dann klettern sie auf den schwankenden Bau und mit Schellengeläut und Peitschenknall, mit fröhlichen Juchzern, Lachen und Gesang geht es zum Dorfe hinaus nach Zermatt. Es sind Seilersche Knechte, Seilersches Heu, Seilersche Schlitten und Pferde; jetzt im Winter werden viele Vorräte an Heu und Heizmaterial für den Sommer hinaufgeschafft.

Uns bot Zermatt einen trüben Willkomm bei unserem Einzug. Graue Nebelmassen hingen bis tief in das Tal herab. Von den großen Hotels war keines offen, wir kamen in einer kleinen Dependance unter, wo uns Herr Dr. A. Seiler auf das liebenswürdigste begrüßte. Unsere Skipläne interessierten ihn lebhaft und er erzählte uns, wie man im vorigen Jahre in Brig kaum seinen Augen getraut habe, als mehrere Herren — auch auf Skiern — über die Concordia von der Grimsel im tiefsten Winter herübergekommen seien; er selbst habe die Bergsteiger damals gesehen. Ich erwiderte ihm, von der Tour habe ich auch gehört, aber aus der ganzen Geschichte würde doch wohl mehr gemacht, als dahinter stecke, so etwas Besonderes sei das doch nicht gewesen. Da kam ich aber schön an! Einen wärmeren Verteidiger hätten wir nicht finden können.

Bevor es dunkel wurde, bummelten wir noch etwas in Zermatt umher; wir schlenderten durch die schmutzigen Dorfgassen, zwischen ärmlichen Häusern, halb Holz-, halb Steinbauten, hindurch. An der Straße entlang stehen Verkaufsbuden mit Aufschriften in großen Lettern: Objets d'Art, Sculptures en bois, Picturesque views, tobacco, Photographs; alle natürlich geschlossen. An zwei Läden kleben weiße Zettel, wir schauen näher zu; es sind gerichtliche Citationen; die Geschäfte in der letzten Saison scheinen schlecht gegangen zu sein. Dort ragt ein mächtiger Hotelbau empor, aber kein Leben regt sich, alle Läden sind geschlossen. Die großen Korbstühle, in denen man im Sommer beim schwarzen Kaffee sitzt oder beim Bier den Klängen der Musik lauscht, sind von der Terrasse des Hotels Mont Cervin verschwunden; sie halten in irgend einem Schuppen ihren Winterschlaf und träumen von ihren näheren Bekannten der letzten Saison. Vom seßhaft biederen Deutschen, dem ein gutes Glas Münchner — oder deren mehrere — über alles ging, trotz Gornergrat und Matterhorn; vom Sohne Albions, dem der so praktisch geformte Rohrsitz nicht genügte, seinen edlen Leib auszuruhen, der noch einen Tisch benötigte, um die zierlichen Füße darauf zu legen, seinen Mitmenschen zur Erbauung, und offenbar, um die ästhetische Wirkung seines Anblicks zu steigern. Von was allem könnten diese Stühle erzählen! Von großen Plänen alpiner Stürmer, von exquisiten Toiletten Pariser Damen, die nach Zermatt passen, wie Alexander Burgener mit Seil und Eisbeil nach Trouville; von gemachter und wahrer Naturbegeisterung; von all dem bunten Gewimmel, das im Sommer hier aus aller Herren Länder zusammenströmt, in allen Sprachen zwitschert, zetert, renommiert und schwadroniert. Jetzt ist der Schwarm verschwunden. Kein Führer lungert auf der Straße umher, dem Fremden seine guten Dienste anzubieten, ihn aufs Matterhorn zu lotsen, den Berg der Berge, die Kaaba im Mekka der Bergsteiger und derer, die sich so nennen.

Der Springbrunnen vor dem Hotel Zermatt ist eingefroren. Wir wandern weiter zur kleinen Dorfkirche, betreten den Friedhof, auf dem gar mancher ruht,

Naturaufnahme von W. Paulcke.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Blick vom Maienkopf in das Fervall.

der gesund in voller Kraft auszog und als stiller Mann hierher getragen wurde. Die Kreuze und Grabsteine sind ernste Mahner. Streng und ernst ist die Welt des ewigen Schnees, der Felsen und des Eises! Sie kennt kein Erbarmen für unsere Fehler und Schwächen. Das kleinste Versehen kann zum Untergange führen.

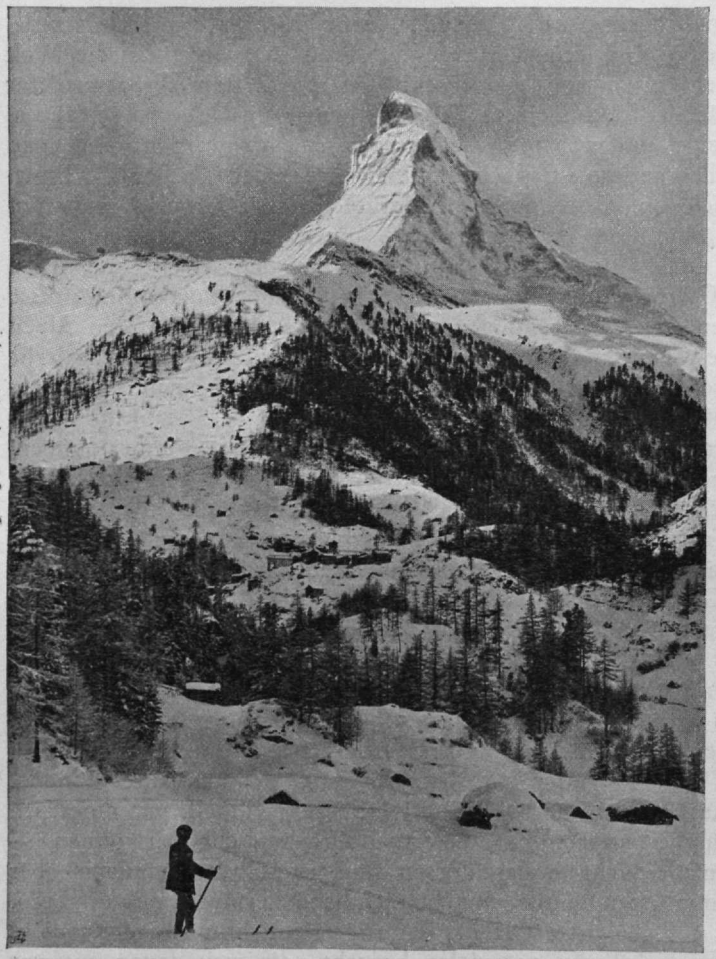
Es ist von jeher eine undankbare Aufgabe gewesen, zu warnen, und man pflegt für Mahnungen alles andere im reicheren Maße zu ernten als Dank. Trotzdem will ich ausdrücklich an dieser Stelle wiederholen, was ich vor mehreren Jahren schrieb: »Wer Skitouren im Hochgebirge unternehmen will, muß vor allem guter Alpinist sein. Er muß vertraut sein mit den Alpen, mit ihren Eigentümlichkeiten und Gefahren, d. h. er muß die erforderlichen alpinen Kenntnisse und Erfahrungen besitzen, die ihn befähigen, sich selbständig in den Alpen auf Fels und Firn zu bewegen und zurecht zu finden. Nur zähe und elastische Naturen sind den oft schwierigen Verhältnissen gewachsen, die man im Hochgebirge im Winter antrifft.«

Es werden in letzter Zeit führerlose alpine Skitouren von Leuten unternommen, die gute und begeisterte Skiläufer sein mögen, denen aber die notwendige alpine Erfahrung abgeht, die sich der Gefahren, welche sie umgeben, absolut nicht bewußt sind oder doch ihre Tragweite nicht richtig abzuschätzen vermögen; ist ihnen dann bei guten Verhältnissen einmal eine Tour gelungen, so wächst ihre Unterschätzung der alpinen Gefahren im Winter meist gleich derart, daß ihr falsches Urteil für Neulinge geradezu verhängnisvoll wirken kann. Ich selbst trete stets — auch im Alpinismus — für die weitestgehende persönliche Freiheit ein und bin ein erbitterter Gegner alpiner Bevormundung; aber strenge Selbsterkenntnis und Selbstzucht sind im Gebirge die berechtigsten Forderungen. Nicht die besten, sondern die ungünstigsten Verhältnisse sind der Maßstab für unsere Befähigung zu einer Tour; wo wir bei gutem Wetter vorwärts kommen und uns zurechtfinden, müssen wir auch im Schnee, Sturm und Nebel physisch, intellektuell, wie moralisch genügend Widerstandsfähigkeit besitzen, um die Situation beherrschen zu können. — Daß auch dann alpine Unfälle nicht ausgeschlossen sind, ist selbstverständlich, aber die Zahl der alpinen Dummheiten würde eine beträchtliche Verminderung erfahren.

Gerade Zermatt ist der geeignete Ort für derartige Betrachtungen, denn diese Hochschule des Alpinismus wird von gar vielen besucht, die weit davon entfernt sind, das Reifezeugnis dafür sich erworben zu haben.

Während der ersten Tage unseres damaligen Winteraufenthaltes waren wir zu längerer unfreiwilliger Ruhe verurteilt. Tiefer Barometerstand, Nebel ringsum, vom Matterhorn kein Eckchen zu sehen, und Schneefall. — Da Helbling erst wenige Male auf Skiern gestanden hatte, wurde die Zeit tagsüber zu eifrigen Skilauf-Übungen in der Nähe des Dorfes bestens ausgenützt. Am Abend studierten wir Imfelds prächtiges Relief der Umgebung von Zermatt und zauberten uns an demselben mittels Kerzen die schönsten Sonnenaufgänge und Beleuchtungseffekte hervor.

Am 3. Januar 1898 hörte es gegen Nachmittag endlich auf zu schneien. Das Barometer stieg langsam und beständig. Sofort wurde alles vorbereitet, gepackt und Träger für den kommenden Morgen bestellt. Eben hatten wir unser Abendbrot verzehrt, da streckte ich den Kopf zu dem kleinen viereckigen Fenster hinaus — hurra! Herrlicher Mondschein, sternklarer Himmel und strenge Kälte! Wie wir gerade sind, stürmen wir hinaus in die schöne Winternacht. In Filzpantoffeln eilen wir ein Stück weit durchs Dorf zu einer Stelle, wo wir das Matterhorn ganz überblicken können. Vom Neuschnee weiß überpudert, umflutet vom ruhigen Mondlicht, reckt sich der Riesenbau empor, wie ein Wunderwerk aus einer anderen Welt. Ein kurzer Ruf des Erstaunens wie aus einem Munde! Dann schauen wir und schauen wieder, unersättlich! Still gehen wir zurück und legen uns zur Ruhe.



Matterhorn.

Am darauffolgenden Morgen erscheinen drei Träger, zwei sollen die Rucksäcke bis Riffelberg tragen, der dritte mit der grossen photographischen Camera bis zur Bétempshütte folgen. Anfangs sind sie einverstanden; plötzlich meint einer, es sei kein Holz auf der Hütte, wenn wir von Riffelalp an unsere Rucksäcke selbst nähmen, müßten die anderen Holz tragen. Einer will nicht allein mit zur Hütte, sie wollen nur zu dritt kommen. Um nicht auf große photographische Aufnahmen ganz verzichten zu müssen, willige ich ein.

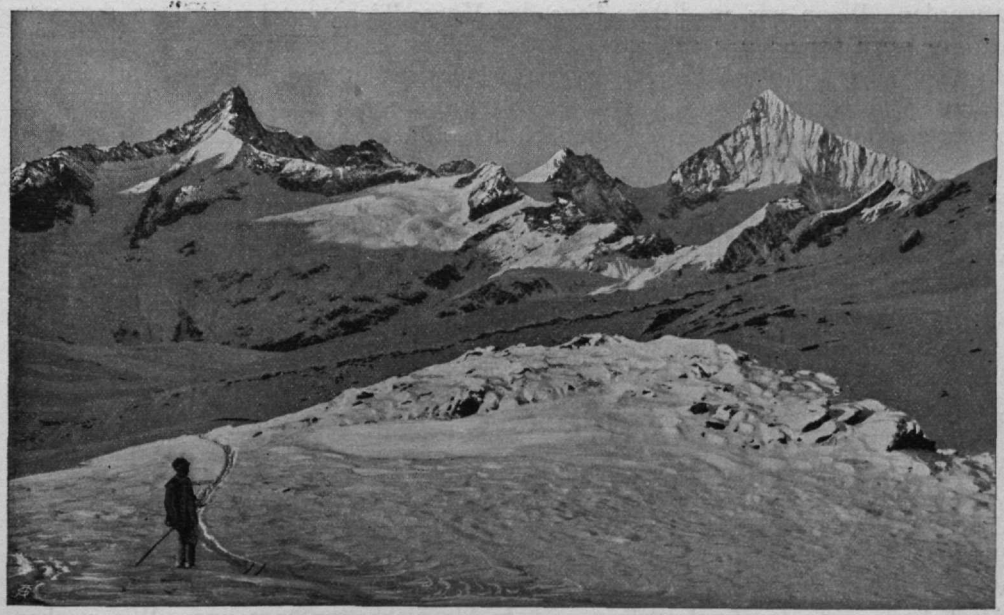
Auf ausgetretenem Wege wandern wir bis Riffelalp. Von den Zermatter Bergriesen wird einer nach dem anderen sichtbar, immer weiter, immer großartiger wird der Rundblick. Bei Riffelberg werden die Skier angeschnallt; da verkündet uns der Träger der photographischen Camera, — übrigens ein patentierter Führer, mit einem Namen von gutem Klang — er könne auf keinen Fall mit bis zur Hütte, er habe es »auf der Lunge«. Es berührt immer eigentümlich, wenn solche Leiden so plötzlich als Entschuldigung vorgebracht werden, sobald der Ernst einer Tour beginnt. Um vor ferneren ähnlichen Überraschungen gesichert zu sein, teilen wir den dreien mit, sie brauchten bloß noch bis zum Roten Boden mitzugehen und könnten dann mit der Camera alle drei umkehren. Während die drei, vergnüglich über diesen Entscheid grinsend, mutig in direkter Linie auf den Sattel zwischen Gornergrat und Riffelhorn zustampften, stiegen wir in weiten Kehren mühelos an den tiefverschneiten Hängen empor. »Da wett' i bim Eid lieber im Summer uff's Hore (Matterhorn) go, als jez da uffestampfe«, meinte einer der drei Helden, als sie oben bei uns eintrafen.

Rasch wird der herrliche Rundblick photographisch fixiert. Ein Bild machtvoller Großartigkeit entrollt sich vor unseren Augen. Wozu die Namen nennen, die vielgenannten, weitgekannten! Zwei Berge aber sind es in dem edlen Kreise, die immer von neuem den Beschauer besonders packen, stärker wirken als alle

anderen: Weißhorn und Matterhorn. Welchem von beiden gebührt der Vorzug? Keinem und beiden!

In wunderbarem Ebenmaß erhebt sich die schneeglänzende Pyramide des Weißhorns. Vom klassisch ästhetischen Standpunkt betrachtet, ist diese Berggestalt in ihrem harmonisch ruhigen Aufbau wohl die edelste, die schönste der Alpen. Das Weißhorn erinnert in der sicheren Ruhe der Linien an die vornehme Schönheit der griechischen Antike, während ich das Matterhorn durch und durch modern in seiner Gestalt nennen möchte; im Ganzen ein mächtiger, imposanter Bau von monumentaler Wirkung, dem aber unvermittelt auftretende schiefe Linien und Flächen, kecke Unregelmäßigkeiten einen eigenartigen Reiz geben.

Es geht uns bei beiden wie bei Gesichtern, wir bewundern die Regelmäßigkeit klassischer Züge, die wechselnde, lebhafte Unregelmäßigkeit eines geistvollen Gesichtes fesselt, lockt uns.



Blick gegen Zinalrothorn und Weißhorn.

Während all des Schauens und Photographierens wurde es empfindlich kalt; die Sonne ging zur Rüste und wir hatten noch ein gut Stück Weg vor uns. Wohlgemut und froh, daß sie uns nicht mehr begleiten brauchten, traten die Träger den Heimweg an. Vor allem schärften wir ihnen ein, zu melden, daß man uns erst nach 5—6 Tagen wieder im Tale erwarten solle. Wenn vorher eine sogenannte Hilfsexpedition ankäme, würden wir keinen Centime bezahlen. »Oh, da bruchet Sie kei Angscht ha, jez chunnt Sie do niemer go sueche«, war die tröstliche Antwort der biederen Drei.

Wir luden die Rucksäcke auf den Rücken und traten den Abstieg zum Gornergletscher, der etwa 150 *m* tiefer liegt, an.

Als wir unten angelangt waren, begann es bereits zu dämmern. Bald war es ganz dunkel, nur der Mond war Lichtspender auf unserer Fahrt. Auf dem Gletscher legten wir vorsichtshalber das Seil an. Langsam, aber stetig ging es vorwärts. Alle Viertelstunden wechselten wir mit dem »Spuren« ab, da in dem

etwa 1½ *m* tiefen Pulverschnee die Skier doch etwas einsanken. Die wundersame Winternacht war ruhig und klar. Wie Milliarden Diamanten gleißten und glänzten die Kristalle des frischen Schnees im Mondlicht, daß uns die Augen beim langen Hinschauen fast weh taten. In allen Farben leuchtete und blitzte es auf bei dem glitzernden Gefunkel. — Hehre Stille herrschte um uns; nur das rhythmische leise Zischen der vorwärtsgleitenden Skier war hörbar. Schweigend ragten die Bergriesen um uns, kein Steinfall, keine Lawine war hörbar, kein Mensch ringsum auf viele Stunden. So wanderten wir zwei einsam in der Welt der Berge, auch schweigsam und still.

Nach und nach hatten wir uns dem Fuße des Monte Rosa genähert; bald war die Bétempshütte erreicht. Wolldecken waren in guter Qualität, Holz in reicher Menge vorhanden. Beim Rucksackauspacken bemerkten wir, daß wir auch allen den für die Träger bestimmten Proviant mitgeschleppt hatten. Verhungern konnten wir also nicht. Nach Entfaltung der zur Abendbrot-Bereitung und Vertilgung notwendigen Geschäftigkeit wurde ein Operationsplan entworfen. Es war schon 12 Uhr nachts geworden. Wenn wir an diesem Tage den Monte Rosa anpacken wollten, konnten wir nur noch ganz kurze Zeit ruhen. Wir beschlossen also zunächst auszuschlafen, dann auf einer kleinen Rekognoszierungstour festzustellen, wie man am besten mit Skiern vom unteren zum oberen Plattje kommt, um dann das eigentliche Werk beizeiten am folgenden Tag zu beginnen. Nach diesem Programm wurde gehandelt.

Am 5. Januar gegen 2 Uhr nachts traten wir hinaus in die mondklare Winternacht. Anfangs marschierten wir mit umgehängten Skiern über den Grat der aperen, freigewehten Seitenmoräne des Grenzgletschers. Nach einer Viertelstunde wurden die Sandalen mit Skiern vertauscht. Zuerst führte unser Weg über den Grenzgletscher, dann wendeten wir scharf nordöstlich und stiegen zu dem Schneeband hinüber, das wir als die beste Verbindung mit dem oberen Plattje erkannt hatten. Der Hang ist sehr steil, die Felsabstürze unter uns mahnen zur Vorsicht. Wir blicken aufmerksam umher und zurück, um die wichtigsten Anhaltspunkte für die Abfahrt unserem Gedächtnis einzuprägen.

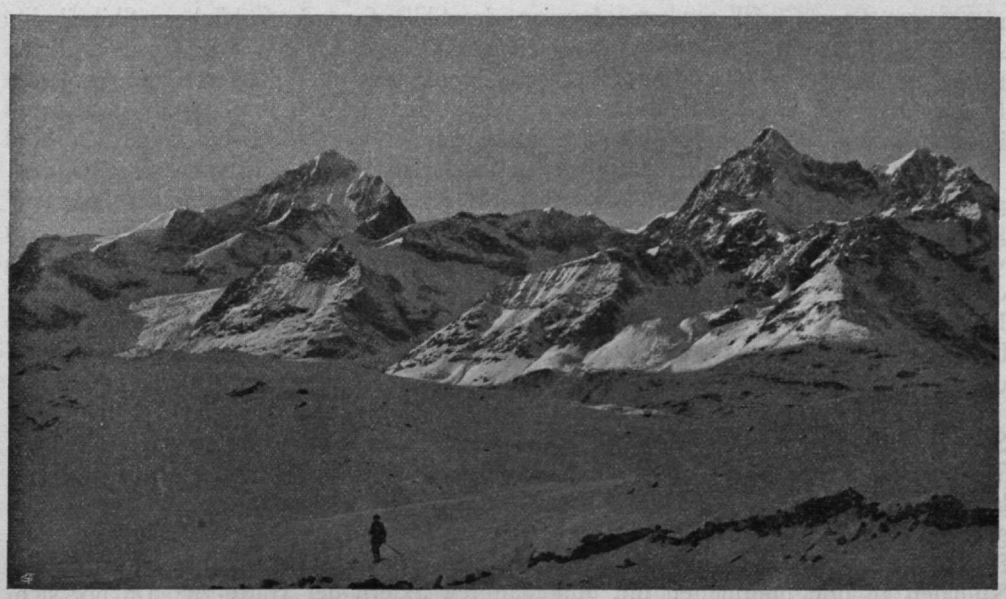
Am oberen Plattje will Helbling rasten, aber er stößt bei mir auf energischen Widerspruch. Solange das Licht des Mondes uns noch leuchtet, müssen wir vorwärts zu kommen suchen und soviel wie möglich an Terrain gewinnen. Nach dem Monduntergang folgen 1½ Stunden Dunkelheit, dann ist Zeit genug zum Rasten und Frühstücken. Inzwischen überzieht sich der Himmel mit Wolken und vom Süden weht ein lauer Wind. 6 Uhr 20 Min. verschwindet der Mond hinter der Felspyramide des Zinalrothorns und dunkle Nacht umfängt uns. Wir machen Halt; die abgeschnallten Skier dienen als Sitzbank, während wir den Proviant aus den Rucksäcken holen und frühstücken. Dann hocken wir zusammengekauert da und lauern auf die Dämmerung. Mit der Zeit wird es kühl; es fröstelt uns, der wollene Sweater wird angezogen. Wir warten und warten. Endlich beginnt es zu tagen. Ganz allmählich treten die Formen der Berge wieder deutlicher hervor, die graue Wolkenschicht beginnt rötlich zu schimmern. Am Weißhorn flammt es zuerst auf und bald schießen die Sonnenstrahlen in blendender Helle über die Bergkämme. Sowie das Terrain deutlich erkennbar geworden war, stiegen wir nach 1½stündiger Rast in weiten Kehren, zwischen einigen großen Schründen hindurch, langsam an Höhe gewinnend, empor. Der Schnee war zum Skilauf ausgezeichnet, nur an wenigen Stellen etwas festgeweht. Trotzdem Helbling noch nie eine größere Skitour unternommen, ja erst vor kurzem mit dem Skilaufen begonnen hatte, kam er doch famos vorwärts. Je höher wir kamen, desto weiter ward der Blick. Besonders imposant erhebt sich dicht vor uns der Lyskamm mit seiner jäh abstürzenden Nordostflanke. Fast zu jeder Jahres- und Tageszeit stürzen dort Eislawinen herab. Riesige Eismassen brechen von den Hängegletschern los, zersplittern

und zerstieben mit lautem Krachen, setzen den Schnee, der in ihrer Bahn liegt, mit in Bewegung, rauschen schließlich wie ein riesiger Wasserfall in brodelnder Bewegung in die Tiefe und wecken mit dem Donner des Sturzes vielfaches Echo.

Auch die anorganische Welt, die Welt von Fels und Eis, hat ihre Laute, ihre reiche Skala von Tönen, die wir Menschen als schön und ergreifend empfinden.

Wie leises Flüstern hören wir das Rieseln des Schnees; laut und langgezogen, oft klagend klingt der Gesang des Windes, der durch die zerzackten Felsgrate oder die zerrissenen Eisnadeln fährt, und urgewaltig ertönt die Symphonie des Sturmes, der einherbraust, begleitet vom Knattern des Steinschlags und dem dumpfgrollenden Donner der Lawinen. Diese Laute, von den zagsten bis zu den urgewaltigsten, machen das Menschenherz in seinen Tiefen erschauern.

Unsere Rasten waren inzwischen häufiger geworden. Helbling beginnt über Kopfweh zu klagen; je höher wir kommen, desto schlimmer wird's; Übelkeit gesellt



Dentblanche, Ober-Gabelhorn und Wellenkuppe.

sich dazu. Also die richtige Bergkrankheit! Er reißt sich zusammen. Wir müssen den Gipfel erreichen. Nach kurzem Vorwärtsgehen kommt wieder ein Halt, und so fort. Da liegt der Sattel dicht über uns; von dort aus setzt der Grat an, kaum eine Spur Schnee liegt dort oben; alles ist aper geweht. Von Schneewehen um den Gipfel keine Spur! Jetzt Sandalen anziehen und über den Schrund zum Sattel! »Wie geht's Helbling? — »Hundemiserabel, mir ist furchtbar übel und dazu hab' ich ein schreckliches Schädelweh«, lautet die Antwort. Nun, wir wollen vorerst hier einmal ausruhen und sehen, ob's besser wird. Unterdessen halte ich Umschau. Wir haben die Höhe von 4200 *m* überschritten, das Breithorn liegt bereits unter uns. Um uns breitet sich ein Meer von Gipfeln, für den Bergsteiger eine Augenweide, eine Verkörperung von Wünschen und Hoffnungen.

Der arme Helbling kann aber all die Pracht um uns nicht genießen. An ein Weitergehen ist nicht zu denken. Soll ich ihn hier warten lassen, allein das ersehnte Ziel erreichen? Dann hätten wir in der Dunkelheit die Abfahrt über den Gletscher machen müssen, denn der Himmel bewölkte sich mehr und mehr, so

daß auf hellen Mondschein kaum zu rechnen war. Ebenso hätten wir uns der Hauptvorteile, die die Skier bringen, der raschen Abfahrt, ganz begeben müssen, wie dies etwa drei Monate nach uns O. Schuster mit Führer Heinr. Moser erging, nachdem sie den Gipfel erreicht hatten. Nein, eine nächtliche Abfahrt mit einem bergkranken Gefährten, vorbei an tückischen Spalten und Abstürzen, durfte nicht gewagt werden. Das einzig Richtige war, zusammen umkehren, mochte es uns noch so schwer fallen. Trotz Kopfweh und Übelkeit tobte und wetterte Helbling gegen sich selbst, so daß ich ihn nur immer trösten mußte mit all den berühmten Bergsteigern, die auch schon bergkrank geworden waren. Und ein großer Trost blieb uns ja vor allem. Die Hauptsache, weshalb die Tour ursprünglich unternommen war, hatten wir erreicht. Soweit der Monte Rosa mit Skiern ersteiglich ist, hatten wir ihn erstiegen; wir hatten den Beweis geführt, daß man ihm auch beim tiefsten Schnee nahen kann. Die höchste ohne Ablegen der Skier erreichbare Höhe in den Alpen war erreicht. Damit trösteten wir uns, und während der Bergsteiger in uns noch über den nicht erreichten Gipfel trauerte, begann der Skiläufer mit fröhlichem Skiheil die sausende Talfahrt. Ab und zu machten wir Halt. Je tiefer wir kamen, desto besser wurde es mit Helblings Befinden. Auch mit der Talfahrt ging es ganz famos. Nur bei einem Purzelbaum war seine Rucksackschnur gerissen, so daß zu ihrer Reparatur eine grössere Pause nötig wurde.

Juchzend und jubelnd fahren wir zu Tal, scharf blickt das Auge, die Wangen glühen während der pfeilschnellen Fahrt. Wie der Sturmwind fegen wir über die glatte Fläche, die Ferne scheint uns entgegen zu fliegen, der Boden entgegen zu wachsen, der feine Strich, den wir eben sahen, weitet sich zur klaffenden Spalte, die kleine Felsecke, die wir in der Tiefe erblickten, wird zum mächtigen Grat. Ich schaue nach dem Gefährten um, neben dem ich noch soeben gestanden; er bewegt sich als schwarzer Punkt auf der weißen Fläche, er kommt näher, schneller und schneller, er wächst und wächst, bis er in Lebensgrösse neben mir steht.

Vom oberen Plattje an mäßigen wir das Tempo; langsam folgen wir der Spur vom Aufstieg. Wer hier die Skier laufen lassen wollte, müßte schon 100 *m* Tiefsprünge gewohnt sein. Wir ziehen in diesem Falle die Sicherheit der Schnelligkeit vor. Über das letzte steile Stück mit prächtigem Auslauf auf den Grenzgletscher geht es dann noch einmal in voller Fahrt hinab und zur Moräne dicht bei der Hütte. 90 Minuten hatte die Abfahrt gedauert. Gemächlich zogen wir die Sandalen an und bummelten mit umgehängten Skiern der Hütte zu. Da bot sich uns ein wunderbares Schauspiel, ein Sonnenuntergang, wie ich ihn nie wieder erlebt. Schon während der Abfahrt war uns die fahlgelbe Gewitterbeleuchtung aufgefallen. Schwefelgelbe Wolken hingen im Norden am hellblauen Himmel, der gegen Osten in ein tiefes Violett überging. Aus den kompakten Wolkenmassen lösten sich nach unten leichte Schleier, die sich tiefer und tiefer senkten, so daß es aussah, als ob es Schwefel regne. Mit der Zeit ging das Gelb in Orange über und schließlich in Purpurrot. Um den Gipfel des Matterhorns raste der Sturm. Riesige Schneewolken wurden emporgewirbelt und glänzten in feurigem Rot. Es schien, als ob das Matterhorn brenne, als wär's ein mächtiger Schloßbau, aus dem leuchtende Flammensäulen zum Himmel auflodern. Aus allen Ecken und Kanten schien es hervorzuzüngeln. — Staunend und bewundernd sahen wir dem riesenhaften Schauspiele zu, bis mit einem Schlage das Rot verblaßte und das Matterhorn wie eine ausgebrannte Ruine trostlos dastand. Wir eilten zur Hütte. — Am folgenden Tag mußte der Heimweg angetreten werden. Ohne Eile, im vollen Genuß eines herrlichen Tages, wandern wir über den Gornergletscher. Dem Riffelhorn wird — ohne Skier natürlich — ein kurzer Besuch abgestattet. Bei sommerlicher Wärme sitzen wir in Hemdärmeln auf dieser herrlichen Aussichts-

warte und nehmen Abschied von all der Pracht und Herrlichkeit da droben. — Frohe Juchzer lassen wir nach Riffelalp hinab erschallen, von wo aus die Winterknechte uns mit Alphornweisen begrüßen. Bevor wir Zermatt erreichen, dunkelt es bereits; der Mond kommt hervor. Tiefschwarz stehen die dunklen Holzhäuser des Dorfes da, aus den blinden Fensterscheiben schimmert hie und da ein rotgelbes Licht. Ein leichter Dunst steigt aus dem Tale empor und mischt sich mit dem Rauch der Herdfeuer, der über Zermatt träge ausgebreitet ruht. Darüber gießt der Mond sein ruhig bleiches Silberlicht, das sich in den Wellen des rauschenden Baches, der das Dorf durcheilt, vielfach gebrochen wiederspiegelt. So ziehen wir im winterlichen Zermatt ein.

Wie wir aber da oben gelebt, erfuhren wir erst viel später aus einer Bündtner Zeitung, in der zu lesen war: »Aus Zermatt wird berichtet, daß sich zwei Touristen schon seit Wochen auf Schneeschuhen auf den weiten Eis- und Schneefeldern der Monte Rosa-Gruppe herumtreiben. Auf ihren klafterlangen Skis fahren sie wie Pfeile über die sanfthängenden Schneeflächen des Gornergletschers hin. Die Bétempshütte ist das Nest dieser zwei Eisbären. Ohne Holz und Feuer erwärmen sie sich nachts nur durch Einrollen in ihre Pelzmäntel wie Murmeltiere. Eine Spirituslampe kocht ihnen den notwendigen Thee auf, und ein Paar inwendig und auswendig mit Pelz besetzte Schuhe dienen ihnen als Fußwärmer.« —

Heute sind derartige Ansichten in Zermatt wie im Bündtnerland, in den West- wie in den Ostalpen, kaum mehr möglich. Zum Teil hat die Aufklärung unter der Bevölkerung durch die Touristen, die auf Skiern die Alpen besuchten, gute Früchte getragen. Einzelne Führer begannen, sich mit dieser Neuerung vertraut zu machen, und zwar ging da der rührige Schweizer,[1]) der die praktische Bedeutung rascher erkannte, dem biederen Tiroler mit gutem Beispiel voran.

Vor allem aber hat man jetzt begonnen, die guten Erfahrungen, die gemacht worden waren, den weitesten Kreisen der Alpenbevölkerung zugänglich zu machen. Die alpinen Vereine, voran der D. u. Ö. Alpenverein, suchen durch Skikurse den Führern in den Alpenländern praktische Anleitung zu geben, und so den Ski in systematischer Weise ins Gebirge einzuführen, damit er schließlich seinen Siegeszug durch die Alpen vollenden kann.

Der erste Skikurs für Bergführer wurde von der Sektion Monte Rosa des Schweizer Alpenklubs unter Leitung der Herren Alb. Weber und V. de Beauclair in Zermatt vom 9.—14. Januar 1902 abgehalten. Ende Februar und Anfang März veranstaltete der Zentralausschuß unseres Vereins in den Ostalpen zwei derartige Kurse, deren Leiter in Rauris Herr W. von Arlt, in St. Anton am Arlberg Schreiber dieser Zeilen waren. Die praktischen Ergebnisse dieser und der kommenden Kurse werden sich natürlich erst mit den Jahren stärker bemerkbar machen, und so allmählich weiteren Kreisen zugute kommen.

Vor der Hand gilt es vor allem, die Führer und, durch deren Weiterwirken, die Alpenbevölkerung von dem praktischen Wert der Skier zu überzeugen, sie für den Skilauf zu gewinnen und zu begeistern. Und das ist bei den Führern, die an den drei genannten Kursen teilnahmen, in vollem Maße gelungen. In diesem Sinne berichtete Herr W. von Arlt vom Rauriser Kurse. Von den 15 Teilnehmern am Zermatter Kurse konnten 12 als genügend befähigt erklärt werden, Touristen bei Wintertouren zu begleiten, und der glänzende Abschluß der fünf Unterrichtstage mit einer wohlgelungenen Ersteigung der 3818 *m* hohen Cima di Jazzi spricht in beredtester Weise von dem erfolgreichen Unterricht.

[1]) Dabei zeigte es sich, daß die Führer, die Skilaufen konnten, ausserordentlich gesucht waren, und reichlich Beschäftigung fanden, da es doch nicht jedermanns Geschmack ist, die Verantwortung des Führenden oder die schweren Traglasten bei größeren Hochtouren im Winter auf sich zu nehmen.

Anlegen der Skier.

Auch von den Ergebnissen des St. Antoner Skikurses läßt sich nur Gutes sagen. Praktische Laufübungen hatten mit Auseinandersetzungen über Skimodelle, Befestigungen und Reparaturen abgewechselt. Eingehend wurden die Führer über die Eigenart der Wintertouren und Ausrüstung zu solchen, über Erfrierungen und deren Behandlung instruiert, sowie nachdrücklich auf die Lawinengefahr und das Verhalten bei derselben hingewiesen. Praktisch hatten die Leute gelernt, sich mit Hobel, Säge und Schnitzmesser aus rohem Holze selbst Skier herzustellen und sie über Holzkohlenfeuer mit der Hand und im Dampf auf Schablonen sachgemäß zu biegen, so daß am Ende des Kurses ein paar sauber gearbeitete Skier fix und fertig dem Zentralausschuß als Ergebnis dieses Teiles des Unterrichtes — der für die Verbreitung der Skier unter der Bevölkerung nicht hoch genug angeschlagen werden kann — übersandt werden konnte.

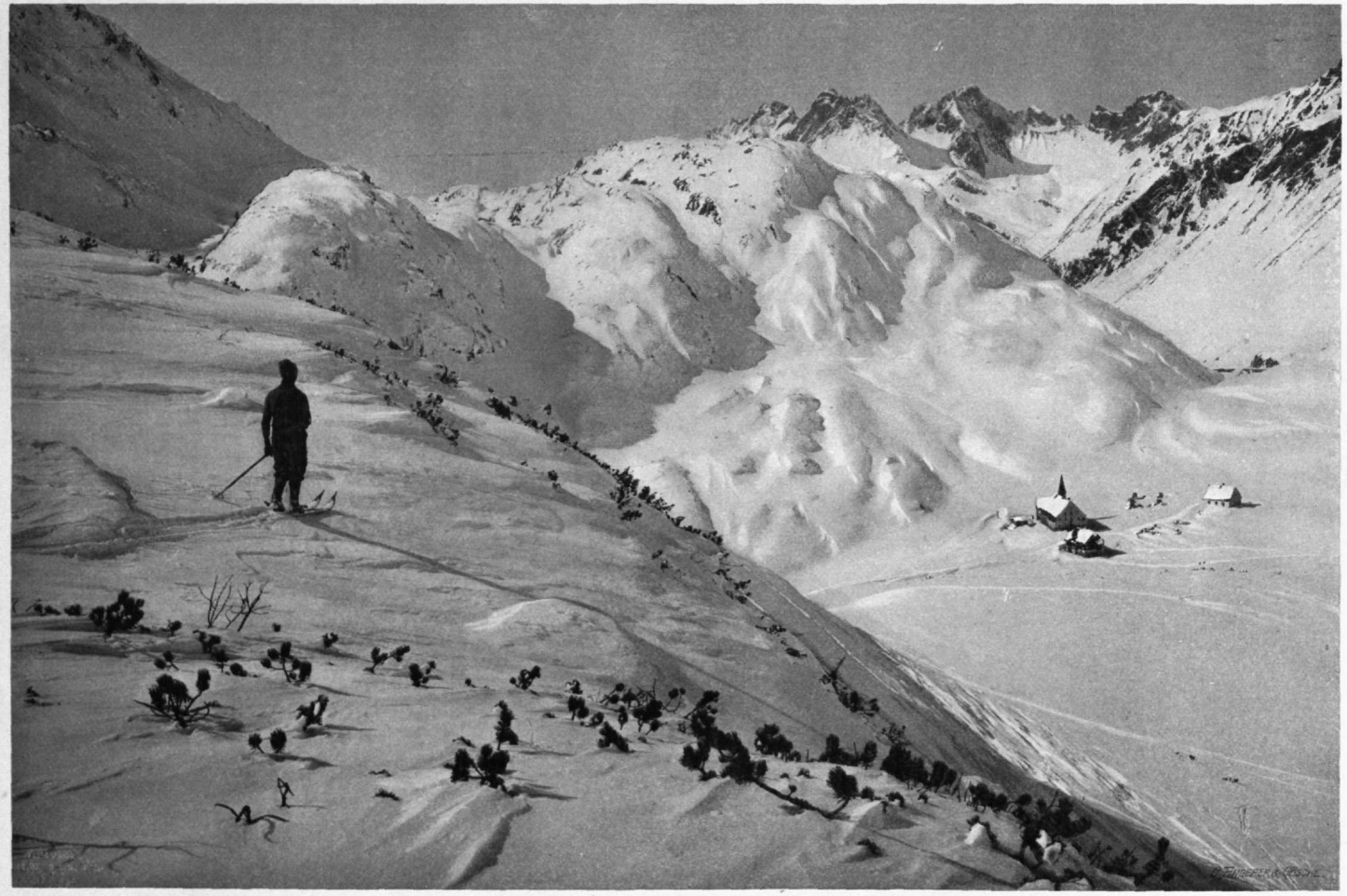
Wie sich die Führer selbst zu der Sache stellten, wird am besten aus einer kurzen Schilderung der Schlußtour auf die Valluga, 2811 *m*, ersichtlich werden.

Am 12. März 1902 waren wir, zehn Führer, Freund K. Gruber, der als Skilehrer mit mir tätig war, und ich nach St. Christoph gekommen, das mit seiner malerischen Kirche wie in einer Riesenschüssel voll Schlagsahne in der weissen Schneelandschaft dalag, und hatten uns beim Wirt Troier, welcher wie seine Tochter schon längere Zeit sich der Skier als Verkehrsmittel bedient, einquartiert. Am 13. März, früh 6 Uhr, wanderten wir in langer Kolonne im Morgengrauen vom Hospiz aus nordwärts.

Die Valluga war als der nächste und schönste Gipfel und idealer Skiberg als Ziel auserkoren. Um die Tour nun möglichst lehrreich zu gestalten, hatte ich zum Aufstieg den direktesten, wenn auch etwas steilen Weg gewählt, zumal ich den Leuten am eigenen Leibe demonstriren wollte, daß man auch sehr steile Hänge bei verharschtem Schnee mit Skiern gut und sicher überwinden kann.

Dabei war der Operationsplan so gemacht, daß ich vorausging und lockte, während Gruber als letzter marschierte und den Leuten gut zuredete, oder sie auf bessere Zeiten und Stellen vertröstete.

»Schmieren« der Skier unterwegs.



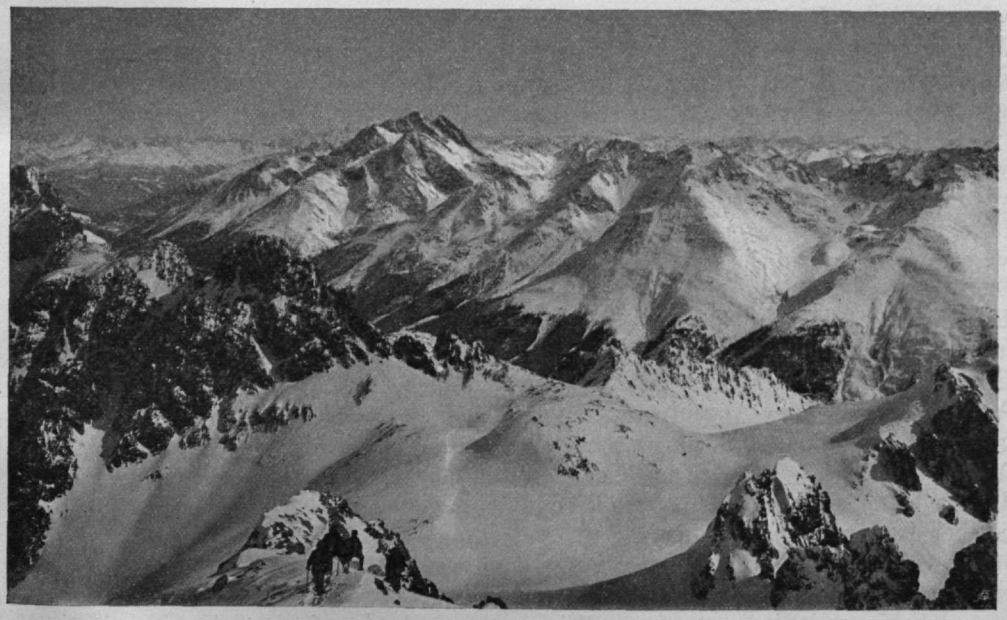
Naturaufnahme von W. Paulcke.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Blick vom Maienkopf auf St. Christoph und die Erzberggruppe.

Am Anfang war die Auffassung der Situation seitens der Führer nicht die rosigste; sie meinten, das sei nichts für Skiläufer, da müsse man ja ohne Skier Stufen schlagen und einer sagte sogar: »So a Dummheit hab i mei Lebtag noch nicht gemacht.« — Unaufhörlich aber ertönte mein Lockruf von oben und unermüdlich besänftigte Gruber die Gemüter. Mit jedem Schritt fast wurden die Leute sicherer und ebenso rasch wuchs ihre Zuversicht und ihr Mut.

Wegen Skibindungsbruch hatte einer der Führer bereits unten umkehren müssen. Jetzt zwischen Galzig und Schindler ging einem dicken Führer von Schruns der Atem aus, so daß er den Rückweg antreten mußte, um das Vorwärtskommen der ganzen Kolonne nicht zu stark zu beeinträchtigen. Langsam genug ging's trotzdem, da wir uns nach dem schlechtesten Läufer richten mußten, der zudem andauernd mit Bindungsdefekten zu thun hatte.



Blick vom Gipfel der Valluga auf den Riffler und die Ötztaler Gruppe.

Schließlich war er auch so müde, daß er etwa eine Stunde unter dem Gipfel zurückblieb und auf unsere Rückkehr wartete. Die übrigen Teilnehmer hielten sich aber alle stramm, und als wir schließlich nach Ablegen der Skier über die Felsen und den schneeigen Schlußgrat den Gipfel erreichten, da leuchteten ihre Augen vor Begeisterung. In Wort und Blick kam ihre herzliche Freude zum Ausdruck, als sie alle ankamen, uns die Hände schüttelten und sich nicht genug bedanken konnten.

Noch keiner von ihnen hatte je einen Alpengipfel im Winter betreten und das Hochgebirge in dieser blendenden Pracht zu seinen Füßen gesehen. Ganz entzückt und ergriffen blickten all die Söhne der Berge auf ihre Heimat; sie suchten und grüßten die Gipfel, die sie kannten; wie alte Freunde riefen sie sie laut beim Namen. Am begeistertsten war Salzgeber von Tchagguns: »Nei' so schön, nei' so schön, dös hätt i' mir ja net tramt (geträumt)!«

In wohliger Wärme, bei herrlichem Sonnenschein, verbrachten wir zwei Stunden auf dem Gipfel im Genusse des klaren Wintertages, inmitten der ragenden Alpenzinnen. Um 1/24 Uhr wurde der Abstieg angetreten; in 15 Minuten standen wir bei den Skiern und schickten zuerst die Schwächeren voraus; dann begann eine ideale

Abfahrt, bei der wir rasch die Führer einholten; der eine Unglückswurm allerdings lag fast dauernd im Schnee. »Plumps di Nazl«, pflegte er dabei auszurufen und »plumps di Nazl« entschlüpfte ungezählte Male dem Zaun seiner Zähne.

Die übrigen fuhren ganz famos ab, besonders Ladner, dem die Hänge gar nicht steil genug sein konnten. »Da wer'n ma amal direkt abifahr'n«, meinte er, wenn die anderen in vorsichtigem Bogen hin und her lavierten. Köstlich war ein Montafuner, der immer beteuerte: »Schön is, schön is, aber mir fehlt halt die Schneid.«

In 1½ Stunden nach Anschnallen der Skier hatten wir die ganze Gesellschaft wohlbehalten in St. Christoph und nach kurzer Rast ging's nach St. Anton.

Überblicken wir die ersten Versuche mit Skikursen für Bergführer, so sprechen ihre Ergebnisse lebhaft dafür, in der begonnenen Weise fortzufahren, alljährlich immer mehr Führer zum Skilauf heranzubilden. Dann wird von Jahr zu Jahr der Nutzen für die Alpengegenden bemerkbar werden und in kultureller wie in verkehrswirtschaftlicher Richtung hervortreten. Und dann wird es sich auch erweisen, daß die Pflege des Skilaufs in den Alpen nicht ein Zufallsprodukt sportlicher Laune ist, sondern daß sie es verdiente, der Gegenstand zielbewußter Unternehmungen zu sein, denen von Anfang an ein größerer, weit ausschauender Plan zugrunde lag.

Mit der Heranziehung der Führer tritt der alpine Skilauf in ein neues Entwicklungsstadium. Das winterliche Hochgebirge wird weiteren Kreisen erschlossen; viele werden seine Herrlichkeit schauen, ihm immer neue begeisterte Freunde zuführen. Nach und nach werden auch die Stimmen der Gegner mehr uud mehr verstummen, sobald die Urteile weniger vom Schreibtische aus, ohne Kenntnis des Skilaufs, ohne Vertrautsein mit dem alpinen Winter, als nach eigener Anschauung und Erfahrung gefällt werden. Widersacher wird der alpine Skilauf — wie der Alpinismus überhaupt — stets haben, weil er einen kräftig ausgebildeten Charakter besitzt. Er teilt damit das Schicksal vieler scharf geprägter Charaktere, neben begeisterten Anhängern auch eine Anzahl von Gegnern zu haben, die ihn nicht verstehen, ihrer ganzen Veranlagung nach nie verstehen können. Wo eine geistige oder körperliche Abneigung besteht, läßt sich mit Gründen und Gegengründen nicht operieren; beide Teile werden sich feindlich oder gleichgültig gegenüberstehen und jeder Einigungsversuch ist ein müßiges Unterfangen. Verständnis für die Möglichkeit, Berechtigung verschiedener Standpunkte, gegenseitige Duldsamkeit ist da das höchste, was sich erreichen läßt.

Ich bin weit davon entfernt, Wintertouren als das einzig Schöne und Großartige hinstellen zu wollen; aus äußeren wie aus inneren Gründen werden dieselben an Zahl stets gegenüber den Sommertouren in der Minderheit bleiben. Für den, der mit offenen Augen die Welt durchwandert, bietet Sommer- wie Winterzeit im Hochgebirge eine unendliche Fülle des Schönen und Wertvollen für Herz und Verstand. Ich will nur mithelfen, den Wintertouren neben den Sommertouren die Beachtung und Verbreitung zu verschaffen, die sie verdienen und die ihnen noch immer in allzugeringem Maße zuteil wird.

Den Weg in das winterliche Hochgebirge haben uns die Skier gebahnt. Der herrliche Skisport, den wir von unseren nordisch-germanischen Brüdern übernommen haben, wird von Jahr zu Jahr eine immer größere Rolle in den Alpen spielen, zum Nutzen der Bevölkerung, zur Freude der Bergsteiger. Eines vor allem ist es, was dem alpinen Skilauf eine so einzigartige Stellung gibt, ihn so reich gestaltet: die Vereinigung zweier der — im besten Sinne dieses so oft mißhandelten und vielverkannten Wortes — schönsten sportlichen Betätigungen: des Skilaufs und des Alpinismus, von denen schon jede für sich reichen Lohn dem bringt, der sie in Freud' und Leid, bei Sonnenschein, in Sturm und Wetter kennen und lieben lernte.

Quer durch die Schweiz auf einsamen und begangenen Pfaden.[1])

Von

Gustav Becker.

Man erwarte keinen Bericht über halsbrecherische, schwierige Touren oder Erstersteigungen, keine Schilderung unbekannter Gebiete und Berge! Was ich dem Leser biete, soll nur eine Erzählung sein von einer Wanderung, die jeder halbwegs rüstige Bergsteiger unternehmen kann, gleichviel ob er sich der ständigen Begleitung von Führern bedienen oder solche nur dann zuziehen will, wenn wirkliche Hochgipfel zu erklimmen sind. Wenn ich mir hier und da Abschweifungen von dem eigentlich touristischen Gebiete erlaubt habe, manchmal recht subjektiv geworden bin, und Kopfschütteln bei diesem oder jenem errege, so vermag ich nur auf das plattdeutsche Sprichwort zu verweisen:

Tödi.

Wer't mag, dei mag't
Un wer't nich mag,
Dei mag't jo woll nich mägen.

»Lieber Freund! Sie können ganz ruhig sein; ich besorg' Ihnen zwei Führer, meinen Bruder Alois und meinen Kaukasusfreund, den Unterweger, die gehen mit, wohin Sie wollen!« schrieb mir mein lieber Hans Kerer aus Kals, als ich im Frühjahr 1897 bei ihm anfragte, ob er mich in die Schweiz begleiten und einen zweiten Führer für meinen Reisegenossen, Herrn E. Büchle aus Karlsruhe, zu besorgen in der Lage sei. — Das Mitnehmen von Tiroler Führern in die Schweiz gehört nicht mehr zu den Seltenheiten. Die oft aufgeworfene Frage: »Kennt so ein fremder Führer auch den Weg?« darf man jedesmal getrost mit einem: »Nein, noch nicht, er findet ihn aber sicher!« beantworten. In dieser Hinsicht wagt man nichts, wohl aber übernimmt man das Risiko bezüglich des Wetters. Ist St. Petrus gut gelaunt, gewinnt der Tourist, macht er ein verdrießlich Gesicht, wird der Führer für wenig Anstrengung gut bezahlt.

---

[1]) Nach einem in der Sektion Karlsruhe gehaltenen Vortrage.

Als Zusammenkunftsort war Glarus bestimmt worden. Vergnüglich dampfte ich mit meinem Begleiter am Abende des 10. August ab. Die Konkurrenz mit den linksrheinischen Bahnen hat die badische Staatsbahnverwaltung zu immer größerer Verbesserung und Beschleunigung der Zugsverbindungen auf den Hauptlinien veranlaßt; nur an großen Stationen hält der Zug; wer abends 1/26 Uhr Karlsruhe verläßt, kann in Bern, Luzern oder Zürich die Nacht schlafen. Unser Ziel Zürich war pünktlich um 11 Uhr erreicht; am Bahnhofe begrüßte uns mein Freund Paulcke und geleitete uns nach meinem gewohnten Absteigequartier, dem Limmathofe, einem recht gemütlichen Schweizer Gasthause. Heute war es, wie mir der Wirt sagte, überfüllt. Eine stattliche Anzahl prächtiger, interessanter Köpfe sah man unter den Gästen vertreten. »Das können nur deutsche Professoren sein!« äußerte ich gegenüber meinem Begleiter, und so war es auch. Ein Mathematiker-Kongreß fand in Zürich statt; er hatte zahlreichen Besuch aus allen Gauen Deutschlands gefunden.

Selbst der Himmel schien sich über diese rüstigen Geistesarbeiter zu freuen; hell und blau glänzte das Firmament, als wir am 11. August die Königin unter den Schweizer Städten verließen, den versammelten Festgästen und uns Fortdauer des guten Wetters wünschten und an den freundlichen Ufern des Sees entlang unserem nächsten Ziele dem

Glarner Land

entgegenfuhren.

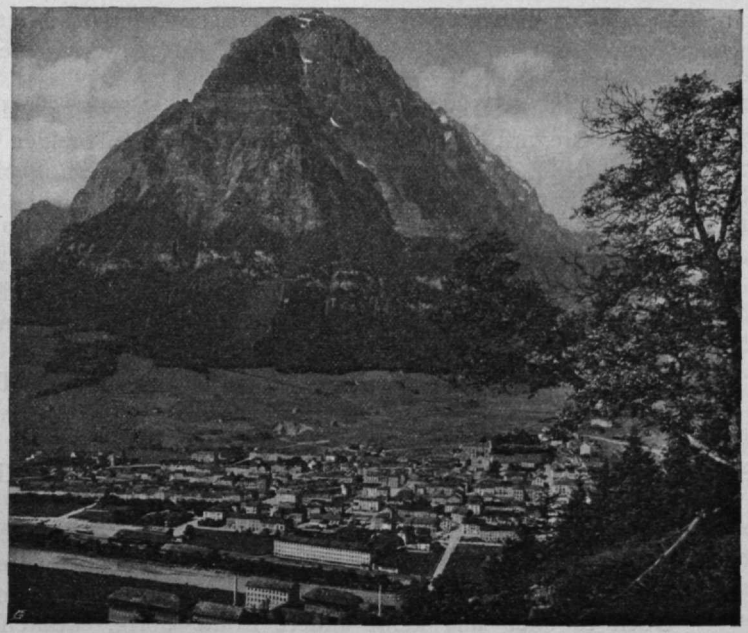
Es ist ein verhältnismäßig kleines Stück Erde, kaum zehn Stunden lang und sechs Stunden breit, ein Haupttal nebst einigen Seitenästen, eingeschoben zwischen die Kantone Schwyz, St. Gallen, Graubünden und Uri. Seinem Aufbaue nach möchte ich das Glarner Land mit einem gewaltigen, ovalen Festungswerke vergleichen, dessen höchste Wälle im Süden emporstarren. Als breiter Graben ist ihm der Walensee im Norden vorgelagert. Einstens stand er mit dem Zürchersee in Verbindung und sperrte gewissermaßen das ganze Land nach Norden zu ab. In unseren Tagen umschließt er nur mehr einen geringen Teil der nördlichen Kantonsgrenze. Jetzt führt die Bahn durch das üppige, ehemalige Seebecken. Noch bis Anfang des 19. Jahrhunderts bestand hier ein ausgedehnter, ungeheuerer Sumpf als Überbleibsel des früheren Sees.

Die Linth, der Hauptfluß des Glarnerlandes, war damals noch nicht kanalisiert; ihre fortwährenden Überschwemmungen gaben dem Sumpflande stets neue Nahrung und die Schmutzausdünstungen erzeugten Krankheiten. In den Jahren 1807—1816 wurde das Gelände trocken gelegt und der Flußlauf reguliert. Die ganze Schweiz hatte beigesteuert zu den Kosten des fast 1 1/2 Millionen Franks erfordernden Werkes. Die Linth, welche ehedem zwischen dem Züricher- und Walensee mit der Maag, dem Abflusse des Walensees, sich vereinigte, wurde unmittelbar in den Walensee geleitet und von Weesen- bis zum Zürichersee kanalisiert und schiffbar gemacht. Hans Konrad Escher von Zürich war der Schöpfer dieses großartigen Unternehmens, welches der in unseren Tagen vollzogenen Rheinkorrektion oberhalb des Bodensees an Bedeutung nicht nachsteht. Zum Danke erhielt Escher den ehrenden Beinamen »von der Linth«, ein Zeichen, daß man auch in der gutrepublikanischen Schweiz Adelsprädikate nicht ganz verachtet.

Wir freuten uns über das reiche Seeland mit seinen prächtigen Obstkulturen und behaglich aussehenden Wohnstätten, noch mehr aber wurden unsere Blicke gefesselt durch das allmählich sich entwickelnde Hochgebirgsbild. Die Berge rücken näher zusammen, die Bahn macht eine Umbiegung nach Süden und wir fahren hinein in das entzückende Linthtal, das Haupttal des Glarnerlandes. Schroffe Kalkfelsen ohne Vorstufen steigen unmittelbar von der Talsohle auf, coulissen-

artig treten sie vor, um als Rahmen zu dienen für den wie eine Wandeldekoration sich verschiebenden, großartigen Hochgebirgshintergrund mit seinem Pracht- und Schlußstücke, der charakteristischen Gestalt des Tödi. Es gibt keinen zweiten Berg in der Schweiz, der von Norden gesehen, eine so eigenartige Form zeigt. Wer ihn einmal erblickt hat, wird ihn immer wieder sofort erkennen. Man stelle sich einen gewaltigen, mit Schnee bedeckten Felskegel vor, dessen oberste Hälfte durch einen Riesenhieb horizontal abgeschnitten worden ist. So sieht der Tödi auf der Nordseite aus, und wer an Nebeltagen bei hohem Luftdruck im Winter auf unsere Schwarzwaldhöhen steigt, wird beim Anblick der über dem Nebelmeere in der Ferne glitzernden Alpengipfel nicht lange im Zweifel sein, welchen Berg er als Tödi anzusprechen hat.

Im malerischen Gegensatze zu den schroffen Kalkwänden und dem schneebedeckten, vergletscherten Hintergrunde des Linthtales schimmert die reich bebaute Talsohle. Zahlreiche blühende Ortschaften, schmucke frische Wiesen, Äcker und Obstgärten breiten sich zu beiden Seiten des Talflusses aus. Ein rühriges Völklein haust im Glarnerlande. Große Fabrikanlagen, stattliche öffentliche Bauten: Schulhäuser, Kirchen, Wohltätigkeits-Anstalten zeugen von einer günstig entwickelten Industrie, einem lebhaft sich betätigenden Gemeinsinne.



Glarus mit Vorder-Glärnisch.

Schon bei Ziegelbrücke, wo wir das entzückend blaue Wasser des Linthkanals überfuhren, hatte die massige Gestalt des Glärnisch rechts im Vordergrunde unser Interesse erweckt; er stand als erster Berg auf dem Programme. Gegen 11 Uhr langten wir in Glarus an. Es ist eine sauber und nett aussehende Stadt mit hübschen Gebäuden und breiten Straßen, die indirekten Folgen des ehemaligen Brandes! Ob man sie von Westen oder von Osten aus betrachtet, stets bietet sie ein prächtiges Landschaftsbild. Ich ziehe den Anblick von Osten aus vor, weil hier die massige Felspyramide des Vorder-Glärnisch, in ihrer ganzen Wucht im Hintergrunde thronend, uns entgegentritt und daneben der Blick gleichzeitig in das reizvolle, üppig bewachsene Klöntal dringt.

Doch wo waren die Führer? Ich hatte sie nach Glarus bestellt und nahm an, daß sie am Bahnhofe unserer Ankunft harren würden. Auf dem Bahnsteige sahen wir niemand, der einem Führer glich, die Wartesäle waren leer und hinter dem Bahnhofe war auch niemand zu erblicken. Da auf einmal entdeckten wir auf

einer Bank, die hinter dem Bahnhofsgebäude stand, zwei Rucksäcke und zwei Eispickel. Ein Mann, der in dem Volksgarten beim Bahnhofe beschäftigt schien, versicherte uns, dass zwei dazu gehörige Führer vor kurzem noch da gewesen seien. Erst nach einigem Suchen gelang es, die beiden Tiroler ausfindig zu machen. Sie hatten sich in den benachbarten Schweizerhof zu einem Trunk kühlenden Bieres zurückgezogen, da sie ja nicht genau wußten, mit welchem Zuge wir ankommen würden.

Selbstverständlich entschuldigten sie sich, noch mehr aber äußerten sie Freude, daß sie nun ihre Herren gefunden hatten. Die Freude auf unserer Seite war nicht minder groß; Hans Kerer hatte sein Versprechen glänzend eingelöst. Vor uns stand der Obmann der Kalser Führer, Johann Unterweger, eine Prachtgestalt, wie man sie in Kals so häufig trifft: hoher, kräftiger Wuchs, stattlicher, schwarzer Vollbart und jenes ruhig-sichere, aber etwas zurückhaltende Wesen, das viele von den besseren Tiroler Führern auszeichnet. Alois Kerer gleicht in den meisten Stücken seinem älteren Bruder Hans: stämmige, untersetzte Figur, blonder, etwas struppiger Vollbart, blaue freundliche Augen, aus denen Intelligenz gepaart mit Schalkheit hervorleuchtet.

Herr Julius Becker-Becker, der bekannte Schweizer Hüttenbaumeister, war von meiner Ankunft benachrichtigt. Ich freute mich, meinen Namensvetter kennen zu lernen. Beim Mittagsmahle im trefflichen Glarnerhof bildete die Karlsruher Hütte das Hauptobjekt unserer Unterhaltung. Sie ist genau nach Becker-Beckers System gebaut und mit dessen Hüttenofen ausgerüstet. Ich konnte dem liebenswürdigen Hüttenbaumeister mit gutem Gewissen versichern, daß unsere Hütte den Winter vorzüglich überstanden und sich bis jetzt in jeder Hinsicht bewährt habe, eine Behauptung, die ich nach nunmehr drei weiteren Jahren in vollem Umfange wiederholen darf.

Auch von unserem Reiseprogramm war die Rede. Da erfuhren wir eine wenig angenehme Neuigkeit. Das Roßmattertal, durch welches der Weg zur Glärnischhütte führt, war samt den dazu gehörigen Almen seit einiger Zeit gesperrt worden, um den Viehbestand vor der ausgebrochenen Rinderpest zu schützen. Wie sollten wir da zur Glärnischhütte gelangen? — Herr Becker-Becker wußte jedoch Rat. Ein Weg zur Hütte war frei von der Sperre, der sogenannte Heuzug. Wer die steilen Grashalden kennt, auf denen die Bergbewohner ihr Heu zur Tiefe befördern, kann sich vorstellen, was das für ein Weg sein mag.

Doch es blieb uns keine andere Route übrig, wollten wir nicht auf den Glärnisch verzichten und dazu hatten wir absolut keine Lust. Indes der mühsame Weg war es nicht allein, was uns unangenehm berührte; wir mußten auch einen einheimischen Führer mitnehmen, denn so sicher und leicht der gewöhnliche Weg zur Hütte führt, so schwierig war der verschmitzte Heuzugweg zu finden; zudem hatten wir alle Aussicht, vor Anbruch der Dunkelheit nicht ans Ziel zu kommen, desto mehr bedurften wir eines einheimischen, mit dem Gelände genau vertrauten Mannes.

Fast hätten Unterweger und Kerer uns diesen dritten Führer verübelt; sie wollten nichts davon wissen und deuteten es als ein Mißtrauen in ihre Fähigkeiten; erst nach längeren Auseinandersetzungen unsererseits fügten sie sich in das Unvermeidliche. Unser Wirt, Herr M. Brunner-Legler, besorgte uns den 50 Jahre alten Führer Leonhard In der Mauer; ein Wagen wurde gemietet und um 1 Uhr mittags fuhren wir ab, hinauf in das Klöntal nach Vorauen, dem Anfangspunkte der Fußwanderung.

Das Klöntal ist schon oft beschrieben und gerühmt worden. Ein kleines Paradies mit üppiger Vegetation, schroffen Felswänden und einem herrlichen, klaren See! — Die Steigung der Strecke beginnt alsbald; der Tag war heiß. Wir ent-

ledigten uns der Röcke und gingen zu Fuß neben dem Wagen. Die wilde Löntsch schäumt zur Linken, zur Rechten baut sich die Büttenerwand auf. Die Hauptsteigung war bald überwunden; wir nahmen im Wagen Platz. Eisfuhren begegneten uns; sie kommen vom Klöntalersee, dessen im Winter gefrorene Decke der intelligente Glarner in gut verkleideten Holzhäusern einheimst, um sie im Sommer zur Ausfuhr bringen zu können. Natur und Industrie gehen hier überall Hand in Hand. Menschlicher Geist und menschliche Betriebsamkeit wissen sich die Naturkräfte dienstbar zu machen. Das sehen wir weiter oben am See selbst. Man hat einen Stollen unterhalb des Seespiegels in die rechtsseitige Bergwand gegraben und will den Klöntalersee anzapfen, um eine konstante Wassermenge zu gewinnen, die für elektrische Anlagen, Fabrikbetriebe und Beleuchtung als Kraftquelle verwendet werden soll. Das Werk harrt noch der Vollendung, doch ist bei der Höhe der heutigen Technik nicht zu bezweifeln, daß dieser genial erdachte Plan glücklich durchgeführt werden wird.[1])

Die Fahrt am Seeufer entlang bietet eine Reihe malerischer, fesselnder Bilder. Die Kalkschrofen des Glärnischstockes steigen unvermittelt am Seerande empor und spiegeln sich in der grünlichen, fast unbewegten Wasserfläche. Wie beneide ich die Luftschnapper in Vorauen, die so recht mit Muße täglich an diesem Hochgebirgskleinod sich satt sehen können! Unser Ziel gestattete kein längeres Verweilen. Kurz vor 3 Uhr hatten wir die kleine Restauration in Vorauen erreicht; zu dem Hotel, das ein paar hundert Schritte davon entfernt gelegen ist, gingen wir nicht. Einen Schluck Rotwein ließen wir uns kredenzen, und so verführerisch behaglich man unter den Bäumen auch saß, bald mußte aufgebrochen werden. Den Heuzug, eine steile Grashalde, etwa 1000 *m* hoch, hatten wir schon während der Fahrt betrachtet; seine Hänge waren reichlich von der Sonne beschienen und versprachen eine heiße Wanderung. In der Mauer schritt voraus; der böse Heuzugweg mochte ihn wenig anlocken; mit geheimnisvoller Miene teilte er mir mit, daß er uns einen anderen, kürzeren, einen Schleichweg führen wolle, nur müßten wir uns möglichst ruhig verhalten, damit die aufgestellten Wächter am Eingange des Rosmattertales uns nicht bemerkten.

Die Sache schien interessant, ja spannend zu werden. So still wie möglich schritten wir dahin, doch konnten wir nicht vermeiden, daß hier und da ein Ästchen im Gebüsche knackte, denn wir mußten durch Gestrüpp hindurch; allmählich stiegen wir in die Höhe ohne Weg und Steg, immer an der rechten Talwand des Roßmattertales. Die reiche Vegetation machte sich recht unangenehm bemerklich; durch hohes Gras, Dornen und Brennesseln schlängelten wir uns hindurch; Wald wurde nach einiger Zeit erreicht; viel Unterholz stellte sich uns entgegen. Unser Marschtempo war bisher etwas zu lebhaft gewesen; das schlechte Gewissen, auf Schleichwegen zu wandeln, hatte unsere Schritte unwillkürlich beschleunigt. Eine kleine Ruhepause, wenn auch nur von ein paar Minuten, tat uns allen wohl. Doch In der Mauer drängte zum Weitermarsch. Wieder ging es an den Berglehnen entlang, nur wenig ansteigend, aber, weil ohne Weg und Steg, durch dick und dünn, außerordentlich mühsam. Schließlich standen wir an einer baumbewachsenen, ziemlich steilen, gestuften Felswand. Vom Regen der letzten Tage war das Gestein und Erdreich schlüpferig. Die Seile wurden hervorgeholt und der Sicherheit wegen angelegt. Nach einer halben Stunde hatten wir das Wandl bewältigt; wir befanden uns jetzt eine Etage höher, der Wald wurde lichter. Wir blickten hinunter auf die grünen Matten des Tales, von einem Wächter sahen wir nichts, aber vielleicht bemerkte er uns.

[1]) Die Anlage ist inzwischen vollendet und in Betrieb genommen worden.

An einer späteren Stelle mußte ein offener Wiesenhang überquert werden; da half alles Schweigen nichts. Zwanzig Schritte von uns entfernt waren die Leute mit Heumachen beschäftigt. In der Mauer führte mit ihnen ein kurzes Gespräch, dessen Inhalt ich nicht verstand, aber erraten konnte. Man machte ihm Vorwürfe und er suchte sich zu verteidigen.

Immer höher führte der Aufstieg; von Weg, Pfad oder auch nur der Idee eines Pfades keine Spur! Das fortwährende Aufsetzen der linken Sohlenhälfte am Abhange ermüdete ungemein. Wir kamen langsamer vorwärts, als wir gehofft hatten. Der Wald hörte gänzlich auf, nur an Halden, bewachsen mit hohem Grase, stellenweise unterbrochen von Felspartien, arbeiteten wir uns weiter. Die Sonne ging zur Rüste, der Talhintergrund hatte sich herrlich entwickelt. Ein kühner Felsenbau, Grieseltstock oder Bößer Faulen, der Gaßerstock und Ruchigrat begrenzten das Bild vor uns. Da mit einem Male blieben wir alle wie gebannt stehen. Die Kalkfelsen erglänzten im Lichte der untergehenden Sonne; alle Schattierungen vom Hochrot bis zum Dunkelviolett folgten aufeinander; es war ein weihevoller Anblick, der uns die Mühseligkeiten des Schleichweges auf kurze Zeit vergessen ließ. Wir warteten, bis der letzte Farbenton von den Schrofen verblichen war. Dann wieder vorwärts! Die anbrechende Dunkelheit erforderte besondere Vorsicht bei jedem Schritte. Eine von unten recht unheimlich aussehende Felsstufe mußte erklommen werden; es war eine angenehme Abwechslung, sie erforderte wenigstens nicht das fortgesetzte Treten mit der linken Hälfte der Fußsohle. Weiter oben setzte sich der Grashang fort.

»Wenn wir nicht den Durchschlupf treffen, müssen wir noch viel höher hinauf!« versicherte In der Mauer. Doch er fand die richtige Stelle, eine Passage, die keinen Fehltritt erlaubte; auf schmalem Bande krochen wir unter teils überhängenden Felsen vorbei. Damit war gewonnen und die Hütte nicht mehr fern. Der Hüttenwart schien unsere Rufe gehört zu haben, er zeigte Licht. Aber noch eine gute halbe Stunde dauerte es, bis wir das Licht merklich näher kommen sahen. Immer und immer wieder mußten wir Geländefalten umgehen, auch scheinbar Nahes schien stets von neuem zurückzuweichen. Mittlerweile hatte der Mond sich geltend gemacht, sein kaltes Licht zeigte die Kalkfelsen des Faulen in neuem, charakteristischem Gewande, ein Lohn für die Mühseligkeit unseres Marsches. Endlich mündeten unsere Schritte in den Pfad ein, der aus dem Tale zur Hütte führt. Welche Erholung für unsere müden, zerschundenen Füße! Bei solcher Gelegenheit merkt man erst recht, um wie viel die Wegbauten der Alpenvereine das Bergsteigen erleichtern! Wie neu gestärkt stiegen wir den Zickzackweg empor. Bald hatten wir die Quelle erreicht, welche unterhalb der Hütte für diese das Wasser spendet; nur noch wenige Minuten, ein frohes Hundegebell begrüßte uns und der wackere Hüttenwart Stüßi freute sich unserer Ankunft. Abends 1/2 10 Uhr, also nach sechsstündigem, fast ununterbrochenem Marsche standen wir am Endpunkte unserer heutigen Wanderung.

Die Glärnischhütte gehört zu den wenigen Unterkunftshäusern der Schweiz, die bewirtschaftet werden. Ihre Einrichtung und Instandhaltung verdient die Bezeichnung recht gut; der von Herrn Becker-Becker erfundene Hüttenofen bewährt sich auch hier vorzüglich. In kürzester Zeit war eine kräftige Erbswurstsuppe zubereitet. Einige Konserven folgten, an trinkbarem Landwein fehlte es nicht und so stärkten wir uns nach den überstandenen Strapazen aufs beste.

Um elf Uhr wurde das Lager aufgesucht; Matratzen gibt es auf den Schweizer Hütten in der Regel keine! Dafür finden wir aber reichliches Heu und gute Decken, so daß man gerne auf die oft recht zweifelhafte Weichheit des Matratzenlagers verzichten kann. In der Mauer widmete als aufmerksamer Führer meinem Lager

seine ganz besondere Sorgfalt, ehe er sich selbst zur Ruhe legte. Diese Zuvorkommenheit gegen die Touristen und Verrichtung von Kammerdienerdiensten zeichnet die meisten Schweizer Führer aus; unsere Tiroler Führer lernen das auch, wenn man sie nur entsprechend unterweist.

Der Morgen des 12. August zeigte keineswegs ein freundliches Gesicht; das Alpenglühen am Abende vorher, so schön es auch war, hatte meine Hoffnung auf wirklich gutes Wetter erschüttert. Selten, daß im Sommer nach Alpenglühen das Wetter schön bleibt! Meine Erfahrung bestätigt diesen Satz. Als Ziel hatten wir ursprünglich den Hinteren Glärnisch, auch Bächistock genannt, auf dem Programme. Seine Besteigung erfordert von der Hütte aus fünf Stunden; das zweifelhafte Wetter bewog uns, den Plan zu ändern, wir entschieden uns für den nur 10 *m* niedrigeren, aber in kürzerer Zeit erreichbaren Ruchen-Glärnisch, der zudem noch die schönere Rundschau bietet. Den In der Mauer hatten wir heute gerade nicht nötig, aber angesichts der Dienste, die er uns tags zuvor geleistet, hielten wir es für ein Gebot der Dankbarkeit, ihn mitzunehmen. Um 4¼ Uhr stiegen wir die begrasten Abhänge bei der Hütte auf Zickzackwegen hinauf, oberhalb der Mattenregion folgte ein gestufter Felsrücken, dessen Höhe bald unter uns war. Fast horizontal führt jetzt der Weg am sogenannten Firnenbändli dahin. Der Ausblick erweitert sich; zu Füßen strömt der Glärnischgletscher, umrahmt von den Wänden des Feuerbergs, des Ruchen-Glärnisch und Bächistocks (Hinterer Glärnisch), der zwei Zuflüsse über seine steilen Flanken dem Hauptgletscher zusendet. In der Mauer marschierte voraus, am sogenannten grünen Baume im Angesicht des mächtigen Bächistocks wurde gefrühstückt, dann stiegen wir über die Moräne hinab zum Gletscher. Nur wenige Spalten waren zu umgehen, gemächlich wanderten wir bergan über den festen, trefflich gangbaren Firn. Der Gipfel des Ruchen trat in unseren Gesichtskreis, er schien nicht mehr allzuweit entfernt zu sein. In der Mauer lenkte die Schritte nach einer kleinen Felsenecke mitten im Firnfeld; er nannte sie den »Schnapsstein«. Eine kleine Pause mußten wir machen, denn so will es die Sitte der geführten Glärnischbesteiger; ein kleiner Schluck — aber kein Schnaps, sondern Rotwein mit Thee — wurde genommen und der Aufstieg fortgesetzt; in 30 Minuten war der felsige Gipfelgrat überwunden, wir hatten den höchsten Punkt des Ruchen, 2910 *m*, um 7 Uhr 55 Min. erreicht, also nach einem recht bequemen Marsche von 3 St. 40 Min., die beiden Rasten inbegriffen.

Was man vom Ruchen aus sieht und sehen kann, zeigt zum größten Teil das vortreffliche, von Professor Albert Heim im Auftrage der Sektion Tödi des S. A.-C. aufgenommene Panorama. Wie alle Berge, welche in den vorderen Ketten des Gebirges liegen, gewährt der Glärnisch eine ausgedehnte Fernsicht auf das Alpenvorland. Als langer Wasserstreifen erscheint im Norden der Bodensee, dahinter die Höhgauberge, links daneben Züge unseres lieben Schwarzwaldes. In mehr nordöstlicher Richtung, zum Greifen nahe, erblicken wir das westliche Stück des Walensees mit dem freundlichen Weesen, dem Linthkanal und das Linthtal; östlich schließen sich daran die Churfirsten (Brisi, Frümsel, Scheere, Zustoll und wie sie alle heißen). — In der Ferne schimmern Gipfel der Allgäuer Alpen und des Rhätikons mit der massig sich erhebenden Scesaplana. Tiroler Berge, darunter die imponierende Weißkugel, dann die Silvretta-, Albula-, Berninagruppe sind sichtbar. Vrenelisgärtli, Bächistock, Hausstock, Bifertenstock und Tödi, dessen einzelne Gipfel man unterscheiden kann, erregten unser spezielles Interesse. Teilweise lugten auch Gipfel des Berner Oberlandes aus dem Nebel, der vielfach die Täler deckte, hervor. Der Zürichersee mit seinen an Wohnstätten reichen Gestaden, darunter namentlich das stattliche Rapperswyl, der kleine Greifensee und Pfäffikersee, glänzten herauf. Doch als das schönste im ganzen Bilde zeigt sich unmittelbar zu unseren Füßen der klare

Klöntalersee. Dieses reizende Bild zu beschauen, lohnt allein eine Ruchentour, selbst wenn sonst alles verhüllt wäre. Durchs Fernglas vermochten wir die Menschen, die da unten 2000 *m* tiefer beim Eistransport emsig sich mühten, genau zu unterscheiden. Drei Viertelstunden lang genossen wir das liebliche und zugleich großartige Bild; dann eilten wir hinab, nach fünf Viertelstunden traten wir in die Hütte. Der Himmel hatte sich schon während unseres Aufenthaltes auf dem Gipfel etwas verdüstert; die schwarzen Morgenwolken, die zeitweise sich zu zerstreuen schienen, sammelten sich immer von neuem.

Doch welchen Weg sollten wir einschlagen? — In der Mauer riet zu dem gewöhnlichen, zur Zeit aber verbotenen Wege durchs Roßmattertal; er meinte, wir würden schon eine Ausrede finden, wir sollten nur sagen, wir seien von Linthtal hergekommen. Er selbst schlug sich seitwärts über die Almen nach dem Heuzuge zu, um Edelweiß zu suchen, wie er sagte, in Wirklichkeit aber, weil er eine Begegnung mit dem Talwächter vermeiden wollte. Wir entschlossen uns rasch; denn viel Zeit war nicht zu verlieren. Unterwegs würde uns schon eine gute Ausrede einfallen, so meinten wir, und stiegen hinab ins Roßmattertal. Erst jetzt entdeckten wir, wie herrlich und bequem der gewöhnliche Weg zur Hütte führt. Über Wiesengelände, durch schattigen Wald schritten wir dahin, nicht ohne ein gewisses Gefühl des Unbehagens, gesprochen wurde wenig und so leise als möglich. Man soll schlafende Wächter nicht wecken. An verschiedenen Alphütten kamen wir vorbei; sie schienen wie ausgestorben; das einzige lebende Wesen, das uns erblickte, war ein weidendes Pferd, es wandte uns den Rücken und ließ uns fürbaß ziehen. Allmählich näherten wir uns dem Ausgange des Roßmattertales; da sah ich unten eine verdächtige Gestalt aus einer Hütte auftauchen und die Richtung einschlagen, die unser Weg nehmen mußte. Der Wächter! Nach etwa zehn Minuten standen wir dem Hüter des Gesetzes persönlich gegenüber; aus seinen Äußerungen entnahm ich sofort, daß er über unser gestriges Tun genau orientiert war. Ausreden waren da nicht am Platze. Zudem schien der Mann gar nicht so entrüstet zu sein; er zeigte nicht jene blind energische Schärfe, wie man sie zuweilen in großen Städten zum Schrecken aller anständigen Menschen an Polizeiorganen wahrnehmen kann. Wir versicherten ihm, daß wir auf dem ganzen Wege nur einem Pferde begegnet seien und aus seuchenfreien Gegenden kämen. Damit war er ja ganz zufrieden; nur schien ihn die Frage zu beunruhigen, ob nicht andere von unserem verbotswidrigen Betreten des Tales Kunde bekommen könnten. Er hatte schließlich Einsicht und gab uns den guten Rat, überall zu erzählen, wir hätten beim Hin- und Rückwege den Heuzug benutzt und wies den Zugang zu dem Weg, den wir gestern gewandelt waren. Die Sperre wurde indes — und das gereichte uns zum Troste — kurze Zeit darauf aufgehoben.

In Vorauen mieteten wir schleunigst einen Wagen; das Gewitter zog sich immer mehr zusammen, kaum hatten wir die Pforten des Glarner Hofes erreicht, als der Platzregen losbrach. Unseres Bleibens war in Glarus nicht mehr lange, denn Linthtal, die Endstation der Bahn, sollte unser Nachtquartier werden. Die Fahrt muß bei klarem Wetter entzückend sein, heute regnete es; dennoch zeigten sich viele anziehende Bilder. Zuerst das freundliche Dorf Mitlödi mit seinen hübschen Häusern und Villen, dann Schwanden, der größte Ort des Glarner Hinterlandes an der Einmündung des Sernftales, des bedeutendsten Nebentales der Linth, Luchsingen und Betschwanden, lauter sauber und wohlhabend aussehende Orte. An Fabrikgebäuden fehlt es nicht. Spinnereien, Webereien, Seidenwebereien, Wolldruckereien, Wolltuchfabriken, Schuhfabriken werden betrieben. Eine Spezialität der Textilindustrie ist die Herstellung der sogenannten Türkenkappen, d. h. der

Turbane und Kopftücher, welche im Orient getragen werden. Was wir in Konstantinopel, Beirut, Smyrna, u. s. w. auf den Türkenköpfen sehen, entstammt zumeist dem Fleiße und der Geschicklichkeit der wackeren Glarner. Doch auch hier, wie anderwärts, erschweren leidige Zollverhältnisse und die Entstehung von Konkurrenzfabriken die Rentabilität der Unternehmungen. Drei Druckfabriken sind diesem Kampfe in den letzten Jahren zum Opfer gefallen. — Neben der Druckindustrie finden wir Maschinen- und Brückenbau, Papier-, Karton- und Zigarrenfabrikation. Erfolgreich bebaute Schieferbergwerke liefern vortreffliche Produkte; und als weitere Spezialität des Glarner Landes dürfen wir den Kräuterkäse nicht vergessen, der auf den sogenannten Schabziegermühlen hergestellt wird.

Überall im Lande begegnet uns wohltuende Sauberkeit und Ordnung; wie solid und praktisch sind die zahlreichen eisernen Wegweiser aufgestellt! Wie trefflich die Wege und Straßen erhalten! Elektrisches Licht gewahrt man vielfach und man muß sich im stillen schämen, wenn man bedenkt, wie weit manch große, deutsche Stadt in dieser Hinsicht hinter dem Glarner Ländchen zurückbleibt. Freilich steht den in der Ebene gelegenen Städten nicht jene Fülle von Wasserkraft zur Verfügung, wie sie uns auf Schritt und Tritt das Gebirge bietet. Freundlich und zuvorkommend begegnet der Glarner dem Fremden. Man spürt nichts von jener in manchen Schweizer Kantonen häßlich gedeihenden Sucht, so viel Fränkli wie möglich dem Fremden aus der Tasche zu locken. Was in Tirol als Gegensatz angenehm empfunden wird, die Freundlichkeit und Bescheidenheit der Wirte, ihr aufrichtiges Entgegenkommen, das bietet auch das Glarnerland, nur mit dem Unterschiede, daß die Tische nirgends mit einem klebrigen Wachstuche, sondern stets mit tadellos weißem Linnen gedeckt sind und die Speisenkarte etwas mehr bringt, als die Auswahl zwischen Rostbraten oder paniertem oder Natur-Schnitzel. Doch will ich mit diesen Worten keineswegs unseren braven Tirolern zu nahe treten; vielmehr nur auf den Weg des Fortschritts hinweisen!

In Linthtal bot das uns empfohlene Gasthaus zum Raben vorzügliche Unterkunft; in Gesellschaft eines sehr gesprächigen Herrn aus Arnswalde und dessen Frau saßen wir noch lange nach Tisch; die angeregte Unterhaltung drehte sich um die Schönheiten des Sauerlandes und unseres Schwarzwaldes. In der Nacht tobte sich das Wetter aus. Am 13. August früh sah man wieder Firmament, aber Nebel lagerten noch überall an den Bergen. Um ein Uhr trafen wir im Hotel Tödi zu Thierfehd ein. Eine prächtige Wanderung! Im Hintergrunde der massige Felskegel des Selbsanft. Unmittelbar vor ihm verengt sich das Tal zu einer Schlucht. Wie zur Sperre schieben sich die beiderseitigen Talwände vor und vor dieser Talsperre liegt auf grünem, offenem Plane Thierfehd, das Hotel Tödi.

Es hatte eben die Tischglocke geläutet, als wir das gastliche Haus betraten.

Das Mittagsmahl im Hotel Tödi verlief in der üblichen Weise. Wenig reden, viel essen! Der Pensionspreis darf dem Wirte nicht geschenkt werden! Man brauchte kein Gedankenleser zu sein, um bei der Mehrzahl der Gäste, darunter auch eine kleine englische Kolonie, dies als das Hauptleitmotiv zu erkennen. Nach Tisch verträumte ich unter den Bäumen vor dem Hause ein halbes Stündchen im Anblicke der zierlichen Wasserraketen des Schreienbachfalls, welche die westliche Talwand bei Thierfehd beleben. Drei Uhr hatte es geschlagen, als wir uns von dem reizenden Berg-, Wiesen- und Mattenidyll trennten. Die Führer waren schon vorausgegangen ins Sandalptal hinauf.

Der Weg steigt alsbald an der westlichen Talseite an; noch ein paar Blicke auf den freundlichen Talboden von Linthtal und höher geht es in den Wald hinein. Nach kurzer Zeit begegneten wir einem Herrn, der vom Tödi kam; er hatte eine gute Aussicht gehabt und über alle Nebel hinweggesehen. Frohen Mutes zogen

wir weiter. Das Sandalptal wird immer wilder. Die Pantenbrücke, ein solides Steinbauwerk, bringt uns auf das östliche Ufer des schäumenden Gebirgsbaches. Nicht lange, und wir stehen an der Einmündung des Limmerntales. In donnerndem Sturze tobt der Limmernbach herab, als ob er seinen Zorn zeigen wollte über die bevorstehende Verbindung mit der Linth, in deren Fluten er seine Selbständigkeit einbüßt. Die Wildheit der Scenerie ist auf ihrem Höhepunkte angelangt.

Allmählich erweitert sich die Schlucht, das Laubholz hört auf, das Nadelholz beginnt. Wir kamen zur unteren Stafelalpe. Unsere Hoffnung, Milch und Butter erhalten zu können, erwies sich als trügerisch; die Alm war verlassen. Ohne viel Aufenthalt wanderten wir weiter. Unterwegers scharfer Blick hatte sofort den richtigen Pfad, der an dem Talgehänge zur Linken aufwärts führt, herausgefunden. Die steilere Steigung begann; nach ihrer Überwindung wurde eine kurze Rast gemacht. Zweifel über den Weg konnten nicht mehr bestehen; ich kürzte die Pause ab und ging allein voraus. Ich liebe es, manchmal von den Genossen mich zu trennen und für mich zu wandern. Ich verstehe vollkommen den Reiz, den das Alleingehen im Hochgebirge ausübt. Sich selbst vollkommen überlassen, achtet man viel mehr auf alles, genießt ungestörter die Landschaft, fühlt sich als Herr der Situation. Und dieses Gefühl erfüllte und leitete mich, wie ich auf dem oberen Talboden, der zum Bifertengletscher führt, munter fürbaß schritt. Nebel wallten noch in den höheren Regionen. Da mit einem Male zerreissen sie und nackte Felszacken kommen, vom Sonnenlicht bestrahlt, zum Vorscheine. »Das sind ja die Geislerspitzen!« dachte ich unwillkürlich; nur etwas höher und steiler noch sehen sie aus, diese trotzigen Zacken, welche den Selbsanft mit dem Bifertenstock verbinden. Neckisch spielen die Nebelschleier im Lichte der untergehenden Sonne, bald dieser, bald jener Zacken wird frei, um gleich darauf wieder zu verschwinden. Allmählich jedoch, je tiefer die Sonne sank, zerteilten sich die Gebilde, der Nebel löste sich auf. Klar lag der gewaltige Felszirkus und vor ihm der Bifertengletscher, als ich vor der Fridolinshütte stand. Zu meiner Freude waren wir heute die einzigen Gäste; eine Partie, die vorausgegangen war, hatte sich in der eine Stunde höher gelegenen Grünhornhütte einquartiert. Das besagte, wie zur Warnung, eine auf der Hüttentafel zurückgelassene Notiz. Die Warnung war überflüssig. Die behagliche Fridolinshütte vertauscht man nicht gegen das kaum menschenwürdige Obdach der oberen Hütte, nur um eine Stunde Vorsprung zu haben.

Anderen Tages wurde 3½ Uhr aufgebrochen; in einer Stunde standen wir an der Grünhornhütte, deren heutige Bewohner schon unterwegs waren. Ein Drahtseil zeigt uns den Weg zum Bifertengletscher hinab, dort wendet man sich nach links gegen den Bifertenstock, um bald darauf wieder der Tödiseite zuzusteuern. Der mächtige Gletschersturz mit seinen drohenden Eisnadeln und Türmen muß umgangen werden. Neben einer wegen Eislawinen etwas gefährlichen Schneerunse, jedoch außerhalb des Fallbereichs der Blöcke, sind feste Eisenstangen an einer Felswand angebracht. Diese sowie ein Drahtseil erleichtern den Aufstieg über eine Felsrippe, welche an der Tödiseite den Gletschersturz begrenzt. Von ihr aus gelangen wir mühelos über ein paar Spalten und Eistürme hinweg in die Firnregion. Noch immer stehen hoch über uns die Zacken der Scheibe und der Bifertenstock, ein Zeichen, daß wir noch eine beträchtliche Höhendifferenz zu überwinden haben. Dieser zweite Teil der Wanderung gestaltet sich lang und mühsam.

Vor uns sehen wir die aus sechs Personen bestehende Partie, welche in der Grünhornhütte übernachtet hatte; eine zweite, fünf Personen, kam von der Gliemspforte herauf. Da wir selbst entweder durch die Porta da Spescha oder die Gliemspforte ins Val Russein absteigen wollten, so klommen wir zunächst möglichst hoch hinauf gegen die Wände des Stockgron zu, der sich unmittelbar im Westen erhebt

und das Mittelglied des großen Fels- und Eisamphitheaters bildet, welches vom Sandgipfel des Tödi aus bis zum Bifertenstock den Bifertenfirn umrahmt. Dort wurde gefrühstückt und das Gepäck zurückgelassen.

Der weitere Weg bot wenig Interesse; um 10 Uhr war die Tödihöhe erreicht, eine breite Einsattelung, von welcher aus man nach Norden in etwa einer halben Stunde entweder zu dem Sandgipfel, 3434 *m*, oder nach Süden zu dem höchsten Punkte, dem Piz Russein, 3623 *m*, gelangt. Ohne Aufenthalt stiegen wir weiter gegen Süden. Ein Firngrat führt zur Spitze des Piz Russein; je näher man ihm kommt, desto schmaler wird der Grat. Den Spuren nach waren die beiden ersten Partien nur etwa bis zur Hälfte des Grates vorgedrungen. Wir gingen bis auf etwa 7—8 *m* an die ganz dünne und etwas überhängende Spitze heran. Der nach beiden Seiten steil abfallende Firngrat war schließlich so schmal geworden, daß man den Pickel nur mehr als Balancierstange gebrauchen konnte, eine prächtige Schwindelprobe, die noch intensiver sich gestaltete, als wir uns auf der schmalen Kante umdrehen mußten, um zum Tödigipfel zurückzukehren.

»Und die Aussicht?« — wird mancher fragen. Die ist bekanntlich ganz außerordentlich schön und umfassend, aber heute hatten sich bereits so viele Nebel und Wolken um die Täler und um die Gipfel gelagert, daß trotz des Sonnenscheines wenig von dem Panorama wahrzunehmen war. Eine gute Aussicht auf dem Berge zu haben, ist ein Geschenk der Götter, das nur ausnahmsweise gewährt wird.

Wir beeilten uns mit dem Abstiege, zumal unser heutiges Ziel, Disentis, noch weit entfernt lag. Nach einer kurzen Rutschpartie auf dem obersten Hange und schleunigem Abstiege hatten wir in verhältnismäßig kurzer Zeit den Depotplatz des Gepäcks erreicht. Die Wahl, ob wir die Porta da Spescha oder die Gliemspforte als Weg ins Val Russein benützen sollten, wurde uns vereinfacht. Die Partie, welche von der Gliemspforte gekommen war, stieg auch wieder dahin ab. Man soll sich nicht mit fremden Federn schmücken, aber fremde Stufen zu betreten, hat noch nie als anstößig gegolten. Darum auf zur Gliemspforte! Wir hatten unseren Entschluß nicht zu bereuen, denn wir fanden nicht nur gute Stufen an der obersten steilen, aber ziemlich kurzen Eiswand, sondern wir wurden auch Zeugen eines alpinen Schauspieles, wie ich es in gleicher Vollkommenheit noch nie beobachtet habe.

Die Partie vor uns bestand aus zwei jungen Engländern, zwei Führern und einem Träger. Sie hatten bereits die kurze Passage über die Eiswand hinter sich. Der weitere Abstieg über das Schneefeld wurde in folgender klassischer Weise bewerkstelligt. Der eine Führer band sich an das etwa 30 *m* lange Seil und ging voraus, Stufen in den Schnee tretend, während der zweite Führer ihn am Seile hielt; der erste blieb, wenn das Seil zu Ende war, stehen, stieß den Pickel fest in den Schnee, band sich los und befestigte das Seil am Pickel. Dann band man den Touristen an ein zweites Seil; das erste Seil wurde von den beiden Führern straff gezogen und nun setzte sich der Jüngling in Bewegung. Das erste, von den Führern gespannte Seil diente ihm als Geländer für die linke Hand und mit der rechten handhabte er so ungeschickt wie möglich den Pickel, während der obenstehende Führer das zweite Seil langsam nachließ — eine treffliche Illustration zu dem Kapitel, wie manchmal Touristen von den Führern »aufi und abig'liefert« werden. Nachdem wir die Wiederholung dieses Rezepts einige Male mit unverhehltem Vergnügen beobachtet hatten, eilten wir weiter; nur auf dem obersten Teil der Wand war wegen der Vereisung etwas Vorsicht nötig gewesen, weiter unten gewährte guter Schnee festen Tritt; man konnte da, wo die Seilmanöver angewendet wurden, im Geschwindschritt absteigen.

Die Hauptmahlzeit des heutigen Tages hielten wir auf dem ebenen Teile des Firnfeldes. Unsere Führer ließen sich nur die treffliche Wurst schmecken, die wir aus der Heimat mitgenommen hatten. Alle Konserven, als da sind Pains und Sardinen in Öl, wurden von ihnen verschmäht. »Das schmeckt nicht sehr angenehm!« hatte Unterweger geäußert, als wir ihm in der Fridolinshütte Irish Stew zu kosten gaben, der uns ganz gut gemundet hatte. »Wat der Bur nich kennt, dat fret he nich!«

Als wir den Gletscher hinter uns hatten, begann eine lange, mühsame, heiße Wanderung. Das einzig erfreuliche war der herrliche Duft, den die blumengeschmückten Wiesen ausströmten. Heiß brannte die Sonne, unten im Val Russein, nur ein trüber Talbach, keine Quelle an dem Westhange des Tales, dem entlang unsere Straße führt. Fünf Stunden dauerte der Marsch; dann standen wir im Rheintale. Mit einem Schlage ist die Scenerie verändert; breit dehnt sich die grüne Talsohle vor uns aus, belebt von zahlreichen Hütten und Häusern. Ein zufällig des Weges daherkommendes Wägelchen des Herrn Candreau, des Besitzers des Disentiser Hofes, nahm uns auf und brachte uns nach dem freundlichen

Disentis.

Disentis.

Zwei Gebäude erregen schon von weitem die Aufmerksamkeit. Das erste, mitten im Tale vor dem Ort gelegen, kennzeichnet sich sofort als eines der im Kasernenstil errichteten, ohne jegliche Dekoration, von außen so geschmacklos wie möglich aussehenden, großen Schweizer Hotels: Der Disentiser Hof. Solch eine unbewegliche Riesen-Arche-Noah, wie man sie nennen darf, verunziert häufig die schönsten Gegenden des herrlichen Schweizerlandes. Warum wählt man nicht, wie wir dies z. B. in Wengen, am Vierwaldstättersee und sonst noch treffen, die zur Landschaft passende Bauart des Schweizer Hauses? Im Innern freilich lassen solche Riesenkasten wenig zu wünschen übrig; elegant und bequem genügen sie meist selbst verwöhnten Ansprüchen. Da wir das Gefährte des Disentiser Hofes benutzt hatten, so kehrten wir auch in diesem stark besuchten Hotel ein. Das Diner war eben vorüber und die Menge drängte sich in den Korridors, feine Herren, feine Damen.

Welch ein Unterschied zwischen gestern und heute! Wie in einem Feldzuge wechseln die Dinge! Gestern in einsamer, einfacher Touristenhütte, auf Strohlager, auf wilder Bergeshöhe, umtobt vom Sturmwind, in dessen Sausen sich der Donner des Bifertengletschers mischte. Heute in eleganter, mit Parkettboden belegter Stube, ausgestattet mit allem Komfort; das Haus in vornehmer Ruhe! Im Speisesaale wird uns ein Separatmahl von fein befrackten Kellnern aufgetragen und der Asti spumante, ausreichend gekühlt, sorgt für die nötige Erfrischung der Kehle und des ganzen Menschen. Unser einfaches Touristenkleid stach zwar gegen die zahlreichen Smokings etwas ab, unsere Zeche wohl auch, aber in entgegengesetztem Sinne; zwei deutsche Touristen verbrauchen an Getränken innerhalb 24 Stunden meist mehr als manche sommerfrischelnde Familie in der Woche. Es war uns daher vollkommen erklärlich, warum der Oberkellner, als wir am folgenden Tage nachmittags unsere Rechnung verlangten, uns zum Bleiben zu veranlassen suchte.

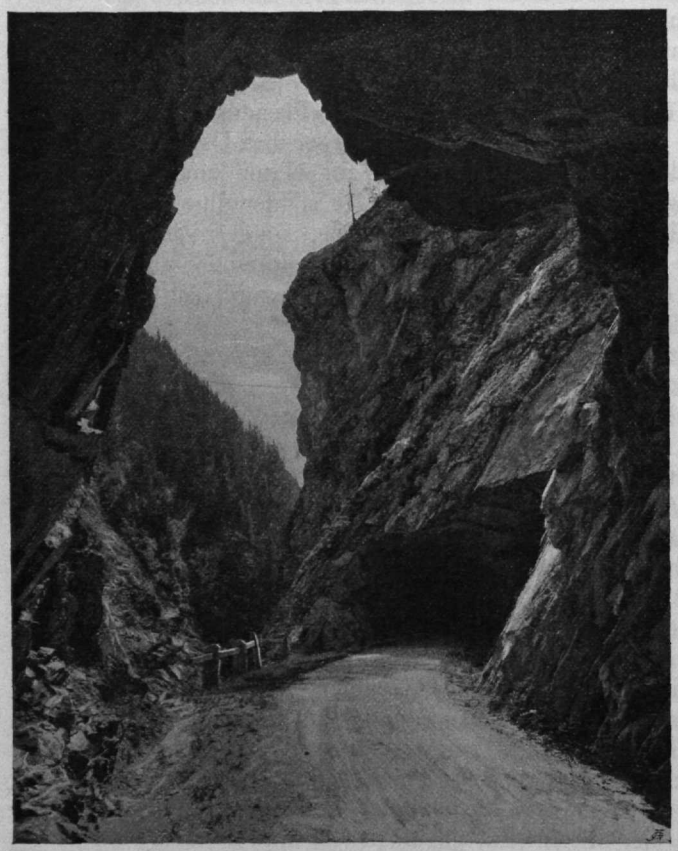
Das zweite hervorstechende Gebäude in Disentis ist die berühmte Benediktinerabtei. Bei ihrem Anblick erinnerte ich mich an Scheffels Worte im Ekkehard: »Sanct Benedikt und seine Schüler haben die bauliche Anlage ihrer Klöster wohl verstanden. Land ab, Land auf, so irgendwo eine Ansiedelung steht, die gleich einer Festung einen ganzen Strich beherrscht, als Schlüssel zu einem Thal, als Mittelpunkt sich kreuzender Heerstraßen, so mag der Vorüberwandernde bis auf weitere Widerlegung die Vermuthung aussprechen, daß sothanes Gotteshaus dem Orden Benedicti zugehöre.«

So auch hier! Auf dem nördlichen Talhange gelegen, beherrscht dieses Haus das ganze Rheintal hinauf und hinab und gleichzeitig das einmündende Medeltal bis in die Nähe des Lukmanierpasses. Daß es zur französischen Revolutionszeit gebrandschatzt und schließlich zerstört wurde, steht in jedem Reisehandbuche. Für den Bergfreund birgt es die Erinnerung an Pater Placidus a Spescha, eine jener kernigen Naturen, die geistig und körperlich weit über ihre Umgebung emporragen und darum angefeindet werden. Seine Liebe zur Natur und Naturwissenschaft machte ihn verdächtig; seine frommen Mitbrüder stahlen ihm seine Arbeit: »Natur und Theologie.« Eine Anklage, nicht der Diebe, sondern des Verfassers, war die Folge. Zur Strafe wurden ihm seine Bücher genommen und ihm das Bergsteigen verboten. Bald darauf erkrankte er schwer. Es würde zu weit führen, seine wechselvollen Schicksale hier des Näheren zu erzählen. Wer sich dafür interessiert, mag den Aufsatz im V. Bande des Jahrbuchs des Schweizer Alpenklubs nachlesen. Dort befindet sich auch ein Bildnis von ihm, das die geistvollen Züge des Forschers charakteristisch wiedergibt. Noch mit 72 Jahren stieg er bis zu der später nach ihm benannten Porta da Spescha empor und wartete dort, bis seine beiden Begleiter von der Erstersteigung des Tödi zurückkehrten, eine Tat, die allein ihm in den Annalen des Alpinismus einen Ehrenplatz sichern würde, ganz abgesehen davon, daß Rheinwaldhorn, Stockgron, Piz Urlaun, Piz Cotschen und viele andere Häupter des Tödigebietes von ihm als Erstem betreten wurden.

Gegen Abend setzten wir unsere Reise fort; wir wollten wenigstens noch bis Platta an der Lukmanierstraße kommen. Auf Poststraßen zu wandern, hat noch nie zu meinen Passionen gehört. Ich betrachte es fast wie eine Strafe, auf dem harten Untergrunde mit gleichmäßigen, ermüdenden Schritten sich vorwärtsplagen zu müssen, den Staub der vorüberfahrenden Wagen einzuschlucken und ihre meist stumpfsinnig dareinschauenden Insassen anzusehen. Diesmal war es anders. Bald hinter Disentis fesselt das Bild der Vereinigung des Vorder- mit dem Mittelrhein. Dann die Schlucht des Medeltales! Tief unten, in schauerlicher Felskluft »wallet und siedet« der Mittelrhein, ein noch viel imposanteres Schaustück als die Scenerie bei der Pantenbrücke. Elf Tunnels mußte man anlegen, um die Poststraße durch diese Felsenenge zu zwängen. Beim sechsten Tunnel gewahren wir oberhalb der Einfahrt einen angefangenen Stollen, das Werk eines Ingenieurs, der sich bei der Anlage der Bohrungen um etliche Meter verrechnet hatte. Was der Techniker im Jahre 1876 gesündigt, fällt heute noch auf; das unbarmherzige Reisehandbuch erteilt jedem, der über die Sache noch im Zweifel sein sollte, zur Genüge Auskunft. Wie übel gebettet sind doch alle, deren Werke sich immerdar den Augen des Publikums aufdrängen! Jeder glaubt, sich seine Glossen erlauben zu dürfen. Da sind andere Berufe besser daran. Der Nimbus so manchen berühmten Medizinmannes, der sich schon jeden guten Rat mit Gold aufwiegen läßt, würde zerschmelzen wie Butter an der Julisonne, wenn die Kirchhöfe reden könnten! Wie viele Bureaukraten, die selbstbewußt im Gefühle ihrer ganz besonderen Würde einherschreiten, würden wie Schuljungen angesehen werden, wenn der Inhalt der Registratur plötzlich Stimme bekäme! — So aber! —

Immer und immer wieder, sobald ein Tunnel hinter uns lag, blickten wir hinab in die wilde Rheinschlucht. Stets neue Bilder, schaurig schön und ergreifend! Der Postwagen kam dahergetrottet; der Vorsicht halber hatte man die Lichter angezündet, obwohl es noch hell war; die Tunnels machen das notwendig. Der Kondukteur saß einsam im Wagen; die Lukmanierroute wird wenig besucht, sie gehört wohl zu den unrentabelsten in der ganzen Schweiz.

In Curaglia tönte uns fröhliche Musik entgegen; es soll ein ganz angenehmer Aufenthalt für Sommerfrischler sein. Wenn wir der Medelgruppe einen Besuch hätten abstatten wollen, würden wir hier übernachtet haben. Die schlechten Wetteraussichten liessen uns jeden Gedanken daran aufgeben. Allmählich hatten sich die Wolken immer dichter zusammengezogen. Der Regen fing verdächtig sachte und allmählich an, so daß man merkte, er war seiner Sache sicher und werde nicht so bald aufhören.



Partie vom Lukmanier.

Es dämmerte schon, als wir nach einer Viertelstunde in dem kleinen Orte Platta anlangten. In dem einfachen aber guten Wirtshause zur Post fanden wir Unterkunft; von unseren Fenstern aus konnten wir trotz des Regens die Lichter der Abtei Disentis heraufschimmern sehen. Am 16. früh 5 Uhr weckte uns die benachbarte Kirchenglocke; um 6 Uhr 40 Minuten begann der Weitermarsch. Der Regen hatte soeben aufgehört, doch bald setzte er wieder crescendo ein und begleitete uns bis hinauf zur Poststation St. Maria. Dort wurde um 9 Uhr eingekehrt, die behaglich warme Stube tat uns wohl. Ein Schweizer Tourist, dem die Besteigung des Scopi, 3200 *m*, verregnet war, harrte geduldig in dem gemütlichen Hause auf besseres Wetter. Nachdem wir anderthalb Stunden lang uns innerlich erfrischt und äußerlich getrocknet hatten, wendeten wir die Schritte zum Passo dell'Uomo von der Lukmanierstraße weg ins Val Termine hinein. Über durchweichte Wiesen, an grossen Viehherden vorbei, deren Hirten an jene in der Campagna erinnerten, — die Almen gehören dem Kloster — erreichten wir die Höhe; der Regen war vorüber, es hellte sich auf. Unser Weg führte über grüne, von zahlreichen Herden belebte Matten angenehm weiter. Unten auf Piano dei porci tummelte sich eine stattliche Schar Schweine; eine Illustration zu dem bekannten Dichterwort.

Das Val Termine bietet ebenso wie seine Fortsetzung Val Piora keine besonderen Schaustücke; der Cadagnosee, an dessen mit armseligen Hütten besetztem Ufer wir vorbei marschieren, vermochte unser Interesse nur wenig zu erwecken; besser gefiel uns der Ritomsee, er ist hübsch eingerahmt von kalkfelsigen Höhenzügen, die sich in seinem klaren Wasser lieblich wiederspiegeln.

Zahlreiche Zeisige, Rotschwänzchen u. dergl. kreuzen unseren Weg. Sie sind bereits auf dem Zuge nach dem Süden; ihr fröhliches Gezwitscher bewegt mich fast wehmütig! Wie wenige kehren zurück! — Wer nicht in Oberitalien in die Netze gerät, läuft Gefahr, im vatikanischen Garten von geweihter Hand erlegt zu werden, und wem diese Ehre nicht zu teil geworden, der hat Aussicht, im Lande der Lazzaroni in die Bratpfanne zu wandern. In neuerer Zeit will man festgestellt haben, daß das Umsichgreifen der Malaria dem massenhaften Vorkommen einer Stechfliege zuzuschreiben sei, und die Erkenntnis bricht sich Bahn, daß die kleinen uccelli die wirksamsten Vertilger dieser Fliege sind. Wie lange wird es noch dauern, bis diese bessere Einsicht einen wirklichen Schutz der kleinen Sänger herbeiführt? Einstweilen aber wünsche ich jedem Singvogelmörder oder Singvogelverzehrer, mag er nun im Arbeitskittel oder in der Soutane einherwandeln, jedes Jahr einen tüchtigen Malariaanfall!

Die Mittagszeit war schon vorüber, als wir im Hotel Piora einrückten.

Je älter der Mensch wird, desto mehr weiß er den Wert des Momentes zu schätzen, wenn man nach mehrstündigem Marsche die Beine unter den säuberlich gedeckten Tisch strecken kann und durch eine Reihe von Gängen sich vom Wirte angenehm überraschen läßt. Unsere Zufriedenheit mit den gebotenen Leistungen in Piora gaben wir kund, indem wir durch Fernsprecher im Hotel Lombardi zu Airolo, welches demselben Inhaber gehört, Wohnung bestellten. Zum Danke dafür wies man uns den nächsten Weg hinab nach Airolo. Die kurze, aber zuverlässige Instruktion lautete: »Nur immer den Telegraphenstangen nach!« So ließen wir Valle und Brugnasco, die man auf dem gewöhnlichen Wege berührt, links liegen und steuerten, allmählich an Höhe verlierend, Madrano zu.

Wenige Schritte hinter dem Hotel hatte ein hübscher Wasserfall, der Abfluß des Ritomsees, uns erfreut; mehr aber noch fesselte uns alsbald der Blick in das Val Leventina. 6—700 *m* tiefer schlängelt sich der Ticino hin; neben ihm der Schienenstrang der Gotthardbahn. Weit reicht der Blick über das farbenfrische Talgelände, ein südlicher Hauch liegt über der Landschaft; man fühlt sich dem Lande Italia schon nahe, keine Wasserscheide trennt uns mehr von ihm. Lastträger kommen vorüber. Sie schleppen neue Einrichtungsgegenstände (Tische, Schränke, Bänke), vermutlich nach einem neu errichteten Wirtshause. Trotz des erheblichen Gewichts, das jedes Einzelnen Kraft und Atem stark in Anspruch nahm, schritt keiner ohne ein freundliches »Buongiorno!« vorüber. Auch in Madrano grüßte uns alles, groß und klein; nur ein etwa siebenjähriger Junge sah mich bös und tückisch an, duckte sich wie eine wilde Katze in eine Ecke, und ein »Maledett'!« kam vernehmbar von seinen Lippen. Vielleicht steckte in dem Knirps eine Verbrecherseele, die unwillkürlich in mir den alten Untersuchungsrichter witterte.

Anderen Tages betraten wir das Gebiet der

Lepontinischen Alpen

im Val Bedretto. Südwestlich von Airolo zieht es sich etwa 17 *km* lang nach All' Acqua, dem letzten bewohnten Orte des Tales. Von dort führt der leicht gangbare Nufenenpaß in der Nähe der Ticinoquelle vorbei hinüber ins obere Rhonetal. Wir beabsichtigten, über den ebenso bequemen San Giacomo-Paß ins Formazzatal abzusteigen. Unser etwas später Aufbruch, 3/4 8 Uhr früh, rächte sich; heiß brannte

schon die Sonne; die schwer bepackten Führer machten gerade keine vergnügten Gesichter, so schön und interessant sich auch der Weg gestaltete. Während wir mit lebhaftem Interesse durchs Fernglas die Festungsbauwerke betrachteten, welche die vorsichtigen Schweizer zur Sicherung des Gotthard hergestellt haben, tappten die beiden Tiroler langsam vorwärts. Der Talweg führt zunächst auf der (orographisch) rechten Talseite nach Fontana und Ossasco. Eine kühle Osteria vermochten wir nicht zu übergehen, eine Limonade für uns, für die Führer ein Schluck Wein war willkommen.

Bald hinter Ossasco überschreitet der Talweg den Ticino. Rechts und links steile Hänge, die in ihren unteren Partien bewaldet sind. Ein zischendes Geräusch lenkt unsere Blicke in die Höhe. Direkt vor uns hat man hoch oben von der rechten Talseite einen Draht hinüber zum linken Talboden gespannt. Etwa alle fünf Minuten saust eine Last Holz am Drahte abwärts. Die weiteren Wohnplätze des Tales, Villa, Bedretto, Ronco und All' acqua liegen sämtlich auf der nördlichen (linken) Talsohle. Der Ticino strömt dicht dem südlichen, steilen Talgehänge entlang, nur auf der Nordseite bietet das Gelände Platz für menschliche Ansiedelungen.

Bei der herrschenden Hitze kam uns der Weg so lange vor! Schon in dem auf einer Art Mittelgebirge gelegenen Ronco suchten wir eine Unterkunft. Mühsam stiegen wir den Hügel hinan. Am Brunnen standen einige Bäuerinnen. Ich fragte sie nach einem Wirtshause, wo man wenigstens Wein bekommen könne. Lachend zeigten sie auf den Brunnen; das sei der einzige Wirt im Orte, aber er verzapfe acqua buona.

Also wieder hinab zum Talweg. Endlich erreichen wir Wald und in drei Viertelstunden präsentiert sich uns am Ende des Waldes All' acqua, die Wohnung des Herrn Clemente Forni, nur drei Bauernhäuser, einfach aber gemütlich, für den, der auf Komfort verzichtet, ein wahres Dorado. Wir wollten hier nur zu Mittag essen; aber die Minestra, Eier, Schinken, Salami und Käse schmeckten uns so trefflich, der Asti, den man hier nahe der Grenze zu billigem Preise kauft, mundete so angenehm, daß bald alle guten Vorsätze verduftet waren. Die Aussicht, in der Nachmittagshitze zum San Giacomo-Paß hinauf eine Art Dampfbad aushalten zu müssen, trug auch nicht wenig zu unserer Bekehrung bei. Wir blieben in All' acqua, das, abgesehen vom Asti, seinem Namen alle Ehre macht. Überall rinnen Bäche köstlichen Wassers herab; nach dem Asti schmeckte das Wasser des Hausbrunnens doppelt gut. Dann streckten wir uns auf dem Wiesenplane aus; Ruhe stärkt die Nerven.

Viel Freude bereitete uns ein Eintrag von bekannter Hand im Fremdenbuche:

> »Allen biederen deutschen Landsleuten empfehlen wir ganz besonders den Vino d' Asti, der hier in besonderer Güte und preiswert verzapft wird. Hier ist gut sein.«

So schrieben am 6. August 1893 zwei Herren, der eine aus Karlsruhe, der andere aus Straßburg. Das Wort »besonderer« war auffallend verklext; offenbar hatte damit der Asti selbst ein argumentum ad hominem zu stande gebracht.

Herr Clemente Forni ist nicht nur Wirt und Bauersmann, sondern auch Käsefabrikant. Seine Erzeugnisse haben ihm wiederholt Auszeichnungen gebracht; ein eingerahmtes Diplom gibt davon Kunde. Wer einen feinen, fetten Käse liebt, dem etwas Ziegenmilch beigemischt ist, dem sei das Fornische Produkt bestens empfohlen, es ist ein Meisterstück in seiner Art.

Um 3¼ Uhr früh, am 18. August, traten wir hinaus ins Mondlicht. Unser freundlicher Wirt begleitete uns eine kurze Strecke weit, um den richtigen Weg zu zeigen. Er ist kaum zu verfehlen, sobald man den Steg passiert hat, welcher über den Talbach, den Ticino, führt; dort wendet man sich rechts allmählich auf-

wärts, gut ausgetretenen Spuren entlang. Kurz unterhalb der Paßhöhe strömte uns scharfer Geruch von Buttersäure entgegen; wir standen vor der Werkstätte des Herrn Forni, beeilten uns aber, diesem Dunstkreise schleunigst zu entweichen.

Die Höhe des San Giacomo-Passes, 2308 *m*, war nicht mehr ferne; eine verfallene Kapelle bezeichnet sie. Es war inzwischen ganz hell geworden, aber auf den Bergspitzen lagerte dichter Nebel. Der Basodino, ein ganz bequem zu ersteigender Aussichtsberg ersten Ranges, 3276 *m*, dem wir für heute einen Besuch zugedacht hatten, hatte sich verhüllt; im Nebel hinaufzukraxeln hätte keinen Sinn gehabt. Mit dem San Giacomo-Paß hatten wir die italienische Grenze überschritten; ein besonderes Grenzzeichen war nicht zu sehen. Die oberste Talstufe, Val Toggia, ein grünes Mattental, vom Tocebach durchflossen, belebt von zahlreichen Herden, bietet ein bequemes Wandern. Wir kommen an zwei kleineren Seen vorüber, vielleicht Reste eines einzigen früheren Sees; ihr Abfluß vereinigt sich mit dem kleinen Toce und begleitet uns bis zum Ende des Tales. Mit einem mehrere hundert Meter hohen Absatze endigt und mündet das Val Toggia in das Haupttal Val Formazza, das mit seinem Talhintergrund nordwestlich hinauf zum Grießpasse reicht.

Die hübschen Wasserfälle, welche der Talbach hier bildet, mögen als kleines Vorspiel gelten für das Schaustück, das uns später erwartet.

Die Häuser am Fuße des Wasserfalles, ursprünglich Kehrbach, werden jetzt Riale genannt, das erste Zeichen, daß wir uns in einem der Verwelschung unterliegenden, ehemals deutschen Tale befinden. Der Toce gewinnt durch Aufnahme des Grießbaches, eines Abflusses des gleichnamigen Gletschers, an Mächtigkeit. Noch ein bequemes halbes Stündchen weiter und der berühmte Tosafall, Cascada di Fruth, liegt vor uns.

Wenn man schon viel im Gebirge gewandert ist, wird man gegen Wasserfälle allmählich ziemlich abgestumpft; sie sind etwas zu Alltägliches, häufig sich Wiederholendes, vielfach Gleichförmiges. Anders der Tosafall. Nicht eine wilde Wasserflut, die donnernd in einen schwarzen Schlund hinabbraust, wie der Handeggfall, keine Riesenwassersäule, die in einen Felsspalt gezwängt aus ihrem Kerker einem Geschosse gleich hinauswütet, wie am Trümmletenbach, kein über hohe Steilwand senkrecht abstürzender Wasserschleier, den wir so oft in den Alpen zu bewundern Gelegenheit haben, sondern eine etwa 200 *m* hohe, oben schmale, nach unten sich verbreiternde, gestufte Felswand, eingehüllt von Wassermassen, die einer weißseidenen Schleppe gleich herniederwallen, harmonisch schön und stolz eingerahmt von Nadelholz und Fels. Wir werden an den Rhonegletscher erinnert, was wir dort im Eis sehen, wiederholt sich hier in Wasser.

Das Wirtshaus oberhalb der Fälle ließen wir links liegen; wir eilten den unangenehm steinigen, holperigen Saumpfad neben dem Falle hinab; unten bei einem bemoosten Steinblocke im vollen Anblicke des herrlichen Naturschauspieles wurde Halt gemacht und dem Proviante zugesprochen.

Wir saßen ziemlich lange; eine solche Ruhepause gehört zu den bleibenden Erinnerungen. Unsere Betrachtungen störte ein Italiener, der uns seinen Wagen von Foppiano aus anbot; es war der dortige Wirt, ein junger, betriebsamer Geselle; er sucht seine Kundschaften schon bei den Tosafällen abzufangen. Wir waren bald handelseinig, er verpflichtete sich, uns für 16 Fr. nach Crevola d'Ossola zu befördern, empfahl sein Gasthaus und eilte abwärts.

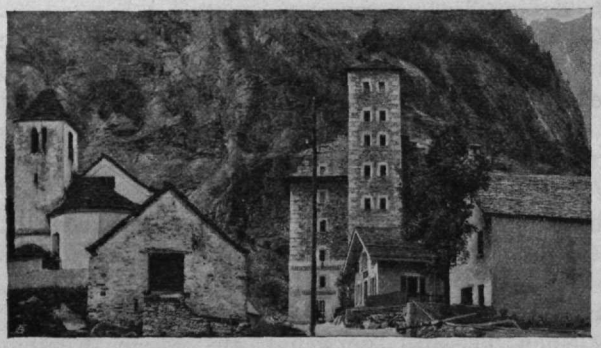
Das Formazzatal behält von dem Tosabach bis in die Nähe von Foppiano denselben Charakter. Verhältnismäßig eng, mit Nadelholz (Lärchen und Tannen) in der Talsohle und an den Talgehängen bestanden, darüber nackte Felsgipfel, 2—3000 *m* hoch. Als wir in dem Hauptorte Pommat Halt machten, um im Schatten etwas auszuruhen, redete uns ein Bauer an: »Sie sind Deutsche!« Die Freude,

wirkliche Deutsche vor sich zu haben, sprach aus seinen Augen. Er erzählte von seiner deutschen Abstammung nicht ohne Stolz, doch mit einer gewissen Wehmut. Noch immer halte man bei ihnen am Deutschen fest, aber hoffnungslos, nach und nach wird doch alles verwelscht werden.

Die guten alten Ortsnamen Frutwald, Gurf, Andermatten hat man in Canza, Grovella und Alla Chiesa umgetauft. Das Italienische schreitet nordwärts vor, in Foppiano, am Ausgange des Tales, spricht niemand mehr deutsch.

Die Einwanderung der Deutschen reicht in den Anfang des 13. Jahrhunderts zurück. Deutsche Kolonisten sogen damals im oberen Wallis das eingeborene, keltisch-romanisch sprechende Volk auf und drängten es talabwärts gegen Sion.[1]) Dieser Strom teutonisierte nicht nur das Haupttal, sondern auch die Seitentäler, z. B. das Zermattal zwischen 1368—1495, und schob sich über die Paßhöhen nach Süden vor. Was wir an deutsch sprechenden Einwohnern um den Monte Rosa, Simplon u. a. heute noch finden, sind Reste jener Wanderung.

Den Ausgang des Formazzatales bildet eine gewaltige Steilschlucht. Eingeengt stürzt der Toce donnernd und schäumend herab, für den Bergwanderer ein stets fesselndes und interessantes Schauspiel, besonders hier, wo es als Schlußakkord des Hochtales den Übergang vermittelt zu dem weiten, lieblichen Talbecken des Val Antigorio, in welches wir schon von Foppiano, dem letzten Orte des Formazzatales, aus blicken.



Gondo.

Nach mehrstündiger Rast in dem einfachen Gasthaus in Foppiano beförderte uns der gemietete Wagen hinab nach Crevola d'Ossola. Eine wonnige, unvergeßliche Fahrt! Es steckte Regen in der Luft, darum war die ganze Landschaft so farbenfrisch, so kontrastreich. Wie schön heben sich die hellen Häuser von dem grünen Talgehänge ab! Wie freuen wir uns über die immer üppiger werdende Pflanzenwelt! Breiter und breiter entfaltet sich das Tal mit seinen Nussbäumen, Kastanienwäldern und Rebgeländen. Immer wieder ein hübscher, malerischer Ausblick! In Crevola d'Ossola bot uns das angeblich beste Gasthaus »della Stella« nur mäßige Unterkunft. Alles echt italienisch, große Zimmer, der Boden mit Platten belegt, etwas verlotterte Wirtschaft, Staub, Schmutz, Gestank! In der Nacht stellte sich der erwartete Regen ein; anderen Tages beförderte uns ein Fuhrwerk nach dem Val di Vedro bis Gondo. Zu beiden Seiten der Talstraße in enger Schlucht eingeklemmt, macht Gondo mit seinem viereckigen Turm und seinen kleinen Häuschen einen trübseligen Eindruck, trübseliger noch bei dem Regenwetter der nächsten Tage. Erst am 20. August hellte es sich auf. Die Morgenstunden wurden einem Besuche der berühmten Gondoschlucht gewidmet. Sie ist gewiß imposant, aber die Lukmanierschlucht hat uns beinahe besser gefallen. Doch das ist Geschmacksache.

Nach einem einfachen Gabelfrühstück, — wir waren in dem guten Gasthause von Rotti eingekehrt — begann der Aufstieg hinauf in das Zwischenbergtal. Ein

[1]) Ich entnehme diese Notizen der Einleitung zu Conway-Coolidges Führer durch die Lepontinischen Alpen.

elektrischer Draht, eine gewaltige eiserne Rohrleitung, die von der Höhe herabkommt, zeugen von dem Vorhandensein irgendeiner industriellen Anlage. Eine französische Gesellschaft hat mit einem Aktienkapital von 5 Millionen Franks die Ausbeutung der rechtsseitigen Bergmasse am Eingange des Tales unternommen; man schürfte seit einigen Jahren auf Gold. Momentan steht das Bergwerk außer Betrieb; doch soll die Wiederaufnahme der Arbeiten nicht aufgegeben sein. Die großartigen, schönen Anlagen, Überführungen von einer Talseite zur anderen, die an Kühnheit des Baues nichts zu wünschen übrig lassen, sollen bei der Wiederinbetriebnahme noch größer und einheitlicher gestaltet werden.

All das erzählte uns ein Beamter der Gesellschaft, der als Hüter der Anlagen eines der stattlichen Dienstgebäude bewohnt.

Das einsame Zwischenbergtal (Val Varia) ist in seinem unteren Teile mit Buchenwald geschmückt, der weiter oben Lärchen und Zirben Platz macht.

In fröhlicher Stimmung wanderten wir den Talpfad auf der (orographisch) linken Talseite hinan. Bei den Häusern von Zwischbergen erhebt sich der Weg, der bisher neben dem Zwischenbergbach hinführt, etwas mehr über die Talsohle. Eine angenehme Überraschung bereitete uns nach mehrstündigem Marsche ein reiches Heidelbeerfeld. Solche Erfrischungen nimmt man gerne mit. Wir hatten Zeit genug; mit Behagen lagerten wir auf dem sonnendurchwärmten, mit ausgereiften, großen Beeren besäten Hügel und erquickten uns an der würzigen Frucht.

Auf dem Weitermarsche begegneten uns zahlreiche Abzügler von den im Talhintergrunde befindlichen Almen. Die Gemeinalpe, unser heutiges Ziel, sei, so wurde uns gesagt, noch von einer Familie bewohnt, an Unterkunft würde es nicht fehlen. Die Familie fanden wir auch; wir wurden recht freundlich in der Almhütte aufgenommen und bereiteten am Feuer die Abendmahlzeit, doch zu längerem Verbleiben hatten wir wenig Lust. Außer den erwachsenen Personen gehörte zum Inventar der Hütte auch noch ein 19 Tage altes Kind; es hatte hier oben das Licht der Welt erblickt, mit einem gewissen Stolze zeigte es uns die junge Mutter und nannte es ihr Alpenkind. Da aber auch bei alpinen Kindern die gerechtfertigte Vermutung besteht, daß sie ebenso schreien, wie die in dem Dunst der Städte geborenen, so erschien die Aussicht auf Nachtruhe recht problematisch.

Loisl und Unterweger gingen auf die Suche nach einer anderen, zur Unterkunft geeigneten Hütte; sie stiegen in die Höhe; nicht lange und sie kehrten freudestrahlend zurück. Nicht nur eine Hütte hatten sie gefunden, wo wir willkommen waren, sondern man stellte uns sogar ein gutes Ruhebett, nicht bloß ein dürftiges Heulager, wie da unten, in Aussicht. Wir verabschiedeten uns und stiegen zu der etwa fünf Minuten weiter oben gelegenen Almhütte.

Ein baumlanger, breitschultriger Senne mit schwarzem, struppigem Barte kam uns entgegen. Er wollte sein Bestes tun und wies uns eine mit Schaffellen und Wolldecken reichlich ausgestattete Lagerstätte zu; wir hatten bequem nebeneinander Platz. Die Führer wurden in einer etwas entfernten Hütte auf Heulager untergebracht.

Früh 2 Uhr wurde aufgestanden; während man sonst noch gerne ein bißchen liegen bleibt und ruhig wartet, bis die Führer zum Morgenimbiß rufen, verließen wir diesmal schleunigst unsere Lagerstätte. Der Senne war die Liebenswürdigkeit selbst, gab uns herrliche Milch, setzte uns vorzügliche Butter vor und schmierte damit in Ermangelung eines anderen Fettes sogar unsere Stiefel. Ein 5 Frankstück, das wir ihm als Entlohnung boten, nahm er erst nach längerem Widerstreben unter Ausdrücken herzlichen Dankes. 3½ Uhr war es, als wir ihm zum Abschied die Hand schüttelten.

Es war so hell, daß wir keine Laterne brauchten, als wir den begrasten Talhintergrund in westlicher Richtung hinanschritten. Es war ein Tag so schön, wie

er nur sein konnte, kein Dunst, kein Nebel, alles lag klar vor unseren Blicken. Wir waren schon ein paar Stunden gestiegen, da tauchten ferne in der Morgendämmerung die mir wohlbekannten Gestade des Lago Maggiore mit den Borromäischen Inseln auf. Worte vermögen nicht, den Eindruck dieses Bildes wiederzugeben, die Gegensätze, die es zum Bewußtsein bringt, ausreichend zu schildern. Da unten träumt noch im friedlichen Morgenschlummer die paradiesische Landschaft; der Seespiegel klar und ruhig vom Dämmerlicht übergossen; die Gestade mit ihrem üppigen Grün und den sonst hell blinkenden Häusern zeichnen sich dunkel getönt ab, ein breites Band, dessen Einzelheiten im Dämmerlichte sich verwischen. Wir da oben schreiten langsam dem Lichte entgegen, zur Linken die ragenden Felsen des Portjengrates, rechts die steilen Felsflanken des Tossenhorns, in der Mulde zwischen beiden das Eis des Gemeinalpgletschers. Der Weg führt am linken (orographisch) Rand des Gletschers in die Höhe; häufig bleiben wir stehen, um hinunter nach dem schimmernden See zu blicken und das Erwachen des Lichtes in der Tiefe zu beobachten.

Um neun Uhr standen wir beim Zwischenbergpasse und damit am Fuße unseres heutigen Zieles, am

Weißmieß.

Der von Norden nach Süden streichende Scheiderücken zwischen dem Saastale und Simplon erreicht in drei herrlichen Gipfeln, dem gewaltigen Fletschhorn (auch Roßbodenhorn), 4001 *m*, dem schlankeren, felsigen Laquinhorn, 4005 *m*, und dem breit dahingelagerten, firnbedeckten Weißmieß, 4031 *m*, seine höchsten Erhebungen. Wie eine riesige Talwache steht dieses Dreigestirn im Osten, dem Ausgange des Feetales gegenüber, als würdiges Gegenstück zu dem eisglitzernden Ringe der Mischabelgruppe und ihrer Trabanten, welche im Westen diesen herrlichen Erdenwinkel einschließen. Das Weißmieß, zugleich der höchste Punkt des ganzen Saaser Ostkammes, ist von seinem nördlichen Nachbar, dem Laquinhorn, durch das als recht schwierig bekannte Laquinjoch, 3509 *m*, getrennt. Sein Nordgrat,[1]) der sogenannte Triftgrat, zieht sich, von den Firnfeldern des Triftgletschers überdeckt, zuerst etwas steil, dann in mäßiger Steigung zu dem schneebelasteten Hauptgipfel empor. Von dort führt ein fast horizontaler Schneegrat südlich weiter zu dem nur um wenige Meter niedrigeren Felsgipfel. Hier zweigt, ungefähr nach Südwesten, ein Nebengrat allmählich abfallend nach Almagell zu ab. Etwa in seiner Mitte ragt aus ihm die Felsspitze des Trifthornes, 3401 *m*, hervor. Der Hauptkamm selbst neigt sich von dem erwähnten Felsgipfel ziemlich steil etwas nach Südosten zum Zwischenbergpaß, 3272 *m*, um sich im Portjengrat wieder zur Höhe von 3660 *m* aufzuschwingen. Zwischen dem Nebengrat und dem Hauptkamme ist der Rottalgletscher eingebettet, welcher die Südwestflanke des Berges umlagert, während West- und Nordwestseite den Triftgletscher tragen. Im Gegensatze zu der sanfter abgedachten Westfront zeigt sich schroff und steil, teils Fels, teils Firn, die Ostwand, zu deren Füßen das Eisfeld des Laquingletschers flutet. Ein Aufstieg über diese Wand ist in ihrem nördlichen Teile noch nicht versucht worden.[2]) Insoweit die Ostseite in Betracht kommt, hat man stets auf der Südostwand den Weg gesucht; die Route über den Triftgletscher, also von Nordwesten her, hat das kleine Hotel Weißmieß am Fuße des genannten Gletschers zum gewöhnlichen Ausgangspunkt. Wer von Südwesten aus sich dem Gipfel nahen will, wird die

[1]) Der größte Teil des im nachfolgenden geschilderten Aufbaues unseres Berges läßt sich auf der nebenstehenden Zeichnung Comptons verfolgen. Der links vom Weißmieß im Hintergrunde sichtbare Gipfel ist der Portjengrat.

[2]) Diesen interessanten und schwierigen Aufstieg hat inzwischen, am 24. August 1901, Herr Ettore Allegra mit dem Führer Antonio Dorsaz als erster ausgeführt (Riv. mens. 1902, S. 164 ff.)

nette, säuberliche Wirtschaft auf der Almagellalp aufsuchen. Für den von Nordosten Kommenden dürfte die Hosaasalp im Laquintale den Stützpunkt bilden; wir, die wir von Südosten aufstiegen, waren auf die bereits beschriebene Gemeinalpe angewiesen.

Von unserem Frühstücksplatze aus östlich beim Zwischenbergpasse ist weder der Fels- noch der Schneegipfel des Weißmieß sichtbar. Zur Linken haben wir den am Zwischenbergpasse nordwestlich emporstrebenden, felsigen Hauptkamm; rechts davon ein steiles, südöstlich herabziehendes Schneefeld, das uns den etwas mühsamen Aufstieg vermitteln soll. Während wir uns erfrischten, erschien eine etwa aus 20 Stücken bestehende Hammelherde; allwöchentlich wird vom Val Varia über den Paß nach dem Saastal während der »Hochsaison« dieser Transport lebenden Fleisches bewerkstelligt; Mouton in allen möglichen Formen, Stücken und Zubereitungsarten gehört zu dem eisernen Bestande der Wirtstafeln. Die Tiere kletterten ziemlich rasch neben ihrem Treiber die Höhe empor; sie müssen noch im Laufe des Vormittags in Saas angelangt sein. Abends gab es im Hotel du Dôme frische Hammelsuppe.

Nach dreiviertelstündiger Rast begannen wir, je zu zweien angeseilt, den Aufstieg; Herr Büchle mit Kerer, ich mit Unterweger. Das eintönige Steigen, der Schnee war gut und trittfest, wurde öfters angenehm unterbrochen durch Stillstehen und Rückblick auf das sich immer mehr entfaltende Sonnenland im Süden. Die Natur hatte heute Feiertag, klar und wolkenlos war das Firmament, kein Dunst behinderte den Blick in die Ferne, kein kalter, scharfer Wind beeinträchtigte den Genuß. In zwei Stunden hatten wir den oberen Felsgrat des Hauptkammes erreicht. Er ist dort so breit, daß sich der Übergang auf das Felsgebiet empfiehlt. Eine hübsche, keineswegs schwierige Kletterei beförderte uns zum Felsgipfel; der Proviant wurde niedergelegt und über den teilweise etwas überwächteten Firngrat zur rundlichen Hauptkuppe des Weißmieß vorgedrungen, die man in Saas-Fee deutlich wahrnehmen kann. Es war 1/21 Uhr, als wir die eisige Zinne betraten. Ein Panorama, wie es nicht schöner, nicht großartiger, nicht ergreifender gedacht werden kann, umglänzte uns, ein Bild reich an Gegensätzen: Eis, Schnee und Fels, grüne Matten, freundliche Täler mit Wohnstätten besät, blinkende Seespiegel, südliches Gelände. Vor uns eine gleißende, glitzernde Eiskuppel, umgeben von stattlichen Trabanten, der höchste Berg im Schweizerlande, darum der Dom genannt, mit fast 3000 *m* hohem Absturz zu den grünen Matten und hellen Häusern von Saas-Fee;[1]) nur eine Wendung des Auges nach links und ein ebenso gewaltiger Firnkamm starrt uns entgegen, der berühmte Absturz der nördlichen Gipfel des Monterosa-Massivs in den grünen Talkessel von Macugnaga. Zwischen beiden zahlreiche Eis- und Felsgipfel, Alphubel-, Allalin-, Rimpfisch- und Strahlhorn; hinter den Mischabelhörnern rechts das stolze Weißhorn. Wir wenden uns gegen Norden. Die nächsten Gipfel, Laquin- und Fletschhorn, schauen trotzig herauf, überstrahlt jedoch von dem Berner Oberland, in dessen Vordergrund die schneidige Pyramide des Bietschhorns in voller Breite herrschend hervortritt. Alle Hauptgipfel von den Diablerets bis zur alles überragenden, eleganten Finsteraarhornspitze reihen sich aneinander. Die Eismasse des Großen Aletschgletschers wälzt sich einem Riesenlindwurme gleich zu Tale. Und im Osten? Was soll ich all die Ketten und Gipfel namhaft machen, die wir mit Sicherheit enträtselten, wie Tödi, Rheinwaldhorn, Monte Leone, Bernina, Disgrazia, und jene, über deren Benennung wir im unklaren waren, die zu sehen wir vielleicht nur vermeinten! Tiroler Berge? — Kette an Kette, Gipfel an Gipfel! — Ein unzähliges Heer! Sie zu bestimmen, wäre eitle Mühe und würde den Genuß

[1]) Der Dom ist 4554 *m* hoch, Saas-Fee liegt 1798 *m*, also Unterschied 2756 *m*.

schmälern. In der Gesamtheit überblickt, bringt dieses Gipfelmeer jene Wirkung auf Geist und Gemüt hervor, die sich nur andeuten, nicht schildern läßt. Wie gewaltig sind diese Bergriesen, wenn wir sie einzeln vor uns in der Nähe haben, wie nivellieren sie sich, wenn wir sie in Masse, aus weiter Ferne, von hohem Standpunkte aus sehen! Tut man ihnen nicht zu viel Ehre an, wenn man sie Runzeln auf dem Gesichte unseres alternden Planeten nennt? — Und was bedeutet das Stäubchen, »Mensch« genannt, auf diesem, um einen keineswegs großen Fixstern, die Sonne, kreisenden Sphäroide?

Doch je kleiner und nichtiger der homo sapiens auch erscheinen mag, desto mehr freut er sich des unendlichen Schönen, das sich ihm bietet und nur ein kranker Geist kann über die Bescheidenheit der Menschen spotten, welche so gutmütig sind, auf dieser Erde Schönes und Gutes anzuerkennen. Wie wohltuend empfinden wir als Gegensatz zu der uns umgebenden Eis- und Felswelt das Heraufblinken der grünen Oasen aus dem Val di Vedro, Val d'Ossola und dem mit Wohnstätten dicht besetzten Val di Vigezzo! Wie ergötzt uns der Blick auf die ruhig schimmernden Flächen des Langensees und des Lago di Varese und die fruchtbare, norditalische Ebene, in deren Hintergrund die feine Spitze des Monte Viso, aus langgestrecktem Gebirgszuge sich erhebend, am Horizont das Bild abschließt!

Um mit Behagen die unvergeßliche Rundschau zu genießen, kehrten wir auf den Felsgipfel zurück und hielten die zweite Frühstücksrast. Um 1/22 Uhr rüsteten wir uns zum Aufbruche; diesmal suchten wir sobald als möglich den Felsgrat zu verlassen; beim Hinaufwege hatten wir uns bestrebt, den Einstieg in die Felsen baldigst zu gewinnen, denn das Klettern brachte uns rascher in die Höhe. Jetzt hatten wir Aussicht auf eine fröhliche Abfahrt; der Schnee war etwas erweicht, das Gefälle des Hanges so günstig wie möglich, gegen das Zwischenbergjoch verringert es sich dermaßen, daß jede Rutschpartie zum Stillstand kommen muß. Zuerst sitzend, später stehend, glitten wir hinab; um 1/23 Uhr waren wir beim Gepäck angelangt. Noch ein kurzer Imbiß und ein Blick hinunter zum See, zur Isola Madre und Isola bella, dann ging's weiter zum Zwischenbergpaß und nach Almagell. Als wir um fünf Uhr an den freundlichen Hütten der Almagellalp vorüberkamen, konnten wir der Versuchung nach einem Fläschchen Wein nicht widerstehen. Wir zahlten wirklich gerne fünf Franken für eine Flasche recht guten Rotweines, freuten uns an den sauber und nett aussehenden Räumen der Wirtschaft und den nicht minder schmuck sich ausnehmenden Schaffnerinnen. Vier Betten stehen den Touristen zur Verfügung; wer von hier aus dem Weißmieß zustrebt, wird ruhigeren Schlummers sich erfreuen können, als wir in der Gemeinalpe.

Abends neun Uhr rückten wir im Hotel du Dôme in Saas-Fee ein. Den folgenden Tag verlebten wir in Gesellschaft biederer, deutscher Alpinisten. Freund Platz hatte hauptsächlich zu Studienzwecken auf einige Wochen sich in Saas-Fee einquartiert; Courvoisier, Ehlert und Mönnichs waren zu führerlosem Kraxeln versammelt.

Am 22. August, einem Sonntag, änderte sich das Wetter; der Samstag war auch zu schön gewesen, so konnte es nicht lange bleiben. Wir gaben daher die Tour über das Alphubeljoch auf und eilten hinaus über die Gemmi ins Berner Oberland. Die Touren, welche dort mit den braven Tirolern ausgeführt worden sind, gehören nicht in den Rahmen dieser Schilderungen.

Portjengrat Weißmies Trifthorn

Gezeichnet von E. T. Compton.

Lichtdruck der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G, München.

Weißmies vom Laquinhorn aus.

Die Miemingerkette.

Ein Beitrag zu ihrer eingehenderen Kenntnis.

Von

Dr. O. v. Unterrichter, Dr. O. Ampferer und Dr. Gustav Beyrer.

Einleitung.

Im Bereiche der nordtirolischen Kalkalpen nimmt die Wettersteingruppe eine bedeutsame Stellung ein. Ihr zweitmächtigstes Glied ist jener formschöne, scharf ausgeprägte Zug von herrlichen Bergen, welcher nach dem südlich vorgelagerten Mittelgebirge von Mieming den bezeichnenden Namen »Miemingerkette« führt. Der Waldsattel von Holzleiten trennt sie vom Simmering-Tschirgantstock, der Fernpaß mit seinen Seenspiegeln von den nordöstlichen Lechtaleralpen, die sumpfige Hochfläche der Pestkapelle und das wildreiche Geistal von dem Wettersteingebirge; im Osten findet sich die Höhe von Buchen und das tief eingerissene Kochental als Begrenzung gegen die wellige Hügellandschaft von Seefeld und Mösern.

Die touristische Erschließung der Miemingerkette begann mit den führerlosen Wanderungen des zu früh verblichenen Hermann v. Barth im Sommer 1873. Ihm folgte A. Waltenberger, der eine erschöpfende orographische Studie mit einem Vorworte und den Ersteigungslinien H. v. Barths 1882 als Frucht seiner Tätigkeit vorlegte. In den folgenden Jahren brachte Ferdinand Kilger, den mit seinem treuen Führer Paul Probst die Erde deckt, die wieder in Vergessenheit geratenen Miemingerberge in Erinnerung durch Wiederholung der Barthschen Touren und Auffindung mehrerer neuer Pfade. Sein unbestrittenes Verdienst ist es, mit Wort und Bild Anhänger für sein Lieblingsgebiet geworben zu haben; ihm verdankt man die Errichtung der Schutzhütte im Alpel und die Fürsorge der Sektion München unseres Vereines für diese Bergkette. Teils vor, teils neben ihm entfaltete Ludwig Purtscheller, der Vielgewanderte, seine längst erprobte Tatkraft. Eingestreut in diesen Abschnitt erfolgten vereinzelte Unternehmungen auf hervorragende Gipfelhäupter.

Bisher erstreckte sich die erschließerische Tätigkeit auf die Gewinnung der bedeutendsten Erhebungen der Hauptkette von den bestzugänglichen Seiten aus, während die Nebenkämme mit Ausnahme der Sonnenspitze, die dank ihrem herausfordernden Auftreten ihre oftmalige Bezwingung fand, sich keiner Berücksichtigung erfreuten. — Die unvermeidlichen Namensverschiedenheiten und Unrichtigkeiten teilweise zu beseitigen, blieb den verdienstlichen Aufsätzen Karl Gsallers vorbehalten.

Das Jahr 1894 bezeichnet eine Wendung; es beginnen die ergänzenden Bergfahrten nach verfeinertem Geschmack von Innsbruck und München aus. Noch unbetretene Höhen, die Grate und gemiedenen Nordflanken werden heimgesucht, die Besucherzahl steigt und mit ihr das Interesse an der weiteren Erschließung der Bergkette. Hierbei aufgetauchte Zweifel und Widersprüche zu beseitigen, gehäuften Stoff zu sichten, Selbstgeschautes im Gedenken an manche frohe Stunde in der einen und anderen Richtung wiederzugeben, sei Zweck der folgenden, durch Freundeshand verbundenen Zeilen.

Zur Orographie und Nomenklatur.[1])

Die Miemingerkette zieht im Allgemeinen in ost-westlicher Richtung vom Sattel bei Buchen, 1262 *m*, zum Fernpaß, 1210 *m*; ihre seitliche Gliederung, voran die nördliche, ist auffallend stark und mannigfaltig.

Hauptkamm.

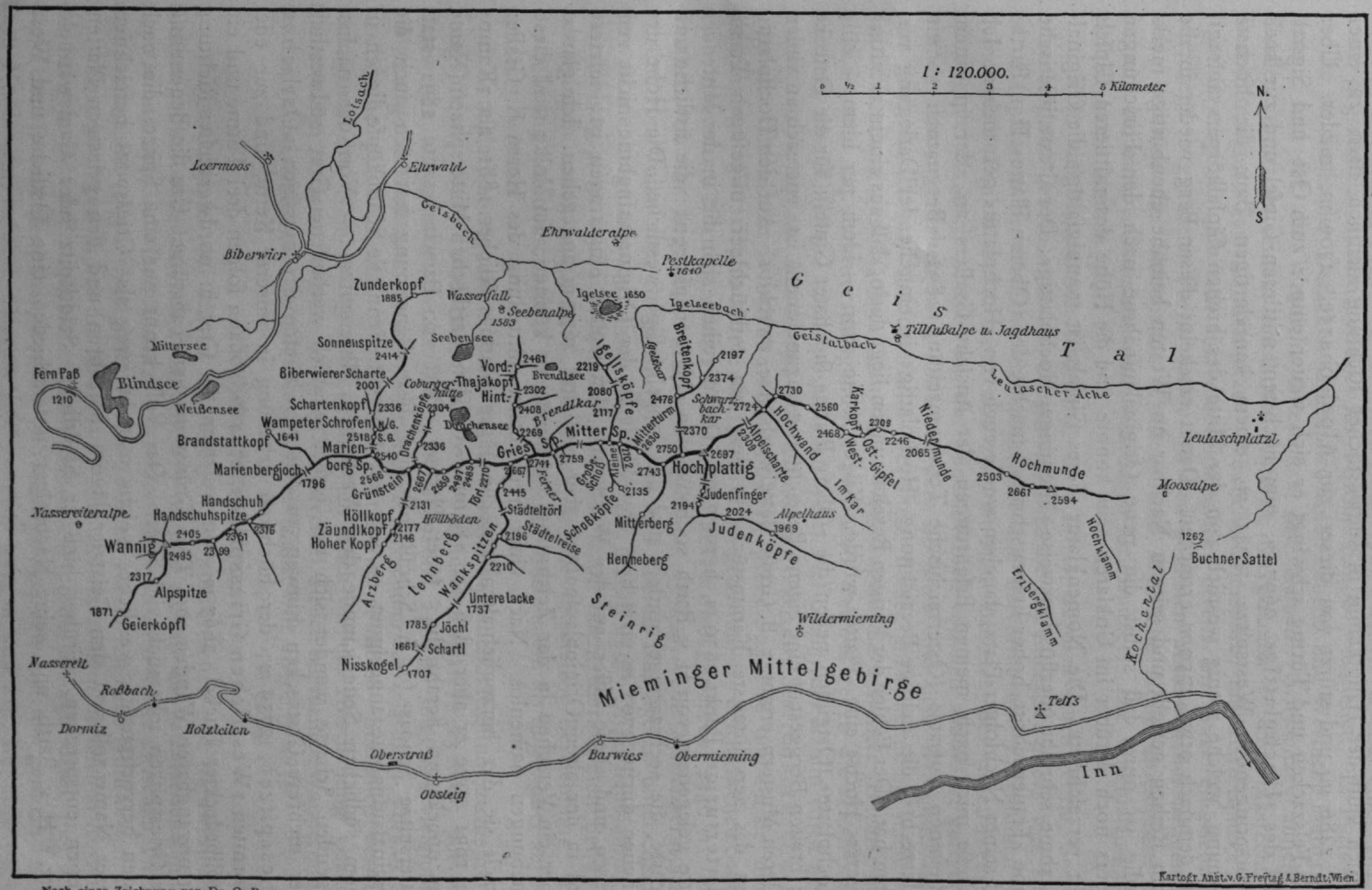
Von den Hütten der aufgelassenen Moosalpe (Buchner Alpel) steigt der Kamm zur »Hochmunde« oder »Hohen Munde«, und zwar zunächst zu einem breiten, runden Buckel, dem Ost- oder Signalgipfel, 2594 *m*,[2]) im Volke auch »niedere Spitze der Hochmunde« genannt, auf welcher am 14. August 1898 vom Radfahrverein Telfs eine 8½ *m* hohe Fahnenstange samt 3 *m* hoher und 1½ *m* breiter Fahne — alles von Eisen — errichtet wurde. (Bote für Tirol und Vorarlberg, Nr. 197 vom 31. August 1898). Durch eine Scharte, welche von einem darin aufragenden Felszahn den Namen »beim steinernen Manndl«, 2526 *m*, führt, getrennt, folgt die höchste Erhebung, Nase oder Platte, 2661 *m*. Von der nächsten Einsenkung zieht der Grat in nordwestlicher Richtung zersplittert zum Westgipfel der Hochmunde, 2503 *m*, dann stetig absinkend, einmal von einer Kerbe unterbrochen, zur »Niedermunde«, 2065 *m*; eine höckerartige Anschwellung vorher ist mit 2153 *m* vermessen. Der Name »Hochmunde« (»Munt'n« wird gesprochen) ist nun allgemein gegenüber den früheren unrichtigen Ausdrucksweisen »der hohe Mund«, die hohe »Mundi« gebräuchlich. Die Karte Peter Anichs von 1772 schreibt »Mundeberg« und »Niedermundeberg«, die große Karte von Burglechner aus dem Jahre 1629 »Monta« und im Gejaidbuch Karl von Spaurs (1500) ist vom Gebirge »Muntan« die Rede. Daher dürfte die Annahme Chr. Schnellers (Beiträge zur Ortsnamenkunde Tirols, 1893) richtig sein, daß in »Munde« die romanische Bezeichnung für Berg, mons, steckt. — Das Bedürfnis, aus dem Westgipfel der Hochmunde einen eigenen Gipfel zu machen (Waltenberger spricht von »dem Niedermunde«, Kilger in Anlehnung daran vom »steilwandigen Gipfel der Niedermunde«) ist nicht vorhanden; ebenso ist die Bezeichnung »Niedermundesattel« für niedere Munde, Niedermunde, zu schleppend. Der Name »Thörl« der alten Spezialkarte für dieses Joch ist ungebräuchlich. — Das Gehänge der Hochmunde ist südwärts von zwei tiefen Schluchten durchsetzt, der Erzbergklamm und der Hochklamm; die Schutthalden dieser Seite am Fuße des Gewändes führen den Namen »Hochgries«.

Von der Niedermunde zieht der Kamm unter Zackenbildung, die erste mit 2246 *m* vermessen, westwärts, sich plötzlich zum viereckigen »Karkopf« (Ost- und Westgipfel, letzterer 2468 *m*) emporschwingend; ein Vorkopf trägt die Höhenziffer 2309 *m*. Über Grathöcker hinweg, einer derselben 2569 *m*, geht es in nordwestlicher Richtung zum Ost-, eigentlich Nordostgipfel, der »Hochwand« oder »Totenwand«. Ein schmaler Grat verbindet ihn mit dem niedrigeren Südwestgipfel, 2724 *m*; demnach dürfte die höchste Spitze auf 2730 *m* zu veranschlagen

---

[1]) Der in diesem Bande der Zeitschrift zum Abdruck gebrachte Teil der vorliegenden Monographie entstammt der Feder des Herrn Dr. G. Beyrer, mit Ausnahme des geologischen Teiles (Seite 219 bis 223), welchen Herr Dr. O. Ampferer bearbeitet hat. Die Schriftleitung.

[2]) Sämtliche Höhenangaben sind der neuen Originalaufnahme 1 : 25 000 entnommen. Das Blatt Zirl—Nassereit der verbesserten Spezialkarte 1 : 75 000 ist leider immer noch nicht erschienen. Gegenwärtig die besten und handlichsten Übersichtskarten für die Miemingerkette sind das Blatt 672 (Mittenwald) der Karte des Deutschen Reiches (1 : 100 000) — siehe Mitteilungen 1898 — und die mustergültig, nach den Neuaufnahmen der neunziger Jahre farbig hergestellte österreichsche Generalkarte (1 : 200 000) des k. u. k. militär-geographischen Institutes vom Jahre 1898 (mit Nachträgen vom 20. Mai 1899), welche bereits die Koten der neuen Originalaufnahme (1 : 25 000) und eine tadellose Nomenklatur — von Kleinigkeiten abgesehen — enthält.



Nach einer Zeichnung von Dr. G. Beyrer.

Kammverlaufskizze der Miemingerkette.

sein. Die alte Spezialkarte enthält in diesem Gebiete große Fehler. Nach raschem Abbruch läuft der Hauptkamm in südwestlicher Richtung ziemlich flach zu einer Ecke, 2486 *m*, und stürzt von dieser zur Alpelscharte, 2309 m, nieder. Über wilde Felszacken und Türme schwingt er sich weiter empor zum Ost- und Signalgipfel des »Hochplattig«, 2697 *m*, zum höchsten, mittleren Gipfel und zur keck hervorspringenden Westspitze, 2743 *m*, einem kanzelartigen Bau; die höchste Erhebung, welche wenig westlich von der Mitte des breiten Gipfelkörpers aufragt, muß demnach etwa 2750 *m* erreichen. Damit erscheint dieser Berg wieder in die ersten Reihen gestellt und seinem Nachbar im Westen beinahe ebenbürtig; merkwürdig ist nur, daß selbst die neue Originalaufnahme nach den Forschungen Kilgers noch darüber im Unklaren sein konnte und die Höhe des mittleren Gipfels nicht verzeichnete. Die Nomenklatur dieses Gipfels ist mannigfaltig; die Originalaufnahme schreibt überflüssigerweise »Mieminger Hochplattig«. Der älteste, poetische Name »Frauenschritt, hoher Frauenschritt«[1]) machte der »Oberen Platte« H. v. Barths und seiner Nachfolger Platz; daneben wurde auch von »Hochplatte« gesprochen. Ich schließe mich nach meinen Erfahrungen der Ansicht Gsallers an, der in einem gediegenen Aufsatze (Österreichische Touristenzeitung 1892, »Bergnamen — ein Volksrecht«) die richtige Bezeichnung »Hochplattig« in eingehender Darlegung vertreten hat. Der Fehler der übrigen Bezeichnungen liegt darin, daß aus einem »Plattig« (Oberes-, Hoch-) eine »Platte« wurde. Kilger setzte dann — idem per idem — eine »Hochplatte« (Ostgipfel) neben die »Obere Platte« (höchster Gipfel); für die Ostecke der breiten Berggestalt eine eigene Bezeichnung anzunehmen, ist, wie sich an vielen anderen Mustern ergibt, z. B. Große Bettelwurfspitze, zwecklos. Auf den Hochplattig folgt das zersplittertste Kammstück, in dem ein rotbrüchiger, ungefüger Turm, »Mitterturm«, Punkt 2630 *m*, hervorragt. Daran reihen sich die in der Mitte der Kette gelegenen, von H. v. Barth so benannten »Mitterspitzen«: die östliche und höchste, die sechszackige mittlere und die doppelgipflige westliche. Die Höhe der östlichen dürfte 2702 *m* erreichen, obwohl sie in der Originalaufnahme nicht vermessen und diese Ziffer auf der Westlichen Mitterspitze eingetragen ist; letztere wird in der alten Originalaufnahme aber bloß mit 2673 *m* angegeben. Ich glaube daher ein Versehen in der Zeichnung annehmen zu können. Im Volke sind diese Erhebungen namenlos. Nach einer freundlichen Mitteilung des Herrn K. Gsaller sprach sie der herzoglich-altenburgische Jäger Mathias Klieber 1881 als »Kamp« an; 1891 sagte er aber, daß der »Kamp« von den Barthschen Mitterspitzen (Name ihm unbekannt) herabzieht. Josef Plattner, Wirt von Barwies, sagte 1891 statt Mitterspitze Schoas- (d. h. Schoßkopf) und diese Benennung hat sich auch die Originalaufnahme angeeignet — aber mit Unrecht, denn die Schoßköpfe liegen in einem südlichen Seitenkamme der Westlichen Mitterspitze. — Von der nächstfolgenden Scharte wendet sich der bisher westlich verlaufene Grat südwestlich über mehrere Gratzacken hinweg zu den vier Köpfen der massigen »Östlichen Griesspitze«, 2759 *m*, der höchsten Erhebung in unserer Kette, und zur edel geformten »Westlichen Griesspitze«, 2744 *m*; sodann folgen drei Türme und ein geröllbedeckter Buckel, 2667 *m*, von welchem der Grat in nordwestlicher Richtung mit ungangbaren Wänden zum Törl (Grünsteinscharte) abstürzt. Um die Benennung der Griesspitzen tobt auch viel Streit. Das Volk kennt nur eine Spitze, die nach Süden hervortretende, westliche, welche man kurzweg als »Griesspitz« bezeichnet; dieser Name soll von den Geistaler Jägern herrühren und den griesigen Plattenhängen entsprechen. Früher hieß er Städtlberg, Städtlspitz oder Gamswannelespitz. H. v. Barth und seine Nachfolger unterschieden eine Östliche und West-

[1]) Siehe Reymanns Spezialkarte, Blatt Oberinntal-Innsbruck.

liche Hohe Griesspitze, welcher Name sich vom »Hohen Gries«, einer aus der Luft gegriffenen Ausdrucksweise für »Große Schoß«, herleitet. L. Purtscheller wollte an Stelle der Östlichen Griesspitze eine Östliche und Westliche Fernerspitze setzen und für die Westliche Griesspitze den Namen »Griesspitze« annehmen. Gsaller vertritt in seinem erwähnten Aufsatze (Bergnamen — ein Volksrecht) die Bezeichnungen »Gamswannenspitze« (Westliche Griesspitze) und »Griesspitze« (Östliche Griesspitze). Da sich aber die »Griesspitze« bereits im Volke eingelebt hat, allerdings in gekürzter Form, wähle ich den goldenen Mittelweg der Bequemlichkeit, beseitige die schleppende »Östliche und Westliche Hohe Griesspitze« und beharre bei einer »Östlichen und Westlichen Griesspitze«. Die Originalaufnahme enthält keine Namen.

Vom viel begangenen Übergang des »Törl«, 2270 *m* (auch Törle, Seeben- oder Hölltörl gebräuchlich — Grünsteinscharte ist ein Literaturname!), weg steigt der Hauptkamm in westlicher Richtung über drei hervorragende Erhebungen (die gemessenen Punkte 2485, 2497 und 2559 *m*) zum Dreizack des »Grünsteins« (Mittelgipfel als höchster 2667 m), der seinen Namen von den südöstlich gelegenen grünen Plätzen erhalten hat. Zwischen dem höchsten und dem Westgipfel lugen vier schlanke Finger, abenteuerliche Gestalten, herab; man nennt sie nach den, der Bearbeitung des Flachses dienenden Werkzeugen die »Hachel« (Hechel) oder »Riffel«, und das darunter gelegene Kar im Süden, welches gegen die »Höllböden« abstürzt, das »Riffeltal«. Beim gespaltenen Westgipfel nimmt der Kamm einen nordwestlichen Verlauf an. Auf die tief eingeschnittene »Östliche Marienbergscharte« folgt der Obelisk der »Östlichen Marienbergspitze«, 2566 *m*, und auf sie, durch die gangbare »Westliche Marienbergscharte« getrennt, das einem breiten Schuttdach aufgesetzte Hörnchen der »Westlichen Marienbergspitze«, 2540 *m*. Südwestlich von ihr liegt das »Marienbergjoch«, 1796 *m*. Die Marienbergspitzen werden vom Volke zum Grünstein gerechnet und nur die Kundigeren unterscheiden den »Marienberg« hiervon; dieser Name findet sich auch in der Originalaufnahme. — »Marienbergspitzen« und »Marienbergscharten« sind einem touristischen Bedürfnis entsprungen unter möglichster Anlehnung an die ortsübliche Bezeichnung. Die Bezeichnung »Marienschrofen« besteht nicht und muß zudem als ungeeignet zurückgewiesen werden.

Vom Marienbergjoche hebt sich der Kamm in südwestlicher Richtung zu mehreren Felsgebilden, dem »Handschuh«, und zur »Handschuhspitze«, 2316 *m*; auf drei Gratwellen (die gemessenen Punkte 2351, 2399 und 2405 *m*) folgt das vielgipflige »Wannig« (höchste Spitze 2495 *m*), welches mit einem kanzelartigen Vorbau zur Hochfläche der Mittenau-, Nassereiteralpe, 1750 *m*, abbricht. Bezüglich der Berechtigung des Namens »Wannig« halte ich mich an die Anschauung Gsallers (siehe seinen Aufsatz: Bergnamen — ein Volksrecht!), die ich bei meinen Wanderungen bestätigt fand, entgegen der Meinung Kilgers (Zeitschrift 1890, S. 263).

Nördliche Seitenkämme.

Vom Ostgipfel der Hochwand zweigen in nordöstlicher und nordwestlicher Richtung zwei unbedeutende Felsrippen ab; letztere enthält die gemessenen Punkte 2455 *m* und 2317 *m*. Ihre Abstürze bewundert man auf dem Wege zwischen Tillfuß und Pestkapelle. Vom Westgipfel strahlt auch ein kurzer Ast nach Nordwesten aus.

Vom höchsten Gipfel des Hochplattig löst sich in seinem nördlichen Absturze ein Felsgrat los, der zunächst zu einer Scharte, 2370 m, absinkt, dann aber zum Gipfel des »Breitenkopfes«, 2478 m, sich aufschwingt; von letzterem geht ein Flügel nach Nordosten, welcher einzelne Erhebungen, 2374 *m* und 2197 m, aufzuweisen hat, die sich vom Geistal als pralle Mauern zeigen.

Der zweite, bedeutende Seitenkamm schließt am Nordgewände der Mittleren Mitterspitze an den Hauptkamm an; nach mehreren Köpfen, von welchen der höchste, der »Hintere Igelskopf«, 2127 *m* mißt, zeigt sich eine schmale Lücke, 2080 *m*, als mühselige Verbindung zwischen den beiderseitigen Karen, die ich »Igelsscharte« nenne. Über derselben ragt der doppelgipflige »Vordere Igelskopf«, die niedrigere, mit einer Stange gezierte Norderhebung, 2219 *m*, und die um einige Meter höhere Südspitze auf. Breit stürzt er zur sumpfenden Mulde des Igelsees, 1550 *m*, dem tiefsten Punkte auf der welligen Hochfläche der Pestkapelle, ab, knapp neben welcher südöstlich die Wasserscheide, 1640 *m*, liegt. Die Bewohner Ehrwalds nennen diesen Frühsommersee in ihrem Gebiete, der sonst ein abflußloses Gewässer, wohl manchmal auch bloße Weide darstellt, Igelssee, die ganze Gegend »im Igels«. Die Leutascher hingegen sprechen von Negelsee (Bezeichnung der Originalaufnahme) und Nigelsee; v. Barth heißt ihn Siglsee, Waltenberger Negels- und später Negelessee, Peter Anich (1772) Siglsee. Der Name kommt wahrscheinlich von den in dieser Lache zahlreich vorhandenen Roßegeln, welche von den Ehrwaldern »Igel«, den Leutaschern »Negl« (Ähnlichkeit mit wirklichen Nägeln?) oder »Nigl« genannt werden. Um dem Volksnamen sein Recht zu wahren, ziehe ich die schriftdeutsche Form »Egelsee« (siehe Österr. Alpenzeitung 1897) zurück. Für den in Frage stehenden Gipfel, der die Erörterung veranlaßt, hört man am häufigsten Igelskopf (so auch die Originalaufnahme), daneben Igelseekopf; die kürzere Form dürfte sich mehr empfehlen. Herr K. Gsaller hörte (nach einer freundlichen Mitteilung) für denselben durch den Oberjäger von Leutasch im Jahre 1883 den Namen »Mitterkarkopf«. Das Kar zwischen Breitenkopf und Igelskopf heißt »Igelskar« (wohl auch Igelseekar), der aus ihm kommende Bach merkwürdigerweise »Igel-, Negelseebach« (Hinweis auf das ehemalige Seebecken des Igelsees mit Abfluß?) und in seinem weiteren Laufe Geistalbach und Leutascher Ache. Kilger läßt ihn richtig im Igelskar entspringen, dann den Negelsee (!) durchfließen, woraus er den Namen »Negelseebach« ableitet; einen bedeutenden Zufluß des Geistalbaches aus dem »Schwarzbachkar«, den »schwarzen Bach« (Schwarzbach), der diesem Kar den Namen gegeben, nennt er »Schwarzbachkarbach« (!). Bald darauf erwähnt er den kleinen Negelsee am Nordfuß des Breitenkopfes (!) (Zeitschr. des D. u. Ö. A.-V. 1890, S. 261 und 262).

Seebensee.

Gerade unter der Östlichen Griesspitze löst sich vom Gewände ein Schuttrücken los, der in seinem bogenförmigen Verlaufe das »Brendl- oder Brandlkar« (nach dem »Brand« am nördlichen Karabhang benannt) in zwei Stufen teilt; in der unteren liegt der »Brendlsee«.

Als dritter Seitenkamm ist der Thajakamm zu nennen, der sich westlich von der Östlichen Griesspitze — nicht östlich von derselben, wie Kilger sagt — abscheidet; nach einem flachen Schuttsattel, 2269 *m* (ich nenne ihn »Hinteres Thajatörl«), hebt er sich über ein morsches Felsgebilde zum »Hinteren Thajakopf«, 2408 *m*; dieser stürzt nördlich in eine Scharte ab, 2302 *m*, das »Vordere Thajatörl« (gewählter Name), und auf ihn folgt der langgezogene Rücken des »Vorderen Thajakopfes«, 2461 m. Dessen Nordwände, von Rinnen und Rissen durchfurcht, stellen sich prächtig dar von der Seebenalpe, 1583 *m*, deren Hütte, Thaje (churwälsch, vom lateinischen ategia = Hütte; siehe Schneller, Beiträge zur Ortsnamenkunde Tirols) ihm den Namen gab. Der auf Verwechslung beruhende Literaturname »Teilkopf« ist abzuweisen.

Ein weiterer Seitenkamm setzt unter dem höchsten Gipfel des Grünsteins ein, bildet zunächst die schuttbedeckte »Hintere Drachenscharte« (gewählter Name), sodann eine Reihe dräuender Felszacken, für deren höchste, südlichste Erhebung, 2336 *m*, sich der Name »Hinterer Drachenkopf« empfiehlt (gewählter Name). Über die »Vordere Drachenscharte« (gewählter Name) erreicht der nordöstlich ziehende Grat den »Vorderen Drachenkopf«, 2304 *m*, und damit sein Ende. Die Ehrwalder heißen ihn in ihrer Mundart »Draggenkopf«; die Mieminger, denen die Alpe Seeben gehört, haben keinen Namen dafür. An den Ostwänden ruht der Drachensee (Sage von einem Seeungetüm); tiefer unten blaut der Seebensee (-Seensee!), von den Älplern »unterer See« genannt im Gegensatze zum »oberen« oder Drachensee. Das Kar zwischen dem genannten Kamm und einer Seitenrippe, die sich vom Punkte 2485 *m* im Ostgrate des Grünsteins ablöst, nenne ich »Westliches«, jenes unter den Wänden der westlichen Griesspitze — im Osten vom Thajakamm begrenzt — »Östliches Drachenkar«; quer durch letzteres führt der Weg zum Törl empor.

Der letzte bedeutende Seitenkamm zweigt von der Westlichen Marienbergspitze, 2540 *m*, ab. Nach einer engen Scharte, für welche sich der Name »Schwärzscharte« in Anlehnung an die an ihrer Westseite eingeschnittene Schlucht empfehlen würde, folgt der gewaltige Bau des »Wampeten Schrofens«; zunächst der mit 2518 *m* vermessene, höhere Südgipfel und, durch einen Zacken von ihm geschieden, der Nordgipfel. In ziemlicher Tiefe zweigt von ihm nach Nordwesten ein mit Wald untermischter Felsrücken ab, der im »Schachtkopf«, 1644 *m*, an der Silberleite sein Ende erreicht; ein kurzer Ast strahlt auch nach Nordosten. Der Name des Berges stammt von den bauchigen Westabstürzen; in Biberwier hört man ihn manchmal nach seinem Erzreichtum »Silberleiter« nennen. Auf ihn folgt, durch eine kleine Scharte geschieden, ein Felsgerüste von emporgestauten Schichtköpfen des Wettersteinkalkes, der »Schartenkopf«, 2336 *m*, im Volke ohne Namen. Zwischen ihm und dem nordöstlichen Seitengrat des Wampeten Schrofens liegt ein Kar eingebettet, durch eine Felsstufe in zwei Teile geschieden, das »Schartenkar« (gewählter Name). Den öden Trümmerkessel zwischen Vorderem und Hinterem Drachenkopf, Grünstein, Marienbergspitzen und Wampetem Schrofen nenne ich nach der in seiner Umrahmung gelegenen Schwärzscharte »Schwärzkar«; an seinem Ausgange dehnt sich eine wellige, von kleinen Mulden und Hügeln gebildete, magere Weidefläche aus, das »Grubach« oder »Grubig«. Die »Biberwiererscharte«, 2001 *m* (»Schartl« oder »Scharte« — so auch die Originalaufnahme — kurzweg genannt), wurde von Kilger irrtümlich als »Schwärz« in die Literatur eingeführt und der Name damit gerechtfertigt, daß dieser Übergang von Seeben nach Biberwier von Schwärzern, das ist Schmugglern viel benützt worden sei. Die »Schwärz« hingegen ist jene, von eigentümlichen schwarzen Schiefern gebildete Schlucht, die zwischen den Nord-

wänden der Westlichen Marienbergspitze und dem westlichen Gehänge des Wampeten Schrofens nach Nordwesten von der »Schwärzscharte« herabzieht; man bezeichnet sie auch als »Schwarzes Brett«. Meine Gewährsmänner hiefür sind mehrere Knappen, die ich im Juli 1896 an der Silberleite traf; Förster Haller von Obsteig und die Ganghoferschen Jäger Auer von Obsteig und Mayr aus Obermieming.

Im Norden der Biberwiererscharte erhebt sich der formenschönste Bau der Miemingerkette, die nicht mit Unrecht dem Matterhorn verglichene »Sonnen- oder Sonnspitze« (der höhere Südgipfel 2414 *m*); sie stürzt zunächst auf eine Stufe, welcher der »Zunderkopf«, 1885 *m*, entragt. Daran setzt glatte Steilwand zur »Langen Lähn« ab.

Vom Wannig zweigt nördlich ein unbedeutender Seitenkamm ab, der bald nordöstlich umbiegt und mit einem, am Marienbergjoch, bei Punkt 1823 *m* entspringenden, nordwestlich zum Brandstattkopf, 1641 *m*,[1]) ziehenden Ast eine breite Schuttreise, das »Bergltal« (Berglstal) einschließt. Dasselbe geht in seinem obersten Teile in die Schutthalden am Nordostfuße des Wannig über. Das »Bergltal« und die »Brandstatt« finden sich bereits in einer interessanten Urkunde vom 9. August 1559 (Ferdinandeum zu Innsbruck, Urkundensammlung Nr. 957),[2]) in welcher ein Streit zwischen den »gemeinen Nachbarschaften auf Barwies, zu Frohnhausen, See, Gschwend, Aschlen (Aschland) und derselben ihrer Mitverwandten, alle auf dem Miemingerberg einerseits, und der Gemeindenachbarschaft zu Biberwier andererseits von wegen des »Wunn-, Weide- und Blumbesuch auf der Alpen, genannt Marienberg« des langen und breiten dargetan und entschieden wird mit Festsetzung der bestrittenen Grenzen.

Südliche Seitenkämme.

Vom Westgipfel der Hochwand strahlt nach Südosten ein Felsgrat aus, der nach Bildung mehrerer Köpfe (einer derselben mit 1850 *m* in der Originalaufnahme vermessen) in Wald übergeht und das »Alpel« vom Tal »im Kar« scheidet. Die Schafweiden unter- und oberhalb seiner steilsten Stelle, über welche der gewöhnliche Südostanstieg auf die Hochwand geht, führen den Namen »Unterer (2060 *m*, Originalaufnahme) und Oberer Tiergarten«; seinen Fuß umziehen die üppigen Galtmähder »im Hinterecken« (Hinteregg'n). In einer Höhe von 1600 *m* überschreitet der neu angelegte, rot bezeichnete Weg vom Alpelhaus zur Niedermunde seinen Rücken. Der nordwestlich von der Übergangsstelle aufsteigende Hintereckenkopf gewährt schöne Ausblicke.

Am Signalgipfel des Hochplattig, in dessen Südostabstürzen sich das kleine Kar »im Metzen« befindet, setzt der Seitenkamm der »Judenköpfeln« ein, der in südlicher Richtung zum höchsten Judenköpfl, 2194 *m*, herabzieht; vor demselben ragt ein eher höheres, schlankes Turmgebilde auf, der »Judenfinger«, durch welches zwei schmale Scharten getrennt werden. An der nördlichen der letzteren (höchsten Judenscharte) mündet der mit langem Drahtseil versehene Kamin im Anstieg zum Hochplattig. Vom höchsten Judenköpfl zieht der übergrünte Kamm südöstlich über eine Einsattlung, die man »Judentörle« nennen hört, und welche als schwer auffindbarer Übergang in die Judenschlucht benützt werden kann, zu dem trigonometrisch vermessenen Punkte 2024 *m*, von welchem nach Südwesten ein Rücken hinabläuft, in seinem unteren Teile der »Ochsenbrand« genannt. Anschließend folgen in östlicher Richtung mehrere Köpfe, welche nördlich lotrecht zu den Schutthalden des

[1]) Die Spezialkarte (1:75000) schreibt »Bremstadtkopf«; der Name kommt hingegen zweifellos von Brand-, Brennstätte.

[2]) Ihre Einsicht wurde mir durch die Bemühungen des verdienten Kustos C. Fischnaler ermöglicht, dem ich an dieser Stelle bestens danke.

obersten Alpeltales abbrechen; am letzten derselben, 1969 *m*, gewinnt das Zwergholz die Oberhand. Den südöstlich ziehenden Waldrücken überschreitet der neu gemerkte, steile Fußweg zum Alpelhaus über das »Almmahdl« (kleines Mahd) in einer Höhe von etwa 1510 *m*.

Am Westgipfel des Hochplattigs zweigt ein kurzer Seitenkamm ab, der in seinem unteren Teil den »Mitterberg« oder »Vorberg« und »Henneberg« bildet und durch die Judenschlucht (»In der Jude«) von den Judenköpfeln getrennt wird. A. v. Pichler schreibt (Spätfrüchte, Anmerkungen zum Jörgel von Lahnsteig) »Juttenschlucht«, was auf eine Erklärung dieses Namens aus »Jutten« (Molke, latein. jutta) hindeutet und ganz gut zur Beschaffenheit des aus derselben kommenden Judenbaches, besonders nach stärkerem Regen und Gewittern, wann er infolge der bituminösen Kalke zudem weithin »stinkt«, wie die Mieminger sagen, paßt.

An der westlichen Mitterspitze löst sich ein Felsgrat ab, der »Schoßgrat«, dessen Ende die »Schoßköpfe« (der höhere westliche und der östliche mit 2135 *m*) bilden; der letzteren Abstürze führen den Namen »Unteres Plattig«. Der Schoßgrat trennt die Mulde der »Kleinen« von der »Großen Schoß« (»Schoas« gesprochen); letzere führt bei H. v. Barth den Namen »Hohes Gries«. Im Winkel zwischen Östlicher und Westlicher Griesspitze liegt in deren Südflanken ein öder Trümmerkessel mit Firnfeldern eingebettet, der »Ferner« genannt. Zwischen den Abstürzen der Östlichen Mitterspitze und des Westgipfels des Hochplattigs zieht die Neualpelreise herab; der Felsrücken in ihrem oberen, karartigen Teil heißt »Neualpelskopf«.

Am westlichen Vorgipfel, 2667 *m*, der Westlichen Griesspitze zieht gegen Südwesten zum »Gamswannele« (nicht Gamswanne!), 2445 *m*, ein weiterer Seitenkamm. An den Südflanken liegen die den Namen gebenden Weideplätze der flüchtigen Grattiere; östlich von denselben, doch etwas tiefer, 2200 *m*, im Südabsturze der Westlichen Griesspitze, befinden sich auf einer »basteiartig« (in der Literatur zuweilen »Bastei« genannt!) vorgeschobenen Felsecke ebenfalls spärlich begrünte Flecken, die früher bedeutend größer waren und »Gamsanger« genannt werden. Das Gamswannele bricht steil in abenteuerlichen Felszacken zum »Städtltörl«, 2020 *m*, nieder; von diesem zieht gegen Osten die »Städtelreise« zum Ursprung des »Städtelbaches« hinab. Die Böden im Städtelbachquellgrund südlich der Reise heißt man »s' Tiergartl«. Der Name »Städtel« (verkürzt Städtl, dann Stödel, Stettel) deutet nach einer Sage auf eine versunkene Stadt, die an Stelle des heutigen »Steinrich«, »Steinrig«, gestanden. Die Originalaufnahme schreibt Steinreich; in den tirolischen Weistümern, Band 2, S. 85, kommt »Stairach« vor, Peter Anich erwähnt eine »Örtlichkeit auf Steinerach« (— ach, eine Kollektivendung an Hauptwörtern, also »viel Steine«). Dies ist ein großer, von mageren Föhren überwachsener, älterer Bergsturz, der sich vom »Städtelbachquellgrund« südlich übers »Hochbücheleck« gegen Barwies vorschiebt, dessen letzte drei Häuser am Wege nach Lehnsteig noch heute den Namen »die Vorstadt« führen (siehe dazu: »Deutsche Alpensagen von Alpenburg, Wien 1861). Vom »Städteltörl« südlich liegen die Dolomitriffe des »Wank«, »Wankberges«; zunächst die doppelzinkige nördliche (niedrigste) Wankspitze, 2196 *m*, dann die höchste, mittlere und, durch einen Zacken von ihr getrennt, die südliche, 2210 *m*, welche nach Süden zur Lehnbergalpe sanft mit Weideböden abdacht, die dem Berge den Namen gaben (Wang oder Wank — ein mit Gras und Blumen bestandener, sanft geneigter Hang einer Alpe, ein von Natur mit Vegetation überzogenes Terrain im Gegensatz zu künstlich erzeugter Fruchtbarkeit — ein sehr altes deutsches Appellativ bei Ortsnamen; siehe Schmeller). Von der südlichen Wankspitze, auch Wankkopf geheißen, läuft ein Rücken südwestlich; der Hauptzug streicht südöstlich zu einer Einsattlung, die als Übergang

vom »Lehnberg« in die »Städtelreise« benützt wird, und wendet sich bei Punkt 2117 *m*, von dem nach Osten der »Wankgrat« abzweigt, südwestlich über den »schönen Boden« zur »oberen und unteren Lacke«, 1737 *m*, einem Übergang von der Lehnbergalpe nach Gschwend (Geschwende, Rodung). Letztgenannte Örtlichkeiten sind freie Wiesplätze, auf welchen sich früher Wasserlachen von einem in der Nähe befindlichen »Sprung« befunden haben sollen. Streitigkeiten zwischen Jägern und Hirten wegen des allzuhoch hinaufweidenden Viehes, welches das Wild verscheuchte, veranlaßten, daß ein Weidmann Quecksilber in den Sprung warf, worauf das Wasser in den Boden verlief; seither leidet das Galtvieh in dieser Gegend viel Durst. Auf die »untere Lacke« folgt der Zundernrücken des »Jöchle«, »Jöchl«, 1785 *m*, hernach das »Schartle, Schartl«, 1661 *m*, und als letzte Erhebung der »Nißkogel«, 1707 *m*, an dessen Südwestabdachung die Nißmähder (Galtwiesen) liegen. In diesen Bezeichnungen steckt wohl auch das noch immer nicht befriedigend erklärte Wort: »Iß«.

Vom Ost- und Westgipfel des Grünsteins ziehen südwärts Felsrippen, die das »Riffeltal« einschließen; dieses stürzt wandig zu einer breiten Einsattelung ab, den »Höllböden«, 2131 *m*, welche einen viel benützten Übergang vom Marienberg in die »Hölle« darstellen. In letztere, eine Geröllhalde zwischen Grünstein und Gamswannele, zieht die »Höllreise« herab. Oberhalb der Höllböden erhebt sich der nach Nordosten abfallende »Höllkopf«, 2177 *m*; südwestlich darunter liegt der »Arzleger«. Nach einer Einsattlung, von welcher in das Marienbergtal die wilde Klamm des Manndltales hinabläuft, folgt der »Zäundlkopf«, 2146 *m*; nach abermaliger Einsenkung der »Hohe Kopf«, über 2000 *m*. In der Originalaufnahme ist eine südwestliche Ecke als »Hoher Kopf« angegeben mit 1917 *m*; auch der Name des »Höllkopfes« ist zu weit südlich gerückt. In südwestlicher Richtung verläuft der Kamm unter dem Gesamtnamen »Arzberg« und stürzt mit den »Bödenschrofen« ober Arzkasten ab; an seiner Südostseite liegen die »Arzbergmähder«. Der Name kommt von dem einstigen großen Bergsegen, auf welchen noch verschiedene Stollen und die Erzählungen alter Knappen hinweisen; Arzkasten war die ehemalige Erzaufbereitungsstätte. Der genannte Seitenkamm scheidet das Marienbergtal vom Lehnbergtal; in letzterem rauscht in tief aufgewühltem Bette der »Sturlbach« (von sturlen, stürlen = stieren, wühlen), dessen Ufer mit erratischen Gesteinen besät sind. Im bereits erwähnten Gejaidbuch (1500) wird diese Gegend als Hirschengejaid im Gerichte Petersberg beschrieben wie folgt: »Sand Marieberg und Lönberg. Derselbe Berg liegt auf genanntem Miemingerberg und stoßt gegen Mitternacht an Ehrenbergergericht und abendshalben gen Nassereit wärts. Daran ist auch wohl Wildpret und dasselbe hetzt man auf genanntem Marienberg und vom Lönperg und flucht von denen Ende zu dem Hofe Weisland. Da richt man Netz und Seil, man legt auch vor die Netzstatt Schutzn und Windwart und das ist auch ein guts Hirschgjaid, dann das Wildpret nahend in die Schutzn lauft und sichtig ist.«

Von der Handschuhspitze zieht südwärts ein beraster Rücken zum »Gampen«, einer schönen Weidefläche, herab; westlich von diesem liegt ein alter Stollen mit herrlichem Wasser, die »Wassergrube«. Mit stämmigem Hochwald, einem Teil des Marienberger Reichsforstes, bekleidet, endigt er oberhalb Aschland, 1111 *m*, kopfartig.

Vom Wannig südwärts ragen bizarre Felsnadeln, von welchen ein Grat zur »Alpspitze«, 2317 *m*, zweigt, die südlich in jähen Wänden abstürzt und sich besonders kühn von Roßbach aus darstellt. In ihrem Gehänge liegt das »Geierköpfl«, 1871 *m*, und der »Rauhe Kopf«, 1709 *m*, tiefer unten die aufgelassenen, alten Berggruben »am Feigenstein«.

Zur Geologie.

In drei gegen Norden immer machtvoller emporbrechenden Felsenketten erheben sich zwischen Seefelder Senke und Fernpaß Hochgebirgskämme jenes hellen, silbergrauen Kalkes, der weiter im Osten die Zinken und Hörner des Karwendelgebirges erbaut. Aus Tälern und dunklen Vorgebirgen steigen die lichten Felsen hinan, wie berufen, am Himmel die Wetter zu weisen, eine Ruhestätte zu sein für schimmernde Nebel, für Morgen- und Abendröten, die sich tief und innig vor den bleichen Zinnen neigen.

Der südlichste dieser ungenau ost-westlich streichenden Kämme ist der Tschirgantzug, ein langgestreckter, eigentlich schon bei Telfs mit den Ausläufern des Achberges beginnender Rücken, der mit seinen schroffen Wänden unvermittelt aus der Innschlucht aufsteigt und jenseits flach und sanft als waldbedeckter Höhensaum die Mieminger Hochfläche berandet. Bei Mötz wird dieser Wall vom Klammbach durchbrochen, und erst von da westwärts, vom waldigen Grünberg an, erhöht sich diese Felsmauer; mächtige, steile Hochgebirgslinien treten vor, die fast alle an dem am Westende stehenden Tschirgant zusammenfließen und dem einsamen Berge, wie er so mitten im Talduft liegt, etwas vom Linienzauber des Vesuvs verleihen.

Gegenüber, jenseits der breiten Wald- und Wiesenlandschaft der Mieminger Hochfläche, bricht mit einem Schwung von der Hochmunde angefangen bis zum Wannig am Fernpaß eine hohe, geschlossene Felsenkette gegen Himmel, der Mieminger Hauptkamm; Schulter an Schulter stehen die breiten, grauen Gestalten und lassen nur hoch droben Lücken zwischen ihren Leibern. Grell und übermächtig türmt sich hier das weißliche Gestein über den dunklen Vorlehnen hinan, schon in der Farbe einen unverkennbaren Aufflug, eine Sehnsucht nach lichtdurchbrochenen Höhen.

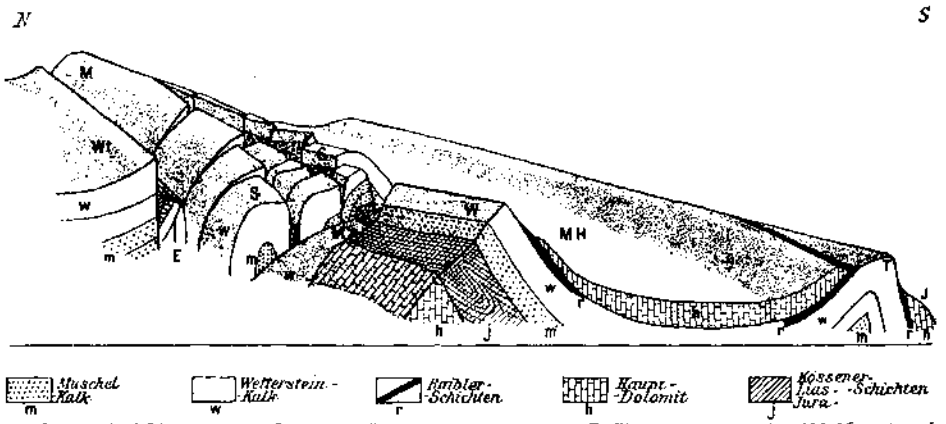
Aber während diese Kette dem Inntal eine einzige, pralle Mauer entgegenstellt, springen von ihr nach Norden hohe, zerspaltene Pfeilergrate hinaus, selbst wieder voll Drang, stolze Gipfel zu bilden; tiefe einsame Kare liegen an ihren Seiten, beseelt von stillen, kleinen Seen. Diese Berge lassen ihre hohen Plattenwände ins Geistal niederfallen, über dem dann, gewaltiger noch als alle früheren, die Felswälle des Wettersteins, die Zugspitze, ihre eisgekrönte Königin, weit über die Nordlande heben.

Alle diese mächtigen, kühnen Gebirge sind aus den festgewordenen Absätzen längst versiegter Meere gebildet, sie stellen eine gewaltige Folge dicker Meeresböden dar, die von den inneren Kräften unserer Erde aus dem Wasser gehoben, deren Zusammenhalt in einzelne Schollen aufgelöst wurde, die verschieden tief versenkt, endlich wieder durch ungeheuren, seitlichen Druck zusammengestaut wurden und darauf wahrscheinlich noch einmal stellenweise Versenkungen erfuhren.

Alle diese Erscheinungen würden klar und sinnfällig jedem in die Augen springen, der über diese Berge seinen Weg nehmen würde, wenn nicht eben während dieser Vorgänge, die im Vergleich zu unserem Lebensalter ganz riesig lange Zeiten erforderten, unausgesetzt Sturm und Regen, Sonnenschein, Schnee und Lawinen, Gletscher, Bäche, Flüsse, Erdbeben, Bergstürze, fast endlose Wechsel warmer und kalter Zeiten die Gesteine zerrüttet hätten und gewaltige Massen als Schutt und Schlamm fortgeführt worden wären und noch immer weggeschleppt würden. Darum sind die Bauten, welche die inneren Erdgewalten errichteten, nie vollständige gewesen, es war ein beständiger Kampf zwischen Aufbau und Niederbruch und nur der Überschuß in der Herausfaltung aus dem Erdinnern bildet unsere Gebirge. Es sind nur Ruinen, aber nicht in dem gewohnten Sinn, weil nie der

wirklich volle Bau bestanden, sondern nur im Vergleich zu einem gedachten Werke, das geworden sein möchte, wenn die zerstörenden Kräfte der Oberfläche nicht in einem fort dazwischen getreten wären.

Die Schichten oder Meeresböden nun, die bei der Bildung dieses Teiles der Nordalpen zutage treten, beginnen mit dem 200—300 *m* mächtigen Muschelkalk, einem Verband bald dunkler, bald heller, grauer Kalke und knolliger, wulstiger Plattenkalke, deren Schichtflächen mit roten und grünen, tonigen Überzügen bedeckt sind. Stellenweise liegen darauf schwarze, splittrige Tonschiefer und Mergel mit dünnen Kalklagen, die Partnachschichten, 40—60 *m*. Über diesen, meist sofort über dem Muschelkalk, folgt 800—1000 *m* stark, unten dunkelgrauer, dann silbergrauer, oft dolomitischer Kalk, meist prächtig geschichtet, der Wettersteinkalk. Er ist das Haupt- und Gipfelgestein dieser Gebirge und wird seinerseits wieder von schwarzen Schiefern und Mergeln, schmalen Kalkzügen, Oolithen und bräunlichen Sandsteinen, den versteinerungsreichen Raiblerschichten, 40—80 *m*, bedeckt. Diese gehen nach oben in allmählichem Übergang in einen bräunlichen,



Wt = Wettersteingebirge, M = Rohe Munde, G = Grünstein, S = Sonnenspitze, E = Ehrwalder Senkungsfeld, MA = Mareenberg Joch, W = Wannek, MH = Mieminger Hochfläche, T = Tschirgant, J = Inntal.

lebhaft geschichteten Dolomit über, den Hauptdolomit, 500—800 *m*, der beim Zerschlagen einen starken, bituminösen Geruch verbreitet. Seine Decke bilden schwärzliche, lettige Tone und Mergel, dunkelgraue Kalke, voll von Schalenresten kleiner Meerestiere, die Kössener Schichten, 20—50 *m*. Der grellweiße Dachsteinkalk, sowie die roten Kalke und Marmore des Lias sind wenig entwickelt; dafür bilden die roten und grünen, fleckigen Mergel und Kalke des oberen Jura, 200—300 *m*, stellenweise überkleidet von den weichen, grüngrauen Mergeln des Neokoms, meist furchtbar zerdrückt und zerknetet, die oberste Ausfüllung der tiefsten Einbrüche.

Um nun jedem, der sich für diese Dinge interessiert, ein anschauliches Bild zu geben, von welchen Verbiegungen, Hebungen, Einbrüchen der ehemals annähernd ebene Meeresgrund an dieser Stelle der Nordalpen betroffen wurde, ist die beistehende Ansicht verfertigt worden. Auf derselben ist das Gebirge, in schematischer Weise ergänzt und herausgehoben, so gezeichnet, wie es sich etwa von Westen und aus bedeutender Höhe gesehen, darstellen würde.

Dieses Vorgehen hat den Sinn, daß es dadurch gelingt, an einer ehemaligen Niveaufläche mit großer Anschaulichkeit das volle Ausmaß von Veränderungen zu zeigen, während diese dem Laien in dem wirklichen Gebirge dadurch entzogen werden, daß zur jetzigen Oberfläche nicht eine ursprünglich ebene Fläche ver-

bogen wurde, sondern daß diese bald den, bald jenen Meeresboden schneidet. Es ist dadurch für die Anschauung gewissermaßen eine Reduktion der Faltungen und Einbrüche auf eine Normalbasis gegeben. Wenn wir in dem Bilde einen der tiefsten Meeresböden, z. B. den Wettersteinkalk, festhalten, so ist der sofort auffallende Unterschied gegen das gewöhnliche Relief eine bedeutende Steigerung aller Erhebungen. Wenn vielleicht die sichtbare, relative Höhe des Gebirgskammes 16—1700 *m* beträgt, so ist die geologische Überhöhung nahe an 3000 *m*. An Stellen wo die jüngsten Schichten hohe, weiche Sattelungen bilden, sehen wir einen weit über 1000 *m* tiefen, engen Graben, dessen Abgrund diese völlig verhüllen. Kurz, wir sehen, in jeder Beziehung ist das Relief einer und derselben geologischen Zone weit ausdrucksvoller und gewaltiger als das des jetzigen Gebirges. Wenn wir uns jetzt zur näheren Besichtigung der geologischen Züge selber wenden, wird dieses Bild dabei den besten Führer gewähren.

Im Süden haben wir von Telfs bis gegen Imst ein größtenteils unvollständiges Gewölbe vor uns, das durch die Schlucht des Inns in der Weise zerschnitten wird, daß im Westen noch das ganze Gewölbe erhalten ist, von dort gegen Osten aber der Fluß sich immer tiefer in das Innere desselben gefressen hat, der auf der Strecke Silz-Mötz bereits den Kern, gewaltsam zerpreßten Muschelkalk, bloßlegt, von Mötz gegen Telfs aber sogar schon den Nordflügel Stück für Stück aufzehrt.

Großartige Bergstürze haben sich von den tief innerlich zertrümmerten Wettersteinwänden des Tschirgant gelöst und mit mächtigen Trümmermassen bis in den Eingang des Ötztales hinein dem Fluß den Weg verdämmt. Da sich über den Bergsturzmassen dicke, aufgelagerte Moränen befinden, so fällt die Zeit ihres Niederstürzens vor die letzte Vergletscherung und wohl wahrscheinlich in die Zeit eines Gletscherrückzuges, wo durch die ungeheuren Schmelzwasser Schutt und Felsen ihren Halt verloren.

Nach Norden hin ist der Abfall des Tschirgantgewölbes ein ganz regelmäßiger; riesige Massen des Hauptdolomits bilden die breite Mulde, auf der die schönen, freundlichen Weitungen der Mieminger Hochfläche liegen. In diese Gesteine hinein ward vor der letzten Großvergletscherung das uralte Innbett in gerader Fortsetzung des Gurgeltales eingegraben, und die alten, verkalkten Innschotter bei Imst, Nassereit, Schloß Klamm und bei Telfs geben ein ungenaues Bild eines breiten, später durch die ungeheuren Schuttmassen des Inngletschers verstopften Flußlaufes. Hier mag durch ihre Anhäufung der Boden so erhöht worden sein, daß der Inn einen tieferen Abfluß südlich des Tschirgant, vereint mit Pitztaler und Ötztaler Ache, fand. Das enge, romantische Stück Inntal von Telfs bis Imst, das so unvermittelt zwischen breiteren Talstrecken eingeschaltet erscheint, ist eben gegen diese um vieles als Haupttal jünger.

Aus der Miemingermulde steigen nordwärts bewaldete, von tiefen Schluchten zerrissene Vorberge eben desselben Dolomits empor, durch tiefe Scharten, in denen die weichen Raiblerschichten lagern, von der eigentlichen Felsmauer des Hauptkammes geschieden. Wir befinden uns hier im aufsteigenden Teil eines neuen, weit großartigeren Gewölbes, als dessen Südflügel der ungeheure Wettersteinkalkwall von der Hochmunde bis zur Heiterwand zu gelten hat.

Eine seltsame Erscheinung bietet uns nun dieses Gewölbe, denn es hat die Form eines Keiles, dessen schmale Seite die Hochmunde vorstellt, während er sich gegen Westen immer mehr verbreitert, bis er zum großen Teil am Einbruchsfeld von Ehrwald sein Ende findet. Dieser Gewölbekeil ist nun aber wieder nicht vollständig, sondern sowie das Gewölbe anfängt, breiter zu werden, beginnt auch schon seine Decke, sein First zwischen den steilen Gewölbeschenkeln zu zerbrechen und einzusinken. Diese Zerbrechung und Versenkung ist in der Gegend des

Drachensees, am Drachenkopf, am Wampeten Schrofen, am Schachtkopf, am Nordhang des Wannigs in großartiger Weise zu sehen, ja am Wannig sind junge Juraschichten unmittelbar bis zum Muschelkalk des Südflügels eingebrochen.

Aber nach der Versenkung des Firstes dieses weitgespannten Gewölbebaues war die zusammendrängende Erdbewegung noch nicht abgeschlossen, denn wir sehen, daß auch die eingebrochenen Stücke aufs neue heftig gepreßt und sogar überschoben wurden, ja daß an den Marienbergspitzen und an der Ehrwalder Sonnenspitze die zwei Flügelteile zu eigenen, einseitigen Gewölben verfaltet wurden.

Die schönen Seitengipfel im Norden des Hauptgrates bilden wieder in umgekehrter Schichtfolge: »Muschelkalk, Wettersteinkalk, Raiblerschichten und Hauptdolomit«, den Nordflügel der großen Wölbung, der sich in die spitze Mulde des Geistales hinabversenkt. Bituminöser Hauptdolomit und Raiblerschichten bilden hier die Talgrundlage, am jenseitigen Hang kommt wieder der aufsteigende Ast des außerordentlich einseitigen Wettersteingewölbes zur Entwicklung. Während bisher wenigstens ungefähr der Gebirgsscheitel mit dem Gewölbescheitel verlief, ist das eigentliche Wettersteingebirge eine hochgehobene Mulde, der Dreitorspitz-Plattspitzenkamm der Nordflügel, die das Geistal im Norden begleitenden Felsköpfe von den Gerenspitzen bis zu den Issentalköpfeln der Südflügel des südlich dazu gehörigen Gewölbes. In der Mulde werden an dem Schneefernerkopf viel bedeutendere Höhen erreicht als an irgend einem Teile des südlicheren Gewölbes, das mit eingebrochenem First gewissermaßen noch unter dem eigentlichen Gebirge liegt. Denn auch hier ist wieder wie im Miemingerkamm der höchste Teil des Gewölbes um mehr als 1000 *m* versenkt, junge Jura- und Neokomschichten füllen den tiefen, schmalen Graben zu und legen die weichen Jöcher und Mulden an den prallen Abfall der Wettersteinkette. So weich und so zerknetet sind diese roten und grünen Mergelmassen zwischen den herangepreßten Gewölbeschenkeln, daß sie wie eine homogene Masse von den Rinnsalen des Wassers zerfurcht werden. Dafür bietet am Gratdurchbruch des Gatterls der Hohe Kamm ein prächtiges Beispiel. Nordwärts vom Dreitorspitz-Plattspitzenkamm legt sich das Reintal als tiefe Mulde an das zerbrochene Gewölbe und am Schneefernerkopf sehen wir den steil erhobenen Kern derselben in einer Höhe von fast 3000 *m*.

Es ist hier nicht der Ort, auf die zahlreichen interessanten Einzelheiten dieser Gebirgsbaue einzugehen, die sich bei ihrer neuesten Erforschung gezeigt haben; es soll hier nur dem Leser ein anschauliches Bild der inneren Veranlagung dieser Berge geboten werden.

Wenn wir noch einmal im großen, etwa wie aus bedeutender Höhe, auf dieses Stück Alpenwelt blicken, so sehen wir hier drei immer mächtiger anschwellende Falten; die südlichste ist am Urgebirgsrand schräg abgeschnitten, die zwei nördlichen sind längs der Scheitel zerbrochen und versenkt. Das gewaltige Einbruchsfeld von Ehrwald gebietet sowohl den Faltungen des Wettersteingebirges als auch den nördlichen des Miemingerkammes energisch Halt. Bis auf das Marienbergjoch lassen sich die ausgreifenden Zacken dieses Senkfeldes verfolgen. In dem Südflügel des Miemingergewölbes, besonders aber in dessen Firstschollen, hat sich seit alters ein bedeutender Bergbaubetrieb auf Silber, Blei, Zink entwickelt und scheint gerade jetzt wieder in einen bescheidenen Schwung zu geraten.

Auf der Miemingermulde findet das forschende Auge die zahlreichen Spuren eines vertrockneten alten Flußlaufes, Moränen liegen darüber als Zeugen der Anwesenheit großer, aus den inneren Alpen strömender Gletscher; am Gipfel des Tschirgant, an der Niedermunde, am Marienbergjoch liegen ihre Irrblöcke als die Standzeiger ihrer gewaltigen Höhe. In den Nordkaren finden sich von diesen Gletschern keine Spuren; da lagen, wie zum Teil noch heute am Nordfuße des

Hochplattigs zwei völlig von Schutt verhüllte Eisfelder beweisen, eigene Gletscher, welche Ringwälle und Schliffbuckel in den Karen zurückgelassen haben. Im Geistal finden sich wenig Fremdgesteine; eigentlich nur am Westausgang, wo sie wohl von der Seefelder Seite hereingetragen wurden.

Die Ströme und Meere, die die Felsen gebaren, sie sind vergangen; im Beben der Erde spüren wir, daß die Gewalten der Tiefe, die über die Wasser siegten und die Länder zerknitterten, noch leben. Still und erhaben glänzen die Gletscher an den Stirnen der Alpen; wir wissen nicht, was ihnen einstens Kraft und Wachstum gegeben, bis in die Ebenen hinunterzulangen.

Dunkler, blauer Schein verwebt Tal und Wälder, einer trunknen Flut gleich treibt er die Wogen in Schluchten und Runsen gegen die hohen Zinnen, die fremd und schöner über der Bläue stehen, wie die Rosenbrandung vergehender Lichtermeere. Da ist's dem sinnenden Geist, als vermöchte er über den Zeiten zu stehen; fliehend rauschen die Jahrtausende vorüber, die Berge versinken, von fern her ziehen in schimmernden Bögen die alten, die uralten Meere, still hält das Glück des Erkennens seine Einkehr in die Seele.

Ersteigungsgeschichte.

Im allgemeinen ist auf die Arbeiten Kilgers, namentlich jene in der Erschließung der Ostalpen, 1. Band, zu verweisen, die durch die nachfolgenden Ausführungen ergänzt und berichtigt werden sollen; ferner auf die Darstellung der Besteigungslinien im »Hochtouristen« v. Purtscheller und Heß, sowie auf die Jahresberichte des akademischen Alpenklubs Innsbruck.

Hauptkamm.

Hochmunde. Eine der frühesten Besteigungen ist die eines gewissen Andrä Sauter (Tiroler Bote 1829, Nr. 102 und Mitteilungen 1901), der dieselbe, wie folgt, beschreibt: »Vom Dorf Telfs aus gelangt man nach 4—5 Stunden über die Ortschaft Buchen ohne Gefahr auf die majestätische Munde, wo der beharrliche Steiger durch das höchst anziehende Miniaturgemälde der Gegend um Telfs, um Miemingerberg und des Tales Leutasch für seine Mühen reichlich entschädigt wird. Einen großen Teil der unteren Regionen nimmt die Legkiefer ein. Höher ist die Vegetation sparsam, nur hie und da steht ein Pflänzchen aus den Felsritzen hervor und ladet den Botaniker zur Untersuchung ein. Ich konnte deshalb, und weil auch die Witterung mir am Tage der Besteigung dieses Berges ungünstig war, nur wenig Pflanzen beobachten, welche ich später auf dem Solstein alle wiederfand und dort namhaft machen werde.« Auf welchem Gipfel der Hochmunde der Erzähler gestanden, erwähnt derselbe nicht; doch wird man mit Sicherheit annehmen können, daß es der Signalgipfel gewesen.

Herr Julius Pock bestieg in den siebziger Jahren mit C. Wechner, abends von Innsbruck ausgehend, die höchste Spitze der Hochmunde und langte am Abend des nächsten Tages wieder in Innsbruck an — eine bewunderungswürdige Leistung, die durch das Fehlen einer Eisenbahnverbindung hervorgerufen wurde.

Am 29. Juli 1887 stiegen (nach einer freundlichen Mitteilung) Herr Dr. A. Lieber mit seinem Sohne Frajo und Führer M. Spiegl von Telfs über den Brandnersteig und den Möselbrunnen nach Buchen, tags darauf dem Steige entlang zum »Buchneralpl« (Moosalpe) und gerade aufwärts zum begrünten »Jöchl«. Sich links haltend, ging man auf gutem Pfade durch Zundern zum herrlichen Wasser des »Alpbründls«, und, die Holzzone durchschreitend, in die begrasten Rinner zu den Felsen (viel Edelweiß und Brunellen!) und über diese bis zur Signalkuppe, die mit weiten Trümmerhalden bedeckt ist, welche man, um zur höchsten Spitze zu gelangen, rückwärts

ein gutes Stück bis zum »Steinernen Manndl« überschreiten muß. Auf dem Wege dahin begegnete man dem merkwürdigen »Ursprungwasser«, das, in einer Vertiefung dicht bei einem Schneefleck befindlich, leicht für gewöhnliches Schmelzwasser angesehen wird. Bei genauerer Betrachtung sieht man aber in demselben fortgesetzt Blasen aufsteigen. Seine Temperatur betrug 2—3° C; dasselbe war um 1/28 Uhr früh mit einer glasdünnen Eisschichte überzogen. Vom »Steinernen Manndl« leicht durch die Felsen aufwärts zur »Nase« oder »Platte«; Abstieg auf demselben Wege.

Die erste Überquerung dieses Berges von Ost nach West führte wohl Hermann von Barth aus; ihm folgte in umgekehrter Richtung L. Purtscheller (Tourist, 1884), den Westgrat im An- und Abstiege beging F. Kilger mit Führer P. Probst. Alle diese und die folgenden Partien wichen den »unzugänglichen Zackengebilden« zwischen West- und Mittelgipfel aus; anders Herr Karl Forcher-Mayr (Akademischer Alpenklub Innsbruck). Derselbe überschritt (zufolge einer freundlichen Mitteilung) am 19. August 1896 die »unüberwindliche Gratstelle« bis zum letzten Kopf; von diesem durch einen schwierigen Kamin nach Norden hinab, um den entfallenen Bergstock zu holen. Über die Nordwand des Kopfes wieder aufwärts, kletterte er einige Meter unter der Grathöhe quer nach Osten (schwierige Platten) und über den Ostgrat des Kopfes hinab zur Scharte westlich des höchsten Gipfels; sodann weiter auf diesen. Über den Verbindungsgrat klommen in umgekehrter Richtung im Sommer 1897 die Herren Fr. Hörtnagl und Platter (Akademischer Alpenklub Innsbruck). Am 25 Juni 1898 verfolgten F. Erdmann, Gottfr. Merzbacher und Walter Plötz aus München den Westgrat der Hochmunde, ohne in das »Rauhe Tal« (Mulde zwischen West- und Hauptgipfel auf der Südseite, von welcher eine Schlucht talartig hinabzieht) abzusteigen, was schlechte, zeitraubende Kletterei und zuletzt Abseilen kostete. Im Rückwege wurden die aufstrebenden Gratzacken beim Übergang vom höchsten zum Westgipfel südwärts umgangen und spät abends Tillfuß erreicht.

Durch die Rinne, welche zwischen Ost- und Hauptgipfel ins Geistal zieht, wurde im Sommer 1900 von Touristen aus Innsbruck bereits ein gutes Stück emporgeklettert; ein Leutascherführer will auf der Gemsjagd den Abstieg durch dieselbe schon gemacht haben.

Einen neuen Weg über die Nordabstürze führten die Herren C. Bär, Fr. Stainer und E. Kirchebner von Innsbruck am 3. Juli 1897 aus. Nach Erreichung der Hochmunde über die Moosalpe stiegen sie vom höchsten Gipfel hinab zur westlich gelegenen Scharte und von dieser nach Norden über Plattenhänge, Geschröfe und Rinnen den Latschenhängen zu, durch welche sie mühselig den Boden des Geistales in der Nähe von Tillfuß erreichten. Am 10. August 1900 stiegen Erhard Rudolf und O. Vollnhals aus München über die Niedermunde zur Hochmunde und von hier aus über den Grat bis zur kleinen Scharte vor dem Signalgipfel. Nun erfolgte ein direkter Abstieg bald rechts, bald links von der ausgewaschenen Rinne, später mit Richtung nach Osten direkt nach Norden in das Leutaschtal. Soweit bekannt, erster touristischer Abstieg; nicht zu empfehlen, da sehr anstrengend und unangenehme Plattenkletterei. Dauer circa sieben Stunden, viermaliges Abseilen nötig.

Über eine Maiennacht im Schneesturm auf der Hochmunde berichtet in einem prächtigen Aufsatze Dr. Wilhelm Hammer (Ö. A.-Z. 1901); die Überquerung der Hochmunde von West nach Ost schildert neuerlich Georg Adami zu Nürnberg in den Mitteilungen des D. u. Ö. A.-V. 1902.

Karkopf. Diesen von Schäfern und Jägern öfter besuchten Gipfel erstiegen touristisch zum ersten Male die Herren O. Ampferer, W. und H. Hammer und A. Greil aus Innsbruck am 23. August 1894 vom Alpelhaus in 2 1/2 Stunden über die südlichen Grashänge (Mitteil. des D. u. Ö. A.-V. 1895, S. 59). Ihnen folgten am

Nach einer Naturaufnahme von F. Benesch.

Bruckmann repr. Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.

Mieminger-Gruppe: Thajaköpfe vom Grünsteintörl.

28. August 1897 Fräulein Th. Blaschke, Herr H. Zimmermann, Ferd. Haller, E. und G. Beyrer auf demselben Wege im An- und Abstieg. Über den Ostgrat, von der Niedermunde weg, erreichten am 26. September 1897 O. Ampferer und G. Beyrer das Spitzenpaar (Ö. A.-Z. 1897). Einen teilweise neuen Abstieg unternahmen am 25. Juni 1898 die Herren Josef Eckart und Anton Fuchs aus München mit Führer Alois Ruech aus Barwies. Der äußerst tätige Alpelhausverwalter Herr Fuchs teilte freundlichst folgendes darüber mit:

Nach Ersteigung des Karkopfes auf gewöhnlichem Wege über die Südhänge kletterten wir über den Ostgrat hinab, wobei zwei Abbruchstellen zu passieren waren, die ich für den Abstieg als ziemlich schwierig bezeichnen muß, besonders die zweite Stelle, wenige Schritte von einer markanten Scharte, von wo aus der Grat begrünt und unschwierig wird (d. i. von Punkt 2246 *m* an). Hier ließen wir uns verleiten, links (nördlich) abzubiegen, zuerst durch Rinnen, später über Platten, kleine Wandabsätze oder durch Latschen, bis wir den markierten Weg vom Niedermundesattel herab erreichten. Der Abstieg empfiehlt sich nicht, da man nicht so schön herunterkommt, wie es von oben herab scheint, sondern es vielmehr häufigen Lavierens bedart und bis zum Schluß das Gelingen in Frage steht, denn mächtige Steilabfälle sind noch zu umgehen oder zu überwinden. Hätten wir den Grat bis zur Niedermunde verfolgt, wären wir sicher schneller ans Ziel gekommen und des Pikanten wegen haben wir die Tour nicht gemacht, weil es von oben harmlos aussieht. Dagegen halte ich es sicher für möglich, von der Grateinsenkung westlich des Karkopfes nach Norden abzusteigen. Grüne Stellen führen fast zusammenhängend bis oben hinauf und nach unten erreicht man früher leicht gangbares, übersichtliches Terrain. Diese Asnchauung gewannen wir damals. (Darin dürften Herr Fuchs und seine Genossen vollkommen recht haben!)

Den ersten direkten Abstieg vom Karkopf nach Norden unternahm Ludwig Ohlenschläger aus München mit Führer Alois Ruech am 12. September 1898. Bis zum breiten Band, welches zur Scharte zwischen Karkopf und Hochwand hinaufzieht, hielten sie sich rechts, dann aber links durch das Geschröfe bis zum Grat, der zum Signal hinabzieht (Eintragung im Alpelhaus-Buche).

Hochwand. Die erste touristische Ersteigung vollführte Hermann von Barth am 9. August 1873; ihm folgte A. Waltenberger 1878; als dritte Partie F. Kilger mit P. Probst am 26. Juni 1890, als vierte im gleichen Sommer L. Purtscheller, als fünfte O. Melzer und H. Alliani aus Innsbruck am 10. Juni 1894, als sechste H. Delago am 15. August 1894. Alle diese Ersteigungen erfolgten über die Südostseite. Einen neuen Weg bahnten sich am 23. August 1894 O. Ampferer, W. und H. Hammer und A. Greil über den schwierigen Südostgrat vom Karkopf aus (Mitteil. 1895). Über den Südwestgrat von der Alpelscharte weg bestiegen die beiden Gipfel O. Ampferer und G. Beyrer am 25. September 1897 (elfte Partie, Ö. A.-Z. 1897). Einen neuen Abstieg von der Hochwand unternahmen laut Eintragung im Fremdenbuch des Alpelhauses am 23. Juli 1898 die Herren G. Herold (Sektion Rosenheim), F. Gmelch und K. Pflanz (Sektion Traunstein des D. u. Ö. A.-V.). Nach dem Aufstieg in der Richtung zum Westgrat (wohl Südwestgrat! — also auf dem gewöhnlichen Wege über die Südosthänge) stiegen sie schräg links über die Südhänge (wohl richtiger Südosthänge, d. i. gegen die Schutthänge »Im Kar«); Ende bei einem sehr schönen Kamin mit gutem Gestein, östlich beiläufig 80 *m* von der langen Schneerinne (offenbar sind die Firnflecken »Im Kar« gemeint!).

Die erste Ersteigung der Nordostwand mit Gratwanderung (3.) zum Karkopfe und Abstieg zur Niedermunde (2.) vollführten Theodor Mayer und Heinz v. Ficker aus Innsbruck am 8. September 1900. Ein freundlichst zur Verfügung gestellter Bericht des letzteren besagt folgendes: Wir brachen um 8 Uhr von Tillfuß auf

und stiegen zu dem kleinen Kare empor, das in die Nordflanke der Kette zwischen Karkopf und Hochwand eingebettet ist. Wir durchquerten es und folgten dann dem gras- und latschenbewachsenen Zweiggrate, der zum Hauptgrate (Südostgrat der Hochwand) emporzieht. Unser Bestreben ging dahin, sofort in die Nordostwand einzusteigen, wenn ihr unterster, senkrechter Abbruch unter uns läge. Um 10 Uhr querten wir nach rechts von dem Zweiggrate hinein in die Plattenschüsse. Wir benützten hiezu, etwas absteigend, einen Gemswechsel. Ehe wir die hier flache Rinne erreichten, die östlich, ganz nahe dem Gipfel der Hochwand entspringt und die ganze Nordostwand teilt, begannen wir in Kletterschuhen die Erklimmung der etwa 600 *m* hohen Wand. Der Plattenpanzer erwies sich ziemlich harmlos. Immer an der östlichen Begrenzungsfläche der Rinne, kamen wir rasch empor, bis wir nach etwa 1½ Stunden auf einem Geröllbande die schluchtartige Rinne überschritten. Fortan benützten wir deren westliche Flanke, uns möglichst an kleine Gratrippen haltend; wir strebten dem Nordgrate zu. Das Gestein wurde brüchiger, die Lage ausgesetzter. Ehe wir den Nordgrat erreichten, mußten wir einen sehr schwierigen, seichten Riß durchklettern, der sich vielleicht nach rechts umgehen läßt. Über den interessanten Nordgrat in kurzer Zeit zum Gipfel (2 Uhr).

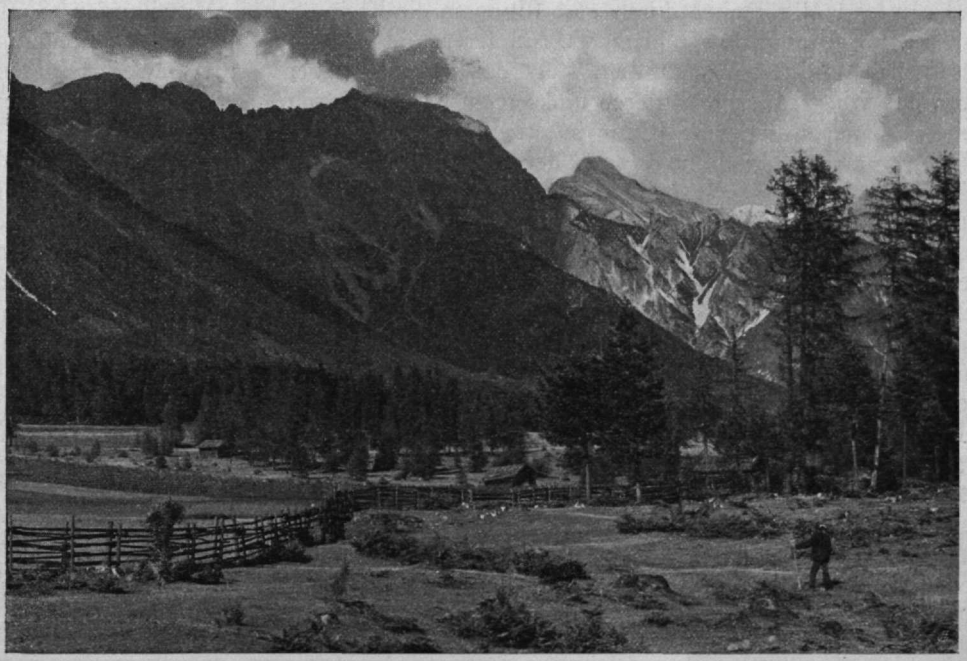
Die Kletterei ist sehr interessant und bei Verwendung von Kletterschuhen nicht allzu schwierig. (Vom Gemswechsel zum Gipfel 30 Seillängen zu 30 *m*; Tempo sehr rasch, — eine einzige Rast von fünf Minuten; Wetter prächtig.) Um 3 Uhr brachen wir wieder auf und überschritten in zwei Stunden den Grat zum Karkopf, über dessen Ostgrat wir zur Niedermunde (6¾ Uhr) und nach Tillfuß (7¾ Uhr) abstiegen.

Die zweite Begehung des Grates Hochwand-Karkopf gelang am 13. August 1899 L. Ohlenschläger aus München mit Führer A. Ruech (Alplhausbuch).

Alpelscharte. Diese vom Volk selten benützte, nicht leichte Einschartung des Hauptgrates wurde, wie bekannt, touristisch erstmals von F. Kilger mit P. Probst am 18. August 1891 vom Alpel ins Schwarzbachkar überschritten.

Hochplattig. Der signalgeschmückte Ostgipfel, ein alter Vermessungspunkt, wurde von Einheimischen des öfteren besucht; erste touristische Besteigung unbekannt. Der höchste Gipfel wurde wohl zuerst von H. v. Barth am 11. August 1872 bestiegen. Die zweite Besteigung vollführten H. Schwaiger und G. Hofmann am 8. August 1881, die dritte L. Purtscheller am 21. August 1883, welcher als erster den Westgipfel, 2716 *m* ältere Messung, und hernach über den Hauptgrat in einer halben Stunde den höchsten Gipfel bezwang. Darnach ist die Bemerkung Kilgers (Zeitschrift 1890, Seite 271) richtig zu stellen. Im September 1887 erhielt der Westgipfel durch Kilger und P. Probst den zweiten Besuch, vermutlich auf gleichem Wege wie Purtscheller; wegen vorgeschrittener Zeit gelangten sie nicht mehr auf den Hauptgipfel, den sie aber am 14. August 1888 als vierte Partie erreichten. Alle genannten Anstiege bewegen sich auf der Südseite über den Henne- und Mitterberg. Von Osten (aus dem Alpel) versuchte H. v. Barth am 8. August 1873 vergebens die Spitze zu erreichen; diesen Aufstieg durch die nunmehr mit einem Drahtseil versehene Rinne vom Judenschartl weg unternahm P. Probst einmal auf der Gemsjagd im An- und Abstiege. Die erste touristische Begehung vollführte Kilger mit Probst am 12. August 1891. Von der Alpelscharte über den schwierigen Nordostgrat erkletterten O. Ampferer und G. Beyrer am 14. Juni 1897 den Signalgipfel (Ö. A.-Z. 1897, S. 238). Nach den Berichten der Jäger soll man sowohl aus dem Schwarzbachkar und Igelskar, wie auch von der Alpelscharte quer durch die Ostabstürze auf die Südseite kommen; ein weiterer Anstieg gehe aus dem »Metzen«. Die erste Ersteigung der drei Hochplattiggipfel an einem Tag in der Richtung von Ost nach West bewerkstelligten Dr. Wilhelm Hammer und Ekkehard Beyrer; ein hierüber zur Verfügung gestellter Bericht lautet:

Am 22. Oktober 1899 verließen wir um 6 Uhr früh bei wolkenlosem Himmel und hellem Mondenschein das Alpelhaus. Beim Aufstieg zur Judenscharte ereilte uns die aufgehende Sonne. Oberhalb des Drahtseiles hielten wir uns gerade aufwärts längs des zum Osteck (Signalgipfel) führenden Felsrückens. Nach Erreichung desselben, 2697 *m*, um 1/210 Uhr, rasteten wir kurz und gingen längs des Grates weiter. Sehr viel wurde auf der Südseite umgangen, — wenigstens anfangs — später mehr und mehr auf dem Grate selbst. Auf dem höchsten Gipfel kurze Rast. Auf der Nordseite des Berges und auf dem Gipfelgrate lag Schnee. Die Gratwanderung wurde bis zum Westeck, 2743 *m*, fortgesetzt, woselbst wir um 3/412 Uhr eintrafen. Die ganze Gratwanderung ist mäßig schwierig — dies aber fast konstant — mit, einigen schwierigen und sehr wenigen leichten Stellen. Sie ist vor allem ermüdend



Hochplattig von Obsteig.

das Gestein ist brüchig und kleinsplittrig. Um 1/21 Uhr nahmen wir die Gratwanderung wieder auf; unser Ziel war die Östliche Mitterspitze. Zuerst ging es leicht über Schnee und enge Klammen steil abwärts, dann folgte nach einigen Schuttkaminen ein Gratabbruch, den wir durch einen Kamin mit überhängendem Ende bezwangen. Gleich darauf sperrt ein wilder Felsturm das Weiterkommen; er wird südseits gut umgangen. Nun abwechselnd auf und neben dem Grate (südlich) meist ziemlich schwierig vorwärts, zuletzt über den sehr scharfen Grat auf einen größeren Kopf. Von ihm durch brüchige Rinnen hinab und zu einem Gratturm, der westwärts glatt abbricht und nördlich umgangen werden muß. Auf ihm entschlossen wir uns wegen Zeitmangels zur Umkehr (3 Uhr). — Um 5 Uhr erreichten wir wieder den Westgipfel, gerade als die Sonne unterging. Nun schief östlich abwärts durch Plattenrinnen, dann quer über mehrere plattige, offene Schluchten bis zu den Grasplätzen ober dem Drahtseil. Da es schon vollständig Nacht geworden, warteten wir 1 1/2 Stunden auf den Aufgang des Mondes, der uns dann den Einstieg in den Kamin zeigte. Um 1/211 Uhr nachts stolperten

wir endlich sehr müde über die Schwelle des Alpelhauses. Den ersten Gratübergang vom Hochplattig zur Östlichen Mitterspitze mit Ersterkletterung des Mitterturmes vollführten am 5. August 1901 die Herren E. Beyrer und Paul Waitz von Innsbruck. (Siehe den Aufsatz des letzteren in der Ö. A.-Z. von 1902.)

Mitterspitzen. Die erste Ersteigung der höchsten, der Östlichen Mitterspitze, vollführten Dr. O. v. Unterrichter und G. Beyrer am 7. August 1894 von Obsteig aus über Obermieming, die Neualpelreise, Kleine Schoß und den Südgrat (Mitteilungen 1894, 1895; Ö. A.-Z. 1894, Alpenfreund 1894). Die erste touristische Ersteigung der Westlichen Mitterspitze gelang den Herrn O. Ampferer, W. und H. Hammer am 7. August 1894 von Barwies aus über die Große Schoß und den Schoßgrat, jene der Mittleren Mitterspitze Herrn O. Ampferer am gleichen Tage über den Westgrat; den Abstieg nahm man von der Scharte zwischen Westlicher und Mittlerer Mitterspitze durch eine Rinne in die Kleine Schoß (Mitteilungen 1894). Am 14. November 1897 führten O. Ampferer und G. Beyrer die zweite Besteigung der Östlichen Mitterspitze auf dem Wege der ersten Ersteiger aus; sie bewerkstelligten dann den Übergang zur Mittleren und Westlichen Mitterspitze, von welcher sie einen neuen Abstieg durch eine Rinne in die Kleine Schoß machten.

Der erste touristische Besuch der Scharte zwischen Östlicher Griesspitze, und Westlicher Mitterspitze, sowie die erste touristische Begehung des Westgrates der letzteren mit Abstieg durch die Südostrinne in die Kleine Schoß (zweite touristische Begehung) gelang am 2. August 1898 Fräulein Lisl Tillmann und Herrn Ekkehard Beyrer. Von Obsteig gelangten sie im Mondenschein nach Obermieming und in den Städtelbachquellgrund; von dort weiter in die Große Schoß, über deren Rasenstreifen und Schneehänge sie aufwärts unter die Abstürze des Hauptkammes stiegen. Zuoberst wendeten sie sich westlich (links) einer Schlucht zu, deren unteres Ende aus steilem Plattengefälle besteht. Nicht unschwierig ging's über dasselbe in die Schlucht selbst, die bald nach Osten (rechts) verlassen wurde, um ein Schuttplätzchen zu erreichen, von welchem geradeauf, an der rechtswandigen Begrenzung der erwähnten Felsschlucht über plattiges Geschröfe — rechts grüne Plätze! — emporgeklettert wurde. Nun schief nach rechts (nordöstlich) längs einer Wand über Schutt zur Scharte zwischen Östlicher Griesspitze und Westlicher Mitterspitze und über den schrofigen Hauptgrat ohne Schwierigkeit auf letztere Spitze. Der Abstieg erfolgte durch die vom Gipfel südöstlich in die Kleine Schoß ziehende Rinne zur Neualpelreise.

Von den südlich gelegenen Schoßköpfen wurde dem höchsten, westlichen am 24. Juli 1894 von der Großen Schoß aus der erste touristische Besuch durch O. Ampferer und G. Beyrer abgestattet (Mitteilungen 1895).

Der von Süden aus zangenförmig gefaltete Östliche Schoßkopf wurde touristisch erstmals durch Ekkehard Beyrer am 13. August 1898 erklommen. Über die Neualpelreise gewann er das untere Ende der Kleinen Schoß und querte von dort nach Südwest (links) über steile Rasenflecke und Geschröfe empor zur Spitze, die er in fünf Stunden von Obsteig aus erreichte. Von hier über den zum Schoßgrat emporziehenden Kamm bis zur Abzweigungsstelle der in südwestlicher Richtung zum Westlichen Schoßkopf streichenden Schneide gelangt, kam er über letztere in 1¼ Stunden zum Westlichen Schoßkopf, wobei die Querung eines schmalen Felsbandes wegen der Abstürze der Ostseite größere Vorsicht erheischte. Der Abstieg erfolgte durch die Große Schoß zum Städtelbachquellgrund.

Im August 1900 vollführte L. Ohlenschläger von München mit Alois Ruech von Barwies die Ersteigung der Westlichen Mitterspitze über deren Südgrat vom Westlichen Schoßkopf aus und schloß daran den Gratübergang zur Mittleren und Östlichen Mitterspitze (Alpelhausbuch).

Östliche Griesspitze. Der erste Ersteiger war Hermann v. Barth; sein Nachfolger L. Purtscheller, der den Gratübergang zur Westlichen Griesspitze bis zu einem senkrechten Gratturm kurz unterhalb des Gipfels ausführte, wegen Vereisung und Überwächtung aber unverrichteter Dinge umkehrte. Als dritte Partie standen F. Kilger und P. Probst auf dem höchsten Punkte der Miemingerkette. Am 21. Januar 1894 drangen unter sehr ungünstigen Schneeverhältnissen die Herren O. Melzer und H. Delago aus Innsbruck von der Großen Schoß aus bis zur halben Höhe vor, sahen sich aber infolge Zeitmangels zur Umkehr gezwungen. Am 27. Mai 1894 erreichten die Genannten mit H. Alliani die Spitze (freundliche Mitteilung). Alle diese Besteigungen erfolgten von Süden über die Große Schoß und den »Ferner«. Über die Nordwände vollführten die erste Ersteigung die Herren O. Ampferer, Dr. O. v. Unterrichter, W. Hammer und G. Beyrer am 12. August 1897 und schlossen daran den ersten Gratübergang zur Westlichen Griesspitze (Ö. A.-Z. 1897, Mitteilungen 1897).

Drachensee gegen die Östliche Griesspitze.

Die erste Begehung des Ostgrates der Östlichen Griesspitze gelang den Herrn Theodor Mayer und Ekkehard Beyrer aus Innsbruck am 15. September 1898. Von Obsteig gelangten sie über Gschwend in den »Städtelbachquellgrund« und über das »Untere Plattig« in die »Große Schoß«. Aus den obersten Schutthalden dieses Kares stiegen sie durch die letzte, gegen Westen (links) in Betracht kommende Rinne, welche zur Doppelschartung zwischen Östlicher Griesspitze und Westlicher Mitterspitze leitet, über Steilstufen und Platten gerade auf. Im oberen Teile ging es durch eine kleine, andere Rinne zur tieferen von den Scharten, welche durch einen Zacken gebildet werden, nach fünf Stunden Gangzeit von Obsteig. Zwei Schritte nordwärts von der Scharte kamen sie durch eine kaminartige Rinne, mit Überhang im obersten Teil, auf den Hauptgrat, der in seinem schmalen und brüchigen Verlaufe bis zu den obersten Grattürmen verfolgt ward, von denen vier überklettert wurden. Hernach wich man auf der Südseite wegen Umgehung scharfer Graterhebungen aus und betrat den Hauptgrat wieder an der Stelle, wo ein schönes Fenster den Durchblick in ferne Weite bietet. Hernach nicht schwierig weiter, bis ein Gratturm zum abermaligen Ausweichen nach Süden nötigt. Bald war der Hauptgrat wieder gewonnen und wurde bis zur Östlichen Griesspitze, die etwas nach Mittag, in 2½ Stunden von der Scharte, erreicht ward, nicht mehr verlassen. Nach längerer Rast vollführten die beiden noch den zweiten Gratübergang zur Westlichen Griesspitze (eine Stunde) und stiegen über die südlichen Steilwände derselben zum Bergwerk und Städteltörl.

Westliche Griesspitze und Gamswannele. Die erste Ersteigung gelang F. Kilger mit P. Probst; die zweite L. Purtscheller mit Thaler von Obermieming, wobei jedesmal von der Großen Schoß über den »Ferner« auf den Südgrat, sodann neben demselben (westlich) durch Steilrinnen empor zum Gipfel geklommen wurde, während der Abstieg über den »Gamsanger« und Bergwerk zum Städteltörl erfolgte. Die dritte Besteigung (erste führerlose) auf neuem, schwierigem Wege unternahmen

O. Ampferer, A. Hintner und Dr. O. v. Unterrichter am 17. September 1894, indem sie vom Städteltörl den Knappensteig zum Bergwerk einschlugen, sich dort nordwestlich wandten und das Gamswannele, 2445 *m*, und den westlichen Vorgipfel, 2667 *m*., erklommen, weiter über den Westgrat zur Spitze. Abstieg über die Südwand zum Bergwerk und Städteltörl (s. Mitteil. 1895, Ö. A.-Z. 1894, Alpenfreund 1895). Die vierte Besteigung über Städteltörl, Bergwerk, Gamsanger und Südgrat im Auf- und Abstiege gelang L. Höß, P. Buckeisen und G. Beyrer am 10. August 1895. Über den Ostgrat kamen am 12. August 1897 die Herren W. Hammer, O. Ampferer, Dr. O. v. Unterrichter und G. Beyrer auf den Gipfel; die ersteren begingen am selben Tage den Westgrat zuerst im Abstieg und erreichten über das Bergwerk, Städteltörl und die Grünsteinscharte noch die Alpe Seeben.

Die dritte führerlose Besteigung (fünfte überhaupt) führten Dr. Pfaundler (Graz) und Dr. Küntzel (Berlin) aus, und zwar im An- und Abstiege vom Städteltörl zum Bergwerk, Gamsanger und durch die Rinne westlich des Südgrates der Westlichen Griesspitze.

Das Gamswannnele erstiegen F. Kilger und P. Probst am 17. August 1888 über die Nordabstürze, indem sie die Scharte zwischen ihm und dem Westlichen Vorgipfel, 2667 *m*, erreichten, den letzteren nach einem Versuch, auf die westliche Griesspitze zu gelangen, verließen und übers Gamswannele zum Bergwerk und Städteltörl abstiegen (Zeitschrift 1890, S. 273—277).

Auf teilweise neuem Wege statteten E. und G. Beyrer am 5. September 1896 dem Gamswannele einen Besuch ab, indem sie vom Bergwerk geradeauf über Platten zu einer ausgewaschenen, gestuften Rinne und durch diese bis zu einem Kamin gelangten, der rechts (östlich) umgangen wurde; dann folgten besseres Geschröfe und ausgedehnte Schutt- und Grashänge. Im Abstiege wurde der Kamin selbst benützt; die übliche, leichte Route führt bedeutend westlicher (links im Anstiegsinne) empor (Ö. A. Z. 1897).

Die Erstürmung der Westecke der Westlichen Griesspitze vom Törl aus über die darüber ragenden Wände ausgeführt zu haben, ist das Verdienst von Frl. Lisl Tillmann und Ekkehard Beyrer. Letzterer berichtet darüber wie folgt: »Am 21. Juli 1901 erreichten wir vom Lehnberg aus um sieben Uhr früh das Törl und stiegen unter den ersten Grattürmen hindurch in südöstlicher Richtung zu einer weithin sichtbaren, auffallenden Plattenverschneidung, durch welche ein kurzer, enger Kamin gebildet wird, an dessen oberes Ende eine weite Plattenrinne ansetzt. Bis zum Kamine reichte alter Lawinenschnee, der den Einstieg ermöglichte. Während ich an der orographisch linken Begrenzungswand der Rinne emporkletterte, dann über ein plattiges, unterbrochenes Band oberhalb des genannten Kamines die Rinne betrat, arbeitete sich meine Begleiterin durch denselben empor. In der Rinne ging's leichter über mehrere Plattenabsätze aufwärts, bis dieselbe in einer kleinen Scharte des vom Törl her streichenden Grataufschwunges endigt. Von da ab querten wir mit leichter Ausbiegung nach links auf der Westseite des Massivs unter einem gelben, auffallenden Turme ein langes Stück südwärts über Plattengeschröf bis zu einem engen, brüchigen Kamine. Oberhalb desselben kamen wir in eine weite, sehr brüchige Rinne, die vorsichtig bis unter den Grat verfolgt wurde; den letzteren zu erreichen vereitelte ein großer, wackeliger Block. Wir kletterten deshalb einige Meter in der Rinne zurück und versuchten an der orographisch rechten Begrenzungsseite derselben in einem kürzeren Riß einen Ausweg zu finden. Derselbe wurde schwierig ein Stück verfolgt, dann aber bei einer Ecke auf einem Plattenband nordwärts verlassen. Von diesem luftigen Geröllgesimse entweder durch einen kurzen, sehr schweren, nach rechts offenen Plattenriß oder noch weiter links über eine Platte und äußerst brüchige, ausgesetzte Wandstelle

auf die Grathöhe, welche zur Westecke zieht (früher kann von einem Grat wohl nicht gesprochen werden, sondern nur von wandartigen Eckpfeilern). Über brüchiges Gestein zu einem Schartel, das mit weitem Spreizschritt übersetzt wurde; bald darauf standen wir auf der Westecke. Die weitere Verfolgung des bereits begangenen Grates zur Westlichen Griesspitze mußte wegen Zeitmangel aufgegeben werden. Der Abstieg erfolgte zum Bergwerk.

Törltürme. Östlich des Törls ragen zwei Gratwächter, ein schlanker Finger, und ein höherer Plattenbuckel auf. Sie wurden zuerst von Hans und Gustav Beyrer am 14. August 1896 erstiegen.

Westlich des Törls erhebt sich hinter einem unbedeutenden Vorbau ein schöner, etwa 20 *m* hoher Turm, der sich besonders von Nordosten wirksam darstellt. Er ward von der westlich gelegenen Schartung aus über die Südseite durch Otto Ampferer am 24. August 1895 nach nicht leichter Kletterei das erste Mal erreicht, im August 1897 von Hans Beyrer das zweite Mal. Am 2. August 1899 betrat auf gleicher Linie Ekkehard Beyrer sein Haupt.

Das »Törl«.

Grünstein. Der erste Tourist, der diesen von Einheimischen längst besuchten Gipfel bestieg, war H. v. Barth (26. Juli 1873). Aus der Höllreise kletterte er über plattiges Geschröfe auf die Grashänge der Südostseite und gegen den Ostgipfel empor, dann unter demselben weg zum höchsten; Abstieg auf gleichem Wege.

Die Herren Brunn, Pfaff und Schunk versuchten sich mit Führer Guem d. Ä. an diesem Berge; am 23. August 1884 überstiegen sie, vom Drachensee kommend, die Hintere Drachenscharte, querten das Schwärzkar und klommen durch einen langen Kamin (eigentlich eine Rinne!) auf die Westliche Marienbergscharte, von wo sie, auf der Südseite absteigend, die Abstürze der Östlichen Marienbergspitze zu umgehen versuchten, um auf den Grünstein zu gelangen. Das mißlang; auf gleichem Weg erfolgte der Rückzug.

Die zweite Partie bestand aus R. v. Lichtenberg, Guem und dem Hirten Grüßer von Marienberg; sie erreichten am 17. Juli 1885 den Ostgipfel durch das Riffeltal, also auf einer neuen Linie. Am 4. Juli 1890 bestieg L. Purtscheller mit dem ehemaligen Knappen P. Bachleitner die Spitze auf der Barthschen Route, den Abstieg nahmen sie durch das Riffeltal. F. Kilger und P. Probst bezwangen auf letzterem Wege im An- und Abstiege den höchsten Gipfel (5. Juli 1890). Am 29. Oktober 1893 erreichten als zweite führerlose Partie A. Hintner, Fr. Hörtnagl, R. Kreisel, J. Gampl und Dr. O. v. Unterrichter (Klubtour des Akad. Alpenklubs Innsbruck) mit H. Delago über die Barthsche Route den Ostgipfel und die Haupterhebung, H. Delago direkt über die schwindelige Hauptschneide des Grates, die übrigen mit Umgehung derselben. Herr E. Diehl, München, stieg aus dem Westlichen Drachenkar am 26. August 1896 ein Stück durch die östlich des Ostgipfels

nach Norden ziehende Schneerinne etwa 30 *m* empor, dann links in die Wände hinaus und über plattiges Gehänge zum Grat; von diesem weiter zum Ost- und Hauptgipfel. Den Abstieg nahm er durch das Riffeltal nach Süden. Derselbe erreichte am 4. Oktober 1896 vom Drachensee aus über das Westliche Drachenkar die Hintere Drachenscharte und von dieser schräg nach rechts über Schnee eine Rinne, die vom Schwärzkar emporzieht. Durch diese aufwärts, später über die Nordabstürze zwischen Haupt- und Westgipfel, erkletterte er sehr schwierig den letzteren und ersteren und stieg über die Ostspitze und die erwähnte Schneerinne östlich derselben zum Drachensee ab (siehe über diese bedeutenden Leistungen die Mitteil. 1897, S. 106 und 118). Über den Ostgrat und seine drei Erhebungen, vom Törl weg, erklommen 1897 am 25. Juli Ost- und Hauptgipfel M. Wopfner, E. und G. Beyrer, den Abstieg nahmen sie durch das Riffeltal zu den Höllböden.

Am 18. August 1897 vollführte Frl. Lilli Tillmann, München, mit E. und G. Beyrer auf letzterem Wege die Besteigung (Ö. A.-Z. 1897, Mitteil. 1897).

Herr Anton Fuchs und Erdmann aus München stiegen mit den Führern Joh. Mayr und Alois Ruech am 9. Juli 1897 durch jene auffallende Rinne herab, die zwischen dem Ostgipfel und der östlich folgenden, flachdreieckigen Graterhebung, 2559 *m*, ins Westliche Drachenkar hinabzieht. Die Rinne war schneeerfüllt und konnte, nachdem der erste Teil vorsichtig passiert war, in sausender Fahrt durchglitten werden. (Freundliche Privatmitteilung.)

Die erste Ersteigung von Nordwesten und erste Überquerung von West nach Ost führten am 3. Juli 1898 Wilhelm Hammer und Hans Beyrer aus. Von der Marienbergalpe weg erreichten sie durch die Latschenregion die Steilwände des Grünsteins (Westgipfel) und der Östlichen Marienbergspitze. An der rechten (östlichen) Seite der zwischen beiden Berggestalten herabziehenden Schlucht emporkletternd, hielten sie sich zuerst geradeauf, wandten sich aber dann links (nordwestlich), der Östlichen Marienbergscharte zu, welchen Weg Herr W. Hammer beim Nichtvorhandensein von Schnee als besser erklärt, als jenen durch die Schlucht selbst. Über den Grat hinan zum Nordwest-Absturz des gedoppelten Grünstein-Westgipfels; hier hübscher Tiefblick gegen Norden auf das Seengebiet (9¼ Uhr). Die sperrende Wand wurde nun ein Stück unterhalb der Schneide auf der Marienbergseite durch eine steile, plattige und nasse Rinne, die bedeutend schlechter aussieht, als sie in Wirklichkeit ist, durchstiegen. An diese Rinne schließt sich nach oben ein System tiefer, angenehm zu begehender Schrofenrinnen an, das verschiedene Wegrichtungen bietet. Die Genannten stiegen immer rechts steil aufwärts und erreichten so den vom Westgipfel des Grünsteins gegen die Alpe südwestlich hinabziehenden Gratpfeiler hoch oben. Über denselben kamen sie auf den Westgipfel und auf der Gratschneide mit Umgehung der Hacheln auf der Südseite — wobei es beim westlichsten eine interessante Querstelle zu überwinden galt — zu einem Steilabsatz, der südwärts durch einen langen, steilen Kamin bezwungen wurde. In wenigen Schritten war der Gipfel erreicht (12 Uhr 25 Min. bis 1 Uhr). Bei hereinbrechendem Graupelsturm trat man mit surrenden Pickeln den Abstieg auf der Südseite zur östlich gelegenen Scharte an und verfolgte, teils auf der Schneide, teils südlich derselben, den Ostgrat bis zu jenem scharf abbrechenden Kopfe, den die ersten Begeher von Norden her erstiegen. Durch einen langen Kamin wurde südlich hinabgeklettert, bis ein links hinausziehendes Band die glatte Wand zu überwinden gestattete. In Regen und Nebel betrat man bei hereinbrechender Dämmerung endlich den letzten Gratkopf, ohne von diesem aus durch das Gewirre der eingesenkten Schluchten zum Törl gelangen zu können, so daß um 9 Uhr endlich ein Freilager unter einem kleinen Felsüberhange bezogen werden mußte. Am nächsten Morgen ging es bei prächtigem Tagesanbruch nach

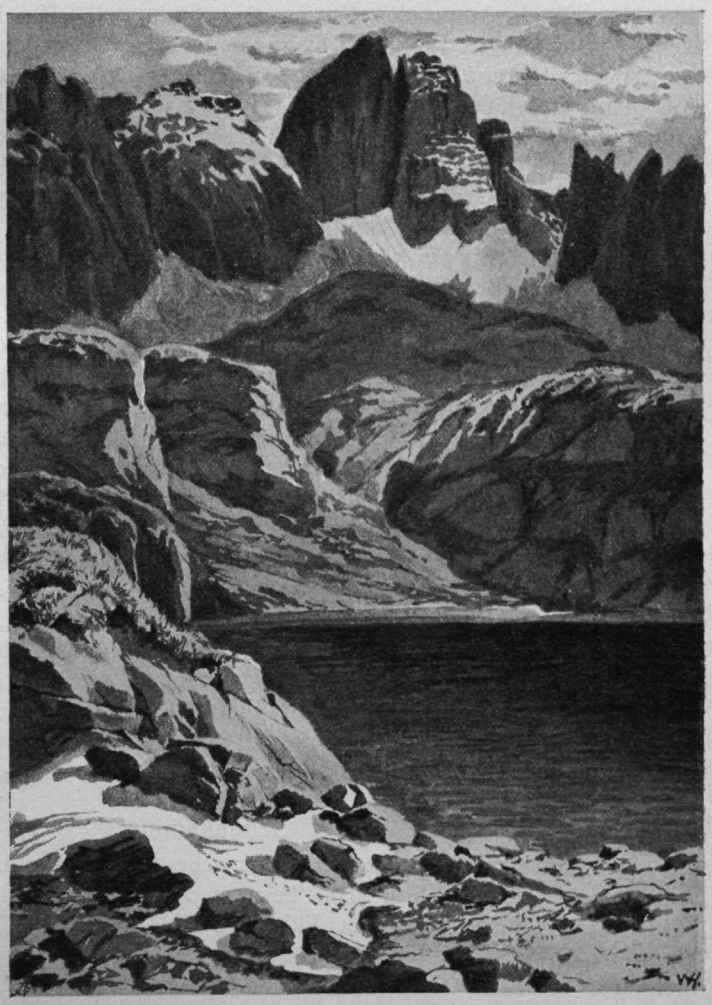
Naturaufnahme von F. Benesch.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Miemingergruppe: Sonnenspitze mit dem Drachensee.

mannigfachen Irrfahrten durch ein ziemlich schweres, triefnasses Klamml hinab auf die Törlreise und weiter nach Obsteigs Gefilden (2½ Stunden).

Marienbergspitzen. Die erste Besteigung der westlichen Erhebung, 2540 *m*, gelang O. Ampferer, W. und H. Hammer am 25. Juli 1894 vom Marienbergjoch in fünf Stunden; den Abstieg nahmen sie von der Westlichen Marienbergscharte durch eine Rinne ins Schwärzkar, von welchem sie über das Hintere Drachenschartl ins Westliche, dann ins Östliche Drachenkar und zum Törl kamen (Mitteil. 1894). Die zweite Besteigung vollführte G. Beyrer am 13. September 1894 auf demselben Wege im Anstiege; von der Westlichen Marienbergscharte unternahm er noch die erste Besteigung der Östlichen Marienbergspitze und stieg dann zum Höllkopf ab (Mitteil. 1895).



Drachensee gegen den Grünstein.

Am 10. Juli 1896 erhielt die Westliche Marienbergspitze den dritten, die Östliche den zweiten Besuch durch E. Diehl aus dem Schwärzkar über die Westliche Marienbergscharte (Mitteil. 1897). Am 1. August 1897 erkletterten auf dem Wege G. Beyrers Dr. Pircher und E. Beyrer beide Spitzen, wobei der allerorten lagernde Neuschnee sich unangenehm fühlbar machte.

Die Östliche Marienbergscharte betraten am 14. Oktober 1897 O. Ampferer, W. Hammer und G. Beyrer; den beiden ersteren gelang von hier aus die Bezwingung der Östlichen Marienbergspitze über die Südostwände.

Handschuhspitze, Wannig, Alpspitze. Die ersten nachweisbaren, touristischen Besteiger sind für die Handschuhspitze Dr. O. v. Unterrichter und G. Beyrer, welche dieselbe am 28. Juli 1894 vom Marienbergjoch aus erreichten. Im Abstiege begingen sie die Zacken des Nordostgrates; der letzte derselben stellt sich von der Marienbergalpe als zweigipfliger Felsklotz dar. Am 28. August 1894 wanderten L. Höß und G. Beyrer von der Handschuhspitze auf das Wannig und vollführten im Anschluß daran die erste touristische Ersteigung der Alpspitze (Mitteil. 1895).

Herr C. Forcher-Mayr (freundliche Mitteilung) bestieg Anfang September 1895 das Wannig und schildert seine Erlebnisse wie folgt: »Von Ehrwald über Biberwier zum Weißensee; auf steilem Holzwege östlich aufwärts, später pfadlos zur Hochwaldgrenze. Quergang auf gutem Steige in südlicher Richtung bis in die Nähe der Mittenaualpe. Gerade aufwärts über Rasen und Geröll bis zur Westwand des Wannigstockes. Leichte Kletterei über diese in die Rinne, welche von der Mulde zwischen beiden Gipfeln herabzieht. Durch die Rinne über Schnee und Geröll mühsam auf den Nordgipfel, längs des Grates zum Südgipfel. Hinab in die oben erwähnte Rinne und Begehung derselben bis in das Latschengebiet, durch welches beschwerlich zum Wege, der von Mittenau nach Nassereit führt. Mittenaualpe; etwas nördlich von dieser durch Wald steil abwärts zum Fern (einzelne Felsstufen) und über den Römerweg zum Weißensee und nach Ehrwald. Wetter schön, Aussicht prächtig.«

Am 23. Juli 1898 gelangten die Herren Moritz Wopfner und Ekkehard Beyrer von der Marienbergalpe und dem Marienbergjoche von Südosten her auf die Handschuhspitze, von welcher aus der Letztgenannte auf und neben dem Grat in drei Viertelstunden zum vielgipfligen Wannig stieg und weiters auch der schmalen Alpspitze einen Besuch abstattete. Unter Gewitterregen vollzog er auf gleichem Wege den Rückmarsch.

Über einen Anstieg von Norden auf das Wannig am 6. Oktober 1899 berichtet Herr Dr. W. Hammer wie folgt: »Um 7 Uhr früh verließ ich Biberwier und wanderte über die Fernstraße zum Weißensee. Hier bemühte ich mich, dem in der österreichischen Spezialkarte eingezeichneten Saumwege zur Nassereiteralpe zu folgen; derselbe erwies sich aber nur als Almzaun, dem entlang ich emporstieg. Höher oben im Walde hielt ich mich geradeaus zur Stufe der obgenannten Alpe. Von Aufschluß zu Aufschluß ziehend, erreichte ich den Nordgrat des Wannigs ungefähr an der Stelle, wo derselbe aus der Nordost-Südwestrichtung in eine mehr nordsüdliche Richtung umbiegt. Dem felsigen Grate folgte ich mit Umgehung kleinerer Zacken. Zuoberst zieht eine Wandstufe von beiläufig 30 *m* Höhe quer über den Grat, deren Überwindung die schlechteste Stelle des sonst gut übersteigbaren Grates bildet. Auf dem Gipfel kam ich um 3/42 Uhr an. Die lange Zeitdauer fällt natürlich gutenteils den zahllosen Aufenthalten, welche die geologische Untersuchung erforderte, zur Last. Nach kurzem Aufenthalt eilte ich über die Wanne und die Mittenaualpe in 1½ Stunden auf die Fernstraße und hinaus nach Nassereit.«

Seitenkämme.

Breitenkopf. Die erste touristische Ersteigung dieses von Jägern wegen seiner Gemswechsel schon früh besuchten Gipfels vollführten am 3. August 1899 Fräulein Lisl Tillmann und Herr Ekkehard Beyrer. Um 3/46 Uhr wurde bei prächtiger Witterung von Seeben aufgebrochen und durch den Seebenforst der Ausgang des Igelskares erreicht. Auf herrlichem Jagdsteige ging es in sachten Windungen empor ins Kar selbst, woselbst eine Knappenhütte für die Schürfungen, die hier mit Erfolg betrieben werden, errichtet ist. Nach Besichtigung des in den Leib des Breitenkopfes getriebenen Stollens betraten die Wanderer den innersten Kargrund am Fuß der dräuenden Hochplattignordwände, um eine vom Breitenkopf westlich abzweigende Rippe zu erreichen. Die Südseite derselben besitzt im unteren Teile begrünte Hänge, die weiter oben in Schutthalden übergehen; die Nordseite weist brüchige, steile Plattenlagen auf, welche auf die genannten Schutthalden treffen. Durch eine sehr brüchige Plattenrinne der Nordseite erreichte man nach zwei Seillängen die erwähnten Schutthalden, von wo es anstrengend und langsam zum Grate emporging. Die Scharte, welche derselbe mit dem Hochplattig bildet, ist ungangbar, da beiderseits überhängende Wände eine Überschreitung unmöglich

machen. Kleine, brüchige Felsköpfe auf dem Südgrate des Breitenkopfes zwangen zum Ausweichen auf der Ost- und Westseite. Vor dem eigentlichen Gipfelbau schneidet noch eine tiefere Scharte in den Grat, von welcher eine schluchtartige Rinne ins Igelskar hinabzieht.

Der folgende erste, kleinere Grataufschwung wurde über äußerst brüchigen Fels, der nächste Teil aber auf gutem Bande in der steilen Ostflanke genommen, und der schmale Grat durch eine kaminartige Rinne wiedergewonnen. Über denselben weiter auf den mit einer Signalstange geschmückten Gipfel (11 Uhr). Die Aussicht ist wegen der herrlichen Nah- und Tiefblicke auf das Wetterstein- und Miemingergebirge, sowie in das Geistal sehr lohnend. Nach einer Stunde Aufenthalt ging es über die kaminartige Rinne zu den steilen, grünen Schrofenhängen der Südostseite und zuletzt durch eine kurze Plattenrinne auf den Trümmerkessel des wildeinsamen Schwarzbachkares (1 Uhr). Über die Alpelscharte erreichte man das Alpelhaus und gegen 9 Uhr abends Obsteig. (Siehe Mitteil. 1900.)

Igelsköpfe. Die ersten touristischen Ersteiger des Vorderen Igelskopfes sind Robert Peer, H. und G. Beyrer, welche am 27. Juli 1896 vom Brandlkar die Igelsscharte erreichten und von derselben zuerst den durch eine Stange gekennzeichneten, niedrigeren Nordgipfel betraten, hernach den höheren Südgipfel (Ö. A.-Z 1897). Den Hinteren Igelskopf erklomm zuerst Ekkehard Beyrer am 18. Juli 1901. Derselbe teilte hierüber folgendes mit:

»Nachdem ich tags vorher allein den Wampeten Schrofen erstiegen hatte, wanderte ich mit L. Höß von Seeben ins Brendlkar, von welchem aus wir dem Verbindungsgrate: »Vorderer Igelskopf — Mittlere Mitterspitze« zustrebten. Diesem entragen zwei Felsgebilde, nämlich der seinem Bruder an Höhe überlegene Hintere Igelskopf und ein trapezförmiger Zacken. Die Igelsscharte links lassend, erreichten wir über Geröll und luftige Gemswechsel die Kammhöhe. Eine überhängende Gratscharte nötigte zur Umgehung auf der Ostseite. Während mein Begleiter ins Igelskar stieg, querte ich am Fuß der Felsen in eine Scharte, von welcher sich der Grat zum Hinteren Igelskopf schwingt. Über steiles Blockwerk geht es rasch empor. Bei einem Schartel verließ ich den ostwärts ausbiegenden Grat und querte unterhalb des Grates auf der Westseite jähes, teils begrüntes Geschröfe mit wilden Felsschluchten. Während bisher vom Grate weg kleine Rippen und Schluchten strahlten, wurde das folgende Stück freier und ging schließlich in eine Schneide über. Eine kurze, ebene Strecke leitet zu einem Aufschwung, der über einen brüchigen Kamin zu einem zweiten, wagrechten Gratstück führt. Gleich darauf betrat ich mit einer Gemse — wohl die einzigen bisherigen Gäste! — den höchsten Punkt (eine halbe Stunde von der Scharte weg). Der Abstieg erfolgte auf demselben Wege und ins Igelskar.«

Thajaköpfe. Am 16. August 1894 erreichten Dr. O. v. Unterrichter, J. Gampl und G. Beyrer vom »Hinteren Thajatörl« den Hinteren, niedrigeren Thajakopf, wo sie zwischen Glas- und Strohresten die Karten der Herren G. Bauer, stud. techn., und Karl Ranke, stud. med., vorfanden. Mit Umgehung der Nordabstürze des letzteren erklommen sie die drei Erhebungen des Vorderen Thajakopfes. Abstieg zum Drachensee (Ö. A.-Z. 1894, Mitteil. 1895). Am 27. Juli 1898 erreichten Frl. Lisl Tillmann aus München und Herr Ekkehard Beyrer von Obsteig aus über das Törl und die Einschartung südlich des Hinteren Thajakopfes (Hinteres Thajatörl) diesen selbst in 5½ Stunden. Nach genußreichem Aufenthalt stiegen sie wieder auf der Anstiegslinie zurück bis zum nächsten Kammeinschnitt und über nicht schwieriges Geschröfe nordwestlich (rechts!) ins Westgehänge des Hinteren Thajakopfes. Über eine Plattenrinne, die zwischen Hinterem Thajakopf und dessen nordöstlichem Vorgipfel herabzieht, dann quer durchs Gerölle auf deutlichen Steigspuren weiter zu dem schräg abwärts

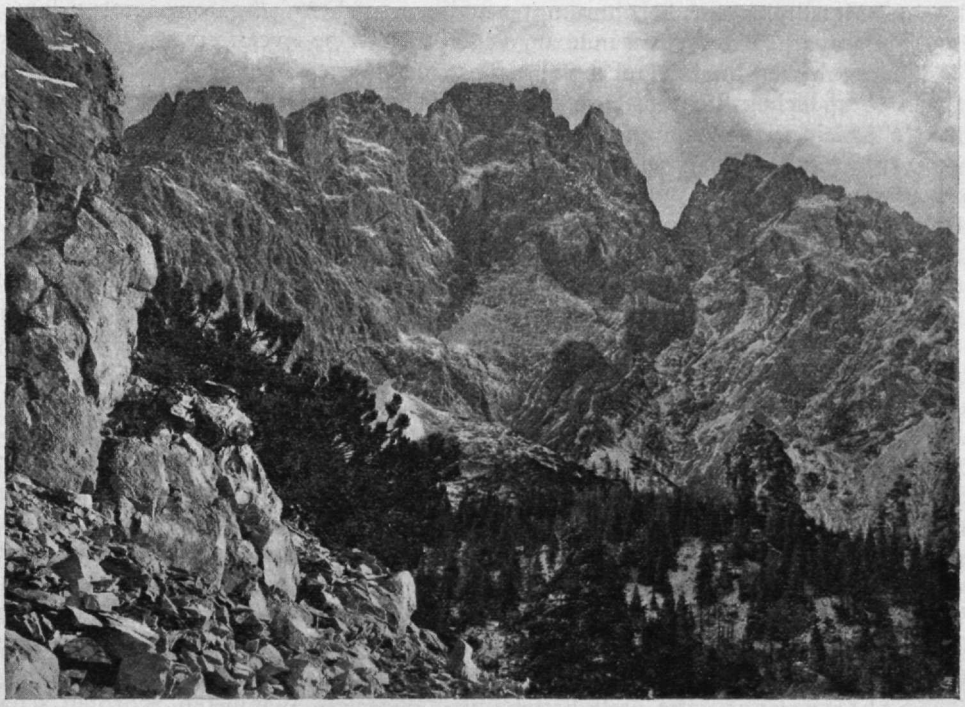
führenden Mundloch eines alten Stollens, gelangten sie, etwas absteigend, durch Schutt auf das Vordere Thajatörl (neue kürzere Verbindung). Nun erkletterten sie weiter den Südgipfel und nach kurzem Gratgang den höchsten (Mittel-) Gipfel des Vorderen Thajakopfes (1 Stunde). Der Abstieg erfolgte vom Vorderen Thajatörl durch die westwärts hinabziehende Reise bis zu einem begrünten Plätzchen und von hier über Geschröfe nach links abwärts, weiter durch Geröll zum Törlweg, den man beim obersten grünen Boden betrat (Linie der ersten Ersteiger). Bei heranziehendem Wetter gings in Eilmärschen über das Törl schließlich nach Obsteig.

Drachenköpfe. Der erste touristische Ersteiger des Vorderen Drachenkopfes ist E. Diehl, der am 10. Juli 1896 aus dem Schwärzkar die Vordere Drachenscharte und von ihr über den Südgrat in 25 Minuten den Gipfel erreichte (Mitteil. 1897). Am 16. Juli 1896 bestiegen denselben die Herren Dr. H. Renner, A. Hintner und Fr. Hörtnagl-Innsbruck vom Westlichen Drachenkar über die Vordere Drachenscharte und den Südgrat. (Freundliche Mitteilung des Herrn A. Hintner.) Auf neuem Wege (Ostseite und Nordgrat) erkletterten ihn E. und G. Beyrer am 2. September 1897; den Abstieg nahmen dieselben über den Südgrat (erste Überquerung) zur Vorderen Drachenscharte und ins Schwärzkar (Ö. A.-Z. 1897). Die ersten Bezwinger des Hinteren Drachenkopfes, 2336 *m*, sind Otto Ampferer und Ekkehard Beyrer, welche am 16. Juli 1898 von Obsteig über die Grünsteinscharte das Östliche und Westliche Drachenkar erreichten und sich von dort über steile Grasbänder der Vorderen Drachenscharte zuwandten. Von hier erklommen sie in nicht leichter Kletterei die vier zahnartigen, äußerst brüchigen Erhebungen des Hinteren Drachenkopfes, von welchen der südlichste die höchste Erhebung, 2336 *m*, darstellt und in zwei, keineswegs ungangbaren Wandstufen zur Hinteren Drachenscharte absetzt. Über die Anstiegslinie zurück wanderten sie zum Drachensee und hinaus nach Seeben (Mitteil. 1899, S. 282).

Am 27. August 1900 erstiegen Fräulein Lisl Tillmann aus München und Hans Beyrer aus Innsbruck den Vorderen Drachenkopf über das Schwärzkar und die Vordere Drachenscharte in einstündiger Gangzeit vom Drachensee aus.

Wampeter Schrofen. In der Erschließung der Ostalpen werden als erste Besteiger Jakob Guem und J. Spielmann aus Ehrwald genannt, die am 19. Juli 1891 aus dem kleinen Kar an der Nordseite (Schartenkar) und über den Nordgrat und seine obersten Flanken (sehr schwierige Platten) denselben erreicht haben sollen. (Siehe auch Ö. A.-Z. 1891, 1892.) Der Vater Jakob Guems aber berichtet selbst, daß dem nicht so gewesen und jene beiden unter dem höchsten Gipfel umkehren mußten, da sie den falschen Einstieg trafen. Die erste touristische Ersteigung erfolgte in Wahrheit am 30. Juni 1896 durch den im nämlichen Jahre im Berggündele am Hochvogel verunglückten Dr. Bischof, Sektion Augsburg, mit Hans Stabeler von Leermoos über Biberwier, Biberwierscharte, Schartenkar und den obersten Teil des Nordostgrates; vom Nordgipfel erreichten sie nach schwierigem Quergange den höheren Südgipfel; der Abstieg geschah auf gleichem Wege. Tags vorher suchten sie vergebens, sich aus der »Schwärz« (schwarzes Brett) emporzuarbeiten. (Mitteil. 1896, S. 210.) Die zweite Besteigung auf einer neuen Seite und erste Überquerung führte E. Diehl am 29. Juli 1896 allein aus; aus dem innersten Winkel des Schwärzkares stieg er an der Ostseite des Wampeten Schrofens über das mit spärlichem Gras bewachsene Schuttgehänge hinauf zu einem Gemswechsel, der die Ostseite des Berges etwa in der Mitte ganz durchsetzt. Diesem folgend, gelangte er über zwei kleine Sättelchen, von denen das zweite durch einen cylinderartigen Felsturm gekennzeichnet ist, weiter, hielt sich scharf links aufwärts und erklomm über eine 4 bis 5 *m* hohe Wand, die er durch einen schmalen Riß bezwang, weiter, links an einem Loch vorbei, das eine Felsrippe durchbricht, zuletzt

über brüchiges Gestein den Grat und befand sich nach wenigen Schritten auf dem Nordgipfel (der Beschreibung und den vorhandenen Karten nach zu schließen). Von diesem wanderte er auf dem Grate nordwärts weiter und auf dem Wege seiner Vorgänger ins Schartenkar und zur Biberwiererscharte (Mitteil. 1897). Die dritten Ersteiger waren Hans Buchenberg[1]) und Ferd. Bohlig, Lehrer aus Augsburg; auf welchem Wege sie ihr Ziel erreichten, ist aus den auf dem Nordgipfel befindlichen Karten nicht zu ersehen. Ihnen folgten O. Ampferer und W. Hammer aus Innsbruck am 15. August 1897, welche von der Biberwiererscharte weg in die untere Stufe des Schartenkares zogen, von dort aus die Nordostrippe erkletterten und über diese den Hauptgrat und Nordgipfel gewannen. Ersterer erstieg noch den Südgipfel mit Umgehung des



Wampeter Schrofen und Marienbergspitze.

Mittelzackens auf der Westseite; Abstieg auf gleichem Wege (Ö. A.-Z. 1897). Am 2. September 1897 erreichten E. und G. Beyrer aus dem Schwärzkar über die Ostflanken des Berges durch eine Rinne die Scharte zwischen Süd- und Mittelgipfel und von ihr aus den ersteren. Nach Rückkehr in die Scharte wurde der Mittelgipfel westwärts überstiegen zur anrainenden Scharte und von ihr gerade zum Doppelhaupte des Nordgipfels emporgeklettert; der Abstieg erfolgte ins Schwärzkar (Ö. A.-Z. 1897). Im Februar 1894 gelangten Herr O. Melzer und H. Delago aus Innsbruck auf das Marienbergjoch, von dort dem Kamme nach weiter in die Abstürze der Westlichen Marienbergspitze bis in die gleiche Höhe mit der Schwärzscharte. Der Versuch, in die Scharte hineinzuqueren, mußte wegen des sehr brüchigen Gesteines und der großen Kälte aufgegeben werden (freundliche Mitteilung). In der Schwärz selbst stiegen im Spätherbst 1897 Jäger Auer von Obsteig und Führer Mayr von Ober-

[1]) † 6. August 1898 an der Dreischusterspitze im Innerfeldtale.

mieming gelegentlich einer Gemsjagd empor bis in unmittelbare Nähe der Abstürze unterhalb der Schwärzscharte. Am 1. September 1898 vollführte Herr stud. gymn. Josef Schönherr aus Biberwier mit einem Knappen dieses Dorfes die erste touristische Ersteigung des Wampeten Schrofens von Westen her. Eine freundliche Mitteilung desselben besagt: »Von der Geisel, einem alten Kirchlein bei Biberwier, erreichte ich über die Mähder (rechts halten!) und die am oberen Zaun beginnende Drahtseilbahn das Krämle, die unterste Werkhütte des Bergbaues an der Silberleite. Von dort hielt ich mich an den neuen, links ziehenden Weg, der in Schleifen zum Knappenhaus und Stollen am Fuße des Wampeten Schrofens — einem Hoffnungsbau — führt (zwei Stunden). Mein mit Holzschuhen ausgerüsteter Begleiter war bereits einigemale von Westen her auf den Wampeten Schrofen gekommen, der, ob seines Metallreichtums berühmt, unter anderem auch Anlaß gab, vor sieben Jahren einen Steig durch seine Westwände anzulegen. Derselbe zweigt etwas unterhalb der Biberwiererscharte von dem auf dieselbe führenden Wege ab und zieht über steile Grasflächen in südlicher Richtung in die Schrofenhänge bis zu einer jähen Felswand, in welche seine Fortsetzung gesprengt ist; jenseits derselben hört er auf. Von hier weglos in gerader Richtung über steile Grashänge und Wandeln empor erreicht man eine Rinne und durch dieselbe den Hirschen, ein Latschenfeld von hirschenähnlicher Gestalt mitten im Schrofen. Das war mein vor fünf Jahren glücklich erreichtes Ziel. Diesmal nahm ich meinen Ausgangspunkt vom neuen Stollen beim Knappenhaus am Wampeten Schrofen, der vor drei Jahren angelegt wurde und auf reiche Erzlager führte. Mit meinem felskundigen Begleiter stieg ich in nördlicher Richtung durch einen kleinen Kamin in die Wände empor, dann über Reisen und schmale Schuttflecken zu einem Felszacken. Von hier geht es beinahe senkrecht durch eine äußerst steile, schlecht ausgeprägte Rinne ungefähr 50 *m* wieder hinab und man gelangt in wenigen Schritten zum oberen Teile des »Hirschen«. Der Zeitaufwand von der Knappenhütte weg betrug ½ Stunde. Diese Route zum »Hirschen« empfiehlt sich ob ihrer Kürze mehr als der ersterwähnte Weg von der Biberwiererscharte her. Vom Hirschen ging es anfangs ganz leicht durch eine Rinne empor, die man in mehr nördlicher Richtung bis zu dem an seiner Farbe leicht kenntlichen gelben Wandl verfolgt. Von dort durch eine weite, ziemlich schwierige Felsrinne weiter und über ihr verwittertes Gestein in eine weitere Rinne, der man beinahe bis zum Nordgipfel zu folgen hat (zwei Stunden vom Knappenhaus). Zum Abstieg vom Nordgipfel des Wampeten Schrofens benützten wir den gleichen Weg.«

Schartenkopf. Die erste Ersteigung dieses vom Wampeten Schrofen scharf getrennten Felshauptes erfolgte am 15. August 1897 durch O. Ampferer, der sich von der obersten Stufe des Schartenkares der Einkerbung südlich der Spitze zuwendete und in ziemlich schwieriger Kletterei ihre Abstürze überwand.

Der nördlich folgende, viel benützte Übergang der Biberwiererscharte, 2001 *m*, wurde unter anderem auch von F. Kilger mit P. Probst am 9. Oktober 1889 gelegentlich einer Jochrundtour um den Grünstein betreten. Im Sommer 1894 kam C. Forcher-Mayr mit einem Begleiter von Ehrwald über Biberwier und die Silberleite bei heftigem Gewitter auf dieses Joch. Unter ähnlichen Witterungsverhältnissen überschritten es R. Peer und H. und G. Beyrer am 28. Juli 1896 von Seeben nach dem Marienbergjoch.

Sonnenspitze. Es ist dies einer jener Gipfel, die durch Kühnheit des Aufbaues bei geringer absoluter Höhe schon früh die Aufmerksamkeit der nächsten Anwohner und der Touristen erweckten. Als erste touristische Ersteigung gilt jene H. v. Barths am 27. Juli 1873 über die Nordost- und Nordabdachung der Pyramide. Fr. v. Feilitzsch mit Guem d. Ä. (Füchsla) schlug am 23. September 1878 seinen Weg von der knollenförmig abfallenden Nordostkante an über die Grasbänder und

Schrofen der Ostseite ein, gelangte in die Schlucht zwischen beiden Gipfeln und hier zunächst auf den höheren Südgipfel, sodann über die »Schwindelprobe von seltener Intensität« auf den Nordgipfel, der die Spuren des alten Vermessungszeichens zeigte. Von hier stiegen sie direkt auf einen tiefer gelegenen Punkt ihrer Anstiegslinie ab. Vergebens suchte H. v. Barth während eines heftigen Hochgewitters einen besseren Weg zu finden, obwohl gerade durch diese Ostflanke jetzt die übliche, steigartige Route führt. Am 31. Juli 1881 erreichten die Herren Reichert und v. Lößl auf teilweise neuem Wege über den Nordostgrat (auf demselben und unter ihm links, später im Gehänge rechts schräg aufwärts) den Signalgipfel ohne irgend erhebliche Schwierigkeiten. Am 29. Juli 1891 vollführte Herr E. Platz, München, eine abenteuerliche Partie, indem er von der Mulde östlich unter dem Nordgipfel aus die rechte Wand derselben erkletterte, den Hauptgrat und über ihn sehr schwierig die Nordspitze erreichte (Barthscher Weg); weiter zum Südgipfel und über leichtere Stellen zurück (Mitteil. 1891). Herr A. Hintner, Innsbruck, kletterte am 23. August 1895 vom grünen Köpfl unterhalb des Nordostgrates direkt in die Nordwand hinaus (sein Weg deckt sich bis in die obersten Teile mit dem Barths Platz ging bedeutend höher in die Nordwände über), deren Flucht an dieser Stelle von einem etwas weniger steilen Absatz unterbrochen ist. Der weitere Aufstieg erfolgte durch eine offene, sehr flache Plattenrinne mit mehreren senkrechten Wandstellen; etwas unterhalb des Gipfels verliert sich die Rinne. Nach links hin aufwärts (Barth wendete sich rechts dem Hauptkamme zu!) wurde der Nordostgrat, etwa 5 *m* vom Steinmann entfernt, erreicht. Gratübergang zum Südgipfel, Abstieg nach Rückkehr zum Nordgipfel zuerst über die Ostflanke, dann nach Übertritt auf die Nordseite in der Anstiegslinie (freundliche Mitteilung). Den gewöhnlichen Weg auf diesen meist besuchten Mieminger Recken schildert Herr Karl Forcher-Mayr (schriftliche Mitteilung), wie folgt: »Am 10. September 1895 von Ehrwald über den Hohen Gang ins Seebengebiet; durch Latschen auf den Nordostgrat und längs desselben aufwärts bis zu den Felsen des Nordgipfels. Auf deutlichem Gemssteige am Osthange im Zick-Zack aufwärts in die Talung zwischen beiden Gipfeln. Leicht auf den Südgipfel, über den Grat zum Nordgipfel; durch Kamine hinab in die südöstlich gelegene Talung, weiter wie beim Anstieg. Heftiger Wind, einigemale Steinschlag, Aussicht mäßig. Dauer des ganzen Unternehmens (hin und zurück) sechs Stunden. Ein längst ausgehecktes Problem, die Begehung des Südgrates der Sonnenspitze, fand am 14. August 1897 seine Lösung durch O. Ampferer und W. Hammer; damit wurde zugleich die erste Überquerung durchgeführt (Ö. A.-Z. 1897). Die wahrscheinlich erste Erklimmung der Sonnenspitze durch eine Dame fand am 2. August 1899 statt. Fräulein Lisl Tillmann und Herr Ekkehard Beyrer erreichten von Obsteig aus die Grünsteinscharte bei wolkenlosem Himmel. Über Firnfelder wurde zum Drachensee abgefahren und von demselben auf unkenntlichem Schafsteiglein quer durchs Gehänge zum Sonnenspitzkörper gewandert, um ein Hinabsteigen zum Seebensee zu vermeiden. Auf einem, das unterste Drittel der äußerst steilen Ostflanke durchziehenden, breiten Grasbande (Steigspuren) suchte man den üblichen Nordostanstieg zu gewinnen, wobei eine in den Berg tief einschneidende Schlucht mit glatten, überhängenden Seiten hinderlich wurde. Über festen, plattigen Fels kletterten die Genannten ein Stück empor und übersetzten die Schlucht bei ihrer Gabelung auf schmalem Bande. In einer Viertelstunde ward das Steilrasengebiet des Nordostweges erreicht und bald betrat man Süd- und Nordgipfel (über den Verbindungsgrat) der hoheitsvollen Mieminger Bergwarte. Nach gut durchgeführtem Abstieg wurde in der Seebenalpe ein Nachtlager bezogen.

Judenköpfe. Diese erhalten ab und zu, vornehmlich der höchste, Besuch; meist sind es Jäger oder Schäfer, die nach ihren Schutzbefohlenen sehen. Am

15. September 1897 erreichten E. und G. Beyrer vom Almmahdl weg die östlichen Erhebungen, W. Hammer am 2. November 1897 das höchste Köpfl und den Signalgipfel vom Alpel aus. Das schlanke Gebilde des »Judenfingers« bezwang am 2. August 1900 der einem herbstlichen Schneesturme in den Nordwänden der Praxmarerkarspitze im Jahre 1901 erlegene kühne Felskletterer Emil Spötl von Innsbruck. Von der Scharte südlich des Hochplattigmassives überstieg er zwei kleine Graterhebungen bis zur Scharte nördlich des Turmes. Von hier auf der Westseite weiter, einige Meter querend, bis zum Ansatze eines plattigen Kamines, durch diesen aufwärts zum Westgrate des Turmes und über diesen (mehrere plattige Stellen) zum Gipfel. (Ziemlich schwierig wegen des sehr brüchigen Gesteins! Eintragung im Alpelhausbuch.)

Wank. Die südliche Erhebung ist des öfteren wegen ihrer lohnenden Aussicht Ziel bescheidener Bergwanderer; die höchste, mittlere und die nördliche erfordern etwas Kletterei. Die letztere wurde am 19. September 1894 zuerst vom Städteltörl gerade über die Nordabbrüche sehr schwierig von O. Ampferer erklettert und sodann die beiden anderen Gipfel betreten. Abstieg durch das Westgehänge in die Hölle (Mitteilungen 1895). Eine Überquerung der drei Gipfel vom Städteltörl zur Lacke führten bei herrlichem Wetter H. und G. Beyrer am 14. August 1896 aus (Ö. A.-Z. 1897). Die Wanderung vom Nißkogel über das Jöchle zu den Wankspitzen mit Abstieg durch die westlich der letzteren gelegenen Reisen in die Hölle unternahmen E. und G. Beyrer, zum Teil Herr L. Höss, am 31. August 1895. Die zweite Überquerung der Wankspitzen von Nord nach Süd vollführte Ekkehard Beyrer am 6. August 1898.

Arzbergkamm. Der Höllkopf wird von den Höllböden aus öfters, gelegentlich eines Überganges von der Hölle nach dem Marienbergjoch, besucht; auch der Orientierung für den Grünsteinanstieg wegen. Hohen Genuß gewährt auch eine Wanderung über die Arzbergmähder auf den »Hohen Kopf«, und über den Zäundlkopf zum Höllkopf; diesen verschafften sich E. und G. Beyrer am 1. August 1896.

(Schluß folgt im Jahrgange 1903.)

Der Grosse Rettenstein, 2363,3 *m*.

Von

M. v. Prielmayer.

Im Hauptkamme des Kitzbüheler Schiefergebirges, jenes vom Zillertal bis zum Saalachtal und Zellerseebecken reichenden Zwischengliedes zwischen den Zentralalpen und den Nördlichen Kalkalpen, das von jenen durch die Gerlos und das Pinzgau, von diesen durch das Unterinntal und die Täler der Pillerseeache und des Leogangerbaches geschieden ist, erhebt sich, zwar nicht als höchster Gipfel dieser Gebirgsgruppe, doch durch seine Gestalt und seine Stellung vor den übrigen ausgezeichnet, der Große Rettenstein als isolierter Kalkkegel inmitten der Tonschieferberge, der »Stoan« (Stein) der Einheimischen.

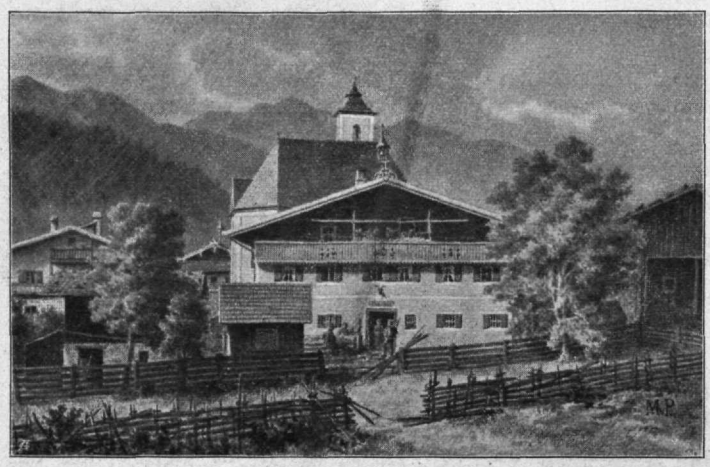
Während der Fahrt auf der Giselabahn sieht man ihn freilich nur einmal, unmittelbar östlich von der Station Kirchberg, als schönen Abschluß des dort sich öffnenden Spertentales, während auf der Pinzgauer Lokalbahn vom Wagenfenster aus nur einen Augenblick lang der Gipfel sichtbar wird und zwar zwischen Hollersbach und Mühlbach durch die Lücke zwischen Wildkogel und Rester Höhe.

Dafür ist er aber von einer Unzahl von Gipfeln auch aus weiter Ferne sichtbar und kenntlich an seiner scharfumrissenen Gestalt, ein Umstand, dem er die Rolle verdankt, die er gelegentlich der Landesvermessung auch für Bayern gespielt hat, und wobei er in drei Basisdreiecken figurirte, in den Dreiecken Großer Rettenstein—Wendelstein—Hochgern, Großer Rettenstein—Hochgern—Watzmann und Großer Rettenstein—Watzmann—Hirschkopf (im Fusch—Rauriser Scheiderücken, unmittelbar westlich von Rauris).

Hiebei spielte jedoch der besondere Umstand mit, daß die der seinerzeitigen bayerischen Vermessung zugrunde gelegte Höhenangabe für den Großen Rettenstein späterhin eine Änderung[1]) erfuhr, die angesichts der weit vorgeschrittenen Arbeiten eine Berücksichtigung nicht mehr finden konnte. Die Folge davon besteht fort in der allerdings nicht wesentlichen Differenz zwischen den bayerischen und den österreichischen Höhenangaben für die von beiden Seiten gemessenen Grenzpunkte; eine Vergleichung der betreffenden Karten zeigt diese Differenz.

Verschiedene Sagen umspielen den Rettenstein; eine davon weiß von Schätzen zu erzählen, die unter der Ruine Falkenstein verborgen liegen, jener Burg, die, auf einem gegen den Unteren Grund vorspringenden Kegel gelegen, einst der Margarethe Maultasch gehört haben soll; eine andere hat zum Schauplatz die Geröllhänge des Rettensteins und dessen Gipfelgrat (Steinerne Frauen).

[1]) Nach der sehr dankenswerten Mitteilung des Kommandanten des k. u. k. Militär.-geographischen Instituts, des Herrn k. u. k. Obersten im Generalstabskorps, Otto Frank, war der Große Rettenstein bis 1851 ein Punkt des Katasters und trug ein trigonometrisches Signal; 1851 wurde dafür der gegenwärtige Punkt südöstlich des erstbestimmten gewählt und dort eine Pyramide gebaut, dieser Punkt auch 1880 für die europäische Gradmessung benützt und eine neue Pyramide errichtet. Die absolute Höhe dieses Punktes wurde beim Anschlusse an das Präzisions-Nivellement auf 2363,3 *m* festgelegt. Derselbe Punkt wurde im Jahre 1901 für die Landesvermessung benützt und abermals mit einer Pyramide versehen; die Höhenangabe blieb unverändert.



Aschau im Spertentale.

Schon lange bekannt und erstiegen, hat der Große Rettenstein doch noch bei weitem nicht so häufigen Besuch erhalten, als er verdient, wie ja überhaupt die Berge nördlich des Gerlos- und Salzachtales sich einer gewissen Zurücksetzung erfreuen mit Ausnahme von ein paar mit Unterkunfts- und, was wohl noch mehr anzieht, mit Verpflegungsstätten ausgestatteten Gipfeln.

Der bequemste Zugang zum Großen Rettenstein führt von der Station Kirchberg durch das Spertental, das in seiner Fortsetzung aufwärts auch ein paar Übergänge nach dem Oberen Pinzgau bietet.

Am östlichen Ende des die Gebiete der Brixentaler und der Kitzbüheler Ache scheidenden flachen Sattels mit der Bahnstation Kirchberg liegt vor dem Ausgang des Spertentales das Dorf Kirchberg, 838 *m*. Rauschend windet sich der Talbach, die Aschauer Ache, um den Fuß des von Osten her weit vorgeschobenen und das Tal förmlich abschließenden Felsriegels, der auf seinem breiten, gegen Süden allmählich absinkenden Rücken die große Kirche, den Pfarrhof und das Brauhaus trägt, und durchschneidet in raschem Laufe das Dorf. Die Gasthäuser des Ortes bieten entsprechende Unterkunft und der Umstand, daß alljährlich eine ziemliche Anzahl von Sommerfrischlern sich hier niederläßt, spricht wohl auch für die Güte der Verpflegung.

Bei den ersten Häusern des Ortes von der Station her weist eine Wegtafel auf das Sträßchen in das Spertental, dem wir folgen. Wir überschreiten wiederholt den Bach, kommen an ein paar Mühlen und an dem Wegweiser zum Haarlaßanger, einer Wallfahrtkapelle, hoch am Abhange des aussichtsreichen Gaisberges gelegen, vorbei und befinden uns nun im offenen Tale. Bald führt das Sträßchen auf das rechte Bachufer hinüber. Dort vereinigt sich mit ihm ein zweiter Weg, der durch einen Teil des Dorfes und über den Kirchberg führt und einen recht hübschen Blick auf das Tal und den Großen Rettenstein bietet. Ganz unmerklich steigt das Sträßchen, immer angesichts des Rettensteins, zwischen Wiesen und Wald, über den Schuttrücken des Reitenbaches hinauf und hinab, dann über eine Brücke zum Reiserer, einem kleinen Gasthaus, das von den Sommergästen gern besucht wird — eine Stunde von Kirchberg.

Nicht weit davon quert ein breiter Schuttstreifen den Wiesenhang und das Sträßchen; das armselige Wässerlein, das nun zwischen dem Beschlächte eines kleinen Grabens harmlos dahinrieselt, hat vor zwei Jahren plötzlich mit wilden Wassermengen alles überflutet und das Gelände mit Geröll überschüttet. Solcher Dinge sehen wir noch mehrere.

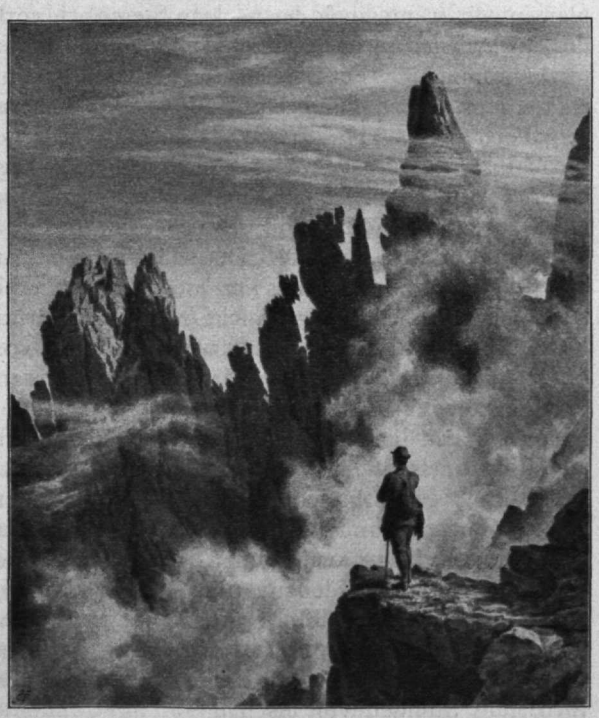
An der letzten Brücke, die uns wieder an das rechte Ufer bringt, bietet sich noch ein schöner Rückblick talauswärts auf die Zacken des Kaisergebirges, das in blauem Duft die grüne Talfurche abschließt. Vor uns aber im Weiterschreiten versinkt langsam der Rettenstein hinter seinem grünen und bewaldeten Vorberge. An einer Sägmühle vorüber, dann über einen kleinen Bach und wir stehen vor

der »Brennhütte«, dem zweiten, sehr einfachen Gasthause von Aschau. Noch verdeckt uns ein die letzten Getreidefelder tragender Rücken die kleine Ortschaft; bald erscheint der eigentümliche Kirchturm, der Weg teilt sich, geradeaus geht es hinab an den Talbach, links aufwärts aber nach Aschau selbst, circa 1000 *m* (zwei Stunden von Kirchberg), dem Hauptorte des Spertentales.

Das Gasthaus »Der Gretwirt« von Nik. Brunner ist einfach, doch sind ein paar gute Betten da und Brunner will weitere Verbesserungen vornehmen; seine Frau aber ist eine ganz gute Köchin, so daß Aschau ganz gut als Standquartier für ein paar Touren zu brauchen ist. Wer eines Führers nicht entraten mag, findet einen solchen in dem bergkundigen Schneider und Kulturarbeiter Martin Stöckl, einem bescheidenen, freundlichen Mann, der der Alpenvereins-Sektion München bei ihren Arbeiten auf dem Rettenstein aufs beste gedient hat und noch dient.

Auf dem kleinen Talboden südlich von Aschau vereinigen sich die beiden Quelltäler der Aschauer Ache, der Obere und der Untere Grund. Äußerst selten, wenigstens soweit Touristen in Frage kommen, wird der Übergang in das Salzachtal durch den Unteren Grund und über die Geigenscharte gemacht. Die Schuld daran trifft wohl zunächst die längere Dauer des Anstieges, der um eine Stunde mehr erfordert als der Aufstieg durch den Oberen Grund zur Stange, die um mehr als 300 *m* größere Höhe des Überganges selbst und vor allem die schlechten Wegverhältnisse in der zweiten Hälfte des Anstieges und im oberen Teile des Abstieges. Die erste Stunde der Wanderung in dem engen Tale aber ist entschieden abwechslungsreich und als Spaziergang von Aschau aus sehr hübsch.

Wir durchschreiten den Talgrund in der Richtung gegen den Eingang des Unteren Grundes; ein Blick rückwärts zeigt uns durch die Lücke des Spertentales in blauer Ferne das Kaisergebirge. Auf etwas schwanker Brücke überschreiten wir die aus dem Oberen Grund herabkommende Ache und treten in die Talenge des Unteren Grundes ein. In kühlem Schatten führt der anmutige Weg am Ufer der rauschenden Ache dahin, an dem Wegweiser »Zum Großen Rettenstein« vorbei; eine Brücke, unter der die Ache, über einen querenden Felsriegel rauschend, abwärts stürmt, bringt uns an das linke Ufer. Allmählich öffnet sich der Blick talaufwärts auf den Großen Rettenstein; aus den bewaldeten Gehängen strebt sein schroffer Felsbau hoch empor, immer mächtiger tritt er aus der Deckung heraus. Wir kommen seinem gewaltigen nordwestlichen Steilabsturze bis auf 1500 *m* nahe und auf diese durch die Bösch-



Die »Steinernen Frauen« im Grate des Großen Rettensteins.

ung des unteren Hanges für das Auge noch verkürzte Entfernung überragt er unseren Standpunkt um volle 1100 *m*.

Über die Untere Schöntalalpe geht es unter wiederholtem Uferwechsel sanft aufwärts; den schönsten Punkt des Tales haben wir bereits hinter uns; der Wald, der den Westfuß des Großen Rettensteins umkleidet, beschränkt die Aussicht, der Gipfel selbst sinkt zurück. Stärker ansteigend führt der Pfad dann am grünen Hange des Laubkogels aufwärts, biegt am Schlusse des Talkessels scharf nach Westen um und zieht im Zickzack empor zur Geigenscharte, 2031 *m*, 3½ Stunden von Aschau.

Infolge der Stellung der Scharte auf der kurzen, zwischen Geigenkopf und Großleikopf von Nordwesten nach Südosten ziehenden Strecke des Hauptkammes ist das Aussichtsbild ein sehr beschränktes, im Nordosten erblickt man den Rettenstein, im Süden durch das tief eingeschnittene Dirnbachtal die Gipfel der westlichen Venedigergruppe, sonst nur die grünen, teilweise mit Felskronen geschmückten Berge der nächsten Umgebung. Der Abstieg führt zunächst in westlicher Richtung am Südhange des Geigenkopfes zum jenseitigen Hang des Dirnbachtales und an diesem in südlicher Richtung abwärts zur Püssenalpe; erst von da ab zieht dann ein Saumweg teilweise durch Wald, zuletzt hoch über dem in tiefer Felsschlucht zu Tal stürzenden Dirnbach hinab auf die grünen Hänge des Salzachtales mit hübschem Blick auf die beiden Sulzbachtäler. In weitem Bogen erreichen wir, den Dirnbach überschreitend, in zwei Stunden von der Scharte aus, Neukirchen, 5½ Stunden von Aschau.

Häufig begangen ist der Obere Grund und der Übergang über das Stangenjoch — »Über die Stang«, wie der Einheimische sagt — in das Salzachtal. Wir schlagen außerhalb Aschau den Karrenweg nach links ein, überschreiten die Obergrundache und wandern in dem schuttreichen Tale derselben aufwärts. Nach etwa 40 Minuten wechseln wir auf das rechte Ufer zurück, auf dem wir vorsichtshalber bleiben, da, wenn auch der nächste Steg noch vorhanden ist, der weiterhin folgende, der uns wieder herüberbringen sollte, möglicherweise fehlt; überdies ist die in Betracht kommende Fußsteigstrecke herüben gar nicht schlecht. Das Tal selbst ist recht uninteressant und einförmig. Wir nähern uns bereits seinem Schlusse, da zeigt sich im Rückblick noch einmal das Kaisergebirge; der Rettenstein aber bleibt unsichtbar, ihn verdeckt der hohe, grüne Rücken, der von ihm in flachem Bogen zwischen Ober- und Untergrund nordwärts zieht und mit dem Schöntalkopf schließt. Nach Südwesten umbiegend, führt der Saumweg hinauf zum Stangenjoch, 1719 *m*, 2½ Stunden von Aschau. Der Übergang selbst bietet keine Aussicht außer auf den Oberen Grund und das von der Filzenhöhe herabziehende Tal des Mühlbaches; im Weiterschreiten aber taucht rechts halb rückwärts der Große Rettenstein als breite, schroffe Felskuppe auf, während sich vor uns der Blick auf die Tauern öffnet. In weniger als zehn Minuten sind wir an der Stangalpe oder Stange, einer prächtig auf einem gegen Süden vorspringenden Rücken gelegenen Hochalpe. Zu unseren Füßen liegt das waldesdunkle, tiefe Mühlbachtal, darüber der breite Rücken des Wildkogels und der zum Großleikopf und zum Großen Rettenstein ziehende Bergkamm; gegen Süden und Osten aber fällt der Blick auf die östlichen Gipfel der Venedigergruppe und die Granatspitz- und Glocknergruppe.

Von der Alpe aus wenden wir uns der Pflockmarkierung nach über den vom Vieh zertretenen Weidehang hinab dem Walde zu und wandern in seinem Schatten hoch über dem Mühlbach auf vielgewundenem, gutem Wege — gut, mit Ausnahme jener Stellen, wo, was häufig geschieht, die Fluten der Gewitterregen Steg und Weg just zerstört haben — talabwärts nach Mühlbach, 2½ Stunden vom Joch, fünf Stunden von Aschau.

Nun aber zur Ersteigung des Großen Rettensteins selbst, die den größten

Genuß bietet, denn sie lehrt uns einen an sich schon interessanten Berg kennen und führt uns zu einem Rundbilde von einziger Schönheit. Wir verfolgen den Weg in den Unteren Grund, verlassen ihn aber bei dem schon erwähnten Wegweiser, eine halbe Stunde von Aschau, und folgen dem von der Sektion München markierten Steige, der zunächst am Waldrande südlich von der Ruine Falkenstein, dann über die Weidehänge der Sonnenwendalpe, eine Stunde von Aschau, rasch ansteigt. Von den Hütten zieht der Steig, nur mässig steigend, teilweise sogar eben an dem nur spärlichen Baumwuchses sich erfreuenden Westhange des Schöntalkopfes hin, vielfach vom Weidevieh zertreten, wie eben alle Pfade in der Alpenregion. Erst an der Einbuchtung des Schönbaches, teilweise neben diesem, steigt der Weg stärker zwischen Bäumen, Gesträuch und Gestein aufwärts und biegt dann auf die langgestreckte grüne Mulde der Oberen Schöntalalpe, ca. 1600 *m*, ein.

Ein zweiter, durchaus ziemlich steiler Anstieg führt von der Unteren Schöntalalpe im Unteren Grund in östlicher Richtung durch den Wald und über die Weidehänge am linken Ufer des Schönbaches hinauf, den wir ganz nahe bei den Alphütten überschreiten. In 2½ Stunden von Aschau aus erreichen wir die Obere Schöntalalpe, wo unter Umständen auch freundliche Aufnahme und Heulager zu finden ist; infolge ihrer gegenüber Aschau immerhin 600 *m* höheren Lage wäre diese Alpe ein ganz geeignetes Nachtquartier, wenigstens dann, wenn man mit der Ersteigung des Rettensteins noch eine weitere Unternehmung, wie den Übergang zum Wildkogel oder zur Geigenscharte, verbinden will.

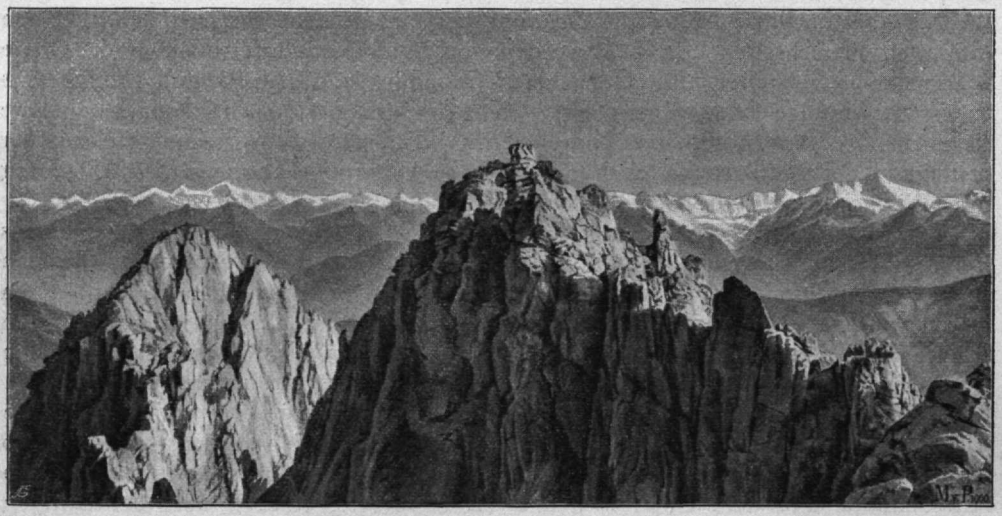
Aufwärts folgt nun ein von Gräben und Wasserläufen durchzogenes, kurzes Hochtal; Felshöcker und Gruben, Weide, grüne und gefallene, vermodernde Fichten und Gestrüpp wechseln ab, der Baumwuchs an den Hängen verschwindet. Nach kaum einer halben Stunde liegen in grüner Mulde die kleinen braunen Hütten der Galtalpe Schöntal-Scherm vor uns. Am Fuße des die Mulde abschließenden Querriegels sprudelt kräftig eine frische Quelle, das letzte trinkbare Wasser.

Hier beginnt der von der Sektion München im Jahre 1888 geschickt angelegte und gutunterhaltene Steig; am Ostgehänge des vom Großen Rettenstein unterhalb des Gipfels als scharfer Zackengrat gegen Norden vorschießenden und zwischen dem Schöntal und dem Unteren Grund als bewaldeter Rücken über der Unteren Schöntalalpe endenden Höhenzuges zieht er in südlicher Richtung aufwärts der breiten Nordostwand des Rettensteins entgegen. Steil setzt diese nieder auf die oberste Karmulde; ein Blockgürtel, eine alte Moräne, schließt das Becken gegen Norden ab; darunter liegt ein zweites solches Becken, das am Gerölle des schon erwähnten Querriegels endet. Gletscherschliffe an der Talwand, schon unterhalb der Galtalpe, weisen auf den Ursprung dieser Gestaltung des Talschlusses hin. Über begrüntes Gehänge geht es dann im Zickzack empor, zu unserer Linken einen breiten Graben, die Fortsetzung eines den unteren Teil der mächtigen Felswand spaltenden Risses; jenseits desselben zeigt sich die rote Markierung, die über das Schöntaljoch hinüberleitet zur Stange.

Steiler wird der Hang, in immer knapperen Windungen steigen wir empor. Die grünen Stufen, auf denen gelegentlich die Schafe der Galtalpe weiden und durch Hinabstoßen von Steinen die tiefere Region etwas ungemütlich machen, gehen zu Ende; tief ist das oberste Kar des Schöntales bereits hinabgesunken, bald sinken auch die Gratzacken des Nordkammes in die Tiefe und wir treten hinaus an den Rand des Steilabsturzes gegen den Unteren Grund; vor uns setzt die gewaltige Felswand vom Gipfel des Rettensteins nieder auf ein starkgeneigtes, gegen den Unteren Grund hinabziehendes Geröllfeld, dieselbe Felswand, die dem Berge das Imposante seiner Erscheinung von Norden aus verleiht. Nun wendet der Steig wieder gegen die Nordwestwand zu; eine kurze Strecke und wir stehen, nur durch eine breite Kluft

davon getrennt, den »Steinernen Frauen« gegenüber, bizarren Felszacken auf dem scharfen Hauptgrate südöstlich des Gipfels, die dem Ausbrechen der Schichten ihre abenteuerlichen Gestalten verdanken, die recht wohl an gebeugte, trauernde Frauen erinnern, namentlich dann, wenn infolge der Beleuchtung die Gestalten sich dunkel von der hellen Luft abheben oder flatternde Nebel aus dem Kar herauf sie umwallen wie wehende Schleier.

Wir steigen weiter am Massiv der Haupterhebung empor, da tut sich in dem heranziehenden Hauptgrate eine scharf eingeschnittene Scharte auf; mit wenigen Schritten vom Steige weg stehen wir in derselben. Rechts von uns die Steilwand des Gipfelkörpers, zur Linken ein kühner Gratturm, der — nebenbei gesagt — von einem Einheimischen bereits erklettert worden sein soll, ein ungeachtet des vorhandenen Kamins ganz ehrenwertes Unternehmen; vor uns schießt eine steile, glatte Wand hinunter gegen das waldesdunkle Mühlbachtal, jenseits dessen der Wildkogel



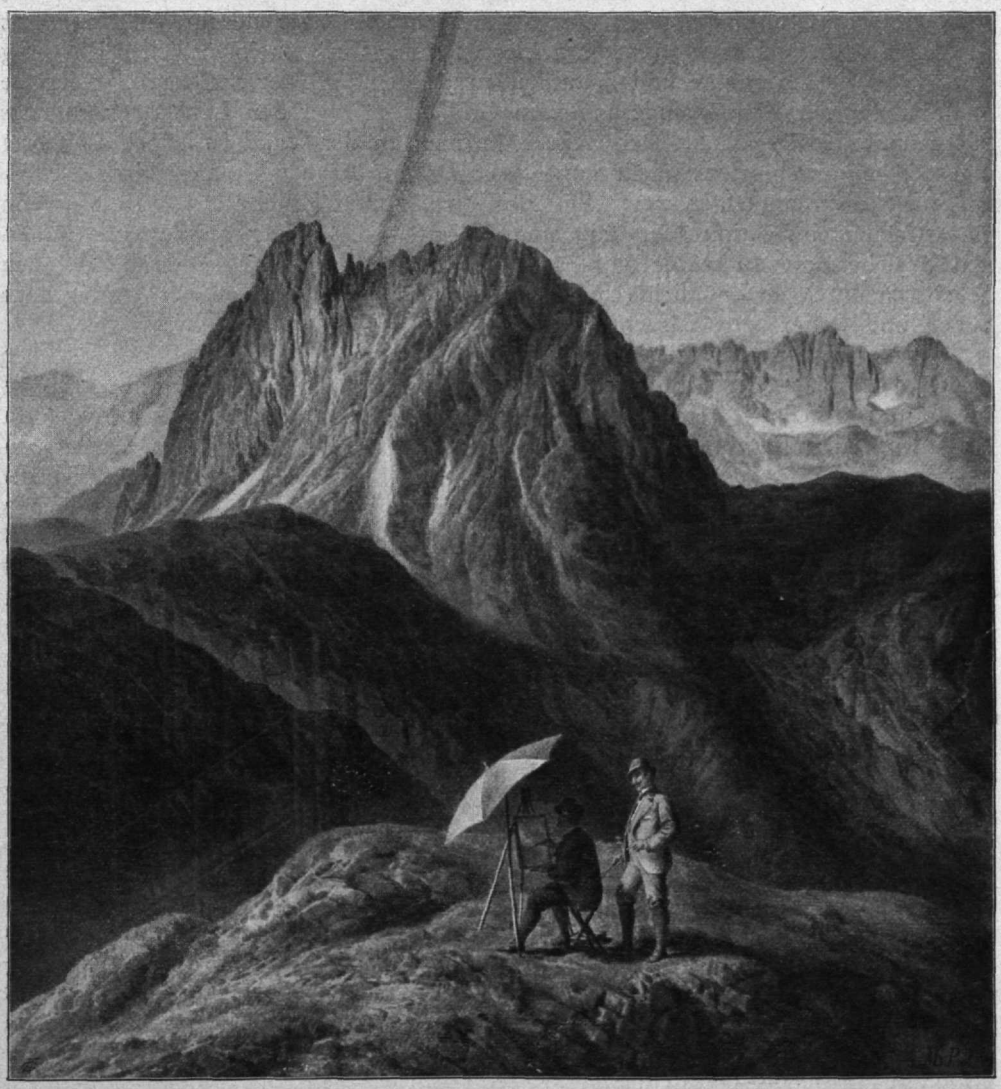
Der Grat des Großen Rettensteins vom Nordwestgipfel aus.

seine aussichtsreiche Kuppe erhebt. Und in diesem farbenreichen Rahmen leuchtet uns die Eisespracht der Venedigergruppe entgegen, ein überraschend schönes Bild. Das unter den Tritten knirschende Gestein schreckt einen mächtigen Adler aus dem nahen Horste an der Südwand auf; mit rauschendem Gefieder streicht er ab über die Scharte und mit gewaltigem und doch ruhigem Flügelschlag zieht er mit beneidenswerter Schnelligkeit hinaus gegen das Spertental.

Wir wenden uns zum Steige zurück und in wenigen Minuten stehen wir auf dem Nordwestgipfel des Grossen Rettensteins, 1½ Stunden nachdem wir Schöntal-Scherm verlassen haben. Ein farbenreiches Rundbild entfaltet sich vor unserem entzückten Auge. Über den grünen Wellen der Tonschieferberge erheben sich die hellen Felswände und Gipfel der nördlichen Kalkalpen in langer Reihe; im Süden schimmert, nur durch den Südostgipfel des Großen Rettensteins unterbrochen, im Glanze von Schnee und Eis die Kette der Zillertaler Alpen und der Hohen Tauern; uns zu Füssen tief unten zieht der Untere Grund hinaus zum Spertental, von dessen Ausgang die Kirche und die südlichsten Häuser von Kirchberg freundlich heraufleuchten.

Ein zerrissener, zackiger Grat zieht hinüber zu dem anscheinend etwas höheren Südostgipfel. Eine glatte, ungangbare Steilwand setzt von seiner Kante nieder gegen das oberste Schöntal, der rauhe Hang gegen Südwesten vermittelt den Übergang.

In 20—25 Minuten Kletterns ist der Südostgipfel erreicht. Die Aussicht ist fast die gleiche wie von dem anderen Gipfel, nur zerschneidet dieser den Blick in das Tal des Unteren Grundes, dafür aber liegt die ganze Tauernkette ohne Unterbrechung vor uns, während in der Tiefe das Mühlbachtal im Bogen am Fusse des Großen Rettensteins



Großer Rettenstein von Süden, vom Wildkogel aus.

zum Salzachtal hinauszieht. Ganz nahe der Spitze bricht der Grat senkrecht nieder zu der tiefen Scharte, in die wir beim Aufstiege getreten sind; eine Fortsetzung der Wanderung auf oder neben dem Grate ist damit vollständig ausgeschlossen.

Wir weiden uns geraume Zeit an der prächtigen Rundschau, dann wenden wir uns zur Umkehr. Auf unserer Spur geht es zurück zum Nordwestgipfel und rasch hinab zum Schöntal. Dort weichen wir vom Pfade rechts ab und folgen der großen roten Marke, die uns auf den Steig unter den Wänden des Rettensteins fort zum Schöntaljoch, circa 2030 *m*, und jenseits hinab zur Stange weist. Die Be-

nützung dieses Steiges ermöglicht es, die Ersteigung des Großen Rettensteins mit dem Übergange von Aschau nach dem Oberpinzgau zu verbinden und damit eine überaus interessante Wanderung auszuführen.

Auch über die Südwestwand, die unsere Ansicht des Großen Rettensteins vom Wildkogel aus in ihrer vollen Höhe zeigt, ist die Ersteigung des Gipfels möglich. Vom Unteren Grund aus führt ein Zickzacksteig teilweise durch Wald aufwärts zur Steinfeldalpe, circa 1730 *m*; von hier geht es in allgemein östlicher Richtung empor über grüne Hänge und Schutthalden an den Fuß der Steilwand. Dieselbe Stelle ist bei der Kammwanderung vom Großleikopf über den Laubkogel und das Steinfeldjoch zu erreichen. Der weitere Aufstieg an der Wand ist jedoch schwierig und, teilweise wenigstens, nicht ungefährlich. Zum Abstieg ist diese Route jedenfalls nicht eben empfehlenswert. Ein zweifellos verdienstliches Werk wäre es, wenn eine Alpenvereinssektion hier tätig eingriffe und den Abstieg mindestens einigermaßen sicherte; dann würde wohl auch der Besuch des interessanten Berges sich heben, da durch die mögliche Überschreitung des Gipfels ein schöner Abstieg nach Süden und weiter zum Salzachtal geboten wäre.

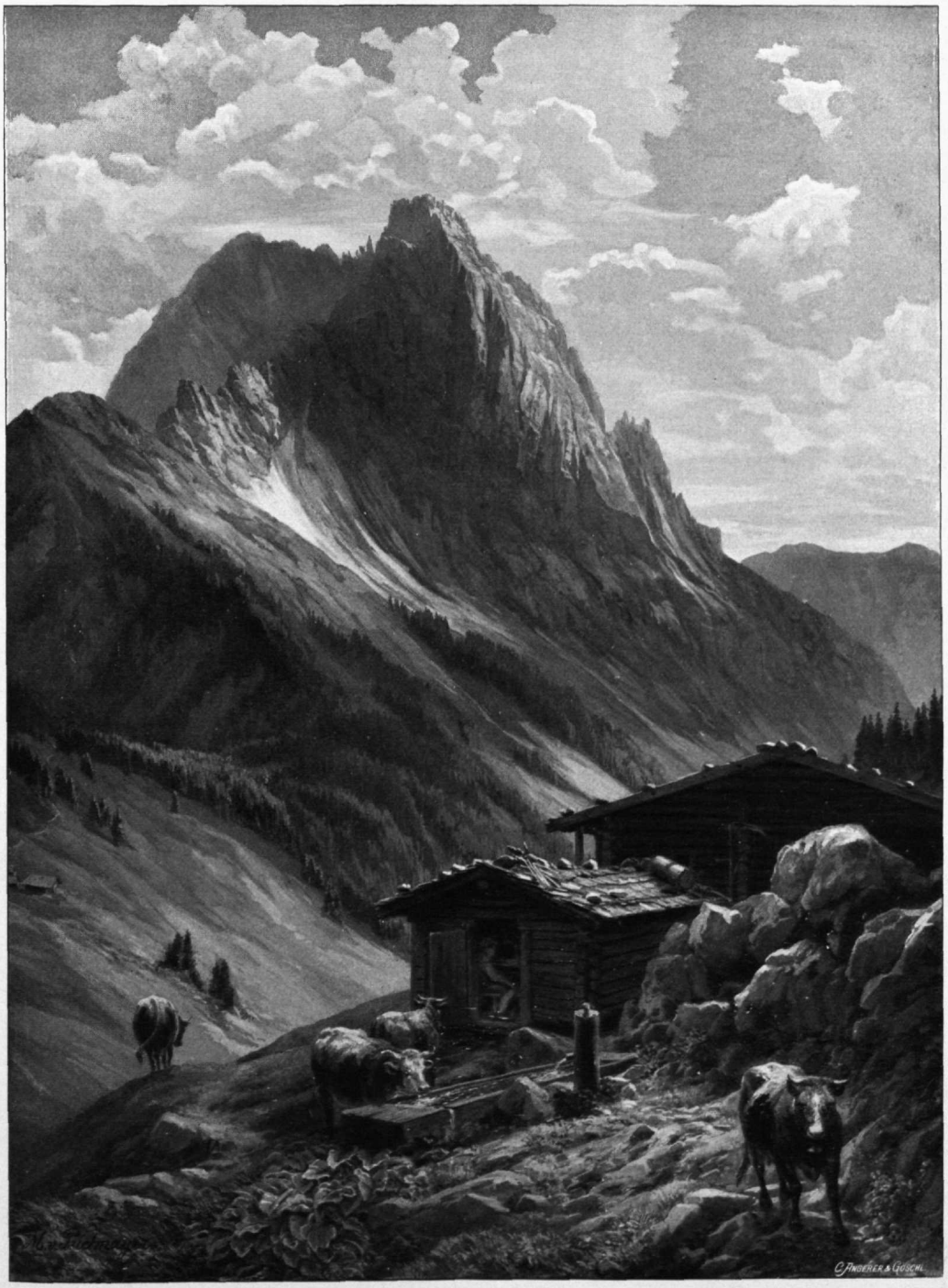
Außer dem Großen Rettenstein, der freilich immer der Glanzpunkt eines großen Teiles des Kitzbüheler Schiefergebirges sein wird, finden sich in seiner Nachbarschaft mehrere Gipfel, deren Besuch ziemlich mühelos und doch sehr genußreich ist.

So in dem Kamme zwischen dem Spertental und dem Windautal das Brechhorn, 2032 *m*, das einen schönen Blick auf den Großen Rettenstein und die fernen Hohen Tauern, sowie die Tonschieferberge überhaupt und die Nördlichen Kalkalpen bietet. Unmittelbar westlich von Aschau führt ein Steg über den Talbach; ein Fußsteig bringt rasch empor zu einem Bauernhause, endet aber bald darauf. In südwestlicher Richtung aufwärts steigend, erreichen wir über Wiesen den aus dem Unteren Grund heraufführenden Weg zur Durachalpe, circa 1400 *m*; über die Breitlahnalpe geht es dann empor auf den vom Brechhorn gegen Osten vorspringenden grünen Rücken und über diesen zum Gipfel. 2½ Stunden von Aschau.

Der zweite dieser Gipfel ist der Kleine Rettenstein, 2217 *m*, zwischen dem Oberen Grund und dem Tale der Jochbergache. Ein allerdings reizloser Anstieg führt von Aschau über die Weidehänge der östlichen Talseite am Schwarzen Kogel aufwärts zur Kälberbrunnalpe und auf den vom Kleinen Rettenstein in nördlicher Richtung zum Schwarzen Kogel ziehenden Kamm; da wir die Nordwand des Gipfels zu umgehen haben, durchschreiten wir in südöstlicher Richtung die oberste Mulde des Saukasertales, gewinnen jenseits den vom Gipfel gegen Nordosten ziehenden grünen Kamm und von diesem aus über den Grat die Spitze.

Der dritte und am meisten in der ganzen Umgebung besuchte Gipfel ist der bekannte Wildkogel, 2227 *m*, auf dessen Spitze eine hölzerne kleine Schutzhütte steht; der Blick auf die Zentralalpen und das Salzachtal auf- und abwärts ist wunderschön, der Große Rettenstein zeigt, das Kaisergebirge unterbrechend, seine prächtige Südwestwand und die Details seines Gipfelgrates. Auf dem westlich vom Gipfel, von dem zur Filzenhöhe ziehenden Kamme abzweigenden, gegen Süden vorspringenden Rücken, der schon ein sehr schönes Aussichtsbild gegen die Tauern zeigt, steht ein kleines, ganz gutes Gasthaus von Posthalter Schett in Neukirchen. Die Ersteigung des Wildkogels ist von Neukirchen aus ein müheloser, amüsanter und genußreicher Bergspaziergang.

Möchten diese Zeilen dazu beitragen, das Interesse für die Tonschieferberge und insbesondere für den Großen Rettenstein, die viel zu sehr vernachlässigt sind, zu beleben, dann wäre ihr Zweck erreicht; die Besserung der Unterkunftsverhältnisse, die Schaffung noch anderer, besserer Wege u. s. w. würde dann von selbst folgen und in Wechselwirkung den Besuch weiter heben.



Nach der Natur gez. von M. v. Prielmayer. Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr

Der Grosse Rettenstein
vom Hochleger der Durachalpe aus gesehen.

Der Goldberg in den Hohen Tauern.

Monographische Skizze

von

Hans Gruber.

Als ich vor mehreren Jahren daran ging, die Goldberggruppe zum Zwecke der vorliegenden Monographie regelmäßig zu besuchen, war ich mir voll bewußt, daß die Behandlung eines so abseits liegenden und vernachlässigten Berggebietes eine zwar überaus anregende, jedoch auch ziemlich undankbare Arbeit geben würde. Nimmt doch der »Rauriser Goldberg« unter allen Gruppen der Hohen Tauern an touristischer Bedeutung den vorletzten Rang ein! Nur die Granatspitzgruppe dürfte ihm den letzten streitig machen. Mit Ausnahme des Sonnblicks werden alle Hochgipfel des Goldberges nur sehr wenig besucht und Jahre vergehen oft von einer Besteigung zur nächsten. Ganz mit Unrecht! Der Naturfreund, besonders der Alleingeher, der prächtige Weganlagen, verfeinertes Hüttenwesen und fashionable Alpenhotels nicht liebt, wird bei einem Besuche dieser einsamen Bergwelt reichlich auf seine Kosten kommen. Liegen auch die touristisch bedeutenderen Gipfel im nördlichen Teile der Gruppe, so bieten doch besonders die südlichen Täler in ihrer Ursprünglichkeit und kulturfeindlichen Unberührtheit eine Fülle des Reizvollen und Interessanten. Freilich ist der Besuch des Goldberges trotz der verhältnismäßig geringen Höhe seiner Gipfel nichts weniger als mühelos: stets und von allen Seiten ist eine sieben- bis achtstündige Talwanderung nötig, um in die Hochregion eindringen zu können. Dieser Umstand mag wohl auch ein Hauptgrund der Vernachlässigung sein. Zweifellos wird es besser werden, wenn nach der Fertigstellung der Tauernbahn das Gasteiner- und Mallnitztal als kürzeste und bequemste Zugänge gewählt werden können.

Vor Jahrhunderten herrschte in allen Tälern des Goldberges bis hoch hinauf in die Gletscherzone reges Leben und freudige Arbeitsamkeit an den Stätten, wo schon die Römer das »Tauerngold« zu finden wußten . . . . Ganze Karawanen von Saumtieren trabten durch das Seidlwinkeltal über den »Tauern« ins kärntnerische Mölltal, und am »Kolm« und in der Fragant widerhallten die Wände von den wuchtigen Schlägen der Bergschmiede. Die Bergwerke an der Goldzechscharte und am Fraganter Tauern waren nicht nur die höchsten, sondern auch die ergiebigsten des ganzen Alpenlandes. Die Spuren alter Straßenzüge an Punkten, die selten oder nie von eines Menschen Fuß betreten werden, zeugen von dem regen Verkehr, der hier einst herrschte. Heute ist es still geworden am »Kolm« und im Seidlwinkel, der Bergsegen ist längst geschwunden und dürfte wohl nie mehr wiederkehren . . .

Es war im Jahre 1897, als ich in einer herrlichen Frühlingsnacht zum ersten Male den Höhen des Rauriser Bergkranzes zuwanderte. Die Eindrücke, die ich auf dieser Osterfahrt empfangen, sind mir unvergeßlich geblieben, und oft habe ich seither Pickel und Rucksack in das einsame Bergland zwischen Salzach und Möll getragen.

Freilich, der »Sportsmann« findet dort weder abenteuerliche Felszinnen, noch wächtenumsäumte Schneehörner, weder herausfordernde Klettereien, noch stundenlange Eisarbeit — wenn auch schwierige Unternehmungen nicht ganz fehlen und noch manches Neue zu machen ist. Dem »bequemen Touristen« liegen die schönen Berge jedoch zu weit abseits von der Heerstraße.

Selbst auf die Gefahr hin, von dem ersteren mit geringschätzigem Lächeln, von dem letztgenannten mit Bedauern über die Trockenheit meiner Beschreibung — wo er sich ansprechende Schilderungen erhofft — bedacht zu werden, wage ich es, diesem Stiefkinde des alpinen Verkehres das Wort zu reden.

I. Allgemeines.

Inmitten zweier mächtiger Rivalen — Großglockner im Westen und Ankogel im Osten — erscheint die Goldberggruppe als das unscheinbarste Glied des östlichen Tauernzuges, dessen Hauptkamm auf eine Länge von 24,2 *km* ihr angehört. Die Gruppe ist scharf abgegrenzt, und zwar im Norden durch die Salzach, im Westen durch das Fuschertal, das Fuschertörl und das Heiligenbluter Hochtor sowie durch die Möll, welche auch im Süden den »Goldberg« von der Kreuzeckgruppe scheidet. Die östliche Grenzlinie verläuft von Ober-Vellach durch das Mallnitztal zum Niederen Tauern und ins Gasteinertal. Somit sind auch die beiden bis an die Salzach vorgeschobenen Begrenzungskämme des Raurisertales gegen Fusch, beziehungsweise Gastein zum Goldberggebiete zu rechnen, ebenso die in das Knie der Möll einspringende, ziemlich isolierte Berggruppe des Sadnig, 2740 *m*. Dem »Goldberg« fehlt sowohl die mächtige Entwicklung der Seitenkämme, als auch die wuchtige Breite des Hauptkammes, wie sie die Glockner- und Venedigergruppe aufzuweisen haben. Doch eben deshalb kam die Gruppe schon seit altersher als Übergangsgebiet aus dem Salzachtal ins Drautal in Betracht, und verdanken auch die hochgelegenen alten »Tauernhäuser« diesem Umstande ihre Existenz.

Der Hauptkamm trägt 22 Gipfel, von denen acht die Höhe von 3000 *m* übersteigen — immerhin eine ansehnliche Zahl. Von den vier nördlichen Seitenkämmen beanspruchen die beiden äußeren (Schwarzkopf- und Türchelkamm) trotz ihrer nicht unbedeutenden Höhe und stattlichen Längenentwicklung keinerlei touristisches Interesse, während die beiden mittleren — der Rauriser Mitterkamm und der Krummlkamm — trotz ihrer geringen Ausdehnung einige stattliche Gipfel tragen. — Reicher gegliedert ist der südliche Teil unserer Gruppe: nur der überaus schroffe Sandkopfkamm, der gegen die Vereinigung der Zirknitz mit dem Mölltale vorspringt, ist kurz und ohne Seitenäste, während der Zirknitz-Wurten-Scheidekamm und der das Mallnitztal im Süden begleitende Feldseekamm reich an solchen und noch nahe an den Haupttälern von bemerkenswerten Gipfeln gekrönt sind. Während die nördlichen Seitenkämme nur einen Dreitausender besitzen, haben die südlichen deren drei aufzuweisen.

Analog der Verteilung der Seitenkämme erscheint auch die Verästelung der Täler, die am Nordabhange der Gruppe einfach, auf der Südseite jedoch ziemlich verwickelt ist. Nur ein Seitental der Salzach gehört ganz der Goldberggruppe an: die Rauris. Es ist gleich dem benachbarten Gasteinertale eine der ältesten Kulturstätten des Salzburger Landes, da es nachweisbar bereits in der Römerzeit bis in seinen eisstarrenden Hintergrund besiedelt war. Die Rauriserache entspringt am Goldbergkees und durchfließt den Talboden von Kolm Saigurn — den alten »Arwaldswinkel«, der sich zum Hüttwinkeltale erweitert. Wo das Gefälle geringer wird, empfängt sie aus dem tief eingerissenen Seitental der Krumml den Krummlbach, der vom Nordabhange des Hoch-Arn kommt und in sturzschnellem Laufe dem

Haupttale zueilt. Nicht mit Unrecht zählt Lorria das Krummltal, seine Gletscherscenerien und Wasserstürze zu den besuchenswertesten Objekten des Rauriser Bergkranzes. Bei dem Dorfe Wörth vereinigt sich die Hüttwinkelache mit der vom Weißenbachkees und vom Hochtore kommenden Seidlwinkelache (auch »Tauernache« genannt). Der »Seidlwinkel« ist kürzer als der Hauptast des Tales und bietet mit seinen hübschen Wasserfällen und schönen Arvenbeständen mannigfache Reize. Bei Wörth tritt die Rauriserache in das breite Talgelände ihres Unterlaufes ein. Den gegen das Salzachtal quer vorgelegten Höhenzug durchbricht sie in der wilden, malerischen Kitzlochklamm und vereinigt sich sofort nach dem Verlassen derselben mit der hier stark eingeengten Salzach.

Vom Gasteinertale berührt nur das eigentliche Quellgebiet der Ache, das Naßfeld, mit dem westlich einmündenden Sieglitztal (»Siglitztal« der Karte) das Herzstück unserer Gruppe. In dem zur Pochhartscharte führenden Seitentale des Naßfeldes liegen auch die beiden malerischen Pochhartseen, mit dem kleinen Erzwiessee im Angertale die einzigen am Nordabhange des Goldberges. — Den Zugang zum Hauptkamm des Goldberges von Süden vermittelt das Mölltal, das in weitem Bogen die ganze Gruppe umzieht und aus ihr zahlreiche Seitentäler empfängt. Am Westabfalle des Kammstückes Hoch-Arn — Sonnblick entspringen die Täler der Großen und Kleinen Fleiß, die sich nahe ihrer Einmündung ins Mölltal (bei Pockhorn) vereinigen. Die Kleine Fleiß ist wie das Hüttwinkeltal schon vor Jahrhunderten der Schauplatz eifriger Bergbautätigkeit gewesen, wovon die Spuren der alten Einbaue in der Nähe des felsumkränzten Zirmsees, 2499 *m*, Zeugnis geben. — Ein ähnliches Zwillingspaar sind das Groß- und Klein-Zirknitztal, die sich jedoch schon in ihrem Oberlaufe vereinigen. Der Schuttkegel ihrer Mündung trägt den freundlichen Ort Döllach. Auch ihnen ist jener anmutige Hauch frischer Ungebundenheit eigen, der alle Täler der Südseite auszeichnet. In der Groß-Zirknitz, hart unter den Wänden des Tramergrates liegt der dunkle Brettsee (auch »Blitzsee« genannt, da hier das Blitzkabel des Zittelhauses endigt), der jedoch wie seine beiden Nachbarn in der Klein-Zirknitz — Groß- und Kegelesee — das überernste Bild des schneeumkränzten Talschlusses nicht zu mildern vermag.

Die beiden, den Sadnigstock vom Wurtenkamme trennenden Täler — Asten und Groß-Fragant — kommen als Zugänge für den zentralen Teil des Goldberges nicht in Betracht. Ebensowenig die Klein-Fragant, während der Hauptast des wald-, wild- und wasserreichen Fraganttales — die Wurten — bis an den Hauptkamm reicht und unter allen südlichen Zugängen zwar der unbequemste, jedoch der schönste ist. Der breite obere Talboden birgt mehrere ansehnliche Seespiegel: den nahe an der Zunge des Wurtenkeeses liegenden Weißsee, den Schwarzsee und den in die östliche Talwand eingebetteten, tiefdunklen Feldsee. Auch die beiden weiter talauswärts in den Falten des Feldseekammes versteckten Oschenigseen, die an ernster Schönheit alle anderen übertreffen, senden ihren Abfluß dem Fragantbache zu. — Das Mallnitztal schließt die Goldberggruppe im Osten ab. Sein Boden steigt, einerseits von dem Feldseekamme, andererseits von dem Tauernhauptkamme begrenzt, amphitheatralisch bis 2300 *m* empor. Es gehört jedoch wie das Gasteinertal zum größten Teile schon in das Bereich der Ankogelgruppe.

II. Eintrittsstationen und Schutzhütten.

Wenn auch die Goldberggruppe im Verhältnisse zu anderen Berggebieten der Ostalpen nicht allzu reichlich mit Schutzhütten und Hochwegen bedacht ist, so findet der Bergwanderer doch in den meisten Tälern hinlänglich Unterkunft.

Freilich dürfen seine Ansprüche bisweilen ein nur recht bescheidenes Maß erreichen. Es seien hier in großen Zügen die bequemsten Eintrittsrouten in unser einsames Bergland skizziert.

Die meisten Gipfel des Hauptkammes werden aus dem Rauriser Hüttwinkeltale erstiegen, dessen Hintergrund — den »Kolm« — man in fünfstündiger Wanderung vom Markte Rauris, 984 *m*, aus erreicht. Die im Haupttale gelegenen Siedelungen Wörth und Bucheben sind ebenso wie der Markt viel zu weit vom Talschlusse entfernt, um als Standquartier empfohlen werden zu können. Bucheben eignet sich höchstens als Ausgangspunkt für einen Besuch des Krummltales mit eventueller Besteigung des Ritterkopfes, Mannlkopfes, Hoch-Arns etc. Kolm Saigurn, 1579 *m*, ist hingegen ein wirklicher hochalpiner Standort, der eine Menge schöner Touren in seiner nächsten Umgebung besitzt. Besteigern des Sonnblicks diente früher das Knappenhaus am Goldbergkees als Raststation; heute bietet die auf dem Ostgrate des genannten Berges gelegene Rojacherhütte, ca. 2750 *m* (von dem Vorstande der Sektion Rauris, Herrn W. v. Arlt, aus Privatmitteln erbaut), einen Ersatz dafür. Als Nachtstation dient sie jedoch nicht, da man von ihr ja nur 2½ Stunden bis zum Zittelhause, 3106 *m*, der Sektion Salzburg auf dem Sonnblickgipfel benötigt. Dieses ist ganzjährig bewohnt und eine meteorologische Hochstation erster Ordnung, doch nur während des Sommers regelrecht bewirtschaftet. Es ist der günstigste Ausgangspunkt für die Besteigung aller Hauptgipfel der Gruppe.

Seebichlhaus.

Für Touren im Bergkranze des Seidlwinkeltales eignet sich sowohl die in der Längenmitte des Tales gelegene Schockalpe, vor allem aber das freundliche Rauriser Tauernhaus, 1514 *m* (drei Stunden von Wörth), als Ausgangspunkt. Die Gastwirtschaft wurde hier zwar schon vor Jahren aufgelassen, jedoch ist der Tourist noch immer gern gesehen und findet gute, billige Unterkunft und Verpflegung. Im Klein-Fleißtale, kaum 3½ Stunden von Heiligenblut entfernt, steht das schmucke, von der Sektion Klagenfurt 1881 adaptierte Berghaus am Seebichl, 2464 *m*, von wo man in weiteren 2½ Stunden zum Zittelhause gelangt. Das nur ca. 3/4 Stunden oberhalb Heiligenblut gelegene alte Fleißwirtshaus ist der günstigste Ausgangspunkt für eine Besteigung des Sandkopfes oder des Hinteren Moderecks. Die beiden Zirknitztäler entbehren mit Ausnahme der noch ziemlich tief gelegenen Almen jeglicher Unterkunftsstätten; Touren dortselbst lassen sich jedoch recht gut direkt von Döllach aus unternehmen. Der Zugang ins Wurtental aus dem Mölltale ist ziemlich langwierig und infolge des gänzlich verfallenen Weges im oberen Wurtenboden sehr unbequem. Von Ausser-Fragant über Inner-Fragant und das »Badmeister Wirtshaus« zur Wurtenalm ist eine genußreiche, schattige Wanderung. Von der Wurtenalm jedoch bis zu der unterhalb des Weißsees gelegenen Gussenbauerhütte, 2210 *m*, der Sektion Hannover, reichen bei den schlechten Wegverhältnissen kaum die 1½ Stunden, die der »Hochtourist« angibt. Die Gussen-

bauerhütte verdient in ihrem heutigen Zustande den Namen »Hütte« nicht, da sie bereits verfallen und gänzlich unbewohnbar ist. Das kleine Gebäude war ursprünglich eine Bergschmiede, später Jagdhaus und wurde schließlich 1887 von der Sektion Hannover adaptiert und als Schutzhütte eingerichtet. Zu Ehren des Vorstandes der Jagdgesellschaft in der Fragant erhielt sie den Namen »Gussenbauerhütte«. Es sei an dieser Stelle betont, daß nicht die Sektion Hannover an dem elenden Zustande der Hütte und der Wege Schuld trägt, sondern das mißliche Verhältnis zwischen touristischen und jagdlichen Interessen, das auch hier zutage tritt und die Arbeitskraft der Sektion lähmt. Außerdem wurde die Hütte wiederholt gänzlich ausgeraubt; sie wurde im Verlaufe von zehn Jahren ausser von dem Verfasser nur von vier Touristen (!) besucht. Wer also durch die Fragant kommt, wird wohl gut tun, in der gastfreundlichen Wurtenalm, 1632 *m*, sein Nachtlager aufzuschlagen.

Die Ostseite des Goldberges ist durch zwei Schutzhäuser bequemer zugänglich gemacht, und zwar durch das Mallnitzer Tauernhaus, 2400 *m* (4½ Stunden nordwestlich von Mallnitz) und das Marie Valerie-Haus, 1605 *m* (1½ Stunden von Böckstein) der Sektion Gastein, die treffliche Standpunkte für Touren in der Umgebung des Scharecks, resp. des Geiselkopfes abgeben. Beide Häuser sind bewirtschaftet; im erstgenannten sind die Unterkunftsverhältnisse allerdings etwas primitiv, wie es bei derartigen uralten Baulichkeiten wohl nicht anders zu erwarten ist. Touren im Feldseekamme und auf den Geiselkopf unternimmt man am besten von Mallnitz, 1185 *m* (fünf Stunden Postfahrt ab Sachsenburg), direkt.

III. Gletscher.

Die Goldberggruppe weist eine im Verhältnisse zu ihrer geringen räumlichen Ausdehnung nicht unbedeutende Eisbedeckung auf, die sich — entgegen den anderen Gruppen der Hohen Tauern — allerdings auf den schmal basierten Hauptkamm beschränkt. Richter berechnet das Gesamtareale der 21 Gletscher — die namenlosen Eisreste im östlichen Teile der Gruppe mit inbegriffen — auf 2439 *ha*. Seit den achtziger Jahren, aus denen seine Messungen datieren, sind jedoch sämtliche Gletscher bedeutend geschwunden, so daß diese Zahl für die heutigen Verhältnisse entschieden zu hoch gegriffen ist. Kein einziger der Gletscher des Goldberges reicht mehr bis in die Talsole herab; seit wann sie in andauerndem Rückzuge begriffen sind, läßt sich indes nicht genau feststellen. Nur in der Tradition der Talbewohner hat sich die Kunde von einem ehemaligen Gletscherhochstande erhalten. Daß aber dieser Epoche ein Tiefstand, der sogar heute noch nicht erreicht ist, vorangegangen sein muß, dafür sprechen die zahlreichen, ausapernden Überreste alter Bergbaue in der Eisregion. Wie überall, so ist das Gebiet des Goldberges auch in E. Richters ausgezeichnetem Werke: »Die Gletscher der Ostalpen« im Verhältnisse zu den benachbarten Gruppen der Hohen Tauern stiefmütterlich behandelt. Es ist daher nur wärmstens zu begrüßen, daß diese Gletscher in den letzten Jahren zum Gegenstande regelmässiger Forschungen gemacht wurden, wodurch eine genaue Beobachtung der Vor- und Rückgangserscheinungen möglich gemacht ist. Andererseits war es aber auch ein dankbares Beginnen, die Größenverhältnisse der einzelnen Gletscher, die ja auf allen Karten zum großen Teile unrichtig wiedergegeben und häufig ohne Namen geblieben sind, festzustellen. Ich verweise diesbezüglich auf die wertvolle Arbeit des Herrn Professors A. Penck in der Zeitschrift 1897: »Gletscherstudien im Sonnblickgebiete«, sowie auf mehrere Veröffentlichungen des Herrn Dr. Fritz Machacek in den Mitteilungen des D. u. Ö. A.-V. Angesichts der Betätigung so hervorragender Kräfte, die ja noch manche interessante Erscheinung ans Licht bringen wird, kann es nicht meine Aufgabe sein, die Gletscherschwankungen unseres Ge-

bietes eingehend behandeln zu wollen. Es genüge das Wesentlichste über Lage, Beschaffenheit und Nomenklatur. Die bedeutendsten Gletscher des Goldberges liegen am Nordabhange des Hauptkammes und gehören den Quellgebieten der Rauriser Ache an.

Das Weißenbachkees, ca. 350 *ha*, das die sanft abgedachte Nordseite des Kammes zwischen dem Seidlwinkeltale und der Großen Fleiß bedeckt, repräsentiert sich auch heute noch, trotzdem es viel von seiner Ausdehnung und Mächtigkeit verloren hat, als stattliches weitläufiges Firnlager. Es ist nur wenig geneigt und mit Ausnahme seines östlichen Flügels zum größten Teile spaltenfrei. Bei einer bedeutenden Breite, ca. 3 bis 6 *km*, weist es eine geringe Längenerstreckung auf und zeigt dieselbe merkwürdige Erscheinung wie das Watzfeldkees im Scheidekamme zwischen Habach- und Hollersbachtal, indem sich seine Abflüsse nach zwei Tälern, Seidlwinkel und Krumml, ergießen. Denn man muß den allmählich schwindenden Lappen östlich des Krummlkeeskopfes wohl noch als zum Weißenbachkees gehörig betrachten, da er mit ihm zusammenhängt und ebenso geartet ist wie dieses. Richter nennt diesen Teil das Westliche Krummlkees, was jedoch dem Anblick von heute durchaus nicht entspricht. Zweifellos hat früher zwischen dem Weißenbach- und dem Krummlkees ein Zusammenhang bestanden. Letzteres steigt bis nahezu 2250 *m* ins Tal hinab und ist in den letzten Jahren wieder im Wachsen begriffen. In alten Beschreibungen und bei den Einheimischen findet man dafür den Namen Wasserfallgletscher, der sich aus den zahlreichen Stürzen der Krummlache leicht erklärt. Das Gehänge des Krummlkeeses, das bis zum Gipfel des Hoch-Arn emporzieht, ist bedeutend steiler und bei weitem nicht so zahm wie das seines westlichen Nachbars. Von Richter ebenfalls zum Krummlkees gerechnet und mit diesem auf dem Nordgrate des Hoch-Arn zusammenhängend, krönt eine ca. 39 *ha* große Firnmulde das zwischen den beiden nördlichen Gratausläufern des Grieswiesschwarzkogels eingebettete Ritterkar. In allen Karten ist diese Gletschermasse unbenannt; hingegen führt sie in alten Schilderungen den Namen Nördliches Hoch-Arnkees. Es ist vom Tale aus nicht sichtbar und daher auch bei den Einheimischen namenlos. Ungleich mächtiger repräsentiert sich das (südl.) Hoch-Arnkees, das von der Doppelkuppe des gleichnamigen Berges gegen den Talkessel von Kolm Saigurn herniederwallt. Es ist ziemlich spaltenreich und im Spätsommer nicht ohne Schwierigkeiten zu passieren. Sein Ende liegt heute weit über dem Moränengeschiebe der Hochstandsepoche. Nirgends in der Goldberggruppe ist die Darstellung der Gletscher auf den Karten so lückenhaft und ungenau wie hier, was Richter aus den großen nicht perennierenden Schneelagern des Mappierungsjahres (1871) erklärt.

In dem vorzeiten von einem zusammenhängenden Gletscher erfüllten Becken zwischen der Nordwand des Sonnblicks und dem Hoch-Arn befinden sich auch das Pilatuskees und der Keestrachter. Mit dem ersteren Namen, dessen Ursprung unklar ist, bezeichnete man früher den unter der Goldzechscharte gelegenen Keesboden, der jedoch infolge des starken Rückganges des Hoch-Arnkeeses nicht mehr mit diesem zusammenhängt. Heute ist daher der selbständige Name dieses Gletschers gerechtfertigt, wie man aber früher dazu kam, einen Teil des Hoch-Arnkeeses mit diesem speziellen Namen zu belegen, ist nicht klar. Es trägt auch sicherlich nicht zur Aufklärung bei, wenn man in einer alten Schilderung[1]) diesen Teil des Gletschers (also den Eiskörper) »Pilatussee« (!) nennen hört, während die Tradition und eine andere Schilderung[2]) von einem kleinen See im Eise sprechen, der Pilatussee genannt wurde. — Anzunehmen ist, daß nach diesem heute nicht mehr

[1]) Reissacher: Mitteilungen aus Gastein und Rauris.
[2]) Leo Turner: Jahrb. des Ö. A.-V., IV.

vorhandenen Eistümpel der ganze Komplex des unteren Hoch-Arnkeeses den sonderbaren Namen erhielt.

Herr Oberst A. v. Obermayr weist in den Mitteilungen des D. u. Ö. A.-V. 1900, S. 84, an Hand alter Bergwerksakten nach, daß der wirkliche Pilatussee nicht hier, sondern am Südfuße der Tauernkette gelegen und mit dem Brettsee identisch sei. Die Richtigkeit seiner Ausführungen und seiner Quellen ist nicht anzuzweifeln; dennoch halte ich die von ihm vorgeschlagene Änderung der Nomenklatur (Kleine Fleißscharte statt Pilatusscharte, Pilatusscharte statt Brettscharte etc.) für sehr bedenklich.

Das zweite interessante Objekt in dem Kessel zwischen Sonnblick und Hoch-Arn ist der Keestrachter, von Richter ein »Terrassenfirn« genannt. Sein oberes Ende ist zwischen die Felsrippen der Sonnblick-Nordwand eingeklemmt, sein unteres Ende ist etwas breiter und liegt auf einer der Wand vorgeschobenen Terrasse. Noch vor wenigen Jahren hing er durch einen schmalen Arm und mehrere Keesflecken mit dem Pilatuskees zusammen. Er erhält seine Nahrung durch die großen, die steile Eisrinne der Sonnblickwand durchfegenden Lawinen und zeigt an seinem Eiskörper keinerlei Rückgang, wohl aber sendet die zerrissene Zunge hin und wieder Eislawinen gegen die Grieswiesalpe hinab. Schon Schaubach spricht vom Keestrichter als einen der »wildesten Gletscher der Alpen«.

Der Kamm vom Sonnblick bis zum Herzog Ernst umschließt in einem nach Süden gerichteten Bogen den größten Gletscher der Gruppe, das Goldbergkees, das schon »seit Jahrhunderten von menschlicher Betriebsamkeit umgeben« ist, da in seiner nächsten Nähe die Stollen des Rauriser Goldbergbaues in die Felsen getrieben sind. Sein Flächeninhalt beträgt nach Richter 404,4 *ha*, die sich jedoch bereits bis unter 400 *ha* reduziert haben dürften. Die verfallenden Einbaue, die sich hier in der Nähe des Fraganter Tauerns finden, sprechen für einen Tiefstand des Gletschers in einem früheren Zeitalter, während sich auch die Tradition über die wiederholte Gefährdung des hart am Gletscher gelegenen »Knappenhauses« durch das Vorrücken der Eismasse erhalten hat. Aus den »Zugbüchern« erhalten wir — wenn auch unklaren — Aufschluß über die Bewegung des Gletschers im 16. Jahrhundert. (Siehe Richter, S. 257, und Penck in der Zeitschrift 1897.) Auch hier findet sich die sonderbare Erscheinung, daß einzelne Teile desselben Gletschers mit verschiedenen Namen belegt wurden. So heißt jener Teil des Goldbergkeeses, der sich an den Ostgrat des Sonnblicks lehnt, nach dem Vorgipfel dieses Berges heute noch Kleines Sonnblickkees; die beiden großen Eisbrüche oberhalb des Knappenhauses, bedingt durch das stärkere Gefälle der Unterlage, führen die Namen Unteres und Oberes Grupetes Kees. (Grupet = kraupet = zerrissen, ungeordnet.) Das obere Becken des Gletschers heißt in den Karten Vogelmayr-Ochsenkarkees; in Rauris ist dieser Name für den ganzen Gletscher üblich. Lorria erwähnt Mitteil. 1885), daß dieses Terrain einst unvergletschert gewesen sei und die Ochsen-) weiden der »Vogelmayr«, eines heute noch in Rauris bekannten Geschlechtes getragen habe. Richter und Purtscheller, denen diese Auffassung zu willkürlich scheint, leiten den Namen analog vielen anderen von den in der Nähe (wo?) gelegenen Ochsenweiden ab. Es wäre indes nicht unmöglich, daß es eine Zeit gegeben hat, in welcher das Gebiet unvergletschert war, und es genügen ja, wie Richter selbst am Schlatenkees fand, zwei Menschenalter, um nahe der Grenze des zusammenhängenden Graswuchses eine üppige Vegetationsdecke hervorzubringen.

Nachdem sich am Sonnblick-Ostgrat Spuren von Einbauen finden, die lange vom Gletscher überdeckt waren, so ist Lorrias Schluß auf eine Zeit, in der die Vergletscherung ganz fehlte, wohl nicht gar so haltlos. — Sei es wie immer, man hat nicht recht getan, den ursprünglichen Namen des Gletschers durch einen will-

kürlich gewählten zu ersetzen. — Auch die Eisflecken unterhalb des Herzog Ernst und des Altecks hingen einst mit dem Goldberggletscher zusammen. Der einheitliche Name Neunerkees spricht dafür, daß sie einst eine kompakte Masse waren. Das Neunerkees zeigt im Spätsommer prachtvoll gebändertes Eis und ist deshalb sehr interessant.

Die den Gipfel des Scharecks krönende Eismasse zieht als jäh abbrechender Hängegletscher nach Norden gegen das Sieglitztal hinab und heißt das Sieglitzkees. Unterhalb der Steilwände setzt sich aus den stets abbrechenden Eistrümmern desselben ein kleiner regenerierter Gletscher zusammen, der ungemein zerworfen ist. Richter benennt ihn nicht, ich hörte aber wiederholt den Namen Herzog Ernst-Kees für ihn gebrauchen.

Wie dieses, so gehört auch das östlich vom Schareck steil absinkende Schlapperebenkees dem Quellgebiete der Gasteiner Ache an. Richters Flächenberechnung mit 134 *ha* dürfte auch hier nicht mehr ganz zutreffend sein, da das Kees ebenfalls ständig im Rückzuge begriffen ist; in der nördlichen Hälfte läßt es allenthalben Felsplatten und Schuttflecken zutage treten. Die alten Moränen, vielfach von den Gletscherabflüssen zerwaschen, ziehen tief gegen das Naßfeld hinab, dessen Boden jedoch so tief liegt, daß man nicht annehmen kann, das Schlapperebenkees sei einmal ein primärer Gletscher gewesen. Die dem Eisfelde vorgelagerte Stufe heißt die »Schlapperebenc, und es finden sich dort zahlreiche Spuren einstigen Bergwerksbetriebes, wie auch auf der heute noch vom Gletscher bedeckten Fläche fortwährend Mauerreste alter Knappenstuben ausapern. Inmitten des Keeses tritt eine runde, schwarze Felspartie zutage — das »Keesauge«, an das sich eine anmutige Gasteiner Bergsage knüpft. Der Zugang zum Gletscher ist mühsam und nicht an allen Stellen ganz leicht; die Begehung des oberen Keesbodens bietet keine Schwierigkeiten, immerhin ist jedoch auf die stellenweise zahlreichen Spalten zu achten.

Östlich der Schlapperebenspitze sind mehrere Gletscherreste auf den Nordabhang des Hauptkammes verteilt. Sie lassen auf eine zusammenhängende Vergletscherung des ganzen Kares in früherer Zeit schließen. Den größten dieser Eisflecken, 40 *ha*, kann man als Sparangerkees bezeichnen; die den Nordfuß der Murauerköpfe und des Geiselkopfes umlagernden Reste verdienen keinen eigenen Namen.

Weniger mächtig als am Nordabhange zeigt sich die Vergletscherung am Südfuße des Goldberghauptkammes. Doch steigt auch hier die Schneegrenze nicht über 2600 *m* hinauf, und im Wurtenkees finden wir einen Gletscher, den man eventuell einen primären nennen könnte.

Während der Hauptkamm vom Hinteren Modereck bis zum Hoch-Arn auf der Nordseite stark vergletschert ist, fällt er nach Süden steil gegen die Große Fleiß ab und entbehrt jeglicher Eisbedeckung. Nur im Hintergrunde des genannten Tales liegt, eingeschlossen von den allseits jäh aufstrebenden Wänden des Hoch-Arn, das Große Fleißkees. Dieser Gletscher spielt nur eine sehr untergeordnete Rolle; er wird von den ihm von allen Seiten zueilenden Lawinen gespeist und besitzt fast gar kein Firngebiet. In den letzten Jahren ist er stark abgeschmolzen und verbirgt seinen unscheinbaren Eiskörper unter einer dicken Auflagerung von Schutt. Das Gletscherende liegt heute viel höher als zu Richters Zeit, der es mit 2553 *m* bestimmte. — Zwischen dem sogenannten »Kälbergrat« und dem Südgrate des Hoch-Arn ist das kleine Goldzechkees eingelagert, das einst sehr mächtig war, heute indes nur einen unbedeutenden Eisrest darstellt. Das kleine Firnlager unterhalb der Goldzechscharte dürfte jedoch auch zur Zeit des Gletscherhochstandes nicht mit ihm im Zusammenhange gestanden haben, da ja der alte Einbau der Goldzeche zwischen beiden gelegen ist.

Gezeichnet von E. T. Compton.

Lichtdruck der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München.

Hocharn und Sonnblick vom Hinteren Modereck.

Südlich des Goldzechkopfes breitet sich das Kleine Fleißkees aus, das mit 162 *ha* den zweiten Rang unter den südlich des Hauptkammes gelagerten Gletschern einnimmt. An der flachen Einsattelung zwischen Sonnblick und Goldbergspitze hängt es mit dem Vogelmayr-Ochsenkar-Kees zusammen und endet an den Steilabsätzen des oberen Fleißtales bei 2500 *m*. Im Gegensatze zu seinen Nachbarn ist es seit einigen Jahren im Vorrücken begriffen.

Der obere Rand des Groß-Zirknitztales ist von einer Reihe mehrfach untereinander zusammenhängender Firnflecken umsäumt, welche den Namen Groß-Zirknitzkees führen. Doch nur unter der Goldbergspitze und an der Windischscharte ist die Schneeansammlung eine bedeutendere. Das am Ostfuße des »Eckberges« eingebettete Klein-Zirknitzkees wurde früher stets als ein Teil des Wurtenkeeses aufgefaßt (siehe Purtscheller, Mitteilungen des D. u. Ö. A.-V. 1885), es ist jedoch in Wirklichkeit ganz selbständig und bemerkenswert, da sein Ursprung nur 2700 *m* hoch liegt. Der Abfluß des Gletschers speist die zwei schönen Seen im Klein-Zirknitztale, den Groß- und den Kegelesee.

Das Wurtenkees, welches die weite Mulde zwischen Alteck und Weinflaschenkopf erfüllt, ist der zweitgrößte Gletscher der ganzen Gruppe (380 *ha*). Die mächtigen Firnlager an den Abhängen des Fraganter Tauerns, des Herzog Ernst und des Scharecks speisen ihn; seine schön ausgebildete Zunge (die einzige typische der ganzen Gruppe) senkt sich in einer plattigen, südöstlich verlaufenden Furche zu Tal. Markierungen und Messungen haben eine konstante Verminderung des Umfanges, sowie ein rasches Schwinden der Mächtigkeit ergeben. Der ganze Keesboden ist — mit Ausnahme einer Partie unterhalb des Herzog Ernst — so ziemlich spaltenfrei und zeigt in seinem mittleren und unteren Teile nur eine Neigung von fünf bis sechs Grad. Die Wasser des Gletscherabflusses sammeln sich in dem langgestreckten Weißsee und eilen von dort über mehrfach hochgestuftes Terrain in wilden Sprüngen dem mittleren Talboden der Wurten zu.

Damit ist aller Gletscher des Goldberges Erwähnung getan; die unbedeutenden Schneeflecken unterhalb der Murauerköpfe und an der Feldseescharte beanspruchen — obwohl sie perennierend sind — kaum eine Beachtung.

IV. Gipfel und Pässe.

a) Hauptkamm.

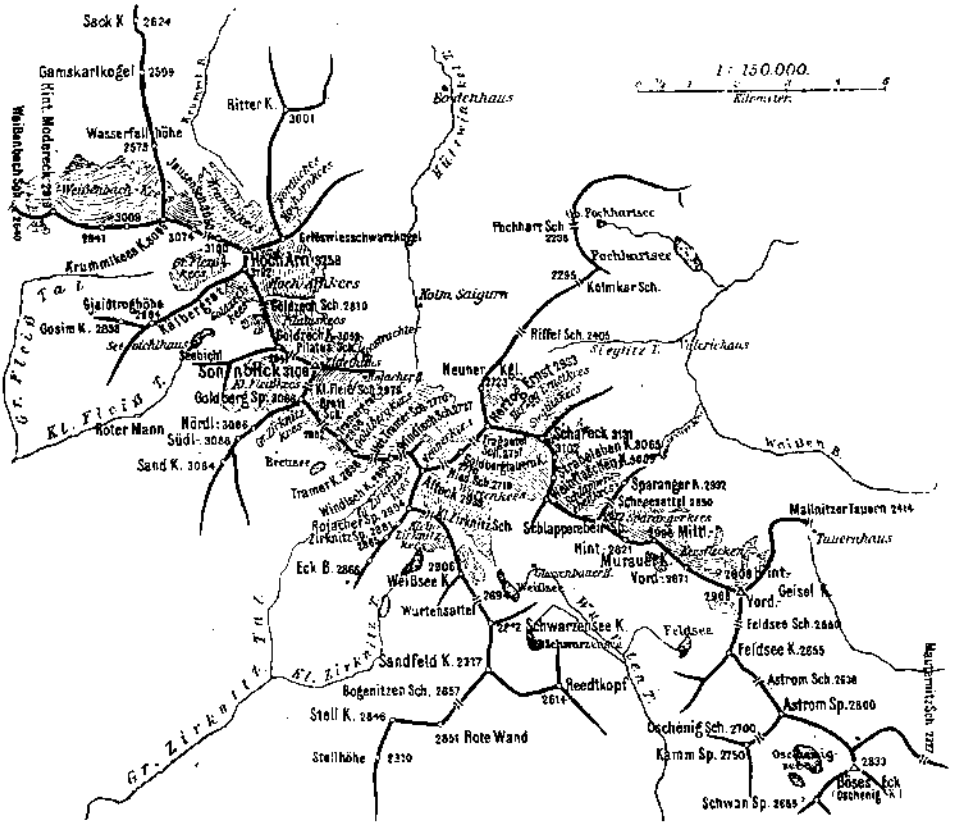
Die bedeutendsten Gipfel und Pässe unserer Gebirgsgruppe liegen im Hauptkamme derselben, der in einer Länge von 24,2 *km*, und einer mittleren Kammhöhe von 2935,9 *m*, vom Heiligenbluter Hochtor, 2572 *m*, zum Mallnitzer Tauern, 2414 *m*, zieht.

Das Heiligenbluter Hochtor, im Volke kurzweg »Blutner-Tauern« genannt, spielte einst im Handelsverkehre zwischen Salzburg und Kärnten eine bedeutende Rolle. Daß hier vorzeiten eine wohlangelegte Straße den Übergang vermittelte, ist zweifellos. Heute noch finden sich auf der Strecke vom Mittertörl bis zum Plattenkar, sowie zwischen dem Hochtor und den Abhängen des Scharecks, 2597 *m*, deutliche Spuren einer solchen, die freilich keinerlei Schlüsse auf das Alter der Anlage erlauben. Das stattliche Rauriser Tauernhaus, 1514 *m*, im Seidlwinkeltale, spricht ebenfalls für eine starke Frequenz des Hochtores in früherer Zeit. Heute hat es seine Bedeutung als Handelsweg eingebüßt und wird — angesichts der nahen Pfandelscharte — auch von Touristen selten überschritten.

Vom Hochtor bis zu der 2½ *km* östlich gelegenen Weißenbachscharte,

2640 *m*, erhebt sich der Kamm nur mäßig zu dem unscheinbaren Roßschartenkopf, 2664 *m*, der keinerlei touristisches Interesse beansprucht. Die Weißenbachscharte, welche als Übergang aus dem Seidlwinkel nach dem Großen Fleißtale in Betracht kommt, führt auf der österreichischen Spezialkarte fälschlich den Namen »Roßscharte«. Diese Bezeichnung gebührt jedoch in Wirklichkeit einem unbedeutenden Einschnitt nahe dem Roßschartenkopfe.[1]) Der alte Weg über die Weißenbachscharte ist heute, wenigstens soweit die Rauriser Seite in Betracht kommt, kaum mehr zu erkennen.

Ostwärts von der Scharte schwingt sich der Kamm zu größerer Höhe empor



Goldbergkamm von der Weißenbachscharte bis zum Mallnitzer Tauern.

und zieht in südöstlicher Richtung über das Hintere Modereck und den Krummlkeeskopf fort bis zum Hoch-Arn. Den Nordabhang bedeckt zum größten Teile das ausgedehnte, sanftgeneigte Weißenbachkees, dessen Firnlager bis zur Grathöhe reichen, während die Südseite des Kammes in schroffen, dunklen Wänden — »Auf den Bänken« genannt — gegen das Große Fleißtal absetzt.

Das **Hintere Modereck**, 2919 *m*, und der **Krummlkeeskopf**, 3095 *m*, sind die bedeutendsten Erhebungen im Gebiete des Weißenbachkeeses, dessen große Firnterrasse sie krönen. Die beiden, das Seidlwinkeltal schön abschließenden Gipfel erhielten am 3. Juli 1886 durch L. Purtscheller ihren ersten touristischen Besuch. Es

[1]) Siehe unten: Fleißweg der Sektion Salzburg.

ist anzunehmen, daß das Modereck — vielleicht auch der Krummlkeeskopf — bereits früher von Einheimischen und Mappeuren erstiegen wurde. Purtscheller verfolgte, das Rauriser Tauernhaus um 7 Uhr morgens verlassend, den Weg zur Weißenbachscharte, bog jedoch vor dem letzten Anstieg zu dieser nach links ab und erreichte über den westlichen Flügel des stark verschneiten Weißenbachkeeses den Gipfel des Hinteren Moderecks. (4 1/4 Stunden vom Tauernhause.) Von hier folgte er dem nach Osten ziehenden Kamme, mehrere stattliche Grattürme, P. 2941 und 3005, überkletternd. Nach 3 1/4stündiger, wegen des Neuschnees anstrengender Wanderung betrat er den Krummlkeeskopf, der keinerlei Spuren menschlicher Anwesenheit zeigte. Der Abstieg erfolgte über den sanft absinkenden, nur in seiner oberen Hälfte befirnten Nordgrat zur Wasserfallalpe im Krummltal. — In Purtschellers Vormerkbuch findet sich die Bemerkung, daß es möglich sein dürfte, vom Krummlkeeskopf über ein kleines Schneehorn in ca. zwei Stunden auf den Hoch-Arn zu gelangen. Das Modereck wurde auch bereits direkt von der Weißenbachscharte über den Westgrat erstiegen, und zwar durch Herrn Lothar Patera 1898.

Der Krummlkeeskopf kann auch direkt aus dem Diesbachkar (in ca. fünf Stunden vom Tauernhause) oder aus dem Krummltale (siehe oben) über den Nordgrat zwar ermüdend, doch ohne namhafte Schwierigkeiten erstiegen werden.

Die beiden Gipfel gewähren eine hübsche Aussicht auf die Glocknergruppe und die nördlichen Kalkalpen; imposant zeigt sich — besonders vom Krummlkeeskopf — der Westabsturz des Hoch-Arn, sowie der als schlanke Pyramide aufstrebende Sonnblick.

A. Lorria schreibt in den Mitteilungen des D. u. Ö. A.-V. 1886 in seinen Beiträgen zur Nomenklatur der Goldberggruppe: »In dem Grate zwischen dem Hinteren Modereck und dem Krummlkeeskogel fehlt sowohl auf der Spezialkarte, als auch auf der Originalaufnahme das vielbegangene Jausenschartl.«

Das ist allerdings richtig, doch auch Lorria ist im Irrtum; denn die beiden Jausenscharten, ca. 3050 *m*, befinden sich zwischen dem Krummlkeeskopf und dem Hoch-Arn. Nur die größere Untere hat einen ausgeprägten Schartencharakter und liegt zwischen P. 3074 und P. 3100 der Alpenvereinskarte, die unbedeutende Obere befindet sich unmittelbar östlich des P. 3100, den Purtscheller unter dem »Kleinen Schneehorn« meint. Die Untere Jausenscharte wurde zwar wiederholt von Jägern und auch von Dr. Sigmar Koller benützt;[1]) ein stark frequentierter Übergang ist sie jedoch sicher nie gewesen.

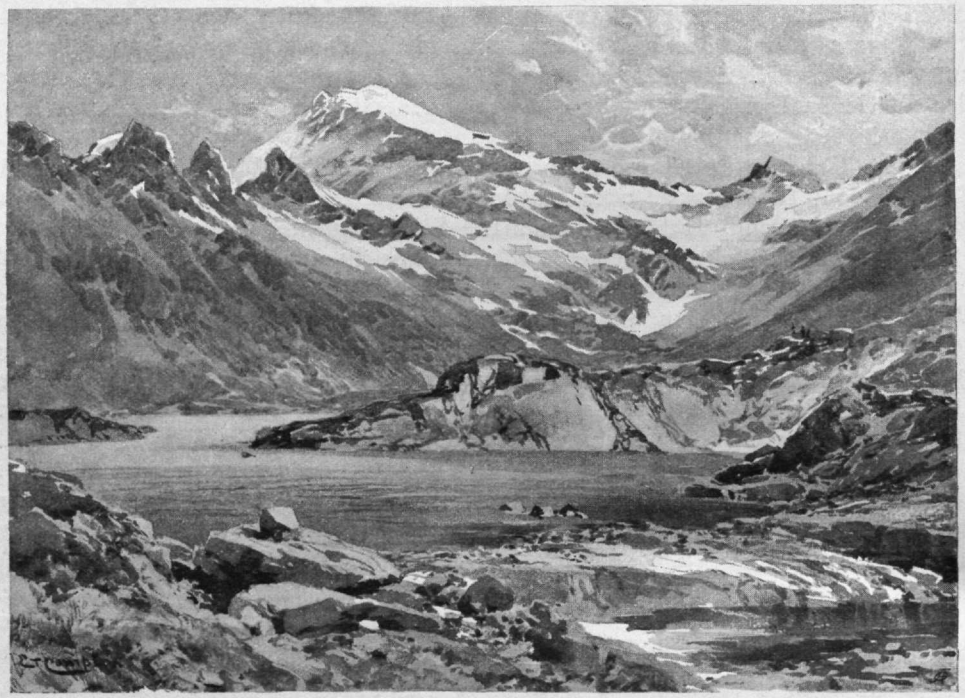
Das Krummltal in seiner ganzen Breite abschließend und mit dem steilen, zerklüfteten Krummlkeese belastet, schwingt sich der Kamm ostwärts zur Firnkuppe des **Hoch-Arn,** 3258 *m*, empor.

Dieser Berg ist der Kulminationspunkt der ganzen Gruppe. Von den Höhen des Tennengebirges oder der Übergossenen Alpe gesehen, präsentiert er sich als sanft ansteigender, befirnter Doppelgipfel, der den Bergzug vom Großglockner bis zum Ankogel dominiert. Im Norden reicht das Krummlkees, im Südosten das Hoch-Arnkees bis zum Gipfelkamm, der nur auf der Westseite in schroffen Wänden gegen das Große Fleißkees absetzt. Der zur Goldzechscharte ziehende Grat sendet bei P. 3192 einen Seitenast nach Südwesten, der die beiden Fleißtäler scheidet und den wenig auffallenden Gipfel der Gjaidtroghöhe, 2984 *m*, trägt. Es wird von den Einheimischen »Kälbergrat« genannt.

Der östliche Punkt des Hoch-Arngipfels ist der gegen das Hüttwinkeltal vorgeschobene Grieswiesschwarzkogel, 3093 *m*, unter dessen felsigen Abbrüchen die Grieswiesalpe liegt.

[1]) Privatmitteilung des Herrn Dr. S. Koller.

Über den Namen unseres Berges beziehungsweise über die Herkunft desselben sind bis in die jüngste Zeit die Meinungen noch sehr geteilt; bei keinem anderen deutsch benannten Gipfel der Hohen Tauern ist der Ursprung des Namens so unklar wie beim Hoch-Arn. Die ältesten Karten des Gebietes nennen ihn Hohen Ohren, Hohenohren, Hochhorn, Hohorn, während ihm Vierthaler in seinen »Reisen durch Salzburg« abwechselnd die Namen Hochhorn, Hoher Narr, Hoher Aar beilegt. Purtscheller spricht von dem Hohen Narren; doch scheint mir seine Erklärung des Namens, wonach die Rauriser in gutmütigem Spotte den Berg als den Höchstgestellten der Umgebung so benannt haben sollen, etwas gewagt. Der Pinzgauer ist durchaus nicht so phantasiereich und poetisch veran-



Zirmsee mit Hoch-Arn.

lagt, als daß er seine Berge mit Menschen oder Menschlichem vergliche. Und in der Tat: fast alle Bergnamen des Pinzgaues (soweit sie deutschen Ursprungs sind) haben eine ziemlich prosaische Abkunft von naheliegenden Objekten und Tälern, oder von ihrer Form (Hochalmspitze, Wiesbachhorn, Schwarzkopf, Keeskogel, Schmittenhöhe, Wildalmkirche, Dreizinthorn etc.). Man wird also auch beim Hoch-Arn gut tun, die nächstliegende Erklärung für die zutreffendste zu halten. Jedenfalls ganz falsch ist der Name »Hochhorn«, da sich die sanfte Firnkuppe von keiner Seite als Horn zeigt. Ebenso ist ein Vergleich des Hoch-Arnkeeses mit einer »Narrnkappe«[1]) gänzlich hinfällig, und auch die Bezeichnung »Hoher Aar« verliert ihre Berechtigung, wenn man bedenkt, daß der Pinzgauer Dialekt das Wort »Aar« für »Adler« nicht kennt. Zillner nennt den Berg Hoch-Arn (arn ist keltischen Ursprunges und bedeutet Fels). Diese Erklärung des Namens

[1]) Siehe Mitteil. des D. u. Ö. A.-V. 1893. Aus den östlichen Tauern.

hat viel für sich. Ist der Berg auch ein Schneegipfel, so kann doch diese Bezeichnung zunächst den felsigen Absätzen des Grieswiesschwarzkogels gegolten haben, der vom Tale aus gut sichtbar ist. Leicht erklärt sich auch die Umformung des dialektischen »Hoch'n-Arn« in »Hoch-Narrn«.

Die sehr interessanten Mitteilungen des Herrn Dr. Karl Uibeleisen[1]) über Orts- und Bergnamen, welche von »Ahorn« (Ahrn, Arn) abstammen, scheinen mir die richtige Erklärung des Namens zu vermitteln. Das obere Hüttwinkeltal hieß in früherer Zeit Arwaldswinkel (nicht »Arbeitswinkel«; wie bei Schjerning, Der Pinzgau), und heute noch trägt dortselbst ein Haus den Namen Awald.[2]) Beide Bezeichnungen kommen von den stattlichen, alten Ahornbeständen, die sich im Hüttwinkeltale finden; nur ist im ersten Worte das n, im zweiten auch das r durch dialektische Verstümmelung ausgefallen. Ein Beweis, daß man im Rauriser Tale Örtlichkeiten nach Bäumen zu benennen pflegte, ist der Ortsname Bucheben, der wohl hie und da auch als »Poch-Eben« gedeutet wird.

So dürfte also Hoch-Arn die richtige Benennung unseres Berges sein, und es wäre zu wünschen, daß sie sich als einheitliche einbürgern möge.

Der schöne Berg wurde zweifellos von Einheimischen und Bergknappen seit den ältesten Zeiten bestiegen. Ist doch der Gipfel von dem uralten Einbaue, circa 2800 *m*, an der Goldzechscharte längs des Südgrates ohne Schwierigkeiten in einer Stunde zu erreichen! Die erste Ersteigung, von der wir sichere Kunde erhalten haben, wurde im Jahre 1826 bei der Katastralvermessung durch den Leutnant Dits ausgeführt, der von Kolm Saigurn über den Grieswiesschwarzkogel zum Gipfel gelangte. Die Höhe des Berges wurde damals von Leutnant Ernst von Joanelli mit 3258,5 *m* gemessen. Die nächste bekannt gewordene Ersteigung wurde von dem Gasteiner Bergverwalter Johann Russegger am 3. Oktober 1832 ausgeführt, und zwar auf demselben Wege.[3]) Über eine »Besteigung des Hochnarr von der Rauriser Seite« berichtet Leo Turner im Jahrbuch des Ö. A.-V. 1868, der den Gipfel vom Erzaufzug bei Kolm Saigurn über das Hoch-Arnkees und den Südgrat erreichte (12. September 1867). Beim Abstiege hielt sich Turner an die in der Mitte des stark ausgeaperten Gletschers lagernden Firnstreifen und gelangte über die Hänge der Grieswiesalpe (in der Gegend des heutigen Erfurterweges) nach Kolm Saigurn, während ein Teil seiner Gefährten den Weg unter den Abstürzen des Sonnblicks zur Aufzugsmaschine am Goldberg nahm. Turners Bericht ist sehr interessant, weniger durch die etwas vormärzliche Schilderung der Tour und der umfassenden Aussicht als durch die Aufzählung mehrerer »von alters her bekannter« Wege auf den Hoch-Arn. ». . . . über die Große Fleiß, die von der Kleinen durch die Gjaidtroghöhe getrennt ist, kann nur der geübteste schwindelfreie Steiger den Hochnarr erklimmen«. Ich habe jedoch allen Grund anzunehmen, daß der Anstieg durch die Große Fleiß kaum zu den alten Hoch-Arn-Wegen zu zählen ist, da sowohl der Kälbergrat, wie auch der über das Jausenschartl erreichbare Nordwestgrat des Berges ziemliche Schwierigkeiten bieten. Außerdem lag doch der bequeme Aufstieg über die Goldzechscharte so nahe. Auch Herr Dr. Sigmar Koller, dem ich an dieser Stelle meinen Dank für mehrere wertvolle Mitteilungen ausspreche, ist meiner Ansicht.

Sodann zählt Turner noch zwei Wege auf, die jedoch unbestritten zu den traditionellen Hoch-Arn-Anstiegen gehören: ». . . . . der eine führt vom Frestellchen (soll wohl heißen: Fröstllehen) beim Bodenhaus im Rauriser Hüttwinkeltale, über das Ritterkar und die Goldlakenscharte zum nördlichen Hochnarrgletscher, und

[1]) Mitteil. des D. u. Ö. A.-V. 1902, S. 44.
[2]) Freundliche Privatmitteilung des Herrn W. v. Arlt in Rauris.
[3]) Erschließung der Ostalpen.

der zweite vom Steinernen Kasten in demselben Tale über das Krummltal zum Wasserfallgletscher«.[1]) Der zweite dieser beiden Wege wird heute noch ab und zu gemacht; es ist derselbe, den A. Lorria am 15. Juni 1885 im Abstiege beging, in der Meinung, eine neue Route aufgefunden zu haben. Der Anstieg ist zwar ziemlich beschwerlich, doch dadurch, daß man das zerklüftete Mittelstück des Krummlkeeses nicht betritt, sondern sich an die Schutt- und Firnhänge des Nordgrates hält, keineswegs schwierig. — Weniger bekannt ist der Weg durch das Ritterkar, der, wie mir der Wirtschafter Waggerl vom Sonnblick mitteilte, »Goldlakensteig« heißt und heute fast ganz unbekannt ist. Die Goldlakenscharte Turners (in den Karten nicht verzeichnet) ist eine Einsenkung des zum Ritterkopf ziehenden Grates, und das nördliche Hochnarrkees ist die das Ritterkar krönende, von dem erwähnten Grate und dem nordöstlichen Ausläufer des Grieswiesschwarzkogels umschlossene Firnmulde, die ebenfalls auf den Karten unbenannt ist. Waggerl bezeichnet den Aufstieg, den er gelegentlich seiner mineralogischen Ausflüge begangen haben will, als nicht leicht.

Hoch-Arn aus der Großen Fleiß.

A. Lorria schreibt die erste Ersteigung des Hoch-Arn über den Grieswiesschwarzkogel Dr. Breitenlohner aus Wien zu, der am 13. September 1878 mit dem Führer Flenz von dort zum Gipfel anstieg. Diese Annahme ist schon durch den Bericht des Ersteigers von 1826 hinfällig; doch dürfte Dr. Breitenlohner vielleicht der erste gewesen sein, der den Grieswiesschwarzkogel nicht über das Hoch-Arnkees, sondern über den aperen südöstlichen Grat erstiegen hat. Die unklare Fassung der Lorria'schen Notiz[2]) läßt jedoch keine bestimmte Deutung zu. Zwei Anstiege auf den Hoch-Arn, von denen man sicher annehmen kann, daß sie der touristischen Zeit angehören, sind der Kälbergrat und der Nordwestgrat. Der erstere führt auf den südlichen Vorbau, P. 3192, des Hoch-Arn und wurde zum ersten Male von einem englischen Touristen als Aufstieg benützt. (Name, Zeit etc. konnte ich nicht erfahren, doch dürfte es Ende der achtziger Jahre gewesen sein.) Mehrmals

[1]) Krummlkees.

[2]) Mitteil. des D. u. Ö. A.-V. 1885, S. 195.

wurde seither diese Tour wiederholt, und zwar von Dr. Sigmar Koller im Sommer 1893 allein und später von Herrn W. v. Arlt, der mit Waggerl gelegentlich einer Skitour (die Skier mitschleppend) den Grat beging. Dr. Koller hat übrigens in den letzten Jahren noch mehrmals den Hoch-Arn auf diesem Wege erstiegen.[1]) Vom Gosinkopf (östlich der Gjaidtroghöhe) ausgehend, überschreitet man in mittelschwerer Kletterarbeit den Grat, wobei sich fast alle Türme rechts umgehen lassen.

Der vom Krummlkeeskopfe kommende Nordwestgrat, der die Überschreitung mehrerer scharfer Felsschneiden und einer Firnkante, sowie die Überkletterung mehrerer Abbrüche erfordert, endet am Gipfelbau des Hoch-Arn, der über morsche Felsen nahe am Westabsturze und über eine sanfte Eisböschung erklommen wird. Die Passierung der beiden Jausenscharten und des dazwischen liegenden »Schneehornes«, P. 3100, ist nicht leicht. Auch diese Route wurde von Dr. Sigmar Koller (1893) zum ersten Male begangen, dem bis jetzt nur L. Patera (1898) und der Verfasser (3. Aug. 1900) folgten. Die Tour des letzteren war durch reichlichen Neuschnee wesentlich erschwert. Von allen Wegen auf den Hoch-Arn dürfte dieser An-

Schareck und Sonnblick von der Goldzechscharte.

stieg aus dem Seidlwinkeltale der schönen, aussichtsreichen Gratwanderung wegen der interessanteste sein; er ist jedoch wie der über den Kälbergrat nur Geübten anzuraten.

Um die Besteigung von Kolm Saigurn aus zu erleichtern, ließ im Jahre 1885 die Sektion Erfurt durch Rojacher einen Weg vom alten Kolm auf der Grieswiesalpe bis zu den aper gewordenen Felsen des Hoch-Arnkeeses anlegen, der jedoch im Laufe der Zeit verfiel. Die Sektion Rauris hat 1900 den Erfurter Weg neu hergestellt und am 17. September desselben Jahres im Beisein mehrerer Bergfreunde eröffnet.

Damit ist die Reihe bemerkenswerter Daten noch nicht geschlossen. L. Purtscheller erstieg am 2. August 1879 in Begleitung seines Freundes Eichler und eines Bergknappen den Hoch-Arn und führte den Übergang über den Goldzechkopf, 3052 *m*, zum Sonnblick aus. Seit dortselbst das Zittelhaus eine willkommene Unterkunft gewährt, wird diese Tour häufig in umgekehrter Richtung unternommen. Man steigt vom Sonnblick zur Kleinen Fleiß-Scharte ab, quert die steile obere Firnlage des Gletschers gegen den Goldzechkopf, den man am besten in den Felsen der Südwestseite umgeht. So gelangt man zur Goldzechscharte. Wegen des brüchigen

[1]) Privatmitteilung der beiden Herren und Fremdenbuch auf dem Sonnblick.

Gesteins nicht ganz leicht, doch bedeutend interessanter ist die Überkletterung des Goldzechkopfes; kaum anzuraten ist hingegen eine nordöstliche Umgehung desselben auf den gegen das Pilatuskees abstürzenden Steilhängen. Hier verunglückte am 14. Juli 1889 ein Wiener Tourist, Andreas Klein, mit seinem Führer Pichler, Heiligenblut, durch Ausgleiten auf einem eingelagerten Eisfleck, während sein Gefährte J. Bernatschek mit dem Leben davonkam.

Der Hoch-Arn wurde auch wiederholt als Ziel einer Wintertour gewählt, wozu er sich infolge seiner sanften Formen vorzüglich eignet. Am 30. November 1871 erstiegen der Verwalter J. C. v. Hohenbalken und Ignaz Rojacher mit zwei Knappen den Berg über den Südgrat; Dr. Bruno Wagner schildert in den Mitteilungen des Ö. A.-V. 1878 eine Winterfahrt auf den Hoch-Arn, die er am 25. Dezember 1877 in Begleitung des Knappen Zlöbl unternahm. Von späteren winterlichen Touren seien nur genannt die erste Ersteigung des Berges auf Schneeschuhen durch Herrn W. v. Arlt (1897) und der Übergang vom Sonnblick, der den Herren Dr. H. Pfannl und Dr. V. Wessely am 27. Dezember 1900 gelang.

Die zwischen Hoch-Arn und dem Goldzechkopfe eingeschnittene Goldzechscharte, 2810 *m*, ist ein uralter Übergang aus dem Hüttwinkeltal in die Kleine Fleiß. Heute wird sie meist nur bei der Ersteigung des Hoch-Arn betreten. Der Anstieg von Osten über das Pilatuskees erfordert wegen der bedeutenden Zerklüftung desselben einige Vorsicht, war jedoch zur Zeit des Gletscherhochstandes um vieles bequemer und weniger steil als jetzt. Jenseits der Scharte befindet sich die alte, verfallene Goldzeche, die mit ca. 2800 *m* Meereshöhe einst zu den höchsten Bergwerken Europas zählte. Je nach dem Zustande des Gletschers benötigt man von Kolm Saigurn vier bis fünf Stunden bis zur Scharte, von wo über ein größeres Schneefeld und einen im oberen Teile bereits verfallenden Weg in einer weiteren Stunde das Seebichlhaus zu erreichen ist. Die kleine, dreiseitige Pyramide des Goldzechkopfes, 3052 *m*, — auch »Goldzechhörnl« genannt — wird meist nur gelegentlich des Gratüberganges vom Sonnblick zum Hoch-Arn (siehe oben) betreten, bietet jedoch einen herrlichen Anblick der wilden Nordabstürze des Sonnblicks und des sanft abwallenden Hoch-Arnkeeses. »Von dem Goldzechkopf schwingt sich der Grat nach einer kleinen Depression steil zum südöstlich gelegenen Hohen Sonnblick empor.« (Purtscheller, Über Fels und Firn, S. 70.) Diese »kleine Depression« ist die Pilatusscharte, 2941 *m*, die nach dem östlich gelegenen Gletscher (siehe »Pilatuskees«, oben) benannt ist. Sie ist von der Rauriser Seite nur schwierig über steile Felspartien und Eislager zu erreichen und kommt daher neben der bequemen Goldzechscharte als Übergang nach der Fleiß kaum in Betracht. Doch hat sich auch hier die Tradition von einem, wenn auch nicht bequemen, so doch unschwer ausführbaren Übergange erhalten, der in früherer Zeit, als das Kees noch nicht so stark geschwunden war, neben dem Goldzechwege begangen worden sein soll. Wie weit die Angaben meines Gewährsmannes Waggerl stichhaltig sind, vermag ich allerdings nicht zu sagen. (Über die Ersteigung der Scharte siehe Sonnblick.)

Dem Eisgehänge des Pilatuskeeses in schroffen, zerhackten Wänden entsteigend, aus denen gleich einem gewaltigen Stützpfeiler der steile Nordgrat vorspringt, baut sich östlich der Pilatusscharte breit und wuchtig der **Hohe Sonnblick,** 3106 *m*, auf. Trotzdem ihn der benachbarte Hoch-Arn um ein Bedeutendes überragt, beherrscht doch er das großartige Talbild von Kolm Saigurn. Wesentlich zahmer und unscheinbarer zeigt er sich dem Beschauer, der sich von Süden oder Westen her seinem Scheitel nähert. Dort reichen die mäßig geneigten Gletscherhänge bis nahe an den Gipfel, und erst beim Betreten desselben werden wir uns seiner dominierenden Stellung bewußt. Vor mehreren Jahrzehnten noch neben

Böses Eck, 2833 *m.* Astromspitze. Schwanspitze, 2683 (?) *m.* Kammspitze, 2750 *m.*

Nach der Natur gez. von E. T. Compton. *Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.*

Die südöstlichsten Gipfel der Goldberggruppe vom Feldseekopf.

dem höheren Hauptgipfel der Gruppe unbeachtet, ist derzeit der Sonnblick nicht nur der bekannteste Berg der östlichen Tauern, sondern einer der populärsten Gipfel in den gesamten Alpen. Er verdankt seinen heutigen Ruf in erster Linie seiner leichten Erreichbarkeit aus allen der Goldberggruppe angehörigen Haupttälern, nicht minder der im hohen Grade umfassenden und malerischen Aussicht, die seinem Gipfel eigen ist. Diese Gründe mögen auch dem findigen Rojacher maßgebend gewesen sein, warum er gerade diesen Berg für die Errichtung eines Schutzhauses und einer meteorologischen Station empfahl. Die Verwirklichung des Rojacherschen Planes im Jahre 1886 machte unseren Berg zum Verkehrsmittelpunkte der ganzen Gruppe. Ich verweise auf die interessante Arbeit H. Stöckls in der Zeitschrift 1885: »Kolm Saigurn mit dem Sonnblick«, welche die topographischen Verhältnisse des Berges erschöpfend behandelt. Es ist kaum etwas Neues hinzuzufügen. Ebenso sind die wertvollen Beobachtungsresultate der meteorologischen Station zum Gegenstande einer ständigen Berichterstattung in den Mitteilungen des D. u. Ö. A.-V., den Jahrbüchern des Sonnblickvereines und anderer Fachzeitschriften geworden, so daß ich auch über die Einrichtung und die wissenschaftliche Tätigkeit des Observatoriums, der höchsten ganzjährigen Wohnstätte Europas, hinweggehen kann.

Die Ersteigungsgeschichte des Sonnblicks ist überaus einfach: sämtliche Routen aus den Haupttälern der Gruppe (Gastein, Hüttwinkel, Klein-Fleiß, Zirknitz, Wurten) sind seit den ältesten Zeiten bekannt, und nur die ausgedehnten Wegbauten gehören der neueren Epoche an. Alle üblichen Anstiege sind ja bereits wiederholt in touristischen Publikationen eingehend geschildert worden, so daß hier nur die wichtigsten Daten Platz finden sollen.

Der gebräuchlichste Zugang war stets der von Kolm Saigurn über das Knappenhaus und das zahme Vogelmayr-Ochsenkarkees, das bis zum Gipfel emporzieht. Meist wurde von den Touristen der nunmehr längst stillstehende Erzaufzug[1]) benützt, um den Weg zum Knappenhause abzukürzen. (Fünf bis sechs Stunden von Kolm Saigurn.) Vom Gasteinertale ausgehend, konnte man den »Verwaltersteig« von der Riffelscharte benützen, um zum sogenannten »Neubau« zu gelangen, wo der übliche Rauriserweg betreten wurde. (7½ Stunden vom Naßfeld.) Aus dem Tale der Großen Zirknitz erreichen Touristen, die von Döllach aufsteigen, über die Brettscharte das oberste Becken des Vogelmayr-Ochsenkarkeeses und den Gipfel. (Sechs bis sieben Stunden von Döllach.) Der kürzeste und lohnendste Anstieg aus dem Mölltale ist jedoch der von Heiligenblut durch das Kleine Fleißtal. Seit der Adaptierung des Berghauses am Seebichl durch die Sektion Klagenfurt (1882) ist dieser Weg neben dem Rauriser der am meisten begangene. Er zieht vom Schutzhause, den Zirmsee links lassend, zur Höhe des Seebichlrückens empor, umgeht einen südlichen Gratast desselben und führt auf der Südseite hinan zum westlichen, spaltenfreien Teil des Klein-Fleißkeeses, das man in weitem Bogen überschreitet. Sanfte Firnhänge leiten aufwärts zur Klein-Fleiß- oder Sonnblickscharte, 2979 *m*, von wo man in einer halben Stunde zum Zittelhause ansteigt. Der Weg über den Seebichlrücken wurde im Jahre 1888, der Verbindungsweg von diesem über den Gjaidtrogkamm und die Große Fleiß zur Roßscharte und zum Hochtor (kurz »Fleißweg« der Sektion Salzburg genannt) 1894 angelegt. Der letztere vermittelt die Ersteigung des Sonnblicks aus dem Seidlwinkeltale, wird jedoch wenig benützt.

»Der Mallnitzer Sonnblickweg« der Sektion Hannover zählt zu den bedeutendsten Wegbauten in den Hohen Tauern und verbindet die Feldseescharte (siehe unten) mit dem Wurtenkees. Er führt aus der Scharte (drei Stunden von

[1]) Siehe Zeitschr. des D. u. Ö. A.-V. 1885, »Kolm Saigurn mit dem Sonnblick«.

Kolm Saigurn mit Sonnblick und Hoch-Arn

Mallnitz) in einer mittleren Höhe von 2500 *m* unter den Wänden des Schlapperebenkammes durch bis zum Wurtenkees, nachdem er kurz vor Erreichung desselben den Weg von der Gussenbauerhütte aufgenommen hat. Den spaltenfreien Gletscher zur Niederen Scharte überschreitend, gelangt man auf das Vogelmayr-Ochsenkarkees, wo man ziemlich hoch oben auf den Rauriser Anstieg trifft (ca. 5½—6 Stunden von der Feldseescharte). Die Anlage dieses schönen, übrigens selten begangenen Weges fällt in das Jahr 1891. (Näheres siehe Mitteil. 1892, Wanderungen zwischen Hochtauern und Sonnblick.)

Schließlich sei noch des »Neuen Rauriser Weges« (im unteren Teile bis zur Rojacherhütte »Rojacherweg« benannt) gedacht, der die Wanderung über das Vogelmayr-Ochsenkarkees vermeidet und über den felsigen Südostgrat des Sonnblicks emporführt. Seit Erbauung der Rojacherhütte, 2750 *m*, wird die schöne Steiganlage, die bei entsprechender Führung auch für Mindergeübte zu begehen ist, weit häufiger als der alte Weg benützt. — In der »Erschließung der Ostalpen« wird die erste Ersteigung des Südostgrates fälschlich A. Lorria und J. Rojacher zugeschrieben und in das Jahr 1885 verlegt, während in Wirklichkeit Herr W. v. Arlt bereits 1880 diesen Weg zum Sonnblickgipfel einschlug.

Damit sind die Daten der heute üblichen Sonnblickwege erschöpft. Diese Wege sind die Hauptadern des Touristenverkehres in der Goldberggruppe und spielen eineähnliche Rolle wie die Zugänge zum Becherhause in den Stubaier Alpen, indem sie indirekt auch eine bequeme Ersteigung der benachbarten Hochgipfel vermitteln.

Außergewöhnliche Routen besitzt der Sonnblick nur zwei: den Weg von Kolm Saigurn über die Pilatusscharte und den Anstieg über die pfeilerartig vortretende Rippe der Nordwand. Über eine Begehung des ersteren berichtete Herr W. v. Arlt in den Mitteilungen des D. u. Ö. A.-V. 1896, S. 88, der 1895 in Begleitung eines Jägers vom Erfurterwege aus zur Pilatusscharte anstieg. In den Felsen des Goldzechkopfes aufwärts kletternd, drangen sie bis an den Eismantel dieses Gipfels vor, querten etwas ansteigend nach Süden, um sodann direkt gegen die Scharte emporzuklettern.

Knapp neben einer zum Pilatuskees abfallenden Eiskehle wurde diese betreten. Die Ersteigung des Sonnblickgipfels erfolgte von hier auf dem ausgetretenen »Seebichelwege«. Herr v. Arlt findet die Schwierigkeiten dieser Tour unbedeutend, er hält sie jedoch bei Neuschnee der Lawinengefahr wegen für unausführbar. Der ganze Aufstieg beansprucht bei guten Verhältnissen vier bis fünf Stunden und ist durch den steten Anblick der gewaltigen Sonnblick-Nordwand sehr interessant.

Der direkte Anstieg von Norden wurde bisher nur zweimal ausgeführt und ist unbestritten die schwierigste Tour des ganzen Gebietes. Die Brüchigkeit des Gesteins, sowie die Exponiertheit der Kletterei erfordern große Vorsicht und Gewandtheit. Der Einstieg in den Gratpfeiler, der bis zum Gipfel nicht verlassen wird, erfolgt am besten vom Erfurterwege aus. Auch diese Tour unternahm zum ersten Male Herr W. v. Arlt im Jahre 1886 allein, und nur Herr Dr. Sigmar Koller hat sie 1893 wiederholt.[1])

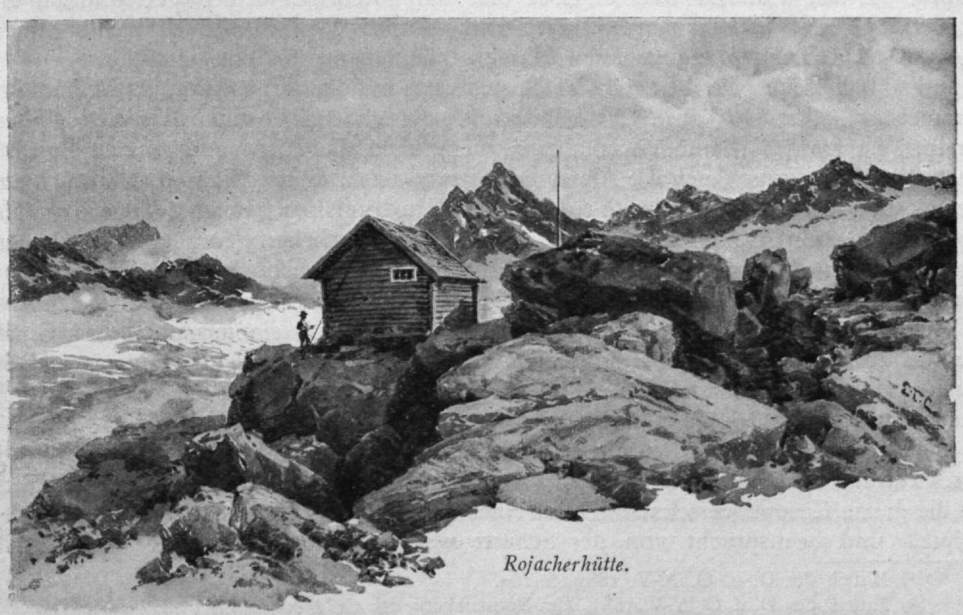
Die leichte Ersteigbarkeit auf den gewöhnlichen Wegen, sowie der Umstand, daß das Zittelhaus ganzjährig bewohnt ist, hat den Sonnblick zu einem beliebten »Winterberge« gemacht, der in letzterer Zeit auch häufig auf Schneeschuhen erstiegen wird.

Die erste derartige Tour, die dem erprobten Skiläufer eine Reihe auserlesenster Genüsse bietet, unternahm Herr W. v. Arlt im Winter 1895. Die Skier können jedoch auf dem Sonnblick bis spät in den Sommer hinein benützt werden und stehen auch bei vielen Einheimischen bereits im Gebrauch.

Die **Goldbergspitze,** 3066 *m*, der südliche Nachbar des Sonnblicks, schließt mit diesem den flachen Firnsattel der Kleinen Fleiß- oder Sonnblickscharte, 2979 *m*, ein,[2]) an welcher sich das Vogelmayr-Ochsenkarkees und das Kleine Fleißkees berühren. Die zwar nicht hohe, aber schöngeformte dreikantige Pyramide soll zum ersten Male am 13. Juni 1885 von A. Lorria und J. Rojacher betreten worden sein, die den von der Fleißscharte ziehenden Nordgrat als Anstieg be-

[1]) Privatmitteilung.

[2]) Von Herrn A. v. Obermayr »Vogelmayr-Ochsenkarscharte« benannt, welche Bezeichnung sich wohl nie einbürgern wird.



Rojacherhütte.

nützten.[1]) Zwanzig Minuten nach Verlassen des Sonnblickgipfels hatten sie über eine Firnschneide und gut kletterbare Gratfelsen den Scheitel der Goldbergspitze erreicht. Den Abstieg nahmen sie über den Südostgrat, den sie bis zu seiner tiefsten Depression verfolgten, von welcher sie über einen 60° geneigten Firnhang zum Vogelmayr-Ochsenkarkees abfuhren. Schon eine Stunde nach Verlassen des Gipfels war das Knappenhaus erreicht.

Ob diese Tour wirklich eine Erstersteigung war, ist bei der leichten Erreichbarkeit des Gipfels und seiner zentralen Lage zumindest recht zweifelhaft. Neu dürfte indes der Anstieg Purtschellers gewesen sein, der, vom Roten Mann kommend, über den Westgrat anstieg. Heute wird die hübsche Spitze fast nie von Touristen betreten.

Im Süden der Goldbergspitze senkt sich der Kamm tief zur Oberen Tramerscharte, 2802 *m*, die in der Alpenvereinskarte Brettscharte benannt ist und einen etwas beschwerlichen Übergang von Kolm Saigurn ins Grosse Zirknitztal und nach Döllach vermittelt. Mir scheint, als ob der Name »Brettscharte« besser angebracht sei als die durch den »Hochtourist« in die Literatur eingeführte Bezeichnung. Wenigstens ist er unter den Führern gebräuchlich und mit Recht, da die Bezeichnung von dem nahen Brettsee in der Zirknitz herstammt. Hauptsächlich wird die Scharte von jenen überschritten, die von Döllach zum Sonnblick aufsteigen (siehe oben). Die Verproviantierung des Zittelhauses, sowie der schwierige Holztransport dorthin erfolgen zum größten Teile auf dieser Route (»übers Brett«). — Von der Brettscharte bis zur Unteren Tramerscharte weist der Kamm, der nur wenig über 2800 *m* ansteigt, keine namhafte Erhebung auf. Der Tramergrat und der Tramerkopf, 2838 *m*, sind nur unbedeutende Anschwellungen; der erstere ist an mehreren Stellen geschartet und leicht zu überschreiten.

Die tief eingeschnittene Windischscharte, 2727 *m*, erreicht man vom alten Knappenhause in zwei Stunden, indem man zuerst, das Grupete Kees rechts lassend, dem »Neunerpalfen« zustrebt und von dort südlich über steile Firnfelder zur Schartenhöhe ansteigt. Der Abstieg auf der Südseite vollzieht sich anfangs über steilen Schnee und Blockwerk, umgeht dann die allmählich verschwindenden Gletscherflecken an der Ostseite und erreicht erst tief unten bei den Rupetschhütten die Sohle des Tales (acht bis neun Stunden von Kolm bis Döllach). Auch hier stimmen die von A. Lorria[2]) angegebenen Namen nicht ganz mit den tatsächlichen Verhältnissen überein. Punkt 2806 der Spezialkarte ist der Tramergrat und nicht der Tramerkopf, der sich in Wirklichkeit ein gutes Stück östlich davon befindet. Freilich ist Lorrias Irrtum entschuldbar, wenn man die Ungenauigkeit der Spezialkarte berücksichtigt. Auch die Alpenvereinskarte ist in diesem Kammstück ungenau; der westlich der Windischscharte aufragende Windischkopf, circa 2860 *m*, ist nicht cotiert und sein Name steht bei P. 2875, dem westlichen Vorbau des Altecks. Daraus erklärt sich der Fehler im »Hochtourist«, welcher ebenfalls den P. 2875 als Windischkopf bezeichnet. Irregeführt durch diese Angaben, erstieg ich am 5. August 1900 den Windischkopf in der Meinung, es mit einem namenlosen Gipfel zu tun zu haben. Ein lebhaftes Schneetreiben machte die Orientierung unmöglich, auch zwei Tage später, als ich mir vom Alteck aus Einblick in dieses Kammstück verschaffen wollte.

Wer über die Windischscharte seinen Weg nimmt, mag dem Windischkopf, circa 2860 *m*, immerhin einen Besuch abstatten und sich so einen vorzüglichen Einblick in die ganze Gruppe verschaffen. Der Anstieg führt über den plattigen Ostgrat des Gipfels und beansprucht von der Scharte weg beiläufig eine Stunde; ganz leicht

[1]) Mitteil. des D. u. Ö. A.-V. 1885, S. 164.

[2]) Mitteil. des D. u. Ö. A.-V. 1885, Zur Nomenklatur der Goldberggruppe.

ist er indessen nicht. Wer den Berg touristisch zum ersten Male erstieg, ist mir nicht bekannt,

Das **Alteck**, 2939 *m*, auf der Rauriser Seite auch Altenkogel, von Reissacher und anderen der Alte Kogel oder Alteneckkogel genannt, gehört jedenfalls auch zu den von jeher bestiegenen Bergen unserer Gruppe. Sowohl die Windischscharte als auch die Niedere Scharte, zwischen denen die schöne, dreikantige Pyramide liegt, sind als alte Übergänge bekannt, die von den in Kärnten wohnenden Knappen häufig benützt wurden. Über eine Besteigung, die wohl als die erste touristische gelten kann, berichtet W. Grallert, Hamburg[1]), der im Jahre 1881 den Gipfel über den Grat von der Niederen Scharte (die er fälschlich Klein-Zirknitzscharte nennt!) in einer Stunde erreichte. Er schildert die Aussicht als eine zwar durch die Gipfel der Umgebung beschränkte, jedoch »höchst mannigfaltige und anziehende«. Und in der Tat ist das Alteck ein Gruppenaussichtsberg ersten Ranges; doch auch malerische Ausblicke auf die Dolomiten und die Nördlichen Kalkalpen fehlen nicht. Die Ersteigung über die Schuttlager und Felsen des Nordostgrates gestaltet sich überaus einfach und erfordert, als Abstecher von Überschreitern der Niederen Scharte unternommen, bloß 1½ Stunden Mehraufwand an Zeit. Ich erstieg am 6. August von Döllach kommend das Alteck über den vorher kaum begangenen Südgrat.[2]) »Von der Klein-Zirknitzscharte gelangte ich über steilen Firn in die Scharte zwischen Rojacherspitze und Alteck, zu welchem ein wenig steiler, doch mit zwei abenteuerlichen Türmen besetzter Grat emporzieht. Nach Umgehung derselben erreichte ich ohne Schwierigkeiten den Gipfel, wo Nebel und Schneetreiben jede Aussicht versperrten.« Der Abstieg wurde auf dem gleichen Wege zum Wurtenkees genommen. Purtscheller dürfte am 3. Oktober 1886 gelegentlich seiner großartigen Rundtour Alteck—Sandkopf—Roter Mann—Goldbergspitze—Sonnblick vom Gipfel direkt über die Westflanke in die Große Zirknitz abgestiegen sein.[3]) Wahrscheinlich ist auch die Ersteigung des Altecks aus der Windischscharte über den westlichen Vorbau, 2875 *m*, möglich.

Wir sind nunmehr bei der tiefsten Depression des Hauptkammes, der Niederen Scharte, 2710 *m*, angelangt, welche durch den unscheinbaren **Goldbergtauernkopf**, 2770 *m*, von der Fraganterscharte, 2764 *m*, getrennt ist. Hier befinden wir uns an den Stellen des ältesten Bergbaues, und überall weisen Spuren auf eine rege Arbeitstätigkeit in früherer Zeit hin. Nach der alten Goldzeche war die Grube auf der Fraganterscharte (auch Fraganttauern oder Goldbergtauern genannt) der höchstgelegene Einbau in den Tauern und wohl der ergiebigste. Beide Scharten vermittelten den Verkehr zwischen dem Bergwerk im Wurtentale und dem Rauriser Knappenhause, und besonders dem Fraganter Tauern dürfte eine bedeutende Rolle zugefallen sein. Die Sage erzählt auch von Bergknappen, die beim »Abgang« vom Knappenhause in die Wurten oder in die Zirknitz im Schneesturme umgekommen sein sollen, und von solchen, die beim Suchen nach Erzen und Kristallen in den Felswänden des Herzog Ernst ihren Tod gefunden. Da gerade in diesem Werke viele Kärntner Bergleute beschäftigt waren, verging auch im Winter kaum eine Woche, in der nicht eine der beiden Scharten von »abgehenden« oder »berggehenden« Knappen überschritten worden wäre.

Der Goldbergtauernkopf erheischt nur sehr geringes touristisches Interesse; bedeutend mehr der östlich vom Fraganter Tauern ansteigende **Herzog Ernst**, 2933 *m*, der trotz seiner schönen Form eigentlich nur einen westlichen Vorgipfel des höheren Scharecks darstellt. Er bildet genau die Südostecke des Pinzgaues, dessen

[1]) Mitteil. des D. u. Ö. A.-V. 1882, S. 192.
[2]) Ö. A.-Ztg. 1900, 236.
[3]) Purtschellers Tourenbuch 1886.

Grenze gegen den Pongau längs des nördlich geknickten, zur Riffelscharte absinkenden Grates (»Neunerkogelgrat«) verläuft. Von der Fraganterscharte leitet über den Südwestgrat ein Weg auf den Gipfel, der im Jahre 1883 von Rojacher auf Kosten der Sektion München erbaut wurde. Herr W. v. Arlt führte im Jahre 1880 die Ersteigung des Herzog Ernst über den Neunerkogelgrat aus,[1]) und A. Lorria stieg am 10. Mai 1885 über die Südwand zum Wurtenkees ab. Über die letztgenannte Tour liegt ein Bericht vor,[2]) nach welchem Herr Lorria vom Gipfel weg den Ostgrat ein kurzes Stück verfolgte und dann über apere Felsen und eine 60° geneigte Schneewand zum Wurtenkees gelangte. Zwei Stunden nach seinem Aufbruche vom Gipfel stand Herr Lorria wieder in der Fraganterscharte. Nach der Meinung Rojachers dürfte dieser Abstieg im Sommer wegen der Felsplatten und der Zerklüftung des unten anschließenden Wurtenkeeses nicht gut zu machen sein. Heute wird der Herzog Ernst meist nur in Verbindung mit dem Übergange zum Schareck erstiegen, welches man von hier über einen hübschen, gut gangbar gemachten Grat in einer Stunde erreicht. (Der bereits ziemlich verfallene Weg wurde 1900 von der Sektion Rauris wieder entsprechend in Stand gesetzt.)

Das **Schareck**, 3131 *m*, — in älteren Schriften auch »der Schareck« benannt — ist die stattlichste Erhebung in der Osthälfte des Goldberges; an der Vereinigung dreier Grate liegend, krönt die Firnkalotte seines Gipfels einen breit fundierten, nur nach Norden steil absinkenden und mit schillernden Eisbrüchen belasteten Bau. Es ist ganz richtig, daß, wie der Bearbeiter der Goldberggruppe im »Ostalpenwerk« erwähnt, das Schareck zu jenen Bergen zählt, die keine Geschichte haben. Bei seiner leichten Erreichbarkeit von der Südseite her, wo die Firnlager des Wurtenkeeses sanft zum Gipfel ansteigen, ist es wohl anzunehmen, daß es schon in den ältesten Zeiten von Bergarbeitern besucht wurde. Ich glaube aus Andeutungen Russeggers schließen zu können, daß die beim Bergwerk in der Wurten (nahe der Gussenbauerhütte) beschäftigten Gasteiner Knappen auf ihrem Heimgange öfters den Weg über das Schareck oder über eine in den Südgrat des Berges eingeschnittene Scharte wählten, obwohl jenseits der Abstieg über das Schlapperebenkees nicht unschwierig ist.

Die erste Ersteigung des Berges, von der uns Näheres bekannt ist, erfolgte am 5. September 1832 durch den Bergverwalter Russegger, der den Weg vom Fraganter Tauern über das Wurtenkees und auch dorthin zurück nahm. Daß diese Route schon damals nicht die einzige war, beweist der Umstand, daß Russegger von einem beschwerlichen und »zum Teile gefährlichen« Anstiege aus dem Naßfelde spricht. Dazu bemerkt Herr A. von Böhm in der »Erschließung der Ostalpen«: »Dieser Weg ist im Jahre 1885 von der Sektion Gastein des D. u. Ö. A.-V. verbessert worden; eine Dame, Frau Neuwirth aus Wien, hat ihn noch vor seiner Fertigstellung begangen.« Das ist ein Irrtum: der alte Gasteiner Schareckweg, den Russegger meint, ist niemals verbessert worden und ist heute beschwerlicher zu begehen als damals. Er führt über das derzeit stark abgeschmolzene Schlapperebenkees zum Südgrat, wo er mit der Route vom Wurtenkees zusammentrifft, und hat mit dem Neuwirthwege gar nichts gemeinsam. Herr Ingenieur Arthur Pröll, Vorstand der Sektion Gastein, hat im Sommer 1900 den Weg nach jahrzehntelanger Pause zum ersten Male wieder begangen.[3]) Man verfolgt vom Valerie-Schutzhause im Naßfeld den neuen Schareckweg der Sektion Gastein bis zur Isohypse 2100 m, und strebt dann durch den geröllerfüllten Kessel unter den Ostabstürzen des Scharecks empor zu dem »Gletscherauge« des Schlapperebenkeeses,

[1]) Privatmitteilung.

[2]) Mitteil. des D. u. Ö. A.-V. 1885, S. 259.

[3]) Freundliche Privatmitteilung des Herrn Ingenieurs Pröll, dem ich auch die Angaben über das neue Wegprojekt Riffelscharte—Herzog Ernst verdanke.

an dessen Nordwestseite man über das zerklüftete Eis und dann über ausgeaperte, steile Platten, die an einzelnen Stellen Schwierigkeiten bieten, zum oberen, flachen Teil des Gletschers ansteigt. Der ziemlich steile Eishang, der von hier gegen den Südgrat hinanzieht, erfordert bei ungünstigen Verhältnissen längere Stufenarbeit. Die relative Schwierigkeit dieser Route ergibt sich auch aus dem bedeutenden Zeitaufwande, den ihre Begehung fordert (fünf bis sechs Stunden vom Valerie-Hause). Da über den Weg in den älteren Vereinspublikationen keine Berichte enthalten sind, ist er neben dem neuen Gasteinerweg längst in Vergessenheit geraten. Geübten dürfte jedoch gerade dieser Anstieg erwünschte Abwechslung bieten.

Der Neuwirthweg auf das Schareck (so genannt, weil Frau Neuwirth, Wien, viel zu seiner Erbauung beigetragen) führt über den vom Gipfel steil nach Nordosten abfallenden Grat und wurde am 19. September 1885 feierlich eröffnet. Er ist heute der übliche Anstieg vom Gasteinertale her. Die Gratschneide ist bis zu dem aperen Vorgipfel des Scharecks — P. 2951 der Alpenvereinskarte — durch Eisenstifte und Drahtseile leichter gangbar gemacht. Vom Vorgipfel gelangt man über die flache Firnschneide mühelos auf die schöne Eiskalotte des Gipfels, die gegen das Sieglitztal steil abbricht. Der Weg wurde in der letzten Zeit wieder gründlich ausgebessert, ist jedoch trotzdem nur Schwindelfreien anzuraten. Man benötigt 3½—4 Stunden vom Valerie-Hause bis zum Gipfel.

Nunmehr wird auch der Nordgrat des Herzog Ernst, den Herr W. v. Arlt 1880 zum ersten Male beging (siehe oben), von der rührigen Sektion Gastein wegsam gemacht. Der derzeit (1901) im Bau befindliche Weg bezweckt die Ermöglichung einer Rundtour über Schareck und Herzog Ernst auf Gasteiner Gebiet, da bisher Ersteiger aus dem Naßfeld, die dorthin zurück und nicht auf dem gleichen Wege absteigen wollten, gezwungen waren, vom »Neubau« mit mehrfachem Höhenverluste wieder zur Riffelscharte, 2405 *m*, anzusteigen. Die neue Anlage ermöglicht jedoch einen direkten Abstieg vom Herzog Ernst zur Scharte und damit die Rundtour Valerie-Haus—Schareck—Herzog Ernst—Riffelscharte—Valerie-Haus in ca. sieben bis acht Stunden. Man steigt aus der sowohl von Kolm Saigurn, wie auch vom Naßfeld auf gutem Wege erreichbaren Scharte durchwegs auf der Gratkante über die Riffelhöhe (2601 *m*; in der Spezialkarte fälschlich als »Kleiner Sonnblick« bezeichnet) und den Neunerkogel (2723 *m*, auch in der Alpenvereinskarte unbenannt) empor, wo die Erklimmung einiger steilen Felspartien durch Seile und Klammern erleichtert ist. Mit stets prächtigem Ausblick auf die Ankogel- und Goldberggruppe, im Rücken die lange Reihe der Nördlichen Kalkalpen, dringen wir hoch über dem zerklüfteten Herzog Ernst-Kees zum Gipfel vor, von wo wir auf dem Rauriser Wege die Besteigung vollenden. Sowohl der Herzog Ernst als auch das Schareck wurden wiederholt im Winter bestiegen. Letzteres eignet sich prächtig als Ziel einer Schneeschuhfahrt, und es ist nur zu verwundern, daß Herr W. v. Arlt, der 1896 den Gipfel zum ersten Male auf Skiern erreichte, so wenig Nachfolger gefunden hat.[1])

Vom Schareck zieht der Kamm, ohne unter 3000 *m* zu sinken, in südlicher Richtung bis zum Weinflaschenkopf, erst hier biegt er ab und verläuft in ansehnlicher Höhe bis zum Geiselkopf, dem südöstlichen Eckpfeiler des Goldberg-Hauptkammes, um dann rasch gegen den Mallnitzer Tauern zu verflachen. Die Nordseite dieses Kammstückes war vorzeiten unzweifelhaft stark vergletschert; sind auch heute nur mehr das Schlapperebenkees und das Sparanger-(Murauer)-Kees

[1]) Die Herren Dr. H. Pfannl und A. v. Radio-Radiis erstiegen am 26. Dezember 1900 das Schareck auf Skiern, kehrten jedoch infolge eines Mißverständnisses knapp unter dem Gipfel um. Über die Niedere Scharte erreichten sie sodann das Goldbergkees und das Zittelhaus auf dem Sonnblick.

von Bedeutung, so weisen doch die Eisflecken am Nordhange der Murauerköpfe und des Geiselkopfes auf eine einst zusammenhängende, mächtige Vergletscherung des obersten Naßfeldbodens hin. Nach Süden setzt der ganze Bergzug in mäßig hohen Wänden gegen die Schutthalden des Wurtentales ab; auch hier finden sich (unter den Murauerköpfen und an der Feldseescharte) perennierende Firnlager.

Der dem Schareck zunächst liegende Gipfel (P. 3102 und P. 3022 führen keine Namen und entbehren jeder touristischen Bedeutung) ist der **Strabelebenkopf** (3008 *m* Alpenvereinskarte, 3005 *m* Spezialkarte, 3065 *m* Aner. Arnold; die letztere Kote ist die richtige), der von den Bergleuten auch Schneestellkopf genannt wurde. Er ist vom Schareck in kurzer Wanderung über den Grat zu erreichen und erfreute sich in früherer Zeit eines lebhaften Besuches der Knappen, die ihm fabelhaften Reichtum an Golderzen zuschrieben. In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts fand dort ein berühmter Gasteiner Erzklauber, der »Binderseppl«, seinen Tod im Schneesturm.[1])

Der in der Fortsetzung des Kammes gelegene, das Becken des Wurtenkeeses abschließende Gipfel ist der **Weinflaschenkopf**, 3005 *m*, den man vom Strabelebenkopf her in hübscher, anregender Gratkletterei ersteigt. Die Scharte zwischen den beiden Gipfeln ist sowohl vom Wurtenkees, wie auch aus der Schlappereben zugänglich, wenn auch auf dieser Seite die Steilheit des Terrains, verbunden mit der Zerklüftung des Gletschers einige Schwierigkeiten bereitet. Wer die Wanderung vom Herzog Ernst auf das Schareck bis zum Weinflaschenkopf ausdehnen will, kann von hier über das Wurtenkees in circa einer Stunde zur Gussenbauerhütte absteigen. Genußreicher ist es jedoch, die Kammwanderung fortzusetzen, indem man, der Grathöhe möglichst nahe bleibend, der Scharte zwischen **Schlapperebenspitze**, 2972 *m*, und dem **Sparangerkopf**, 2932 *m*, zusteuert, deren Ersteigung bei Ausaperung des Gletschers Stufenhacken erfordert. Von dem Schneesattel weg ist jede der beiden Erhebungen in 20 Minuten zu erreichen; beide gewähren eine schöne Fernsicht, der Sparangerkopf auch einen instruktiven Einblick in das Quellgebiet der Gasteiner Ache. Sämtliche Gipfel in der Umrandung des Schlapperebenkeeses sind auch vom Valerie-Hause zu ersteigen, doch ist der Weg über die vom Gletscher freigegebenen Felsstufen und Moränenwälle, sowie über die zerschründeten Firnhänge sehr mühsam. Herr Professor Dr. C. Arnold, der in den Mitteilungen des D. u. Ö. A.-V. 1892 über dieses Gebiet berichtet,[2]) erwähnt, daß zwischen Sparangerkopf und Schlapperebenspitze der »wenig hervortretende Schneestellkopf« liege. Herr Arnold dürfte falsch berichtet sein, denn mir wurde von kundiger Seite der Strabelebenkopf als »Schneestell« bezeichnet. Der unscheinbare Höcker nordöstlich der Schlapperebenspitze wird wohl nur irrtümlich so genannt. Unter den Einheimischen sind eben die einzelnen Benennungen schwankend.

Die **Murauerköpfe**, Hinterer 2821 *m*, Mittlerer 2996 *m*, Vorderer 2871 *m*, krönen das Kammstück zwischen Schlapperebenspitze und Geiselkopf. Es sind hübsche Zacken, deren Gipfelkörper aus brüchigem Kalktonschiefer bestehen. Die drei Spitzen wurden bereits gelegentlich der Vermessung bestiegen und tragen (ich glaube, mit Ausnahme des Hinteren) Signalstangen. Der beste Zugang zu ihnen ergibt sich von der Schlapperebenspitze her, wobei man sie, stets möglichst auf dem Kamme bleibend, der Reihe nach überschreitet. Die Kletterei ist fast durchwegs nicht leicht. — Sehr mühsam ist dagegen der Anstieg aus dem Höllkar, in welches von der Reckalm im Naßfeld ein Weg leitet; man erklettert nach dem ermüdenden Anstieg über den felsigen, Gletscherreste tragenden Karboden die Gipfel über die bröckeligen Felsen der Nordseite. Der Mittlere Murauerkopf kann auch vom »Mall-

[1]) Mitteilung des Herrn Barons L. May de Madiis in Döllach.

[2]) »Wanderungen zwischen Hochtauern und Sonnblick.«

nitzer Sonnblickwege« (siehe oben) über steile Felspartien westlich des perennierenden Schneefeldes erklommen werden. Die schönen Gipfel werden touristisch äußerst selten besucht, was wohl in der versteckten Lage derselben seinen Grund haben dürfte; auch der Zugang vom Mallnitzer Tauernhause her ist ziemlich unbequem.

Häufiger erstiegen wird der schöne **Geiselkopf,** 2968 *m*, der zu den lohnendsten Aussichtsbergen zwischen Ankogel und Sonnblick zählt. In Mallnitz hört man das »doppelgipflige Felsgerüst« häufig Gesselkopf oder Gösselkopf nennen, welche Namen mir richtiger scheinen als der übliche. Der Südostabfall des vom Geiselkopf zum Mallnitzer Tauern ziehenden Kammes heißt die »Gösselwand« und nach dieser dürfte jedenfalls der sie krönende Gipfel benannt sein. Der Geiselkopf wurde wie seine westlichen Nachbarn bereits bei der Vermessung bestiegen, und zwar jedenfalls vom Mallnitzer Tauernhause her, von wo er in circa zwei Stunden zu

Geiselkopf und Feldseekopf von der Gussenbauerhütte.

erreichen ist. Herr Arnold unterscheidet drei Gipfelerhebungen: P. 2968 Mittlerer, P. 2833 Vorderer, P. 2809 Hinterer Geiselkopf, entgegen der Alpenvereinskarte, die nur einen Hinteren, 2809 *m*, und einen Vorderen Geiselkopf, 2968 *m*, benennt. Ich halte es für besser, den P. 2833 unbenannt zu lassen und den Bezeichnungen der Karte zu folgen.

Man überschreitet, vom Tauernhause ausgehend, den Nordostgrat des Berges an seiner niedrigsten Stelle und gelangt so auf die den Gipfel im Norden umsäumenden Schneelager. Über diese steigt man zum Sattel zwischen P. 2833 und dem höchsten Gipfel hinan, von wo man den Westgrat desselben zu erreichen sucht; über dessen rauhes Bollwerk gelangt man nun ohne Schwierigkeiten zur Spitze. Die prächtige Fernsicht von derselben erstreckt sich vor allem auf die Ankogel-, Goldberg- und Glocknergruppe, sowie auf die Südlichen Kalkalpen. Von besonderer Schönheit ist der Tiefblick ins Wurtental, dessen Öde und Wildheit durch die düsteren Seespiegel kaum gemildert wird. — Der Hintere Geiselkopf, 2809 *m*, ist ein Firngipfel, den man längs des Kammes ohne besondere

Hindernisse ersteigt. Über eine Begehung des Geiselkopf-Ostgrates, der eigentlich den natürlichen Zugang vom Mallnitzer Tauern darstellt, ist mir nichts bekannt. Nach Arnold soll jedoch der oberste Teil ziemliche Schwierigkeiten bieten.[1])

Bedeutend kürzer und interessanter, wenn auch etwas beschwerlicher als der übliche Weg, ist die Ersteigung unseres Berges von der Feldseescharte, 2680 *m*, über die Südseite. Diese Route hat zum ersten Male Herr Heinrich Löwenthal mit dem Führer Gfrerer am 18. August 1891 benützt.[2]) Sie gelangten von Mallnitz auf dem guten Wege in drei Stunden zur Feldseescharte, stiegen über den Südgrat des Geiselkopfes zu der schon von unten sichtbaren, tiefen Rinne empor, die sie bis zu dem Sattel westlich des Gipfels durchstiegen. (1¼ Stunden von der Feldseescharte.) Dieser Anstieg ist für solche, die von Mallnitz oder aus der Fragant kommen, unstreitig der empfehlenswerteste; er ist jedoch in verschneitem Zustande, wie ihn der Verfasser im August 1900 traf, unangenehm zu begehen. — Auch der Südgrat vermittelt einen interessanten, schwierigen Aufstieg zum Gipfel. (Zwei Stunden von der Feldseescharte.) Die großartige Gratwanderung vom Geiselkopf bis zum Strabelebenkopf, wobei die Murauerköpfe, die Schlapperebenspitze und der Sparangerkopf, sowie der Weinflaschenkopf erstiegen wurden, unternahm im August 1891 Herr C. Arnold in Begleitung mehrerer Herren aus Hannover und Braunschweig. Diese herrliche Tour, welche sich bis zum Herzog Ernst fortsetzen läßt, zählt zu dem Dankbarsten, was in den östlichen Tauern unternommen werden kann; leider ist sie bis heute noch viel zu wenig bekannt. Den Grat vom Strabelebenkopf bis zum Herzog Ernst überschritt in seiner ganzen Länge 1892 in Begleitung des Führers Th. Roßkopf ebenfalls Herr C. Arnold als erster Tourist.

Die tiefe Senke des Mallnitzer Tauerns, 2414 *m*, gehört touristisch nicht mehr der Goldberggruppe an.

b) Seitenkämme.

Die nördlichen Seitenkämme der Goldberggruppe weisen — wenn man von den bis zur Salzach reichenden Ästen (Türchelkamm und Schwarzkopfkamm), die jedoch keinerlei touristische Rolle spielen, absieht —, nur eine mäßige Längenentwicklung auf.

Der das Hüttwinkeltal vom Seidlwinkel trennende »Rauriser Mitterkamm« zweigt vom Krummlkeeskopf nach Norden ab und zieht in einer Länge von 12 *km* zum Platteck, dessen waldige Ausläufer sich bis an die Vereinigung der beiden Täler vorschieben. Er verläuft völlig ungegliedert über eine Reihe unscheinbarer Kuppen (Wasserfallhöhe, 2573 *m*, Gamskarlkogel, 2599 *m*, Sackkopf, 2624 *m*, Schaflegerkopf, 2795 *m*) und trägt erst in seinem nördlichen Drittel scharf individualisierte Gipfelgestalten. Die einzige Erhebung des ganzen Bergzuges, die touristisches Interesse beansprucht, ist der **Mannlkopf**, 2918 *m*, der in einer östlichen Ausbiegung des Kammes liegt und auf der Spezialkarte den im Tale ganz unbekannten Namen Edlenkopf trägt. Infolge seiner stattlichen Höhe und der nach Norden vorgeschobenen Lage ist er »der vorzüglichste Orientierungspunkt über das zunächstliegende Hochalpengebiet, sowie auch eine der prächtigsten und besuchenswertesten Aussichtswarten des Landes Salzburg.«[3]) Obwohl er niedriger ist als der Ritterkopf, wird er von den Einheimischen für höher gehalten als dieser, was wohl in der imposanten Form des pyramidal aufstrebenden und das Talbild von Rauris beherrschenden Gipfels liegen mag. — Der erste touristische Ersteiger desselben

[1]) Siehe »Wanderungen zwischen Hochtauern und Sonnblick.« Mitteil. des D. u. Ö. A.-V. 1892.
[2]) Fremdenbuch in Mallnitz.
[3]) Purtscheller in den Mitteil. des D. u. Ö. A.-V. 1894.

war L. Purtscheller, der am 9. Juli 1887 das Seidlwinkeltal als Zugang wählte.[1]) Die Ersteigung bietet keinerlei Schwierigkeiten, ist jedoch der steilen Gras- und Schutthänge wegen recht mühsam. Man strebt von den Hütten der Bockkaralpe (40 Minuten oberhalb der Schockhütten) im Seidlwinkel ohne Steig empor zu der einsamen Hochmulde des Bockkarsees, ca. 2400 *m*, der genau westlich des Gipfels liegt. In der Spezialkarte ist seine Lage nicht ganz richtig angegeben; er liegt in Wirklichkeit näher am Westgrate unseres Berges. Über Schutthalden und Schneeflecken gewinnt man die Höhe des Gratastes, der bald zum Gipfel bringt. (Vier Stunden von den Schockhütten.) Die Aussicht umfaßt das ganze Berggebiet des Salzburger Landes mit Ausnahme der Venedigergruppe und ist reich an malerischen Detailbildern. Kaum irgendwo präsentiert sich der kolossale Fuscherkamm so eindringlich und in seiner ganzen Größe, wie hier.

Purtscheller setzte seine Wanderung noch weiter fort, indem er den Grat nach Norden verfolgte und über den mit einer Signalstange gekrönten P. 2740 *m* der Spezialkarte in einer Stunde zum **Ödweinschöderkopf** (2750 *m*; Edweinschöderkopf der Spezialkarte) gelangte. Interessant ist der Ursprung dieses sonderbaren Namens, der von der nahegelegenen gleichnamigen Alpe stammt. »Auf dieser Alpe fand man einmal«, so erzählt Purtscheller, »die Gerippe einiger mit Weinfäßchen beladen gewesener Saumpferde, deren Säumer sich im Schneesturm in diese Öde verirrt hatten. Der Wein war noch trinkbar und so erhielt die Stätte den Namen »Ödwein«. Jeder dieser Gipfel kann auch von der oberhalb Bucheben gelegenen Felderalpe, 1700 *m*, der Mannlkopf auch von den Rohrmoserhütten im Krummltale ohne Schwierigkeiten erstiegen werden. Ich erreichte in Gesellschaft des Herrn Fr. Barth aus Salzburg gelegentlich einer Frühlingsfahrt 1900 bei noch vollkommen winterlichen Verhältnissen den südwestlich des Mannlkopfes aufragenden Gipfel, circa 2750 *m*, nach mühsamem Anstieg über verschneite Halden und nach einer kurzen, hübschen Gratkletterei in fünf Stunden von den Schockhütten. Er trug keinerlei Spuren einer früheren Ersteigung und würde nach dem nahen See den Namen Bockkarkopf verdienen.

Die Höhen nördlich des Ödweinschöderkopfes (Schafkarkogel, 2724 *m*, Kogelkarkopf, 2550 *m*, Leiterkopf, 2323 *m*) verdienen kaum Beachtung.

Der kurze Seitenkamm, der, beim Grieswiesschwarzkogel beginnend, in die Talgabel des Hüttwinkels und des Krummltales vorspringt, trägt einen einzigen Gipfel, den stattlichen, dreikantigen **Ritterkopf**, 3001 *m*. Schon vom Markte Rauris aus erscheint die wuchtige, dunkle Pyramide neben dem Mannlkopf als dominierende Gestalt des Tales — sie deckt ihren höheren südlichen Nachbar, den Hoch-Arn. Inmitten der Zone des Bergbaues und der Jagd gelegen, dürfte dieser Berg trotz seiner schroffen Form bereits in früher Zeit von Jägern und kristallsuchenden Knappen bestiegen worden sein. Auch heute noch ist er wegen seines Reichtums an Mineralien den Sammlern solcher bekannt. In der südöstlich des Gipfels eingebetteten Mulde des Ritterkares reichen die Spuren des Bergbaues bis über 2000 *m* hinauf; sehr ergiebig dürfte indes der Betrieb hier nicht gewesen sein.

Am 14. Mai 1885 erhielt der schöne Berg den ersten touristischen Besuch durch A. Lorria. Der Genannte brach von Kolm Saigurn auf und stieg über die steilen Grashänge nördlich der Grieswiesalpe ins Ritterkar empor. Über die mit lockerem Neuschnee bedeckte Südostflanke erkletterte er den Ostgrat des Berges, den er jedoch beim ersten Versuch einer kolossalen Wächte wegen nicht betreten konnte. Erst ein zweites Vordringen an wächtenfreier Stelle brachte ihn auf die Grathöhe, die sich unschwierig zum Gipfel verfolgen ließ (vier Stunden von Kolm

[1]) Purtscheller in den Mitteilungen des D. u. Ö. A.-V. 1894.

Saigurn). Schneefall und Nebel bei einer Temperatur von —3° verhinderten jede Aussicht und machten das Verweilen sehr unangenehm. Der Abstieg über die verschneite, mit Rasenpolstern durchsetzte Bratschenwand erforderte bedeutende Vorsicht. Im trockenen, schneefreien Zustande ist sowohl die Südostflanke wie auch der Grat recht gut gangbar; ebenso stößt man auf keine Schwierigkeiten, wenn man aus dem Ritterkar an geeigneter Stelle zum Südgrat und über diesen zum Gipfel ansteigt. L. Purtscheller erreichte diesen am 4. Juli 1886 von den Rohrmoserhütten im Krummltale über die unschwierigen, gut gestuften Felsabsätze der breiten Westflanke in drei Stunden.[1]) Sehr interessant, doch anstrengend gestaltet sich der Übergang vom Ritterkopf zum Hoch-Arn, den man aus der Scharte zwischen beiden sowohl auf dem Krummlkeeswege, als auch über den »Goldlakensteig« erreichen kann. Ein mehrfaches Abweichen von der Kammhöhe ist allerdings nicht zu vermeiden. — Wer die Tour auf den Ritterkopf von Bucheben oder Rauris aus unternimmt, braucht das Hüttwinkeltal nicht bis nach Kolm Saigurn zu verfolgen, sondern kann vom Bodenhaus direkt in das Ritterkar gelangen.

Obwohl der Höhenzug, der das Hüttwinkeltal im Osten begleitet, keine touristische Beachtung fordernden Erhebungen aufweist, sind doch mehrere Scharten in demselben von Bedeutung, da sie den Zugang zur Goldberggruppe aus dem Gasteinertale vermitteln. Es sind dies die mehrfach erwähnte Riffelscharte, 2405 *m*, die Kolmkarscharte, 2295 *m*, und die Pochhartscharte, 2238 *m*; wohl auch fälschlich Bockkarscharte genannt. Der Weg über die Riffelscharte führt vom Valerie-Hause durch das Sieglitztal empor; wo er steiler wird, zweigt nach Norden ein Steiglein zu der zwischen Filzenkempfelsen und Kolmkarspitze eingetieften Kolmkarscharte ab, welche von jenen benützt wird, die direkt nach Kolm Saigurn wollen. Von der Höhe der Riffelscharte folgt man dem allmählich sinkenden »Verwaltersteig« zum Neubau (vier Stunden vom Valerie-Hause). Die Pochhartscharte wird ziemlich häufig überschritten, sie ist die bequemste von den dreien. Von Kolm Saigurn steigen wir durch schütteren Wald über die Durchgang- und Filzenalpe in zwei Stunden zur flachen Scharte, von der wir an den schönen Pochhartseen (mit kleiner Unterstandshütte) vorüber in weiteren 3½ Stunden nach Böckstein gelangen; am Südende des Unteren Pochhartsees zweigt taleinwärts ein guter Steig zum Valerie-Hause ab, das man jedoch kürzer über die obengenannte Kolmkarscharte erreicht.

Zwischen dem Klein-Fleißtal und der Großen Zirknitz baut sich ein in schroffen Wänden absetzender, scharfgezackter Felskamm auf, der sich an der Goldbergspitze vom Tauernhauptkamme loslöst und von mehreren Spitzen — dem **Roten Mann**, Südwestgipfel 3088 *m*, Nordostgipfel 3086 *m*, und dem **Sandkopf**, 3074 *m*, gekrönt wird.

Der letztere ist über seine sanft gegen das Fleißtal auslaufenden Hänge leicht zu erreichen und wurde auch bereits bei der Vermessung erstiegen. Man steigt vom Fleiß-Wirtshause oberhalb Heiligenblut zum ersten Wetterkreuz auf der sogenannten »Richardswand« hinan und folgt dem mäßig steil ansteigenden Kamme, der hoch oben das zweite Wetterkreuz, 2754 *m*, trägt, zuletzt rechts ausbiegend, bis zum Gipfel (vier Stunden vom Fleiß-Wirtshause).

Viel schroffer und unnahbarer zeigen sich die beiden Spitzen des Roten Manns, der unter den Einheimischen als unersteiglich galt. Die erste Erkletterung der kecken Felstürme gelang dem unermüdlichen Durchforscher der Gruppe, L. Purtscheller, am 3. Oktober 1886.[2]) Nachdem dieser von Kolm Saigurn aus den Gipfel des Altecks erreicht hatte, stieg er über dessen Westflanke ins Große Zirknitztal und querte die Schutthalden am Fuße des Tramerkopfes in westlicher Richtung,

[1]) Purtschellers Tourenbuch 1886.

[2]) Mitteil. des D. u. Ö. A.-V. 1887, S. 114, und Purtschellers Tourenbuch 1886.

um an den Fuß des Felskammes zu kommen. Schon 3½ Stunden nach Verlassen des Altecks stand er auf dem Gipfel des Sandkopfes. Trotz der ungünstigen Verhältnisse ging er an die Überkletterung des nordöstlich ziehenden Grates, der sich ohne namhafte Schwierigkeiten bis zur Südwestspitze des Roten Manns verfolgen ließ (½ Stunde). Schwieriger war der Übergang von hier über den zerrissenen Grat zum Nordostgipfel, der ebensoviel Zeit in Anspruch nahm. Da Purtscheller den direkten Abstieg vom Gipfel auf den zur Goldbergspitze ziehenden Grat in den verschneiten Felsen nicht für möglich hielt, umging er die Steilabstürze in den die Ostflanke des Gipfels bildenden Plattenlagen, was nicht ohne Schwierigkeiten gelang. Purtscheller nahm sodann den Weg über die Goldbergspitze und langte abends im Sonnblickhause an.

Im Sommer 1893 wurde die Tour in umgekehrter Richtung von Dr. Sigmar Koller, Wien, wiederholt.[1]) Derselbe erstieg vom Sonnblick aus die Goldbergspitze und verfolgte den Grat bis an den Steilabsturz des Roten Manns, der Purtscheller zu schwierigen Umgehungsmanövern zwang und von den Jägern »Rotemannwand« genannt wird. Dr. Koller erkletterte nun unter bedeutenden Schwierigkeiten direkt über die Wand die Nordostspitze. Die schwierigste Kletterstelle dürfte seiner Ansicht nach jedoch links (östlich) leichter zu umgehen sein. Die Tour von der Goldbergspitze zum Sandkopf ist nach der Ersteigung des Sonnblicks von Norden die interessanteste des ganzen Goldberggebietes. — Die schöne, stellenweise schwere Kletterei, sowie die hübschen Tief- und Fernblicke von der Grathöhe würden für eine häufigere Wiederholung derselben sprechen. Heute zählen jedoch gerade diese Gipfel zu den fast nie besuchten der Gruppe.

Ein stattlicher, wenn auch nicht so stark wie der Sandkopfgrat gegliederter Felskamm zweigt vom Alteck nach Südwesten gegen die Vereinigung der beiden Zirknitztäler ab. Das Alteck mit eingeschlossen, wurde er in früherer Zeit »Goldberg« (im engeren Sinne) genannt, »weil zum Goldbergbau der Groß-Zirknitz und des Moderegggs in diese vom Alteneckkogel, 2939 *m*, südlich streichende, schroffe Bergkette weitgedehnte Stollen getrieben wurden.«[2]) Die Sennen in den Zirknitztälern nennen den ganzen Bergzug »Eckberg« und die einzelnen Gipfel desselben Altes Eck, 2939 *m*, Mittleres Eck, 2981 *m*, und Eckkopf, 2866 *m*. P. 2904, ein hübscher Felsgipfel, ist von den Einheimischen unbenannt; er wurde im Jahre 1892 von Herrn C. Arnold erstiegen, der ihn zum Andenken an den um die Erschließung der Gruppe hochverdienten Ignaz Rojacher (»Kolm-Naz«), dem damaligen Besitzer von Kolm Saigurn, **Rojacherspitze** taufte. Freilich dehnte sich Rojachers Tätigkeit nicht in die Kärntner Täler aus, und es wäre eigentlich zweckentsprechender gewesen, einen im Rauriser-Gebiete liegenden Gipfel nach ihm zu benennen. Wie mir Herr Arnold mitteilte, stieg er über vier namenlose Gipfel nach Süden bis zum P. 2462 und von da zum Kegelesee in der Klein-Zirknitz ab. Von diesen »namenlosen« Gipfeln trägt übrigens der höchste längst schon den Namen **Zirknitzspitze** (2981 *m*; das »Mittlere Eck«); er wurde am 4. Oktober 1886 von L. Purtscheller zum ersten Male erstiegen und mit dem heute gebräuchlichen Namen belegt.[3]) Er brach vom Sonnblickhause auf, überschritt die Niedere Scharte und die Klein-Zirknitzscharte, von denen jedoch die erstere in seinem Berichte nicht erwähnt ist, und stieg nach Überschreitung des Klein-Zirknitzkeeses gegen die mit Felsschutt und Blöcken besäeten Absätze des »Eckberges« an. Der höchste Gratturm der Zirknitzspitze mußte von Süden her erklettert werden (1½ Stunden nach Passierung der Niederen Scharte).

[1]) Privatmitteilung und Ö. A.-Z. 1893.
[2]) L. v. May, Aus den östlichen Tauern; Mitteil. des D. u. Ö. A.-V. 1893.
[3]) Mitteil. des D. u. Ö. A.-V. 1887, S. 114.

Goldberggruppe vom Feldseekopf.

Die am Ostfuße der Rojacherspitze eingesenkte Klein-Zirknitzscharte, 2719 *m*, trug früher keinen Namen, vielmehr wurde die Niedere Scharte fälschlich so benannt. Sie vermittelt in Verbindung mit dieser einen Übergang von Döllach nach Kolm Saigurn (neun Stunden), der jedoch infolge der steilen, weglosen Hänge des Klein-Zirknitztales ziemlich beschwerlich ist, besonders wenn man sich verleiten läßt, der Talsohle bis zum Kegele- und Groß-See zu folgen. Gut tut man, hinter dem Steinerkaser, ca. 1736 *m* (Murksch-Hütte der Alpenvereinskarte), sofort durch einen Windbruch an der östlichen Tallehne anzusteigen, wo man längs des Eckberges hoch über den beiden Seen fortschreitend das Zirknitzkees erreicht; am günstigsten ist es übrigens, ohne den Boden der Kleinen Zirknitz zu betreten, den Weg von der Unterkaseralpe an der Talgabelung zur Ortneralpe und gegen den P. 2462 der Alpenvereins-Karte zu nehmen.

Südlich der Klein-Zirknitzscharte zieht ein weit ausgreifender, stark verästelter Bergkamm in südsüdwestlicher Richtung bis zur Möll hinab; er weist bis zu der tief eingeschnittenen Kluidscharte, ca. 2500 *m*, eine beträchtliche Höhe auf und ist an mehreren Stellen von wegsamen Übergängen unterbrochen. Das ganze Gebiet spielt in der Geschichte des altkärntnerischen Goldbergbaues eine bedeutende Rolle, sowohl an der Kluidscharte, wie auch an verschiedenen anderen Stellen finden sich längst aufgelassene Gewerksstätten. Die zahlreichen Seitenäste des Kammes steigen an vielen Orten bis in die Waldzone hinab und verzweigen sich zwischen den Tälern der Wurten, der Klein- und Groß-Fragant, der Asten und der Zirknitz. Die südlich des Schobertörls, 2356 *m*, sich ziemlich isoliert ausbreitende Gruppe des Sadnig, 2740 *m*, gehört wohl noch dem Goldberge an, ist jedoch touristisch ohne Bedeutung geblieben, obwohl die einzelnen leicht zu ersteigenden Höhen zu den dankbarsten Aussichtswarten im Möllgebiete zählen. Auch die im nördlichen Kammstücke, zwischen Klein-Zirknitz und Wurten gelegenen Höhen werden, obwohl sie fast durchwegs selbständige, schöngeformte Gipfel sind, ihrer Entlegenheit wegen fast nie besucht. Vielleicht wird es anders, wenn es einer Alpenvereinssektion gelingt, durch das Wurtental einen guten Weg anzulegen und die Gussenbauerhütte in einen für Menschen wohnlichen Zustand zu setzen.

Auch hier war es L. Purtscheller, der sich der vereinsamten Berge annahm. Er erstieg am 17. März 1880, nachdem er in Begleitung des Knappen Georg Zlölbl dem Herzog Ernst und dem Schareck einen Besuch abgestattet, als Erster den südlich der Klein-Zirknitzscharte aufragenden, nach dem nahen See benannten **Weißseekopf**, 2906 *m*, vom Wurtenkees über den langgestreckten, mehr-

fach gescharteten Nordgrat.[1]) Infolge des lockeren, lawinengefährlichen Neuschnees, der die steilen Felshänge überkleidete, gestaltete sich die Überkletterung des Grates sehr langwierig und schwer. »Diese schwierigen Verhältnisse nahmen unsere Kraft und Ausdauer sehr in Anspruch.« 3½ Stunden nach dem Aufbruche vom Schareck war die Spitze erreicht. Der Abstieg wurde ins Zirknitztal genommen und über die Niedere Scharte (Purtscheller nennt sie irrtümlich »Zirknitzscharte«, während er diese — die sie doch auch überschreiten mußten — gar nicht erwähnt) nach Kolm Saigurn zurückgekehrt. Die Ersteigung des Weißseekopfes über den nördlichen Grat ist auch bei guten Verhältnissen nicht ganz leicht, wovon sich der Verfasser am 7. August 1900 überzeugte.

Eine Überschreitung des ganzen Kammes südlich vom Weißseekopf unternahm Herr Lothar Patera am 12. August 1894 allein.[2]) Er stieg von der Gussenbauerhütte, die er erst gegen Mittag verließ, in südwestlicher Richtung über verschneite, doch unschwierige Felsen auf den **Schwarzenseekopf**, 2822 *m*, und setzte, meist auf dem Kamme bleibend, über den **Sandfeldkopf**, 2917 *m*, zur Bogenitzenscharte, 2657 *m*, und von dort schwierig auf die **Rote Wand**, 2851 *m*, seine Wanderung fort. Auch das letzte Kammstück bis zum Stellkopf war nicht ganz leicht zu begehen. Den Abstieg nahm er über die Stellhöhe, 2810 *m*, und den alten »Waschgang« an der Kluidscharte nach Sagritz im Mölltale. Er empfiehlt die Tour wegen der hübschen Aussicht als sehr lohnend.

Der Südgrat des Geiselkopfes fußt in der breiten Feldseescharte, 2630 m, die das Wurtental mit dem Mallnitztal verbindet. Sie trägt wie der südlich benachbarte Berg ihren Namen nach dem nahen Feldsee, der in das düstere Bild des obersten Wurtentales einige Stimmung bringt. Obwohl schon seit den ältesten Zeiten begangen, hat sie erst durch die Anlage des Mallnitzer Sonnblickweges größere touristische Bedeutung erlangt. Dieser führt von Mallnitz am rechten Ufer des Tauernbaches taleinwärts und klimmt, nachdem er die Waldgrenze überschritten, die steilen, im oberen Teile mit rauhem Blockwerk besäeten Hänge hinan. Nach vierstündigem Steigen ist die Scharte erreicht. Der Doppelblick von hier ins Mallnitztal einerseits, in die Wurten andererseits ist von hoher Schönheit. Das mattengrüne Tauerntal überragen die massig aufgebauten, eisstarrenden Hochzinnen der Ankogelgruppe; die Königin der östlichen Tauern, die Hochalmspitze, zeigt uns ihre furchtbaren, eisrinnendurchsetzten Abstürze gegen den Lassacher Winkel, während vor uns die dunklen Seespiegel des Wurtentales aus felsiger Öde grüßen; besonders der von hohen Wänden umschlossene Feldsee macht einen tiefernsten Eindruck.

Man kann nun von der Scharte, den See links lassend, über pfadloses Terrain in die Sohle des Wurtentales absteigen (1¼ Stunden bis zur Wurtenalm), was jenen anzuraten ist, die in die Fragant wollen. Der Weg der Sektion Hannover führt jedoch, wenig an Höhe aufgebend, zum Wurtenkees. Vorher zweigt ein Weg ab zu der ca. 200 *m* tiefer gelegenen Gussenbauerhütte, die man in 1½ Stunden von der Scharte erreicht. Da jedoch der Weg von der Hütte ins Tal leicht zu verfehlen und überdies in gänzlich verwahrlostem Zustande ist, tut man besser, ohne die Hütte zu berühren, den oben erwähnten Abstieg zu nehmen. Die Scharte wird meist nur als Zugang zum Sonnblick benützt (siehe oben).

Von der Scharte zieht der mehrfach verästelte Feldseekamm in südöstlicher Richtung gegen die Vereinigung des Mallnitzbaches mit der Möll. Er weist einige stattliche Erhebungen auf und birgt zwischen seinen Seitenästen ausser dem bereits

---

[1]) Purtschellers Tourenbuch 1880.
[2]) Ö. A.-Ztg. 1899, S. 169.

erwähnten Feldsee die beiden herrlichen an Saiblingen reichen Oschenigseen, die an malerischer, doch ernstgestimmter Umgebung ein würdiges Gegenstück zu den Wangenitzseen in der Schobergruppe bilden.

Der stattliche Feldseekopf, 2855 *m*, wird infolge der Nähe des höheren Geiselkopfes selten besucht; er ist sowohl von der Feldseescharte, wie auch von der südlich eingetieften Astromscharte, ca. 2600 *m*, leicht zugänglich und lohnt die geringe Mühe einer Ersteigung reichlich. Das Becken der fischreichen dunklen Oschenigseen umstehen die Astromspitze, ca. 2800 *m*, und das Böse Eck (2833 *m*; auch Böseck oder Oschenigkopf genannt) mit ihren Ausläufern Kammspitze, 2750 *m*, und Schwanspitze, 2683 *m*. (?) Das Böse Eck ist als leicht zugäng-

Großglockner von der Gjaidtroghöhe.

licher, überaus dankbarer Aussichtsberg bekannt und wird von Mallnitzer Sommergästen hie und da besucht. Der nächste Zugang von Mallnitz ist der über die Mauternitzscharte (2327 *m*, Muntanitzscharte der Alpenvereins-Karte) und den im Halbkreis zum Gipfel ziehenden Grat; interessanter ist jedoch die Besteigung von der Feldseescharte aus, wobei man den Feldseekopf und die Astromspitze entweder links umgeht oder überschreitet. Die Kammspitze, die vor dem Verfasser (1900) kaum touristischen Besuch erhalten haben dürfte, ist aus dem Becken der Oschenigseen über die gleichnamige Scharte mühsam, doch unschwer zu ersteigen. Die Schwanspitze dürfte touristisch unerstiegen sein, die Höhenkote der Alpenvereinskarte ist sicher zu niedrig.

Eine hübsche, wenn auch anstrengende Kammwanderung führte am 7. Aug. 1900 Graf Chorinsky aus Innsbruck mit einem Mallnitzer Führer aus, indem er von der Lonzahöhe, 2166 *m*, ausgehend alle Gipfel bis zur Feldseescharte überschritt.

Ich will aber schliesslich noch aufmerksam machen, dass diese Berge, besonders jene gegen die gewaltige Glockner-Gruppe vorgeschobenen, einen unvergleichlich schönen Anblick der populärsten Berge der Hohen Tauern bieten, wie dies das hier beigegebene Bild besser beweist, als es viele Worte könnten!

Die Texelgruppe.

Von

Prof. Dr. Guido Eugen Lammer.

(Schluß zum Jahrgang 1901.)

Roteckspitze, 3331 *m*, auf älteren Karten Zehnerspitze[1]) genannt. Dieser höchste Gipfel unserer Gruppe hat eine mehr zentrale Lage, weil der Kamm hier gegen das Zieltal zu ein Knie macht; die Schneebedeckung ist relativ am stärksten, indem vom Roteckferner eine Firnwand bis zur Spitze ansteigt, der Texelferner die Westfelsen breit umbrandet und auch die Südflanke zum großen Teile vom Grubplattenferner berührt wird.

Wieder war Petersen aus Frankfurt der erste Bezwinger. Am 24. Juli 1872[2]) brach er mit dem Schmied von St. Katharinaberg, Rochus Raffeiner, und dem Älpler Ildefons Kobler von der Mairalm um fünf Uhr auf. Sie überschritten, wie schon gezeigt,[3]) den P. 3148 *m* (»Gingljochspitze«) und von hier den flachen, breiten Kaisersteinferner (Grubplattenferner). Unterhalb des Texeljoches stiegen sie zuerst in einer Schneerinne mit Stufenhauen aufwärts (20 Minuten) und kletterten dann über die Felsen bis zum Kamm, den sie schon ein gutes Stück über der niedrigsten Einsenkung erreichten (30 Minuten); dann ging es über die Firnschneide und zuletzt über rauhe Klippen (50 Minuten) zum Gipfel (um 11 Uhr). Es war sicher die erste touristische Ersteigung, aber Kobler meinte, daß den Gemsjägern diese Felsenriffe nicht unbekannt seien. Es wurde eine mächtige Steinpyramide erbaut. Der Abstieg erfolgte vom Texeljoch über den Texelferner zum Eishof in wenig mehr als zwei Stunden. Um den Schründen auszuweichen, hielt man sich eng an die Roteckabstürze, während heute dort der Gletscher am ärgsten zerrissen, dagegen auf der linken Seite wegsamer ist.

Dieser Südwest-Grat der Roteckspitze, über den Petersens oberster An- und Abstieg erfolgte, wurde nachher, wie schon gesagt,[4]) häufig überschritten, um die Besteigung von Roteck und Texel zu verbinden, so von Robert H. Schmitt und Dr. Christomannos im Jahre 1890,[5]) von Purtscheller mit Führer Gerstgrasser 1. April 1893, von Dr. Berreitter-Meran mit Führer Almberger 3. Juli 1897, von Ernst Loewe-Berlin, 11. August 1898,[6]) von Franz Hörtnagl und Fritz Stolz-Innsbruck, 22. März 1899,[6]) von mir am 24. Juli 1900 etc. Daß der Nordabfall

---

[1]) Nach Petersen, Zeitschrift 1872, S. 174.

[2]) Nicht 1873, wie es in der Erschließung der Ostalpen, S. 374, heißt. Vgl. Zeitschr. des A.-V. 1874, S. 260.

[3]) Zeitschr. des D. u. Ö. A.-V. 1901, S. 312.

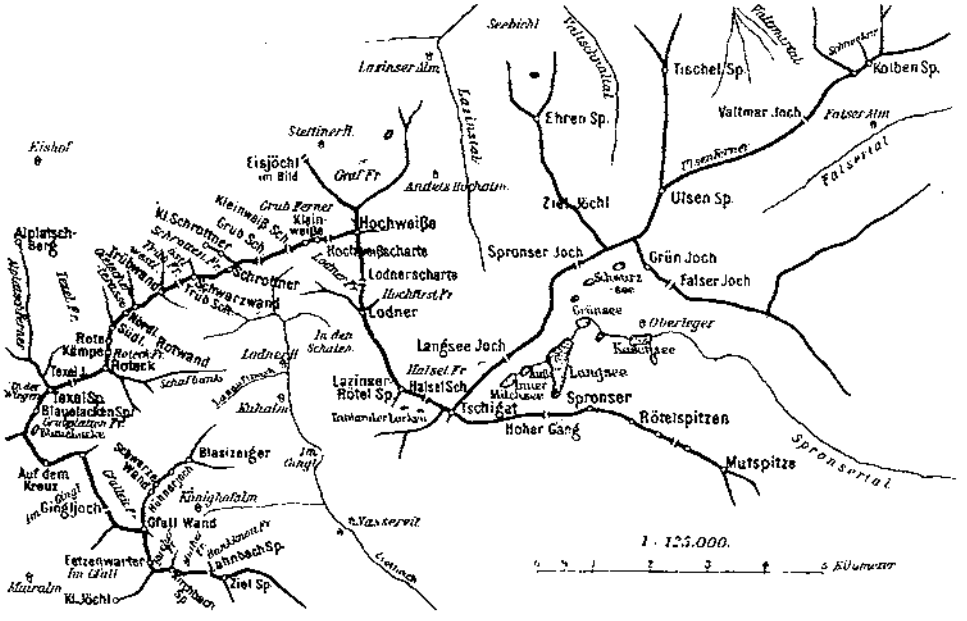
[4]) Ebenda, S. 317.

[5]) Gütige briefliche Mitteilung von Dr. Christomannos.

[6]) Gipfelkarte.

dieses Grates, besonders wenn Eis unter der oberen Schneeschichte liegt, auch gefährlich werden kann, beweist Purtschellers Ausgleiten, das beinahe schlimm geendet hätte.[1]) Auch vor Kammklüften zur Linken hat man sich zu hüten. Der Firngrat ist an einer Stelle von einem schärferen Felsabsatz unterbrochen. Zum Abstieg nach Norden eignet sich weniger die tiefste Einsenkung des Texeljoches, als eine Stelle viel näher der Texelspitze.

Von der Lodnerhütte aus steigt man jetzt lieber auf einem anderen Wege als dem Petersens auf die Roteckspitze, den, soviel ich erkunden konnte, als erste Touristen Schmitt und Dr. Christomannos auf ihrer eben erwähnten Tour 1890, sodann Purtscheller mit Führer Gerstgrasser am 1. April 1893 begangen haben. Heute hat unsere Sektion Meran hier bis hoch hinauf auf den Ostgrat des Rotecks einen guten Weg führen lassen, wodurch die Besteigung



Kammverlaufskizze der Texelgruppe.

sehr bequem gemacht wurde. Man geht von der Lodnerhütte auf dem schon mehrfach geschilderten Wege zum flachen Talboden des Grubplattentales. Hier geht man eine Weile auf der linken Talseite über Wiesen und zwischen Steinblöcken sanft ansteigend hin, bis von Norden her ein größerer, rauschender Seitenbach herabkommt, der knapp unter der Gabelung der beiden Hauptbäche des Tales in den Lasauftbach einmündet. Neben diesem Bache steigt man nun aufwärts. Er entspringt aus einem perennierenden Schneefeld, das in einem einsamen, kleinen Kar zwischen dem Ostgrate des Rotecks und einer davon abzweigenden ostsüdöstlichen Rippe eingebettet liegt. Comptons Bild »Texel, Roteck und Trübwand von der Tablander Lacke«[2]) zeigt das Kar und überhaupt alle östlichen Wege auf unseren Berg sehr deutlich. In geschickten Windungen erreichen wir dieses zirkusförmige Kar, »Schafbank« genannt. Oben überschreiten wir den Schnee, der wohl nie fehlen dürfte, nach links, und ohne Kletterei kommen wir über loses Geschiebe

[1]) Mitteil. 1895, S. 55.
[2]) Zeitschr. 1901, S. 312.

von weißgrauem Gestein zu einem breiten, sanft geneigten Plateau, wo jene Rippe sich mit dem zackigen Ostgrate vereinigt.[1]) Dieser zieht nunmehr als breiter Schneerücken aufwärts. Wo er sich verengt, muß man in sehr zuverlässigem Gesteine einige Kletterkünste anwenden. Nun schneidet ein Couloir von links her ein, und man muß hinunter in eine ganz schmale Scharte. Drüben geht es schwieriger, zuerst auf der Gratschneide, dann etwas von rechts nach links, aber man erfreut sich fester Griffe. Nach dieser ernsteren Episode folgt wieder ein leichter, sanfter Felsgrat, dann ein kurzer Schneegrat zum südöstlichen Vorbau der Roteckspitze. Ein fast horizontaler Schneegrat führt hinüber zu den losen Trümmern des Gipfels. Ich ging hier unterhalb des Schnees auf der schon beschriebenen Gratgalerie hinauf. Seit 1901 liegt an den Kletterstellen ein Drahtseil.

Zu diesen zwei bisher bekannten Anstiegsrouten kommen nun vier weitere hinzu: Nordostwand, Südsüdostgrat, Südwand und Nordgrat, zum Teil selten, zum Teil von mir zuerst begangen. Am 2. August 1899 nahm ich die steile Schneewand oberhalb des Roteckferners in Angriff. (Die Spezialkarte nennt diesen Gletscher Großen Trübferner und so auch das Volk; trotzdem bleibe ich aus den oben entwickelten Gründen bei der Bezeichnung der Alpenvereinskarte, die auf Petersens Vorschlag zurückgeht[2]) und sich auch auf der alten Alpenvereinskarte, Sektion Hochwilde, vorfindet.) Höchst wahrscheinlich hat Karl Stüdl aus Prag mit Führer Sebastian Moosmüller am 9. Oktober 1894 das Roteck von dieser Seite zuerst bestiegen. Aber da die Tour im dichten Nebel und Schneefall ausgeführt wurde, weiß sich Herr Stüdl nur weniger Einzelheiten zu erinnern: Eine schneebedeckte Eiswand wurde von rechts nach links mit Steigeisen erstiegen — Stufen waren nicht nötig; eine etwas schwierige Felspartie folgte.[3])

Die beste Route sowohl über die Wand selbst als auch bis zum Gletscher und auf diesen hatte ich mir in der vorausgegangenen Woche von verschiedenen Gipfeln aus erspäht und mit allerlei kleinen Merkzeichen aufs genaueste eingeprägt; denn ich mußte in tiefer Nacht aufbrechen und noch vor Sonnenaufgang die Wand bezwungen haben, da ich schon oft die Erfahrung gemacht hatte, daß nur eine Viertelstunde Sonnenwirkung die Schneekruste zum Brechen bringt oder lawinengefährlich macht. Ich verließ also die Lodnerhütte ohne Laterne in mondloser, aber heiterer Nacht um 2 Uhr 20 Min. und tappte ein kurzes Stück den guten Talweg aufwärts. Man braucht nicht bis zur Einmündung des Gletscherabflusses in den Zielbach zu gehen, sondern eine Viertelstunde hinter der Hütte, da wo der Weg einmal auffällig absteigt, fließt das erste winzige Wässerlein über ihn, hier liegen auch mehrere sehr große Blöcke, deren Konturen ich im Dunkel ausnahm. Längs dieses Bächleins steigt man links an, zuerst etwas steil, dann aber lange fort über sanft geneigte, mit Steinen durchsetzte Wiesen, wo allenthalben das Wasser quillt. Man hüte sich, links (südlich) aufzusteigen gegen den Roteck-Ostgrat oder rechts hinabzukommen gegen den Gletscherbach. Nach einer Stunde etwa erreichte ich die große Moräne, verschiedene Streifen beinharten Schnees brachten mich leicht weiter. Dann kam ich über die Moräne von links her auf den Ferner, der 1899 viel kluftfreier war als das Jahr zuvor. Im Jahre 1900 sah ich ihn wieder wild zerrissen. Den untersten Abbruch hatte ich schon rechts gelassen und steuerte nun allmählich gegen die Mitte dieses Zirkus, der sich immer

[1]) Wenn ich eine briefliche Mitteilung Dr. Christomannos' recht verstehe, so hätten er und Robert Hans Schmitt den ganzen Ostgrat überschritten. Dies soll auch später von mehreren Führerpartien wiederholt worden sein. Ich halte das für unzweckmäßig.

[2]) Zeitschr. 1874, S. 263.

[3]) Gefällige briefliche Mitteilung. Diese Tour wurde weder in der Literatur noch in einem Fremdenbuch verzeichnet.

großartiger entfaltete. Das Roteck, die roten Kämpe, die zweigipfelige Rote Wand und die finstere Trübwand sandten hier gegen den Gletscher ihre unheimlichen Abstürze herab. Ich aber hatte in den vorangehenden Tagen schon alle diese Spitzen und Gratstücke erklettert und war darum frohen Mutes. Die allerdünnste Sichel des abnehmenden Mondes beleuchtete mir jetzt die Gegend hell genug, als ich etwas rechts in eine Gletschermulde unter den Felsen der Roteck-Ostwand hinabstieg.

Diese Wand war damals zwar im ganzen eine steile Firnwand; aber ein breiterer Felsstreifen begann rechts unten fast beim Bergschrund und schon nahe dem Couloir, das die Roteck-Ostwand rechts begrenzt, zog schräg nach links hinauf und endigte etwa im zweiten Fünftel der Wand.

Um 4 Uhr 2 Min. betrat ich im Schein der frühesten Dämmerung die Felsen etwas links von ihrer tiefsten Stelle. Ich versuchte, durch eine Schuttrinne von links nach rechts und dann wieder nach links steil aufwärts die Felsen zu erklettern. Da das Terrain aber immer schwieriger wurde, so stieg ich lieber wieder hinunter: Solche Felsrippen in steilen Schneewänden haben nämlich das Mißliche, daß man seitlich fast nie auf den Schnee aussteigen kann. Verbeißt man sich nun in das Streben, sie zu erklettern und scheitert endlich dennoch, so muß man wieder tief absteigen und hat den ganzen Vorteil der frühen Tageszeit für die Schneewand verloren. Daher ging ich bald wieder zurück, legte die Steigeisen an und betrat die Schneewand links von den Felsen 4 Uhr 16 Min. Hier ging es nun immer sehr steil nach links aufwärts, bis sich in den Felsen über mir eine Art Bucht zeigte, zu der ich direkt hinaufstieg. An dieser schmalsten Stelle war die Felsrippe mit Schutt bedeckt. Um 4 Uhr 27 Min. überschritt ich sie nach aufwärts und betrat sogleich neuerdings die Schneewand. Diese ist hier wieder so steil, daß man mit der Hand, ohne sich vorzuneigen, die Wand leicht erreichen kann. Es war nun mein Bestreben, genau zum Gipfel anzusteigen, ich hielt mich getreu meiner früheren Rekognoszierung links von einem einsam aus der Firnwand hervorragenden Blocke und stieg immer etwas links aufwärts. Der Schnee war von so wunderbarer Konsistenz, daß sich immer nur gerade die Stacheln meiner vortrefflichen Allgäuer Steigeisen einbohrten, ich machte vom Fuß bis zum Gipfel des Berges nicht einen einzigen Pickelhieb — es war eine ganz wundervolle Tour; aber ich hatte sie auch wohl verdient, denn ich gönnte mir nicht eine halbe Minute Ruhe oder Frühstückspause, nur um nicht die Sonne auf den Schnee wirken zu lassen. 4 Uhr 43 Min. ging die Sonne herrlich auf, die schon etwas früher auf der Wildspitze gespielt hatte, und fünf Minuten später stand ich auf dem Gipfel. Ich hatte wirklich einen nur 20 Schritte vom Gipfel entfernten Punkt im Nordgrat betreten.

Wer unter ungünstigeren Verhältnissen oder mit weniger Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst diese Tour wiederholt, wird mir nicht glauben wollen, daß ich ohne Pickelschlag und in bloß 32 Minuten diese hohe, äußerst steile Wand bewältigt habe, zu der er vielleicht 3—4 Stunden braucht; auch der kundige Alpinist vergißt ja leider immer wieder, wie unermeßlich verschieden die Schwierigkeit einer Schneetour durch die Umstände wird: Wetter, Zustand des Berges, Tageszeit, Person des Bergsteigers. Im Jahre 1900 z. B. bestand diese ganze gewaltige Wand aus dunklem Eise und hätte viele Hundert der mühsamsten Stufen erfordert; nicht viel besser 1901.

Ich gönnte mir nun 2½ Stunden der wonnevollsten Gipfelrast, bis 7 Uhr 22 Min. Nur die Dolomiten waren umnebelt, die übrige Rundsicht tadellos. (Bei Purtscheller und Petersen mag man die ausführliche Analyse des herrlichen Rundblickes unseres Berges nachlesen.) Dann unternahm ich den, wie ich glaubte,

neuen[1]) Abstieg über den Südsüdostgrat. Dieser ausgeprägte Grat, den, wie schon vorhin gesagt, keine Karte verzeichnet, beginnt bei dem südöstlichen Vorgipfel und streicht in der Richtung der Lahnbachspize stark geneigt abwärts ins Grubplattenkar, wo er sich verliert. Auf Comptons erwähntem Bilde begrenzt er das Profil des Rotecks zur Linken. Man kann steil direkt zum Grat hinabklettern oder mit einer Schleife von links her über loses Getrümmer ihn erreichen. Einige Kletterstellen lassen sich mehrfach durch Umgehung nach Osten vermeiden, aber ohne Kletterei kommt man nicht durch. Man erreicht in der Mitte etwa eine Art Sattel, von dem ein passierbares Schneecouloir links und ein ebensolches Schuttcouloir nach rechts hinunterziehen. Der Grat scheint eine Passage für Gemsen zu sein. Weiter unten macht man eine kleine Schwenkung rechts über losen Schutt. Dann wieder über große Blöcke auf dem Grate selbst und weiter bequem über grüne Bänder, bis sich der Grat verengt und einige Kletterei nötig macht. Über leichtere Schrofen kam ich zu einem plattenbedeckten Absatz; nun gab es luftige Kletterstellen bis zu einem Abbruch, dem ich unschwer nach rechts auswich. Sogleich aber stieg ich wieder zum Grat zurück und traf hier eines der Hirtensteinmanndln, 8 Uhr 15 Min., an denen die Berge des Zieltales so reich sind. Bald nachher gabelt sich der Grat, beide Äste sind leicht zu begehen und schuttbedeckt. Ich wählte den rechten, da ich zum Gingljoche wollte, und kam bald über Schutt und steile Grashänge unterhalb der Zunge des Grubplattenferners heraus, 8 Uhr 30 Min. Ganz unten muß man sich rechts halten, um einem kleinen Wandabsatze auszuweichen. Wer aber zur Lodnerhütte kommen will, muß bei der Gabelung links gehen und wird bald die Sohle des Lasaufttales erreichen. Der hier geschilderte Weg bietet mehr Kletterei als der übliche, aber keine einzige Stelle ist so schwierig wie die Einschnürung im Ostgrate. Die Nordostwand kann ich — günstige Schnee- und Wetterverhältnisse vorausgesetzt — als wahrhaft großartige Gletschertour jedem Leistungsfähigen anraten.

Auch durch die felsige Südwand der Roteckspitze kann man in einer idealen Geraden emporklettern. Vom Gipfel aus sieht man ein schwach eingerissenes Couloir sehr steil hinunterschießen; hier war der alte Führer Moosmüller vulgo Leiter schon vor Jahren einmal herabgekommen. Ich wußte dies nicht, als ich am 24. Juli 1900 diesen interessanten Anstieg unternahm. Ich stieg vom unteren Grubplattentale aus längs des nördlichen Baches aufwärts immer unter den Wänden des Rotecks hin. Zahlreiche Murmeltiere kann man hier ihre Entsetzenspfiffe ausstoßen hören, manchmal auch Männchen machen sehen. Noch bevor ich den Grubplattenferner erreichte, zog von rechts ein riesiges Schuttdreieck herab, das sich nach Nordwesten hin zuspitzt. Dieses verfolgte ich mühsam aufwärts, aber nach rechts und nur zur halben Höhe, bis genau unter dem Roteckgipfel ein schwach ausgeprägtes Couloir steil durch die Wand gerade emporführte. Hier war das Gestein etwas locker, bald aber fand ich steile, gutartig geschichtete Felsen von grüngrauem Gneis. Ein krawattenartiges Schneeband zieht horizontal über den Berg hin und trennt das graue von dem rötlichen Gestein des Gipfelbaues. Steile Felskletterei brachte mich rasch in die Höhe, und ich stieg zehn Schritte links vom Gipfel heraus. Ich behaupte, daß die Südwände von Texel und Roteck, trotz der Steilheit, für den guten Kletterer überall erklimmbar sind.

Das ganze Kammstück zwischen dem Roteck und dem Grubschartl mit seinen sieben bis acht ansehnlichen Gipfeln ist in der alpinen Literatur noch nie

---

[1]) Wie mir aber Herr Dr. O. v. Sölder-Meran mitteilte, hat er erfahren, daß einer der beiden Führer, Almberger oder Schußegger diesen Grat bei seinen Rotecktouren zu benützen pflegt. Auch Herr Hauser aus Meran war hier schon von einem anderen Meraner Bergsteiger hinaufgeführt worden.

besprochen worden.[1]) Trübwand, Schwarzwand und Schrottner wurden zwar von verschiedenen Bergfreunden, besonders aus Meran, schon seit längerer Zeit bestiegen, doch konnte ich außer flüchtigen mündlichen Berichten und kurzen Notizen nichts darüber erfahren. Das ziemlich schwer zugängliche Gratstück vom Roteck bis zur Trübwand hat vor mir nur der alte Moosmüller vor Jahren einmal überklettert, wie er mir sagte. Ich durchforschte in den Jahren 1889 und 1900 diese fast unbekannten Berge genauer.

Am 31. Juli 1899 verließ ich den Roteckgipfel und stieg über den schneebedeckten Nordgrat hinunter. Anfangs ging ich wieder einige Schritte auf der mehrfach erwähnten Galerie links unter dem Schneegrat, zu meiner Linken den wirklich furchtbaren Absturz zum Texelferner. Ob wohl ein beherzter Mann sich jemals über diese Nordwestwand heraufwagen wird? — Bald endete mein Band, und ich betrat den steilen Schneegrat selbst. Da es schon fast sieben Uhr morgens war, so taugte die obere Schneeschichte nichts mehr, ich mußte Steigeisen anlegen und die Tritte in die etwas vereiste Unterlage einstampfen.

Von der nächsten Gratscharte aus wären zwei Abstiege möglich: das steile Schneecouloir zum Roteckferner scheint wohl recht steingefährlich, und das ebenso steile Schneecouloir zum Texelferner führt in eine sehr zerrissene Gletscherpartie. Mein Vorsatz aber war es, den ganzen Grat bis über die Rote Wand weg zu traversieren. Der Leser möge zum besseren Verständnis des Folgenden Comptons Bild »Roteck und Texel von Norden« betrachten. (Zeitschr. 1901, S. 316.) Dieses Gratstück (zwischen Roteck und Trübwand) führt im Volksmunde den Gesamtnamen »Die Roten Kämp« wegen des auffällig roten Gesteines. Es weist aber vier mehr oder weniger selbständige Erhebungen auf, von denen die neueren Karten die letzte als Rote Wand bezeichnen. Die Alpenvereinskarte teilt ihr die Kote 3257, die Spezialkarte 3258 *m* zu, aber mir erschien diese Spitze von jedem Standpunkte aus um einige Meter höher als die südlich davon liegende Erhebung 3258 *m* (in beiden Karten). Diese letztere benenne ich die Südliche Rote Wand, jene andere die Nördliche Rote Wand. — Zwischen der Roteckspitze und der Südlichen Rotwand liegen noch zwei schroffe Felsbastionen, von denen die nördliche fast ebenso hoch ist wie die benachbarte Südliche Rotwand, während die südliche ein wenig niedriger erscheint. Diese Türme, die in der Spezialkarte angedeutet sind, nenne ich Rote Kämpe. Die schmale Gletscherterrasse, am linken Rande von Comptons Bild, welche am Fuß der beiden Rotwandspitzen nach Norden zieht und in ihrer ganzen Länge über eine Wand westlich zum Texelferner abbricht, ist in den Karten ganz richtig dargestellt; dagegen zieht der Grenzgrat zwischen dem Trübferner und dieser zum Texelferner gehörigen Gletscherterrasse nicht von der Nördlichen Roten Wand weg, sondern erst von dem nächsten großen Felszahn im Grate gegen die Trübwand zu.

Südlicher Roter Kamp, etwa 3250 *m*. Von der hochgelegenen Einschartung im Nordgrate des Rotecks weg mußte ich nun sehr schwierig und exponiert einen Überhang von links erklettern. Eine Umgehung in einem Risse rechts wäre vielleicht möglich, doch hätte ich müssen zuerst im steilen Schneecouloir absteigen, und dann zeigte jener Riß ganz loses Gestein. Über etwas leichtere Felsen erreichte ich bald die Spitze 7 Uhr 35 Min. Der Abstieg jenseits war wieder schwierig, eine gewaltige Platte mußte ich durch eine schutterfüllte Rinne links umgehen und kam jetzt in eine äußerst enge und scharf zugespitzte Scharte. Zwei wilde Couloirs senken sich hier nach den beiden Gletschern zur Tiefe hinab.

Nördlicher Roter Kamp, ca. 3258 *m*. Nun folgte, wie ich auch schon bei früheren Rekognoszierungen bänglich konstatiert hatte, die härteste Stelle, an deren

[1]) Ausgenommen der Schrottner, s. u.

Überwindung das Gelingen der ganzen Gratwanderung hing. Der Grat war hier völlig überhängend und weiter oben noch streckenweise vertikal. Ich legte Schuhe, Rucksack und Pickel ab und begann nun von links her das schwere Werk. Es fanden sich zum Glück zuverlässige Griffe, wenn auch der Absturz gegen den Texelfirn ganz schauerlich unter meinen Füßen heraufdrohte. Absatzweise seilte ich mein Gepäck frei durch die Luft herauf. Um 8 Uhr 10 Min. hatte ich die Spitze erobert und baute ein Mal, in das ich eine Blechbüchse mit meiner Karte legte. Der Abstieg zur nächsten Scharte war viel leichter. Sie ist breit, und es lag hier ein scharfer Schneegrat. Man könnte sie von beiden Seiten aus durch Schneecouloirs erreichen, die also für künftige Ersteiger der Roten Wand den natürlichen Weg bieten werden, wenigstens das östliche.

Südliche Rote Wand, 3258 *m*. Der erste Absatz war hier leicht; dann kam es etwas steiler. Man klettert entweder auf der Schneide selbst oder ein wenig von links nach rechts, was überhaupt auf dieser ganzen Kammwanderung gut ist, da die Schichten sich meist gegen Osten und Nordosten abdachen. Über ein horizontales, breites Gratstück wanderte ich zu einem etwas schwierigeren Zahn; ein weiterer Felszacken kann links, ein besonders drohend überhängender rechts auf begrüntem Bande umgangen werden. Hier finden sich Gemsenspuren. Zuletzt kommt man über gutartiges, rotbraunes Geschröfe leicht zum Gipfel, 8 Uhr 55 Min. bis 9 Uhr 35 Min. Ich baute einen hohen Steinmann und hinterlegte in Guttaperchapapier meine Karte. Dann ging es leicht und rasch zu einer Schneescharte hinab zwischen den beiden Rotwandspitzen. Ein wildes, abschreckendes Couloir schießt vom Roteckferner herauf, seine Ersteiglichkeit ist höchst zweifelhaft, dagegen könnte man über die sekundäre Gletscherterrasse von Norden unschwer heraufkommen. Die alte Alpenvereinskarte 1 : 50000, Sektion Similaun (Beilage zur A.-V.-Zeitschr. 1874), benennt die schmale Firnterrasse irrig Trübferner, die neuen Karten lassen sie namenlos. Von der Scharte zwischen beiden Rotwandgipfeln sind diese selbst rasch zu erreichen.

Nördliche Rote Wand, 3258 *m* (?). Von der Scharte weg traf ich leichte, rotbraune Felsen, dann ging es über einen Zacken schwieriger hinauf, um einen zweiten wurde links auf sehr schmalen Bändern und Tritten herumtraversiert; weiter über luftige Riffe zu einer kleinen Einkerbung im Grat. Jetzt kam es sehr steil, ein direkt unforcierbarer Überhang mußte von links erklettert werden; zuletzt immer besser gestuft zu dem Doppelgipfel dieser Spitze. 10 Uhr bis 10 Uhr 40 Min. Sie schien mir zwischen Roteck und Trübwand die höchste Erhebung. Wieder erbaute ich ein Steinmandl und hinterlegte darin meine Karte in Pergamentpapier.

Wie schon bemerkt, zieht der Nordgrat nicht von der Spitze selbst weg, sondern man muß erst bis zur nächsten Kammerhebung gehen. Vor dieser liegt ein wohl unbezwingbarer Gratabbruch, daher stieg ich über ein mit Schutt bedecktes Band rechts zur Scharte ab. Der Eckturm selbst ist zwar steil, aber auf vorzüglichem Gestein steigt man wie über eine Treppe an. Er ließe sich vielleicht links umgehen, aber der steile Schnee schien mir von einem Couloir durchrissen, weshalb ich den Zacken lieber überkletterte. Hier nun verließ ich den Hauptgrat. Ich hätte besser getan, auf diesem bis zur nächsten Schneescharte abzusteigen, zu der der Trübferner hinaufstreicht; anstatt dessen kletterte ich den verlockend kurzen Nordgrat zum Firn hinab, der aber so steile, nach links überhängende Platten aufwies, daß ich mich die letzten 5—7 *m* zum Schnee abseilen mußte. 11 Uhr 10 Min.

Man sieht diese dreieckige Graterhebung auf Comptons Bild »Texelgruppe von Norden« rechts von der Trübwand.

Ähnlich wie von der Texelspitze zieht von hier eine breite Schneeterrasse nach Norden hinab; es ist dies aber kein Grat, wie die Alpenvereinskarte zeichnet.

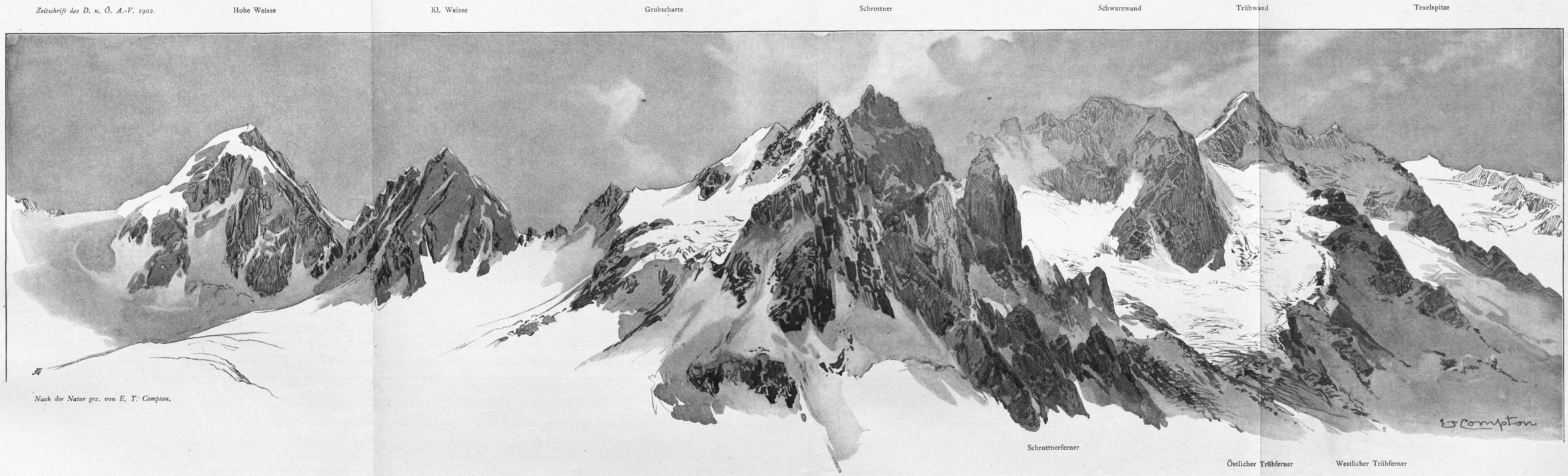
Nach links bricht eine Felsmauer zur westlichen Schneeterrasse ab, die ebenso wieder links zum Texelferner abbricht. Die Spezialkarte zeichnet dies ganz richtig. Diese Karte nennt den im Nordwesten von Punkt 3268 *m* (= Trübwand) eingebetteten Gletscher „Kl. Trübferner", den östlichen Arm, der auch noch die Trübwand bespült, läßt sie ebenso namenlos wie jene westliche Gletscherterrasse, die von den Rotwandspitzen nach Norden abfällt. Die neue Alpenvereinskarte hat für keinen der drei Ferner eine Benennung, während die alte Alpenvereinskarte Sektion Similaun von West nach Ost der Reihe nach die Namen bietet: Trübferner für jene Terrasse (was sicher falsch ist, da dieser Gletscher mit der Trübwand gar nichts zu tun hat), Bergangerlferner für den Kleinen Trübferner der Spezialkarte und „Netstadtferner". Den nächstfolgenden nennen alle Karten Schrott- oder Schrotten- oder Schrottnerferner. Die Nomenklatur der alten Alpenvereinskarte geht zurück auf Sonklar, nur bietet dieser an Stelle des falschen Trübferners den besseren Namen „Rötenspitzferner". Ich acceptiere nur die gute Bezeichnung Trübferner der Spezialkarte für beide Arme des die Trübwand nördlich berührenden Gletschers und den Namen Schrottenferner, während ich jene oft erwähnte schmale Firnterrasse unbenannt lasse.

Wo sich von meinem Kamme nach rechts Gelegenheit bot, im Bogen zur Mitte des Trübferners hinabzukommen, fuhr ich in weichem Schnee hinunter. Dann lavierte ich unter den Abstürzen der Trübwand zwischen den Klüften des linken Gletscherarmes hin und her und kam zuletzt im Bogen von rechts nach links zum Gletscherende. Es gelang mir erst nach längeren Irrfahrten in den letzten Talabstürzen durch sehr steile Krummholzhänge zum Pfossenbache zu kommen. Kurz oberhalb der Einmündung des Trübbaches fand ich einen kleinen Steg, 1 Uhr 30 Min.

Auf die Rote Wand folgt als nächste Kammerhebung die **Trübwand,** 3268 *m*. Diese Kote zeigt die Spezialkarte, welche aber den im Volksmunde üblichen Namen nicht verzeichnet. Die Benennung bezieht sich auf das graue Gestein, das lebhaft vom rotbraunen Gneis der Rotwandspitzen absticht, die benachbarte Schwarze Wand weist wieder eine andere Farbennuance des Urfelsens auf. Die Höhenangabe 3168 *m* der Alpenvereinskarte ist nur ein Schreibversehen; denn die Trübwand überhöht etwas die Rotwandspitzen, aber um ein bedeutendes die Schwarze Wand, sie ist überhaupt der ansehnlichste Berg zwischen Roteck und Hochweißer. Mit dem Lodner schien sie mir gleiche Höhe zu besitzen, was für die Koten der Spezialkarte spricht, während die Alpenvereinskarte beide Berge falsch bemißt. Sie entsendet einen starken Gratast nach Ostsüdost, der oben allerdings mehr in das Bergmassiv untertaucht; dieser Grat bildet die nördliche Begrenzung des Roteckferners und schließt mit dem Hauptgrate ein von einem winzigen Gletscherlein erfülltes Kar ein — Trübkar nenne ich es —, dessen Abfluß sich östlich vom Roteckferner mit dessen Bach vereinigt. Die Trübwand ist schon längst von Einheimischen erstiegen worden. Auch mehrere Mitglieder der Meraner Jagdgesellschaft, wie der verstorbene Photograph B. Johannes, die Brüder Ignaz und Hans Gritsch und andere haben diesen Berg bestimmt besucht.[1]) Trübwand wie Schwarzwand wurden auch vom Vorstand der Sektion Meran in den behördlichen Führertarif aufgenommen.

Ich selbst habe den bedeutenden Berg zweimal von verschiedenen Seiten traversiert und glaube ihn daher sehr genau zu kennen. Am 31. Juli 1900 brach ich von der Stettinerhütte erst um 8 Uhr 30 Min. auf, denn es hatte in der Nacht und am Morgen Schnee und Regen gesetzt. Vom Eisjöchl eilte ich die

[1]) Diese und noch manche andere wertvolle Aufklärungen verdanke ich dem vortrefflichen Kenner und begeisterten Freunde der Texelgruppe, Dr. Otto v. Sölder aus Meran.



Nach der Natur gez. von E. T. Compton.

Texelgruppe von Norden.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

zwei obersten Terrassen hinab[1]) und ging alsbald über den Pfossenbach. Hier fand ich ein Schafsteiglein, das mich ohne jeden Höhenverlust quer über die riesenhaften Stirnmoränen der vereinigten Ferner hinüberbrachte zu einem genau nördlich von der Trübwand gelegenen Grat. Die Karten zeichnen das Terrain nicht ganz zutreffend: der Schrottenferner und der östliche Arm des Trübferners vereinigen ihre Zungen unter einem Felssporn der Schwarzwand; dagegen sind der breite westliche Teil des Trübferners und der schmälere, wild zerrissene östliche Arm desselben durch einen hohen Trennungsgrat völlig geschieden. Dieser Grat taucht oben nur ein ganz kurzes Stückchen unter den Firn und setzt sich sogleich wieder fort in der wenig hervortretenden nördlichen Rippe des Trübwandmassivs, so daß also die beiden Arme des Trübferners beinahe zwei selbständige Gletscher bilden, die nur durch eine sehr schmale Brücke oben zusammenhängen. Auch ihre Abflüsse sind ganz getrennt. Comptons Bild »Texelgruppe von Norden« läßt diese Verhältnisse ganz klar erkennen.

Ich stieg an der Ostseite jenes Trennungsgrates empor, zuletzt auf seinem First über lauter schieferartig hervorragenden Platten. Um 10 Uhr 30 Min. betrat ich den westlichen Teil des Trübgletschers. Große Klüfte zwangen mich zu vorsichtigem Lavieren, aber doch strebte ich immer zu der Kammscharte südwestlich von der Trübwand empor. Um 11 Uhr 15 Min. konnte ich über die wilden Abstürze zum Roteckferner hinabblicken, und ein breiteres, flaches Kammstück führte mich zum eigentlichen Trübwandmassiv, 11 Uhr 27 Min. Der nun folgende steile Südwestgrat ist derart gutmütig, daß ich schon nach dreizehn Minuten auf der Spitze stand. Die Gesteinsschichtung ist vortrefflich, so daß jeder Schrofen, so z. B. ein vierschrötiger Klotz in der Mitte, auf vorspringenden Gneistafeln wie auf einer Treppe umgangen werden kann. Diesen Grat hat der Führer Kofler schon bestimmt vor mir überschritten, natürlich auch Moosmüller, und wohl noch andere Jäger. Diesmal traf ich den Gipfel aper, während ich das Jahr vorher wegen der großen Schneedecke mein Steinmal einige Meter tiefer bauen mußte.

Am 30. Juli 1899 hatte ich nämlich die Roteckspitze ersteigen wollen, aber angesichts der argen Gratsäge auf dem Ostgrate, wohin ich geraten war, fürchtete ich meinen Tag zu verlieren und stieg nun raschen Entschlusses hinab zum Roteckfirn, um die Erklimmung der stattlichen Trübwand durchzuführen. (Damals glaubte ich sie noch unerstiegen.) Es lag hier viel granatenhaltiger Schiefer. Bald war der Gletscher gequert und um 6 Uhr morgens machte ich meinen ersten Versuch. Aber hier in der jähen Südwand meines Berges links von einem wilden Couloir lagen lauter dünne, parallel aufragende Platten mit sehr schlechten Griffen und dazwischen ganz steile Grasfleckchen, so daß ich nach einer halben Stunde nicht weiter zu klettern wagte und umkehrte. — Vom oberen Ende der linken Seitenmoräne des Roteckferners stieg ich nun schräg rechts an zum Südostgrate der Trübwand. Dieser selbst wird immer schwieriger, zuletzt ungangbar. Da stieg ich nördlich auf das steile Schneefeld ab und ging um eine Reihe von Gratlhindernissen herum in eine markante Scharte, da wo der Grat in der Bergwand fast verschwindet. Hier gab es eine kurze, sehr böse Gratkletterei; dann stieg ich links hinüber und nun stand ich abermals in der Südwand, die hier oben aber etwas sanfter geneigt ist als dort unten, wo ich früher umgekehrt war. Aber auch hier lagen die unangenehmen steilen Rasenpäckchen und kleinen brüchigen Platten, über die man bei Nässe oder dünnem Schnee nur mit Steigeisen kommen kann. Um 8 Uhr 55 Min. war der Gipfel mein. Ich glaube, daß auf diesem Wege von

[1]) An dieser Stelle möchte ich die Bemerkung nachtragen, daß die Sektion Stettin endlich die Erlaubnis erwirkt hat, den Talweg auf der Pfossenseite zu markieren.

Süd, resp. Südost noch niemand heraufgekommen ist. Nach einer Stunde stieg ich über den Nordostgrat hinab, der wohl meistens begangen wird. Er ist durchaus leicht, nur etwas unangenehm wegen der vielen losen Glimmerschiefertafeln. Ein Absatz wird rechts, ein anderer links umgangen und bald steht man in der

Trübscharte zwischen Trübwand und Schwarzer Wand. Ich gebe dieser Scharte einen Namen, da sowohl das Couloir von Südosten wie die Schneewand im Nordwesten unschwer zu begehen sind; somit könnte sie ein praktischer Übergang zwischen Zieltal und Eishof werden, jedenfalls bequemer als die Hochweißscharte, wenn auch die Grubscharte oder die Kleinweißscharte noch empfehlenswerter sind. Nach fünf Minuten Rekognoszierung stieg ich auf die

Schwarze Wand, 3179 *m*. Nur zu dieser Kote gehört der im Volksmund übliche Name, wie es auch die Spezialkarte richtig zeichnet, nicht so weit nach Osten gerückt, wie in der Alpenvereinskarte, an welcher Gratstelle gar kein ausgeprägter Gipfel mehr zu finden ist. Auch ist der Kammverlauf in der Alpenvereinskarte allzu rechtwinkelig gezeichnet, weit richtiger in der Spezialkarte oder auf dem Kärtchen im »Hochtourist«. Auch die Schwarze Wand wird schon seit langem und nicht selten bestiegen. So war z. B. Johannes öfters oben, ebenso Ignaz Gritsch. August Abel aus Meran hatte einmal seine Frau und Fräulein Eva Hoyer hinaufgeführt. Soviel mir bekannt, wird immer der Aufstieg von der Trübscharte aus gewählt.

Der unterste Gratabsatz von der Scharte weg wird über leichtes Geschröfe erreicht, dann ein Felskamm erklettert, ein zweiter rechts umgangen; hierauf erfordert ein brusthoher Vorsprung eine Ruckstemme. Nun stehe ich vor der roten Mauer, die mir vorher als bedenklichste Stelle, senkrecht und brüchig erschienen war. Sie war aber in der Tat sanft und leicht. Den folgenden schwach ansteigenden Schneegrat konnte ich rechts im Geschröfe vermeiden. Über andere Wege auf unseren Berg weiß ich nichts zu sagen.

Das Couloir von der Trübscharte zum Trübkar zeigt eine Steinfallrinne und viele Spuren des Steinschlages von den brüchigen Felsen der Schwarzen Wand. Eine große Steinlawine ist weit hinaus ins Schneefeld gefahren. Ich stieg zuerst über Trümmerfelsen nächst der Trübwand ab, solange es ging, dann vorsichtig durch die Schneerinne hinab zum breiten, gletscherartigen Schneefeld. Wer nicht Alleingeher ist und sich der möglichen Gefahr einer vereisten Stelle oder der Ablenkung durch einen Stein im Schnee aussetzen will, der mag von der Scharte weg abfahren. Im Jahre 1900 war das Couloir fast ausgeapert. Beim Abstieg von der Trübwand braucht man nicht ganz bis zur Scharte zu gehen, sondern man kann etwas früher in das Couloir einsteigen. Nun über das Schneefeld und neben dem Bächlein hinab zum Roteckbache.

Schrottner, ca. 3070 *m*. Das Gratstück westlich vom Grubjöchl nennt das Volk Schrottenkamm; dieser besitzt einen nur wenig ausgeprägten Gipfel, von welchem aus ein scharfer, kurzer Grat gegen Nordwesten abstreicht, der den Grubferner vom Schrottenferner trennt. Diesem Punkte, den die Alpenvereinskarte fälschlich Schwarze Wand benennt, geben die Karten die Höhe 3186 *m*, also um 7 *m* mehr als der Schwarzen Wand. Daran ist auch nicht entfernt zu denken. Der Schrottner bleibt wohl um 100 *m* hinter der Schwarzwand zurück, ja er ist sogar ein wenig niedriger als die Kleine Weiße, 3075 *m*.

Den Schrottner betrat, soviel bekannt, als erster Tourist Dr. Lehne, Regierungsrat aus Berlin, mit dem Führer Moosmüller am 28. Juli 1896.[1]) Alexander

[1]) Notiz im Fremdenbuche der Lodnerhütte.

Burckhardt-Erfurt, traversierte den Berg von der Grubscharte aus mit Abstieg durch eine Schuttrinne der Südostwand am 12. September 1898; er rühmt den herrlichen Einblick ins Ziel- und Pfossental.[1]) Ich wiederholte die Tour am 1. Aug. 1899, nachdem ich von der Hohen Weißen herab und über den Grubferner zur Grubscharte gestiegen war. Der Nordostgrat des Schrottners zeigt zuerst gutartige Schrofen bis zum ersten Absatz. Hierauf wechseln begraste oder erdige Strecken mit treppenförmigen Felsen, zuletzt führen graue Trümmer zum Gipfel. Ich benötigte nur 17 Minuten von der Scharte weg, was klar beweist, daß diese nicht bei Kote 2925 liegen kann, wo beide Karten den Übergang zeichnen, sondern nur bei 3041. (Über das Grubschartl sogleich Genaueres.) A. Burckhardt überkletterte, was ich auch einmal tat, von der tiefsten Einsenkung, die er »Grubenscharte« nennt, das Kammstück bis zur wirklichen Grubscharte am Fuße des Schrottners und fand hier sehr scharfe Kletterei in den Südwänden. Darum benötigte er von jener Einsenkung bis zum Schrottnergipfel 1¼ Stunden.

Ein kleines Steinhäufchen bezeugte die Besteigung meiner Vorgänger. Einige Schritte östlich von der höchsten Erhebung zweigt ein zersägter Grat ab, der sich zu einem selbständigen Gipfel, nur wenig niedriger als der Schrottner selbst, erhebt, dann zwei wilde Zähne trägt und bald mit einer schön zerrissenen Kalkeinlagerung in der Richtung gegen den Eishof zu abfällt. Auf Comptons Bild »Texelgruppe von Norden« sind diese schroffen Kalkzacken im Vordergrunde klar charakterisiert. (Es ist dies, von Westen gerechnet, die erste Kalkscholle, während wir nun bald immer mächtigere lichtgraue Massen in den beiden Weißen und dem Lodner begegnen werden.) Dieser Nordwestgrat schließt mit dem Hauptkamm den tief versteckten, sanft abfallenden Schrottenferner ein, über den der Schrottner auch zu ersteigen wäre. Wie früher mitgeteilt, vereinigen der Schrottenferner und der östliche Trübferner ihre Zungen.

Ich stieg etwas auf diesen Firn ab, erklomm dann den erwähnten Grat unterhalb der ersten Zacken und kletterte über einige ganz abenteuerliche Felsgebilde zu jenem selbständigen Gipfel, den ich

Kleiner Schrottner, etwa 3050 *m*, nennen möchte, er ist vom Großen Schrottner eine Viertelstunde entfernt. Ich erbaute hier ein weithin sichtbares Steinmanndl und hinterließ meine Karte in Pergamentpapier. Den Rückweg nahm ich über den Schrottner zum Grubschartl. Die zuletzt beschriebenen Erhebungen bieten wenig Interesse, ebenso die Schwarze Wand; die Kleine Weiße daneben zeigt uns fast dasselbe Panorama und bringt weit mehr Genüsse.

Nun folgt eine breitere Einsattlung mit mehreren Grateinkerbungen. Während vom Grubgletscher hier eine sanfte Schneelehne hinanführt, zeigt der Talschluß des Zielbaches schroffe Wände oder wenigstens hohe, sehr steile Hänge. Darum kann uns der Anblick von Norden her[2]) leicht irre führen. Jeder wird hier meinen, daß der tiefste Einschnitt in der Mitte zwischen der Kleinen Weißen und dem Schrottner eben die Grubscharte ist, zumal die Alpenvereinskarte zu dieser Kote 2925 die Bezeichnung »Grubjöchl« hinsetzt. Aber ich traf hier ein wildes, ungangbares Couloir durch die Südwände, und auch K. A. Meyer aus Meerane hatte am 28. Juli 1890 mit zwei Führern vergeblich da hinunter zu kommen versucht.[3])

Das **Grubschartl,** 3041 *m* (?), liegt vielmehr rechts oberhalb jener Einsenkung bei der eben genannten Kote unserer Karte, die ich aber für zu hoch halte. Man muß also schon fast am westlichen Rande des Grubferners gegen ein breites Kamm-

[1]) Mitteil. 1900, S. 274.

[2]) Z. B. auf dem schönen Lichtdrucke »Hochweiße und Lodner von Norden gesehen« in der Erschließung der Ostalpen II. Bd.

[3]) Mitteil. 1890, S. 205.

stück zu ansteigen, das z. B. auf Comptons Bild »Texelgruppe von Norden« als markante Gratstufe sich erhebt. Daß wir hier wirklich die richtige Scharte erstiegen haben, beweist uns der reizend angelegte, vorzügliche Serpentinenweg, den die Sektion Meran von da in den großartig einsamen Kessel des hintersten Zieltales hinabgeführt hat. (Die Grubscharte dürfte ein alter Paßübergang der Einheimischen gewesen sein.)

Nicht zufrieden damit, hat die rührige Sektion Meran unweit von dieser Scharte im Sommer 1900 den Weg zur **Kleinweißscharte** erbauen lassen und ihn nach dem verstorbenen verdienstvollen Alpenfreunde und berühmten Hofphotographen B. Johannes von Meran »Johannesweg« genannt.[1]) Die Scharte schneidet bereits in den Felskörper der Kleinen Weißen ein, sie dürfte nur um weniges niedriger sein als das Grubschartl. Von Süden führen die stark sichtbaren Serpentinen über ein Grasdreieck hoch hinauf, und zuletzt leitet ein Kalkband schräg rechts zu der versteckten Kerbe. Drüben führt ein Couloir steil und rasch zu etwas Geröll und dann auf den Grubferner. Oben, wo gewöhnlich Eis liegt, wurde ein Drahtseil mit Knöpfen angebracht. 1901 war es allerdings an der wichtigsten Stelle verschneit; doch hat die Sektion Meran 1902 wesentliche Verbesserungen angebracht. In der Scharte selbst finden wir eine Gedenktafel für Johannes. Wer vom Zieltal etwa nach dem Eishof will, wird vorteilhafter das Grubschartl benützen, aber zur Stettinerhütte oder auf die Hohe Weiße kürzen wir mit der neuen Scharte ein Stück ab.[2]) Nur ist es nicht leicht, von Norden her den Einstieg zu finden. Man merke: Wo links von der flachen Einsattlung die ersten zwei Felssporen tiefer in den Gletscher vorspringen, da steigt man in dem Schneecouloir zwischen diesen beiden empor. Heute reicht das Drahtseil bis zum Grubferner.

Kleine Weiße, 3075 *m*. Nun wolle man das genannte schöne Bild »Hochweiße und Lodner von Norden gesehen« (Erschließung der Ostalpen II) zur Hand nehmen. Die Aufnahme ist etwa vom Gurgler Eisjoche aus gewonnen; infolge dieses hohen Standpunktes projiziert sich der Westkamm der Hochweißen (bis zur Grubscharte) auf den Südkamm der Hochweißen (bis zum Lodner), der Beschauer darf also nicht vergessen, daß sich zwischen diesen scheinbar zusammenfließenden Contouren unter der Firnwand des Lodners der weite Kessel des Zieltales mit dem Lodnerferner ausdehnt. Das breite, niedere Massiv in der Mitte, das scheinbar unter dem Lodnergipfel liegt, ist die Kleine Weiße. Unser Lichtdruck zeigt deutlich, daß ihr ganzer östlicher Stock von der Hochweißscharte bis knapp vor dem Westgipfel Urgestein ist, während diese kleine Spitze und der Westabfall aus den blinkenden Platten des Kalkes besteht. Noch vor der Kleinweißscharte folgt abermals eine steile Lage Urfelsen und bei der Scharte selbst eine schmale Kalkschichte, (die letzte gegen Westen, abgesehen von jenen Zähnen im Nordwestgrate des kleinen Schrottners).

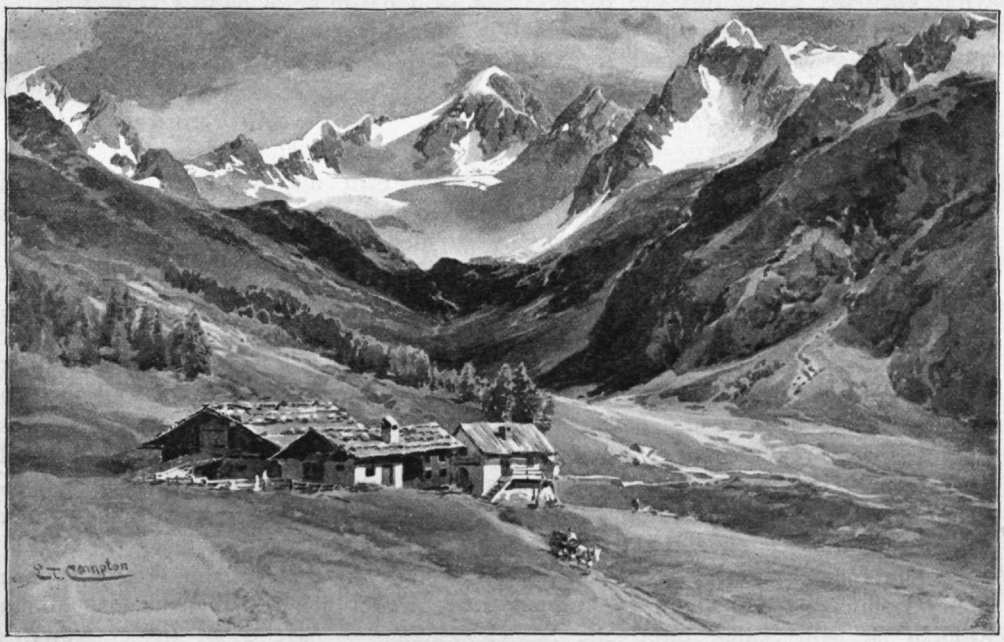
Die ersten Ersteiger sind Dr. Theodor Christomannos und Johann Santner mit zwei Jägern am 14. Oktober 1890,[3]) (einer darunter war Moosmüller). Erst um 1 Uhr 20 Min. wurde die Zielhütte verlassen. Statt, wie anfangs beabsichtigt, den Lodner von Süden zu ersteigen, überquerte man die unteren Hänge des Lodners und den Lodnerferner. »Über steinigen Weideboden und zuletzt durch ein Schneecouloir erreichten wir bald die Scharte«, nämlich die Hochweißscharte. »Alsdann ging es links durch die Felsen über einige Kletterstellen. Dieselben erwiesen sich als nicht schwierig.« »Dann ging es noch eine Wand hinauf, und zuletzt erreichten wir den scharfen Grat, den wir nach Westen passierten. Um 5 Uhr 50 Min.

[1]) Mitteil. 1900, S. 217.
[2]) S. auch Mitteil. 1899, S. 255.
[3]) Mitteil. 1891, S. 285 f., ergänzt durch gefällige briefliche Aufklärungen Dr. Christomannos'.

kamen wir auf dem Gipfel an.« »Nur einige Minuten hielten wir Rast, und schleunigst stiegen wir an der Westseite durch die Felsen ab. Schon fing es an zu dämmern, und mit knapper Not erreichten wir noch die Scharte. Wären wir etwas später daran gewesen, so hätten wir in den Wänden eine lange, kalte Oktobernacht verbringen müssen. Die Scharte ist die kürzeste Verbindung vom Ziel- in das Pfossental. Finstere Nacht war es, als wir über steile Geröllhalden den Gletscher erreichten und dann durch den Bach um 7 Uhr 20 Min. bei der Hütte anlangten.«

Diese letztere Bemerkung erregte mein Bedenken, so daß ich an einen Irrtum des Herrn Santner glaubte. Aber Dr. Christomannos gab mir aufklärende Details: Der Abstieg erfolgte vom Gipfel zuerst südlich und erst tiefer unten über Bänder

Hochwilde. Eisjöchel i. B. Hochweiße. Schrottner. Trübwand.



Hochweiße, Schrottner und Trübwand vom Eishof.

gegen die Scharte zurück. Gemeint ist die neu eröffnete Kleinweißscharte. Aber von dieser zum Lodnerferner abzusteigen, wäre ganz unsinnig, ja ohne Aufwärtsgehen im Talkessel unmöglich. Herr Dr. Christomannos gibt auch zu, daß es bloß ein Schneefeld gewesen sein kann.

Meine Traversierung der Kleinen Weißen am 26. Juli 1900 bewegte sich auf denselben Routen, aber mit einigen Abweichungen. Im innersten Kessel des Zieltales gerade gegenüber den ansteigenden Serpentinen des Johannessteiges bezeichnet ein Steinmännchen den Beginn des schwach kenntlichen Weges zum Lodnerferner. Die beständig abrutschende Riesenmoräne zerstört ihn aber immer, besonders an den Wendepunkten der Serpentinen. Man wende sich beim hintersten schwarzen Rundbuckel (Gletscherschliff) rechts und steige über die schneeweißen, zartgeäderten Marmorblöcke an, so wird man in wenigen Minuten den Pfad finden. Er verläßt alsbald die Kalkmoräne und geht links durch die Urgebirgsmoräne empor, bis man am Beginn des Gletschers ein zweites Steinmännchen trifft.

Statt von hier bis zur Hochweißscharte zurückzugehen, von wo aus ich noch einen langen Grat hätte nach Westen überklettern müssen, überquerte ich einen schmalen Gletscherstreifen vor mir und stieg durch ein Couloir zu einem kleinen Schartel viel weiter westlich als die Hochweißscharte. Wo sich dieses Couloir gabelte, stieg ich links mit vielen Stufen über harten Schnee an. Von der Scharte weg gab es dann sehr genußvolle Kletterei über einen äußerst scharfen Grat von solidem Gestein. Um einen drohend überhängenden Turm geht es links herum. Im ganzen benötigte ich 18 Minuten Gratkletterei zum höchsten Gipfel, dem Ostgipfel, der aus Urgestein besteht. Dann schritt ich über steil aufgerichtete Gneisplatten, ganz zuletzt einige Schritte in Kalkstein zum Westgipfel, wo das Steinmanndl steht.

Etwas einförmig präsentiert sich hier der Kamm vom Similaun zur Hochwilden, der uns seine apere, braune Seite zeigt, von seiner wildesten Seite das weißgraue Massiv der Hochweißen, sehr charakteristisch die breite Schneeglocke des Lodners. Bedeutend wirkt auch der Ostabsturz des Rotecks mit dem darunter liegenden Gletscher.

Vom Steinmanne führt gegen Südsüdwest eine ganz bequeme Kalkfelsrippe, über die man aufrecht gehend absteigt. Wo sich rechts zwischen dieser unten abbrechenden Rippe und dem Westgrat eine Art Kar einsenkt, traversierte ich schräg nach rechts abwärts gegen diesen Hauptgrat zu. Das Gestein zerbricht in lauter kleine Täfelchen — »ganz wie in den Dolomiten«, hatte Herr Santner gesagt; ich hielt das Geröll unter meinen Füßen bei jedem Tritt mit der Hand zurück, um nicht dem Führer Kofler, der tief unter mir im Talkessel an der Herstellung des Johannessteiges arbeitete, eine Steinlawine auf den Kopf zu werfen.

Man sollte hier zuerst etwas links ziemlich tief hinabsteigen und erst zuletzt auf Bändern horizontal zur Kleinweißscharte hinübertraversieren; schlecht ist es, gleich mir direkt zur Scharte hinabzuklettern, wo ich eine ganz erbärmlich böse Gneisplatte überwinden mußte. Ebenso tat ich nicht gut daran, schon von einer Gratkerbe vor der Kleinweißscharte weg nördlich durch ein arges Eiscouloir zum Grubferner hinabzusteigen. Jedem Kletterfreunde wird diese Überschreitung unseres Berges große Freude bereiten mit ihrer merkwürdigen Verbindung von Gneis- und Kalkarbeit. Über die Südwand wird man wohl schwerlich der Kleinweißen beikommen, dagegen ein Couloir in der Nordwand möchte ich mir wohl bei guten Schneeverhältnissen zu durchklettern getrauen.

Die **Hochweißscharte**, 2990 *m*, wird Dr. Hecht mit Johann Pinggera nach seiner Lodnerbesteigung am 23. Juli 1872 als Erster überschritten haben.[1]) Man erreicht sie von Süden ohne alle Schwierigkeiten — wie z. B. aus Santners oben citierten Worten erhellt. — Von dem Steinmann am unteren Rande des Lodnerferners geht man über ein wenig Eis genau in der Richtung auf den Gipfel der Hochweißen zu. Bald trifft man einen zweiten Steinmann, von dem aus ein schwach sichtbares Steiglein durch Gerölle in das Couloir der markanten Einschartung emporführt. Zuletzt meist etwas Schnee. Drüben sperrt die Scharte eine sehr steile, oft blau vereiste Firnwand[2]) und ein breit klaffender Bergschrund[3]) vom Grubferner ab, so daß sie neben den leicht zugänglichen beiden Nachbarscharten ein unpraktischer Übergang ist. Nur wer etwa vom Lodner unmittelbar auf die Hohe Weiße oder zum Eisjöchl gelangen will und jedweden Höhenverlust scheut, wird hier hinübersteigen. Neuerdings will die Sektion Stettin den Weg durch ein Drahtseil erleichtern.[4])

Zum Schluße dieses Abschnittes noch ein sportlicher Vorschlag: Jenen alpinen

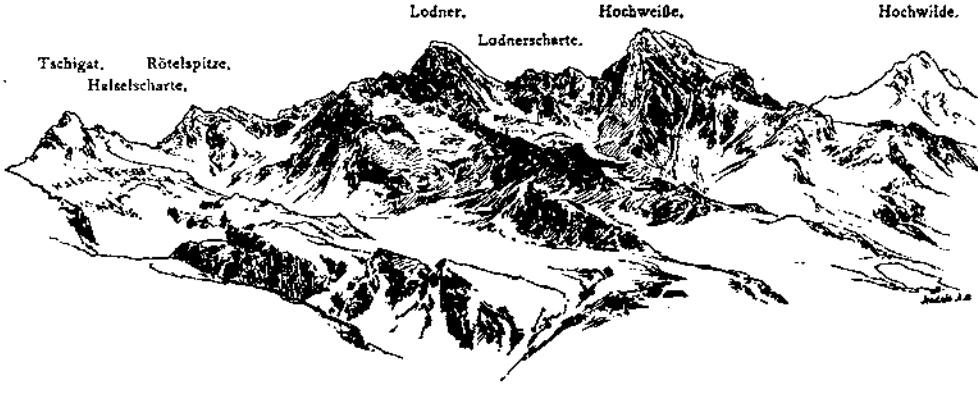
[1]) Zeitschr. des D. u. Ö. A.-V. 1874, S. 319.
[2]) Zander-Stettin z. B. fand hier am 24. August 1895 aperes Eis, ich ebenso im Juli 1900.
[3]) Z. B. im Sommer 1898, siehe Mitteil. 1899, S. 255.
[4]) Mitteil. 1902, S. 48.

Nimmersatten, denen die Gipfel nur munden, wenn sie gleich Austern dutzendweise eingenommen werden, empfehle ich die Gratwanderung von der Hochweißscharte bis zum Texel oder noch über diesen hinaus bis zum Kreuz, vielleicht auch umgekehrt. Sämtliche einzelne Gratstücke sind in meinen bisherigen Ausführungen beschrieben, ausgenommen die Partie Schrottner—Schwarze Wand. Hier ist es der Schwarze Felsklotz, 3056 *m*, der ernstere Schwierigkeiten bieten, vielleicht sogar zu einer Umgehung zwingen kann. Man erblickt diesen vierschrötigen Gesellen auf Comptons Bild »Texelgruppe von Norden« links von der Schwarzwand.

3. Von der Hohen Weißen bis zum Tschigat.

Wir kommen nun zu den schönsten Berggebilden unserer Gruppe, die zugleich geognostisch höchst merkwürdig und sportlich ungemein anziehend sind.

Hohe Weiße, 3282 *m*. Anich und Hueber kennen schon den imposanten Knotenpunkt unter diesem Namen. Dieser schöne Gipfel besteht zum größten Teil aus weißgrauem Kalk, aber auf der Südseite des Bergkörpers sind größere



Texelgruppe vom Sattel zwischen Lazins- und Valtschnaltal.

Streifen schwarzen Urgesteins eingesprengt. Jenes citierte Bild zeigt, wie die Schichten im Verbindungskamm zum Lodner hinüber fortwährend wechseln, doch besteht dieser Kamm vorwiegend aus Urfels, während das Lodnermassiv bis tief herunter am Nordwestgrat wieder reiner Kalk ist. Aber auch hier ziehen mehrere dünne, von Südost nach Nordwest etwa 45° abgedachte Tafeln von Urgestein durch den ganzen Berg hindurch und schneiden als schwarze Linien quer durch die weißgraue Südwand in ihrer ganzen Breite. Für den modernen Geologen mag also diese Gruppe die interessantesten morphologischen und genetischen Probleme bieten.[1]) Professor U. Grubenmann, Vorstand der geologisch-mineralogischen Institute an den beiden Hochschulen in Zürich, hat das Roteckgebiet mit mehreren anderen Mineralogen oft und eingehend begangen; das Ergebnis soll zu einem Profil von Meran aus durch die Ötztalergruppe ausgearbeitet werden, und zwar genetisch-petrographisch.

Dr. Viktor Hecht erstieg den Gipfel der Hochweißen als Erster am 7. September 1871 mit dem Schmied von St. Katharina, Rochus Raffeiner. Freilich schreibt Dr. Petersen[2]): »Die Hochweiße soll bis jetzt nur einmal von einem

[1]) »Die tektonischen und petrographischen Verhältnisse gestalten sich relativ kompliziert, aber höchst interessant und mannigfaltig«, schreibt mir Professor Dr. Grubenmann.

[2]) Zeitschr. des D. u. Ö. A.-V. 1872, S. 144.

Bauern erstiegen worden sein«; aber es ist kein Anhaltspunkt gegeben, dieses vage Gerücht auf seine Richtigkeit zu prüfen. Dem Dr. Hecht wurde in Lazins und Plan versichert, daß seine Tour neu sei. Da über diese bahnbrechende Leistung nur eine flüchtige Erwähnung[1]) aufzufinden war, so hatte Dr. Hecht die Güte, aus seinen alten Notizen mir genauere Angaben mitzuteilen. Die folgende Schilderung wird am besten verstanden an der Hand des mehrfach erwähnten Bildes in der »Erschließung der Ostalpen«. Diese Photographie zeigt auch, daß die Karten die Abstürze der Hochweißen zum Grubenferner nicht ganz richtig verzeichnen: Eine bei der Hochweißscharte weit nördlich vorspringende Felsrippe existiert nicht, dagegen bricht der Berg in furchtbarer, wahrscheinlich unersteiglicher Felswand nordwestlich zum Grubfirn ab, und diese Wand wird durch einen, vom Nordkamm nach Westen ziehenden stumpfen Felssporn nördlich abgeschlossen.

Hecht berichtet: Von Rableit wurde bei mäßiger Witterung um 2 Uhr 12 Min. aufgebrochen, am Eishof vorbei taleinwärts bis zum Gletscher (Grubferner) gegangen, 4 Uhr 22 Min. Man rastete 20 Minuten in den Felsen, offenbar der nördlichen Begrenzung des Grubferners. Die steile Neigung des Firnes zwang (5 Uhr 26 Min.) zur Anlegung von Steigeisen, die nun bis zur Spitze benützt wurden. Der »Sattel«, d. h. offenbar die breite Abflachung des Nordkammes, wurde um 6 Uhr 55 Min. und der Gipfel ohne Schwierigkeit um 8 Uhr 5 Min. erreicht. Die letzten 7 Minuten schritt man über aperen Fels.

Der zweite auf diesem Wege war K. A. Meyer aus Meerane, überhaupt der zweite Besteiger des Berges, der am 24. Juli 1891[2]) vom Eishofe um 8 Uhr allein zum Grubferner ging. Er berichtet: »9 Uhr 45 Min. stand ich ungefähr 200 *m* nördlich vom Joch zwischen Hoch- und Kleinweiße. Von hier kam ich in 30 Min. über ein 1100 *m* breites, 30—40° geneigtes Schneefeld zur Schneide und von da in 15 Minuten zu der davon südlich steil emporsteigenden Spitze. Von der Schneide war Vorsicht nötig, da der Firn nach Osten überhängend ist«. Somit spielte sich der letzte Anstieg wie der Hechts auf dem breiten Nordkamme ab, wie auch das Bild lehrt, nicht von der Hochweißscharte weg auf dem argen, noch unbesiegten Westgrate, wie man aus der Darstellung in der Erschließung der Ostalpen II, S. 374, entnehmen könnte. (Ich werfe die wohl überlegte Frage auf, ob die dreieckige Riesenplatte am unteren Ende des Westgrates nicht jeden Versuch auf diesem Grate zum Scheitern bringt!)

Dieser Weg der beiden ersten Besteiger ist heute die gewöhnliche Anstiegsroute, aber sowohl auf jener breiten Schneehalde, die vom Ferner zum Kamm führt, als auch auf dem Kamme selbst liegt oft Eis, wie auch Purtscheller[3]) sagt, der selber freilich am 2. April 1893 harten Winterschnee fand. Ich nahm 1899 gleich Hecht und Purtscheller hier die Steigeisen zu Hilfe.

Der Abstieg, den Dr. Hecht nahm, wird mir aus seinen Notizen weniger klar, doch schreibt er selbst, daß er glaube, Meyers (unten geschilderter) Abstieg sei derselbe wie seiner. Die Aufzeichnungen Hechts lauten im wesentlichen: »10.36 Abstieg, 10.56 Sattel, 11.1 Ende des Gletschers (welches? meine Anm.), Eisen abgelegt, Felsen betreten (wo? meine Anm.), Rast 13 Minuten, 11.14 weitergegangen, 12.12 Wasserrast, 12.14 weiter gegangen, 12.27 Rast 8 Minuten, 12.35 weiter gegangen, 1.8 Rast 6 Minuten, 1.14 bergab und bergan, 1.30 Rast 10 Minuten, 1.40 weiter gegangen, 2.10 Talboden etc. etc., 3.42 Lazins etc., 4.18 Gasthof in Plan«.

---

[1]) Zeitschr. des D. u. Ö. A.-V. 1874, S. 316.
[2]) Nicht 1890, wie es in der »Erschließung der Ostalpen«, II., S. 374 heißt; s. Mitteil. 1892, S. 83.
[3]) Mitteil. 1895, S. 65.

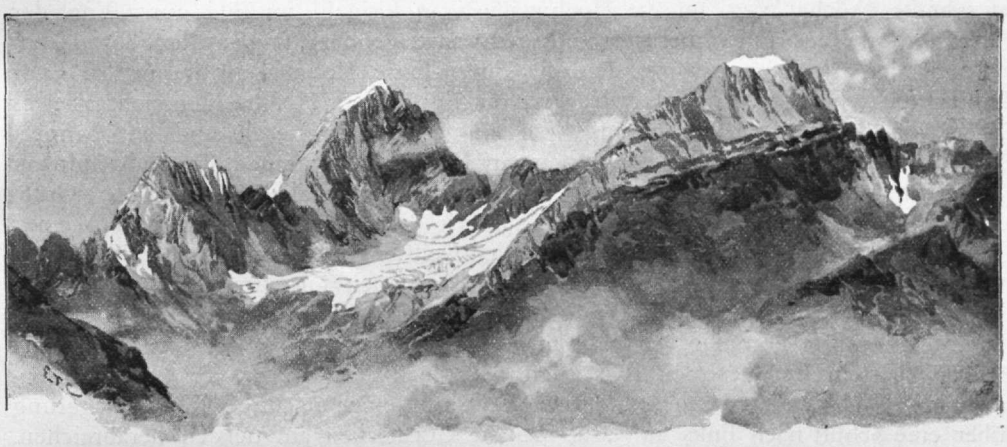
Nach der Natur gez. von E. T. Compton.

Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Texelgruppe: Hohe Weisse und Lodner vom Roteck-Ostgrat.

Welchen Gletscher hat Hecht um 11 Uhr 1 Min. verlassen? Da er fünf Minuten früher noch auf jenem Firnsattel im Nordkamm war, wo er beim Aufstieg von Westen heraufgekommen war, so kann er nur die Felsen oberhalb des heutigen Grafferners (Alpenvereinskarte) betreten haben. Aber es bleibt mir auffallend, daß er von keinem Gletscher unter diesen Felsen spricht. Doch vielleicht ist er diesem Grafferner rechts ausgewichen.

Auch Meyer wählte im Abstieg eine nordöstliche Route. Mit seinem Führer Pixner, der inzwischen auf den Gipfel nachgekommen war, stieg er über den Nordkamm ab und verfolgte, da wegen der überhängenden Wände nicht nach Osten hinabzukommen war, den Hauptgrat zwischen Pfossen- und Pfelderstal, 200 *m* weiter. Hier stiegen sie über etwas Fels zu einem steilen Schneefeld, wo zuerst Trittstufen gemacht, dann aber abgefahren wurde. Dieses Schneefeld muß dem Grafferner zugehören, da bald darauf der von Pfelders zum Eisjöchl führende Weg



Hochweiße und Lodner vom Ostgrate des Rotecks.

erreicht wurde. Meyer meint, der Weg über die Hochweiße beanspruche dieselbe Zeit wie der über das Eisjöchl, was wohl etwas Übertreibung ist.

Obwohl weder Hecht noch Meyer, dieser als Alleingeher, auf ihrem Anstiege vom Grubferner, der natürlichen Westroute, besondere Schwierigkeiten gefunden hatten, führte doch der Führer Alois Schußegger noch am 24. August 1895 Herrn Eugen Zander-Stettin folgenden wunderlichen Spiralweg: Von der Lodnerhütte auf dem bekannten Wege über die Hochweißscharte zum Grubferner. Sodann hinauf gegen die Felsen, welche von der Hochweißen zum Eisjöchl ziehen; diese wurden überschritten. »Von hier hinab nach Südosten über den Grafferner (damals Halselferner) bis zu dem ersten Felsgrat, der sich von der Hohen Weißen nach Nordosten zum Gletscher herabzieht; da diese Felsen vereist waren, mußten wir den ganzen Grat umgehen und kamen fast bis zu den südlichen Ausläufern der Grafferners; von hier aus wandten wir uns direkt aufwärts in westlicher Richtung zur Hochweißen, gelangten auf den Nordostgrat, kamen auf eine Schneide, die wir nach Süden zu traversierten, bis wir wieder zu einem Ferner gelangten, den ich irrtümlicherweise (im Fremdenbuche der Lodnerhütte) Hochfirstferner nannte, der aber von der Hochweißen sich zum Grafferner hinabzieht und keinen besonderen Namen führt. Auf diesem gelangten wir zum eigentlichen Kegel der Hochweißen, zu deren Spitze wir dann nach mühevollem Stufen-

schlagen (wenn ich mich recht erinnere, waren es einige 220 Stufen) um 23/4 Uhr gelangten.«[1]) Man ersieht aus Meyers und Zanders Berichten, daß die wirklichen orographischen Verhältnisse auf dem Nordabfalle der Hochweißen viel komplizierter sind als dies die Alpenvereinskarte zeichnet. Trotzdem ist so viel klar, daß Zanders eigentlicher Anstieg sich hauptsächlich auf dem Nordostgrate abspielte, der von der Gabelung im Nordkamme bis zum »Gager« hinabstreicht und das Lazinser Tal vom Kar »Im Putz« (A.-V.-K.) trennt. Hecht und Zander nennen den Firnüberzug des breiten Nordkammes einen Gletscher, was ihm wohl zu viel Ehre antut.

Erst im Abstieg wählten Zander und Schußegger die Anstiegsroute Hechts und Meyers, nämlich vom Fuße des Gipfelkegels durch jene steile, breite Gletschergasse direkt hinab zum Grubferner (längs der Felsen des zum Eisjoch ziehenden Nordwestgrates). Dieser Weg war dem Führer gänzlich unbekannt. Über die Hochweißscharte kehrten sie zur Lodnerhütte heim.

Eine geschickte Kombination von Zanders Anstieg mit dem Hechts bildet der heute übliche Weg auf die Hochweiße vom Eisjöchl im Bild aus. Von der Stettinerhütte aus führt dieser in schwach ansteigendem Bogen über den »Grafferner« der Alpenvereinskarte, den die Spezialkarte Halselferner nennt, zu einer markanten Scharte in dem Felsgrate, der vom Eisjöchl zur Hochweißen zieht. Etwas links von der tiefsten Einkerbung, wo ein Wässerlein rieselt und ein Schneetrichter liegt, führt drüben gegenwärtig ein Felsensteiglein quer hin und dann in Serpentinen durch Schutt hinab zu jener breiten Schneehalde oberhalb des Grubferners. Von hier steigt man weiter auf wie vorhin von Hecht und Meyer geschildert. Vom Grubjöchl oder vom Kleinweißschartl aus muß man im Bogen über den ganz flachen, von wenig Spalten durchzogenen Firn um die Kleine Weiße herumgehen, um zu derselben Halde zu gelangen. Will man aber vom Grubjöchl zur Stettinerhütte kommen, so geht man nur bis an den Fuß des steilen Schneefeldes, überschreitet dieses nach Norden und sucht drüben das erwähnte Felsensteiglein. Man steuert zu diesem Zwecke links von einer mächtigen Kalkeinlagerung über eine Schütt nach links aufwärts, wo die Grasflecken am tiefsten herabreichen. Dort trifft man die Wegspuren.

Während alle bisher geschilderten Routen sich auf jenem Sattel vereinigen und die Spitze von Norden her erreichen, eröffneten die Herren Dr. Hoke (mit dem Führer Kofler), Dr. Peter v. Hepperger und Dr. Paul v. Hepperger am 23. Juli 1899 einen völlig neuen Anstieg. Allerdings hat Moosmüller-Leiter aus Partschins diesen Weg schon lange vorher im Abstiege gemacht, wie er erzählt; doch scheint dieser Umstand sogar dem Führer Kofler aus Partschins unbekannt gewesen zu sein; denn als jene Partien um 7 Uhr 30 Min. auf dem Lodnergipfel standen und Dr. Peter v. Hepperger den Südanstieg auf die Hochweiße vorschlug, wußte Kofler nur von mehreren fehlgeschlagenen Angriffen zu berichten. In zwei Partien getrennt, stiegen sie vom Lodnergletscher um 9 Uhr 30 Min. über festen, etwas plattigen Kalk zu einer Art Schulter im Südgrate auf, da wo dieser sich zur Hochweißen aufzuschwingen anschickt. 10 Uhr bis 10 Uhr 30 Min. Nun wurde etwas nach links traversiert durch verwittertes, bröckeliges Gestein (»bratschig«) zu einer seichten, breiten Rinne, welche durchklettert wurde. Oben verflachte sie sich und mündete auf eine Scharte im Südgrate. Einige Schritte verfolgten sie den Grat, dann strebten sie, geleitet von Gemssteiglein, auf der östlichen Seite über Bänder und Absätze aufwärts bis zu einem südlichen Vorgipfel. Der Gipfel war noch 10 *m* höher und durch ein 20 *m* langes Stück scharfen Grates getrennt, das

[1]) Freundliche briefliche Aufklärung des Herrn Zander über eine knappe Fremdenbuchnotiz.

zum Teil im Reitsitz überwunden wurde. 1 Uhr.[1]) Eine Überschreitung des ganzen Grates vom Lodner zur Hochweißen wäre unsinnig wegen der argen Zacken des Mittelstückes. Somit ist der Kulminationspunkt dieses stolzen Berges erst auf zwei selbständigen Routen erreicht worden: Nord- und Südgrat. Die Nordwestwand halte ich für völlig unmöglich, den Westgrat für aussichtslos und die Südwestwand für sehr fraglich. Man betrachte die letztere furchtbare Felsmauer auf den Bildern Comptons »Hochweiße und Lodner vom Grubjoch« (Zeitschrift 1901, S. 304) und »Hochweiße und Lodner vom Ostgrate des Rotecks«. Ein Versuch, den ich am 27. Juli 1900 machte, durch das wilde, äußerst steile Schneecouloir der Ostwand anzusteigen, scheiterte nach großen und gefährlichen Anstrengungen in bedeutender Höhe. Dort verlor sich meine Schneerinne nach links gegen den Gipfel zu in furchtbaren Kalkplatten. Einen Versuch, nach rechts auf den Sattel des Nordkammes zu gelangen, machte ich nicht mehr, obwohl er Aussicht auf Gelingen geboten hätte. Der links neben meiner Rinne fast direkt zum Gipfel anstrebende, allerdings sehr steile Ostgrat sollte von guten Kletterern einmal ernsthaft angepackt werden. Jener von Hepperger erwähnte Vorgipfel dürfte von der Rinne aus zu erklettern sein.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit mitteilen, daß von der Stettinerhütte ein direkter Übergang zur Andelsalm in Lazins möglich ist: Man steigt von der Hütte gerade hinunter auf den Grafferner, traversiert diesen im westlichen Bogen zu einem Seelein und ersteigt rasch den Grat. Drüben etwas hinunter zu einem Band und immer rechts auf Wildfährten abwärts zur breiten Almterrasse.

Lodner, 3268 *m.* (Spezialkarte; die Kote der Alpenvereinskarte 3238 *m* muß ein Irrtum sein.) Wieder hat Dr. Hecht aus Prag als Erster seinen Fuß auf diesen edel geformten Gipfel gesetzt. Allerdings hieß es damals, Gemsjäger hätten ihn schon früher erstiegen.[2]) Am 23. Juli 1872 wanderte Hecht mit Johann Pinggera von der unteren Zielalpe (heute: Untere Kuhalm bei Nassereit) um 3 Uhr 40 Min. morgens durch das Zieltal bis an den Lodnerferner. 6 Uhr.

Diesen Namen behalte ich bei, während die Spezialkarte Hochweißferner schreibt. Schon Hecht verwirft diese unrichtige Bezeichnung Sonklars mit Recht: »Sonklar zeichnet nämlich einen von der Hochweiße ins oberste Zieltal herabziehenden Gletscher und nennt ihn konsequentermaßen Weißgletscher; ein solcher existiert nicht. Der einzige Gletscher auf der östlichen Seite des Zieltales kommt vom Lodner, hat mit der Hochweiße gar nichts zu schaffen, verdient daher jedenfalls eher den Namen Lodnergletscher. Derselbe zieht erst gegen Norden und biegt dann gegen Westen um.«

Über den Ferner schritten sie zuerst östlich, dann mit Steigeisen südlich aufwärts; zuletzt wurde die Neigung sehr steil (42°), aber infolge des harten Firnes kamen sie in 26 Minuten über die eigentliche Schneewand zum Gipfel, 7 Uhr 10 Min.[3]) So wurden Roteck und Lodner an demselben Tage zum ersten Male erstiegen.

Diese Route ist der beste Weg auf den Lodner und blieb lange der einzige Auf- und Abstieg: Zweite Besteigung durch Meyer aus Meerane mit zwei Führern am 28. Juli 1890[4]), dritte durch Otto und Fritz von Sölder mit Moosmüller und Gerstgrasser am 18. August 1890,[5]) vierte durch Santner und Dr. Christomannos

[1]) Notiz im Fremdenbuche der Stettinerhütte und freundliche briefliche Ergänzung dazu. Vgl. auch Mitteilungen der Akademischen Sektion Wien, 1900, S. 35.

[2]) Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1874, S. 264.

[3]) Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1874, S. 316 ff.

[4]) Mitteil. 1890, S. 205.

[5]) Erschl. der Ostalpen II, S. 501.

am 15. Oktober 1890.[1]) Seither erfreut sich der Lodner eines langsam steigenden Besuches.[2]) Bei ungünstigen Schneeverhältnissen kann diese Wand große Arbeit kosten, ich selbst wägte bei meinem Abstiege im weichen Schnee der Mittagstunde ein vorsichtig langsames Abfahren (mit Steigeisen, die ich noch vom Aufstiege her angeschnallt trug!). Beim Abstieg über den Lodnergletscher hüte man sich nur zu früh links zu gehen, wo man eine jähe Eiszunge und eine riesige Kalkmoräne findet.

Einen neuen Weg, der bis 1900 nicht wiederholt wurde, machten Dr. A. Swaine und Professor A. Sartorius Freiherr von Waltershausen aus Straßburg mit Führer Moosmüller.[3]) Sie bestiegen am 25. August 1896 den Lodner über den Nordwestgrat in 3 St. 50 Min. (Es ist dies auf Comptons Bild »Hochweiße und Lodner vom Ostgrate des Rotecks« der linke Begrenzungsgrat.) Herrn Professor v. Waltershausen verdanke ich nachfolgende briefliche Mitteilungen über diese interessante Tour: Während Dr. Christomannos den Straßburger Bergfreunden mitteilte, der Nordwestgrat sei noch nicht erstiegen, meinte Führer Seb. Moosmüller, daß Gemsjäger hier schon hinaufgekommen wären. Die Partie verließ am genannten Tage Partschins um 4 Uhr 45 Min. und hielt sich in der Lodnerhütte von 9 Uhr 30 Min. bis 11 Uhr 7 Min. auf. Die Kletterei währte von 12 Uhr 30 Min. bis 2 Uhr 57 Min. (Gipfel). Abstieg auf der üblichen Route. Vom Talweg wurde auf die tiefste Stelle des Nordwestgrates zugeschritten und dieser im großen Ganzen stets eingehalten. Zuerst Blöcke, dann leichte Felsen und ein leichter Kamin, überhaupt erinnert sich Professor W. nur wenig wirklicher Schwierigkeiten. Erst hoch oben waren drei vereiste Platten hinderlich, die teils überkrochen, teils nach links (nördlich) umgangen werden mußten. Hier waren auch 10—20 Stufen nötig und wurde das Seil benützt.

Ich habe diese Tour am 23. Juli 1900 im Abstiege wiederholt, als ich den Lodnergipfel von Süden aus erklettert hatte. Aber die Ehrlichkeit gebietet es zu gestehen, daß mir etliche Stellen, besonders die kolossale Platte beim Gratabbruch, ganz bedeutende Schwierigkeiten verursachten.

Der eigentliche Gipfel, aperer Kalkfels, liegt ganz nach Süden vorgeschoben, ihm nördlich vorgelagert ist ein dreieckiges Schneeplateau. Ich ging um 10 Uhr auf breiter Felsgalerie am Südwestrande des Schneekörpers hin, ziemlich lange fort. Dann begann ein scharfer Grat bis zu dem markanten Absatz des Grates. Hier lag eine Teufelsplatte von großer Höhe und mit kaum bemerkbaren Unebenheiten oder Längsritzen versehen. Nach links brach der schauerliche Absturz der Südwestwand hinunter, hier war es nicht möglich, auszuweichen, und die Eiswand rechts zeigte heuer ganz dünnes, schwarzes Eis, während in anderen Jahren, z. B. 1898, 1899, 1901 (also vermutlich auch 1896) der gute Schnee bis zum Gratrande hinaufreichte und bequeme Stufenarbeit erlaubt hätte. Mir blieb nichts als Vertrauen auf die Reibung und peinlichste Vorsicht. Nun führte ein scharfes Dach wieder zu einer etwas kürzeren Platte, und sogleich konnte ich mich an einem ausgesprochenen Reitgrate erfreuen. Ein kleiner Abbruch zwingt zu einem sehr exponierten Abschwung links über der grauenvollen Südwestwand. Möglich, daß ein Couloir etwas weiter vorne einen Abstieg nach links erlaubt. Über Platten verfolge ich meinen Grat weiter zu einer kleinen Erhebung, überwinde abermals einen Reitgrat und bin in beständiger Ungewißheit, was die nächste Etappe bringen wird. Endlich geht es steil abwärts, und seltsam, hier wird die Kletterei leichter, es beginnt schwarzer Urfels, links und rechts sind Varianten möglich; 11 Uhr 30 Min. Bei der Gabelung wählte ich den Urgebirgsgrat zur Linken, der unten

[1]) Mitteil. 1891, S. 286.
[2]) Z. B. Mitteil. 1892, S. 142.
[3]) Nicht führerlos, wie es Mitteil. 1901, S. 77 heißt.

den hintersten Kessel des Zieltales abschnürt, nicht den Kalkgrat rechts, der sehr steil gegen den Lodnerferner zu abstreicht. Dieser Gabelungspunkt erscheint vom Talwege aus als prächtige Pyramide. Das Weitere war leicht, der fortwährende Wechsel von Urgesteins- und Kalkstreifen ist für den Kletterer sehr pikant. Zuletzt über Rasen und riesige Gletscherschliffe zum Bach, 12 Uhr 35 Min. Am 23. September 1900 erstieg Hans Reich aus Meran den Lodner über den Nordwestgrat,[1]) in wessen Begleitung, weiß ich nicht zu sagen.

Über eine ganz andere, ebenso interessante Route berichtet Eugen Zander-Stettin, im Tourenbuche der Lodnerhütte: »Mit Führer Schußegger 22. August 1895 Lodnerhütte 5 Uhr 20 Min. ab, in drei Stunden auf den Lodner, in einer Stunde über den Südgrat zur Scharte, dann über Geröll, Gletscher, Felsen zur Rötelspitze, hinab zum Steinmanndl (beim Halseljoch), über den steilen Gletscher auf den Tschigat und zurück zur Hütte 5 Uhr 22 Min.« — Ich will nicht verschweigen, daß diese Tour, besonders die Bezwingung der furchtbaren Südwand des Lodners in nur einer Stunde im Fremdenbuche der Lodnerhütte von einem gründlichen Kenner der Texelgruppe als »absolut unmöglich« bezeichnet wurde. Wie mir jedoch der betreffende Herr brieflich mitteilte, kann er diesen Ausdruck nicht mehr aufrecht halten. Nicht nur, daß mir Führer Schußegger ausdrücklich die Durchführung dieser Tour unter Angabe zahlreicher Details bestätigte, Herr Zander erfuhr auch von einem Herrn Schüler aus Meran, daß dieser am gleichen Tage bei einer Besteigung der Gfallwand jenen Abstieg über den Lodner-Südgrat beobachtete. Übrigens soll die Tour von Gemsjägern schon vorher gemacht worden sein. Herr Zander hatte auch die Gefälligkeit, mir in seine an Ort und Stelle gemachten Notizen Einsicht zu gewähren und folgende genauere Angaben mitzuteilen: Der Abstieg begann von der am meisten nach Süden vorgeschobenen (aperen) Spitze des Lodners. Die Schichtung des Gesteins teilt die Südwand in ziemlich gleichmäßige Felder. »Die Ränder dieser Felder, bestehend in den Rissen zwischen den einzelnen Feldern, dienen als Stütz- und Griffpunkte für Hände und Füße; die Felsen selbst fallen plattenförmig steil ab.« Man steigt zuerst direkt die Wand hinab, wendet sich dann links (östlich) zum Grat und klettert bald über diesen, bald links, bald rechts, aber dicht neben ihm hinab bis zu einem Felscouloir, das zwischen Lodner und dem nächsten südlichen Felsbau zum Zieltal hinunterzieht. Über Felstrümmer klettert man nun durch dieses Couloir ziemlich tief hinab, wendet sich dann links hinaus und kommt über Schrofen zum Fuß der Rötelspitze.

Mich reizte dies alles, die Tour im Aufstiege zu wiederholen, 23. Juli 1900. Von der Lodnerhütte ging ich den Zielbach entlang aufwärts, bis von links der Abfluß des Roteckferners einmündet. Hier stürzt gegenüber ein anderes Bächlein von der Höhe herab und mündet neben den Mauern einer verfallenen Hütte in den Zielbach. Neben diesem Bächlein stieg ich steil empor über Graslehnen immer in östlicher Richtung, bis sich ein großartiger, einsamer Kessel öffnet mit den ungeheuren Südwestabstürzen des Lodners als Hintergrund. Schade, daß der Boden nach vorne zu nicht eine kleine Anschwellung bildet, dieses flache Kar — »In den Schalen« genannt — schiene wie geschaffen für einen wilden, verlassenen Bergsee. Den südlichen Abschluß dieses Kars bildet ein Grat, abzweigend vom »Karjoch«, den die Karte kaum andeutet. In der oberen Stufe meines Kars spitzt sich ein Schneefeld immer steiler zu gegen das enge Couloir rechts vom Lodner. In dem kaminartigen Riß hat man die Auswahl zwischen zwei Varianten, er ist ganz ähnlich dem Couloir der Bischofsmütze; besonders zu schaffen machte mir die dicke Lage von Hagel und Graupeln, Reste eines nächtlichen Hochgewitters. Endlich

[1]) Fremdenbuch der Lodnerhütte.

erreichte ich die Scharte und blickte nach Lazins hinüber; tief unter mir lag hier ein kleiner, namenloser Gletscher, den die Karte ganz richtig zeichnet; das Couloir, das von Osten heraufführt, halte ich für kaum passierbar, der Felsbau rechts von der Scharte ist sicher unersteiglich. Von der Scharte gesehen sieht der Südgrat recht ungemütlich aus, doch einige Bänder auf der Ostseite weisen hier den Weg. Mich interessierte es, wie viel Zeit mich die Wand kosten werde, aber ich beschloß, nichts zu überhasten. Verlassen der Scharte 8 Uhr 15 Min. Zuerst Urgestein und steile Rasenflecken auf der Ostseite, aber ich strebte bald nach links empor zum Grate. Der hier liegende Kalk zeigt überall gute horizontale Sprünge, man braucht die Hände fast nicht. Der Streifen schwarzen Urgesteins, der quer durch die ganze Südwestwand zieht, ist etwas schwieriger. Dann wieder über Kalkschrofen; ich weiche links in die Wand aus, es geht überall fast leicht und unaufhaltsam aufwärts, im Zickzack, aber nie weit weg von dem wenig ausgeprägten Gratrand. Das Gestein ist blendend weißer Marmor; Kalkglimmerschiefer, den ich noch nie im Hochgebirge gefunden habe, erfreut mich sehr. Zuletzt dränge ich schräg nach rechts und lande genau beim Steinmanndl, von dem man übrigens etwa 20 Schritte bis zum Beginn des eigentlichen Grates vorzugehen hat. 8 Uhr 57 Min., die Südwand wurde also in bloß 42 Minuten durchklettert!

Am 23. September 1900 erstieg Dr. R. Hoke den Lodner von Süden.[1])

Ins Lazinser Tal ist vom Lodner wohl schon öfters mit Benützung der Lodnerscharte abgestiegen worden. Aber direkt von Nordosten wurde der Berg von mir als Erstem bestiegen.[2]) Ich verließ am 13. August 1898 Pfelders erst um 6 Uhr und ging auf dem Talwege über Lazins zu dem zirkusförmigen Talschlusse. Man läßt die Lazinser Alm links liegen und steigt erst ein Stück auf dem Eisjöchlwege gerade empor und erst dann, rechtwinkelig nach Süden abbiegend, auf einem Almwege zu der breiten Terrasse der Andelsböden. Die kleine Andels-Hochalm böte, sobald dort Hirten hausen, keinen Raum für ein Nachtlager. Der folgende Anstieg ist auf Comptons Bild »Lodner vom Sattel zwischen Lazinser- und Valtschnal-Tal« (S. 295) gut zu sehen. Ich stieg neben dem Bache um 8 Uhr zu einem öden Kar unter den prallen Wänden der Hochweißen und durchschritt dieses südlich über Block- und Schneefelder um einen Felsbau herum bis zum Hochfirstferner (Sp.-K.)[3]). Auf diesem Gletscher stieg ich zuerst rechts an, dann querte ich ihn schräg nach links in der Richtung auf den Gipfel zu, die Schneewand wurde immer steiler und der Schnee war schon bedenklich weich geworden. Mit längerer Stufenarbeit kam ich zuletzt auf die oberste Schneehaube, wo auch der gewöhnliche Weg vom Lodnergletscher heraufführt. Der eigentliche Gipfel ist, wie gesagt, aperes Kalkgestein und liegt nach Süden vorgeschoben, durch einen horizontalen, nach Westen konvexen, breiten Gratbogen, fast ein kleines Schneeplateau, mit jener Haube verbunden. 11 Uhr 42 Min. — Dr. Viktor Hecht nennt diese Nordostseite »wahrscheinlich ebenso unersteiglich wie gegen Süd«. In schneearmen Jahren, z. B. 1900, liegen hier unpassierbare, glatte Riesenplatten, hie und da mit dünner Eisdecke überzogen.

Den vom Gipfel direkt nach Nordosten abbrechenden Grat halte ich wegen seiner furchtbaren Zerspaltung für unmöglich. Ob die steile Ostwand von dem kleinen, namenlosen Gletscherchen aus erklettert werden kann, müßte ein Versuch zeigen; sie besteht aus Kalkfelsen, während die Alpenvereinskarte eine Schneewand vermuten läßt. Welchen Weg man aber auch auf den Lodner einschlagen

[1]) Fremdenbuch der Lodnerhütte.

[2]) Mitteil. 1898, S. 287.

[3]) Die Alpenvereinskarte läßt ihn namenlos; der Name »Nachfirstferner« auf der guten Kammskizze im »Hochtourist« von Purtscheller und Heß, zweite Auflage I., S. 243, die wohl auf die Originalaufnahmen des Mil.-geogr. Instituts zurückgeht, ist nur ein Druckfehler.

mag, jeder Besteiger wird mit inniger Freude dieser feinen Spitze und ihrer eigenartigen, wechselreichen Landschaftsbilder gedenken, besonders kann ich die beiden Kletterpfade nicht warm genug anempfehlen.

Die **Lodnerscharte** am Nordfuße des Lodners wird bei jeder Lodnertour auf dem üblichen Wege betreten. Wie ich aus dem Tourenbuche der Lodnerhütte ersah, benützen sie auch manche als Übergang vom Ziel- ins Lazinsertal, so z. B. Dr. Christomannos, K. Hinterholzer, Dr. P. von Hepperger u. a., welche meist auch diesen Namen für sie gebrauchen; die Karten lassen sie unbenannt. Man steigt von der Scharte östlich zuerst ein kurzes Stück über steileren, von Felsrippen durchzogenen Schnee und gelangt sodann auf den ungefährlichen Hochfirstferner. Links hinab über Trümmerfelder zu den Andelsböden. — Das Kammstück zwischen Lodner und Rötelspitze führt bei den lokalkundigen Einheimischen den Namen **Karjoch.** Daß unter Joch kein Übergang zu verstehen ist, habe ich schon gesagt. Die Ostseite dieser Felsbauten scheint mir unwegsam. Von den drei wenig ausgeprägten Kammanschwellungen hat Dr. Berreitter aus Meran die höchste, der Rötelspitze benachbarte, mit dem Führer Almberger am 9. Juli 1897 erstiegen, er nennt sie **Hochkarjochspitze,** 3132 *m*. Sie muß von der Rötelspitze aus ganz bequem zu erreichen sein, auch ohne viel Höhenverlust. Gemsjäger haben diese Gegend schon längst betreten. Dr. Berreitter nahm seinen Abstieg über den gegen die Lodnerhütte streichenden Grat.[1]) Eine Überschreitung des ganzen Grates vom Lodner bis zur Rötelspitze dürfte an dem Gratzacken scheitern, der dem Lodner südlich benachbart ist.

Lazinser Rötelspitze, 3038 *m*. Purtscheller schlägt diese Bezeichnung vor zum Unterschiede von den weiter östlich gelegenen Spitzen gleichen Namens, die er Spronser Rötelspitzen benennen möchte. Er ist der Erste, der über eine Besteigung berichtet,[2]) aber es ist nicht einmal wahrscheinlich, daß er als erster Tourist sie erklommen hat. Einheimische, besonders Gemsjäger, waren sicher schon vorher dort. Am 3. April 1893 verließ er allein um 4 Uhr die Lodnerhütte und stieg jenseits des Zielbaches über die tief verschneiten Hänge an den schneebedeckten Seen vorbei zum Halseljoch, das er Lazinser Joch benennt. 6 Uhr 30 Min. In weiteren 30 Minuten erreichte er nun über den Südostgrat die Rötelspitze, deren Rundsicht er sehr preist, und war in 20 Minuten wieder beim Halseljoch. Seither sind auf diesem bequemsten Wege verschiedene Ersteigungen erfolgt; nur der allerunterste Absatz erfordert einige Kletterei.

Eugen Zander traversierte die Rötelspitze von Nordwest nach Südost nach jener geschilderten Lodnertour, Dr. Berreitter in umgekehrter Richtung, als er das Karjoch besuchte (s. o.).

Alfred von Radio-Radiis aus Wien hatte am 7. Oktober 1898 den Tschigat allein erklettert und kam nun vom Halseljoche bei Nebel auf dem gewöhnlichen Wege auf unseren Gipfel. Beim Abstiege benützte er nahe dem Gipfel ein nach Westen ziehendes, deutlich ausgeprägtes Couloir, das ihn zu den Tablander Lacken hinabführte. Beim weiteren Abstiege verirrte er sich im Nebel und kam weit oben im Zieltale nahe der verfallenen Schäferhütte hinab.[3])

Ich stieg am 29. August 1899 nach einer Traversierung des Tschigats ebenfalls auf dem gewöhnlichen, leichten Felsgrate vom Halseljoch 12 Uhr 30 Min. zur Rötelspitze auf. 1 Uhr 7 Min. Den Abstieg nahm ich über eine steil gegen die kleine Tablander Lacke genau südlich abstürzende Felsrippe. Einen gar zu schweren Absatz umging ich links, ging dann aber immer über den sehr steilen, jedoch festen

[1]) Fremdenbuch der Lodnerhütte nebst gütiger brieflicher Erläuterung.
[2]) Mitteil. 1895, S. 66.
[3]) Öst. Alp.-Ztg. 1899, S. 167.

Fels der Rippe selbst; später kamen jähe Rasenbänder, eine Felsbank, die rechts umgangen wird, — immer rechts oberhalb jenes von Radio durchkletterten Couloirs — und über steilen Rasen und Geröll stieg ich zum grünen Seelein. — Ein Versuch, über die hohen Steilwände der Rötelspitze von den oberen Andelsböden aus müßte erst noch unternommen werden, er wird Mühe und Gefahr genug bringen.

Die **Halselscharte**, 2836 *m*, zwischen Rötelspitze und Tschigat, ist als Übergang von Lazins ins Zieltal nicht zu empfehlen, weil die Lodnerscharte viel näher und fast ebenso bequem ist; nach Sprons aber führt dort der kürzeste und beste Weg aus dem oberen Zieltal hinüber. Von der Lodnerhütte bringt uns jetzt jenseits des Zielbaches ein sehr schöner Fußsteig in gleichmäßigem Anstiege bis zu einem begrasten Vorsprunge, »Gamswarte« genannt, wo ein von der Hütte aus trefflich sichtbares Steinmännchen steht. (Nur statt des fehlenden Steges über den reißenden Zielbach müssen wir mit gelegentlichen Lawinenbrücken vorlieb nehmen.) Vom Steinmann immer sanft aufwärts über steile Weidehänge kommt man endlich in das Kar mit den beiden freundlichen Tablander Lacken. Von ihrem herrlichen Heniorama gibt Meister Comptons Stift dem Leser ein Bild (Zeitschrift 1901, bei S. 312). Deren Lage geben die Karten aber nicht ganz richtig an: Wenn ich vom Tschigat zur Roteckspitze eine gerade Linie ziehe, so trifft sie zuerst südlich von der Rötelspitze auf den kleinen und etwas tiefer westlich auf den größeren dieser grünen Seen. Vom kleinen steigt man über eine rötliche, unangenehme Schütt zur Scharte. Nun muß man über den fast ganz flachen Halselferner (Lazinserferner, Spezialkarte) hinüberschreiten zum **Langseejoche**, das auch Langjoch heißt.[1]) Dies ist nicht ganz leicht zu treffen. Es ist weder die erste Einsenkung im Nordostgrate des Tschigats, noch auch die tiefste Scharte, sondern die nächste nach dieser. Das Steiglein führt von ihr zum inneren Milchsee hinab.

Ein sehr hübscher Berg, der sich von Meran aus als finsterer Granitfels[2]) würdig genug zeigt, ist der **Tschigat** (der Ton liegt auf dem **a**), 2999 *m*. Anich-Hueber schreiben Tschegot. Das auf 3000 noch fehlende Meter wird durch das Steinmanndl ergänzt. Dieser Berg bildet den Eckpfeiler des Zieltales, und von ihm aus zweigen alle die östlichen Kämme ab.

Lange, lange vor Purtscheller, der am 3. April 1893 die erste literarisch fixierte Besteigung des Tschigats ausführte, wurde der Berg schon von Meraner Alpenfreunden besucht. So weiß Herr Dr. O. v. Sölder von einer Besteigung durch seinen Großonkel schon vor etwa 70 Jahren zu erzählen. Ob Purtscheller die Spitze zuerst von Norden erklettert hat, ist ebenfalls fraglich. Er stieg vom Halsel- (Lazinser-) ferner über steile Hänge und durch ebenso steile Rinnen der Nordflanke auf, geriet aber auf den westlichen Vorgipfel, von dem eine nicht leichte Kletterei über glatte Platten zum Gipfel führte, 1 St. 5 Min. vom Halseljoch. Den Abstieg nahm er direkt über die steile Nordwand.[3])

A. von Radio-Radiis überkletterte am 7. Oktober 1898 den ganzen Nordwestgrat gleich vom Halseljoch weg,[4]) was große Mühe macht und unnötig ist, da man unmittelbar daneben im Firne viel bequemer aufwärts kommt bis zum letzten Felsbau, von wo nur mehr wenige Minuten zu klettern ist.

Ich fand auf der Spitze neben Resten eines Feuers eine große eiserne Fahne mit dem Tiroler Adler, aber abgebrochen, nur ein mit Schwefel eingeschmolzenes Stück Stange ragte noch empor. Ein Zettel besagte: »Diese Kaiserfahne ist ge-

[1]) Nicht Langserjoch, wie der Druckfehler der Alpenvereinskarte lautet.

[2]) »Im Tschigat kommt ein prachtvoller Granitgneis zur Herrschaft«. Akad. Anzeiger 1899, Nr. II (Professor Grubenmann).

[3]) Mitteil. 1895, S. 66.

[4]) Öst. Alpenzeitung 1899, S. 167.

widmet dem Namensfest und fünfzigjährigen Regierungsjubiläum am 2. Oktober 1898 durch folgende Herren: Martin Teichler, Alfred Vesenmeyer, Moriz Přiborsky, Ferdinand Schubert, Vinzenz Fischer, Maximilian Heisler.« Auch 1900 war die wieder aufgerichtete Stange neuerdings von den wilden Hochstürmen geknickt worden.

Vom herrlichen Spronsertale aus war seit langer Zeit schon ein direkter Aufstieg auf den Tschigat bekannt und von Meraner Alpinisten öfters begangen,[1]) den ich genauer schildern will: Oberhalb der ruinenhaften Meranerhütte verlassen wir den rot markierten Weg zum Spronser Joche, der schon beschrieben wurde (Zeitschrift 1901, S. 304). Der Grünsee hat in seinem Felskessel vielleicht die herrlichste Lage unter all diesen wunderbaren Kleinodien des Spronser Tales.

Grün- und Langsee mit Tschigat.

Westlich emporsteigend erreichen wir bald ein heiteres, breites Hochkar, durch das sich der größte der Spronser Seen, der Langsee, fast bis an den Südrand unseres felsigen Plateaus hinstreckt. Die hintere Spronser Rötelspitze spiegelt sich in dem unbewegten klaren Gewässer. Vom Südende des Sees könnte man den »Hohen Gang« hinunter direkt nach Partschins absteigen, das fast 2000 *m* tiefer liegt. Der Weg verliert sich am Westufer des Langsees, und wir gehen neben einem Bache die Lehne hinauf zu den noch einsameren Milchseen, die fast zusammenhängen und sogar im heißen Juli 1900 die Eisdecke nicht völlig ablegten. Jeder dieser Spronser Seen hat sein ganz eigenartiges Landschaftsbild und seinen besonderen Stimmungsakkord. Anich und Hueber, die fast alle Seen benennen, setzen nur die Bezeichnung »Milchsee« zu weit östlich. Beim Milchsee muß man schon von Block zu Block springen, und diese Trümmerwüste wird

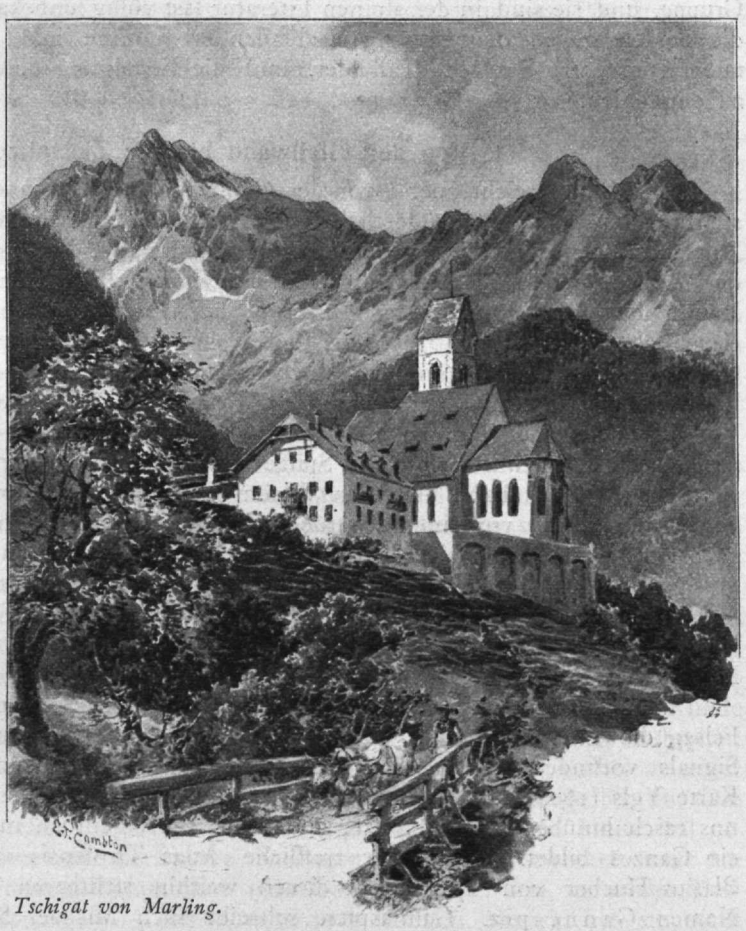
[1]) Gütige briefliche Mitteilung des Herrn Dr. v. Sölder-Meran.

immer großartiger, je näher wir den schwarzen Mauern des Tschigats kommen. Ein riesiger Schuttkegel spitzt sich oben zu in ein finsteres Couloir, das mitten in die Ostwand tief eingerissen ist. Die Karten deuten es nicht an, aber es war vor Gründung der Lodnerhütte der eigentliche Weg zum Tschigat. Die Rinne führt steil empor; man klettert bald in ihrem Grunde, bald links in gut gestuftem Geschröfe. Nur ein kurzer Abbruch macht etwas zu schaffen. Oben braucht man nicht ganz zur flachen Scharte zu steigen, sondern man hält sich links auf den Gipfel zu. Ich gebrauchte von der Meranerhütte trotz Nebels bis zur Spitze 2 St. 7 Min., von Tirol 6 St. 35 Min.

Außer diesen geschilderten zwei oder (mit Radios Variante) drei Wegen gab es keine anderen auf den Tschigat, und ich selbst hatte bei mehreren Versuchen keine Erfolge. Nur die Erkletterung des interessanten Nordostgrates glückte mir am 27. Juli 1900: Ich ging damals von der Stettinerhütte weg um 2 Uhr morgens, überschritt bei Laternenschein den Grafferner, überkletterte den Nordostgrat der Hochweißen und plagte mich einige Stunden redlich, durch das Ostcouloir einen neuen Anstieg auf die Hochweiße von den Andelsböden aus zu erzwingen, umsonst! — Nun gab ich dieses Problem auf und schritt durch das Moränengewirr unter dem Hochfirstferner südwärts, quer über einen Felsgrat hinab zu den obersten Andelsböden. Eine riesige, weite Terrasse füllt hier das Lazinsertal aus, in die sich der Bach eine 4—600 *m* tiefe Furche gewühlt hat. Mächtig ausgedehnte Gletscherschliffe beweisen, wie groß vor Zeiten der heute so dürftige Halselferner gewesen. Ich betrete diesen und schreite im Bogen unter den Wänden der Rötelspitze, unter der flachen Halselscharte und unter den Nordhängen des Tschigats und seines breiten, nordöstlichen Vorbaues hin, bis ich fast eben eine Scharte im Nordostgrate betrete. Lieblich öffnet sich hier der Blick in den Kessel der Seen, von denen vier bis zum Grünsee hinab sichtbar sind. Aber meine Gratscharte ist von der Südseite aus unersteiglich. Um 9 Uhr 25 Min. beginne ich die Gratkletterei: Eine imposante, breite und hohe Riesenplatte würde äußerst schwierig zu erklettern sein, wenn nicht lauter Knöpfe von Quarz und mehrere Risse dem Fuße Haltpunkte böten. Etwas rechts vom Rande der Platte über große Trümmer weiter, die immer schwieriger werden. Besonders hart setzt mir ein bedrohlich überhängender Turm zu. Über ein Band traversiere ich nach rechts, arbeite mich in einem sehr schmalen Riß empor, einige griffiose Platten können nur durch ihre Rauheit erklommen werden, noch eine schwierige Stelle, und ich stehe endlich hinter jener Bastion. Und wieder weiter in dieser eigenartigen Welt: Immer über oder neben oder zwischen oder unter pelasgischen Granitgneisklötzen hin, die oft größer als ein Eisenbahnwagen oder eine Schutzhütte mittleren Kalibers, aber immer voll gnädiger Runzeln und Rauheiten für den Menschenfuß sind. Der fühlende Bergsteiger, zumal der Alleingeher, der alle Stimmen der Natur zehnmal klarer vernimmt als andere Menschen, hat ja oft das Bewußtsein, frevelnd einzudringen in eine verbotene Welt, aber selten noch packte mich dies Gefühl so mächtig wie hier in diesem Urweltchaos. Und dabei der Blick hinaus in den Garten Eden, den grünen Vinschgau! Im bläulichen Dufte des schönen Sommertages das lange, weißbraune Band der Etsch, die geschlängelten Straßen und inmitten Meran, die sonnenbeglänzte Perle Tirols. Ich sehe jedes der Häuser und einzelne blitzende Fenster. Jetzt wird die Zerschründung und Schichtung des Grates besser. Eine gelbliche Mauer versperrt den Weg, aber links ist ein Durchkommen. Weiter über allerlei kühne Riffe zu einer flachen Schulter. Ich stehe nun auf dem nordöstlichen Vorbau, der z. B. auf Comptons Bild »Tschigat von Marling« rechts vom Gipfel zu sehen ist und bald in der seichten Scharte, zu der das große Couloir von Osten heraufführt. Zum Halselferner gäbe es hier

keinen Abstieg, die Wand bricht unten ab. Über einige unangenehme Platten und einen unangenehmen Block zum letzten Gipfelbau und steil empor zu den Gipfelklötzen, 10 Uhr 25 Min.

Ein herzhafter Versuch, den Südostgrat hinabzuklettern, scheitert schon ziemlich tief unten an schauerlichen Abbrüchen — ich glaube nicht, daß ein anderer hier durchkommen wird. Ich muß bis zum Gipfel zurück, und dann erst kann ich durch das beschriebene Couloir zu den Milchseen absteigen. Im Langsee bade ich und gehe noch über das Spronser Joch, um in Pfelders meine anstrengende Tagesleistung zu beschließen.



Tschigat von Marling.

Der Grat, welcher das Kar der Tablander Lacken südlich abschließt, geht nicht vom Tschigat weg, wie die Karten zeichnen, sondern von seinem nordwestlichen Vorgipfel. Parallel zu diesem Grate stürzt vom Tschigat selbst nach Südwesten eine unzugängliche schroffe Felsrippe hinab und verliert sich gegen Tabland zu. Zwischen diesen parallelen Gratrippen nun schießt ein breites, äußerst wildes, oben gegabeltes Couloir hinab, in dem ich schon am 29. Juli 1899 einen Abstiegsversuch machte. Nach einer halben Stunde gefährlichster Kletterei und bedroht von Steinlawinen mußte ich zum Gipfel zurückkehren.

Zum Schlusse noch ein Wort über eine Schutzhütte im hinteren Spronsertal! Der schönste Platz nach meiner Uberzeugung läge am inneren Milchsee, nur soweit am südlichen Hang hinaufgerückt, daß die Winterlawinen des Tschigats auch durch ihren Luftdruck nicht mehr schaden können. Hier kommt unweit der »Hohe Gang« von Partschins herauf, vom inneren Milchsee führt der Steig zum Langseejoch empor, jener trefflichen, leichten Verbindung sowohl mit Lazins als mit Ziel. Sollte es möglich sein, die Hütte ganz an den Rand des Südabsturzes, z. B. an die Kuppe, 2642 *m*, zu setzen, so wird sie schnell wegen ihrer landschaftlichen Reize weitberühmt werden. Freilich zum Übergang über das Spronser Joch würde sie

dann nichts helfen, aber wer bedarf für eine schnee- und gefahrlose sieben- bis achtstündige Wanderung zweier Tage? Was aber den Widerstand der Gemeinde Tirol betrifft, so hat meines Wissens über unkultiviertes Terrain nur das Ärar zu verfügen.

II. Die Kammausläufer.

Diese werden von Bergsteigern seltener besucht als der Zentralstock unserer Gruppe, und sie sind in der alpinen Literatur fast völlig unbekannt. Aber besonders die beiden gegen den Vinschgau abfallenden Kämme links und rechts vom Zieltale bieten ganz herrliche Talbilder, und die Ersteigung dieser Gipfel wäre recht zu empfehlen.

1. Von der Gfallwand bis zur Zielspitze.

Der Grat streicht zuerst von der Gfallwand gegen den »Fleckenwarter« (Zeitschrift 1901, S. 308) südsüdöstlich und erreicht seine niedrigste Einsenkung einige Dutzend Meter südlich des eben genannten Steinmales, dort wo von der einen Seite der Bircherferner fast flach bis zum Gratrande vordringt, von der anderen der zackige Kamm des Klein-Jöchls vom Dickhofe heraufsteigt. Nicht hier also liegt die **Kirchbachspitze,** 3091 *m*(?), wo die Karten sie hinsetzen, sondern von dieser tiefsten Gratpartie biegt der Kamm rein östlich ab und erhebt sich bald zu einer breiteren Felskuppe, bedeckt mit grauem Trümmerwerk. Dies ist die wahre Kirchbachspitze. Von ihr zieht nach Norden ein langer Grat hinab, der den Bircher- vom Muterferner scheidet. Ich erreichte die Spitze von Westen vom Firne des Bircherferners aus; ebenso leicht kann man von diesem Gletscher den Nordgrat ersteigen. Dagegen möchte ich vor einem Gratübergang zu der tiefen Scharte gegen die Lahnbachspitze abraten, weil hier eine äußerst gefährliche Kletterei auf schlecht gestuften, grasigen Platten am Rande der furchtbaren Südwände zu unternehmen ist.

Eine Strecke weiter nördlich finden sich einige steile Couloirs, die uns vom Bircherferner quer über den Nordgrat unserer Spitze hinab zum tiefer gelegenen Muterferner bringen, ja es soll hier sogar eine Art Steiglein existieren.[1])

Vom Muterferner aus ersteigt man leicht über Schnee und schuttbedeckte Felsen die **Lahnbachspitze,** 3006 *m*(?), wo sich Überreste eines topographischen Signals vorfinden. Den Namen »Laimbach« als Bachbenennung weist schon die Karte Ygls (1604) auf. Eine breite Einsattlung, die nur ganz wenig absinkt, führt uns rasch hinüber zur **Zielspitze,** 3002 *m*(?), die eigentlich mit der Lahnbachspitze ein Ganzes bildet. Schon der treffliche Atlas Tirolensis von Peter Anich und Blasius Hueber von 1774 kennt diesen weithin sichtbaren Eckpunkt unter dem Namen Gannespiz. Gannaspitze schreibt auch Michael Stotter. (Vergl. Adolf Pichler, Zeitschrift der Ferdinandeums 1859, S. 92); daher wird Sonklars Galmerspitz ein Schreibfehler sein. Ich schätze die Zielspitze für höher als die übrigens wenig ausgeprägte Lahnbachspitze. Eine Ersteigungsgeschichte haben diese Berge natürlich nicht, Dr. Berreitter hat sie alle besucht, desgleichen zu wiederholtenmalen Herr Abel aus Meran, dann ich und andere. Großartig ist der Blick nach Süden über die riesigen Abstürze und lieblich zugleich, besonders auf Meran und Obermais, sowie auf das reizende Naturns. Von Süden wird man, wenn überhaupt, nur mit sehr gefahrvoller Kletterei heraufkommen. Wollen wir aber rasch in das Zieltal hinabsteigen, so benützen wir zuerst den Ostgrat, sodann den kleinen Bankknottferner und die vorgelagerten Felspartien gegen die Könighofalm, oder wir eilen über steile Halden direkt auf Nassereit zu.

[1]) Wie mir Herr Abel aus Meran schreibt.

2. Die östlichen Kämme.

a) Vom Tschigat aus zieht vor allem nach Osten ein Kamm, der das Plateau der Spronser Seen nach Süden absperrt und in steilen Wänden und Hängen rasch 2000 *m* zum Etschtal abfällt. Die höchsten Erhebungen heißen **Spronser Rötelspitzen.** Die hintere ist am besten von der zerfallenen Meranerhütte, die vordere vom Kasersee aus, beide sind über ihre Nordostgrate zu erreichen. Dann folgen noch fünf Graterhebungen, von denen die letzte, über Algund liegende, **Mutspitze,** 2295 *m*, genannt wird und von allen Seiten, am leichtesten vom Pfitschsee aus, ersteigbar ist. Man kann auch von Dorf Tirol aus über die Kante durch Hochwald hinaufgehen. Der Atlas von Anich-Hueber 1774 nennt diesen Ausläufer Muthberg. Außer dem schon erwähnten Paßübergang von Partschins über den »Hohen Gang« zum Langsee gibt es hier noch einen zweiten, das Taufererjöchl, auch Karjoch, zwischen Vellau und der Spronser Oberlegeralm. Sollte die Sektion Meran ihren geplanten Hüttenbau bei dieser Scharte aufführen, so dürften diese Meraner Aussichtsberge noch bequemere Spaziergänge werden.

b) Ein zweiter Kamm bildet die Fortsetzung des Nordostgrates des Tschigats. Ohne ausgesprochene Gipfelbildung zieht er bis zum Spronser Joch, in dessen Nähe der Grenzwall zwischen Sprons und Fals (oder Kolbental) mit unbedeutenden Spitzen nach Südosten abzweigt (Grünjoch, Schwarzkogel, Spitzhorn etc.). Der Hauptkamm erhebt sich nochmals zu der ausgeprägten Ulsen- und der breiten Kolbenspitze, beide mit etwas Gletscherbekleidung, und verliert sich zuletzt als langgestreckter Ausläufer bei St. Leonhard, wo er die Passer zu dem rechtwinkeligen Knie zwingt. Eine Reihe Parallelgrate mit unverächtlichen Spitzen strahlen von ihm nach Norden aus und entwickeln die kurzen Seitentäler des Pfelderserbaches.

Um die **Ulsenspitze,** 2840 *m*, zu besteigen, die übrigens von anderen schon längst erstiegen war, ging ich am 29. Juli 1900 von Pfelders in das freundliche Valtmartal. Ein Jägersteig würde schon über den vorgelagerten Riegel steil zur Waldgrenze empor und dann über eine Terrasse in der linken Talwand hin bis zum Talschluß führen, wo eine kleine Hütte steht, aber noch schöner ist der Weg im einsamen Talgrunde, durch Wald und Wiesen. Gewaltige rote Blöcke lenken den Blick auf die westliche Talwand, an der ein ungeheures Loch im Felsen Kunde gibt von den zerstörenden Naturmächten. Wo das Tal sich fächerförmig ausbreitet, strebt man an der rechten Bachseite immer etwas rechts aufwärts, vorbei an einer winzigen Hirtenhütte über Alpenrosenriegel und endlose Schutthänge bis zu dem kleinen Ulsengletscherchen. Dieser Gletscher muß einst das ganze, breite Tal gefüllt haben, wie allenthalben die Spuren bezeugen. Im Südwestwinkel steige ich über Platten zum Gipfelsteinmann, den eine Gemse verläßt, um in wilder Hast den Südgrat hinabzusprengen — einen touristisch leichten Abstieg hat sie nicht gewählt. Ich blicke hier in den abgeschlossenen Kessel des innersten Falsertales, zu dem recht schroffe Mauern von meinem Standpunkte hinunterstürzen. Al. Burckhardt aus Erfurt war fast auf demselben Wege am 11. September 1898 zur Spitze gekommen, nur hatte er zuletzt den Punkt 2666 *m* (nicht 2664 *m*) erstiegen und den Grat bis zum Gipfel verfolgt. Sein Abstieg zum Ulsenjoch und nach Valtschnal war leicht.[1]) Ich stieg wieder zum Ulsenferner hinab und strebte vom Gletscher weg rechts über ein Meer von Trümmern zu einem winzigen Steiglein, das mich bis in den Südostwinkel des obersten Valtmartales leitete. Über Schutt arbeite ich mich mühsam und hoch empor zu einer Erhebung im Grate, stehe aber hier noch weit entfernt vom Vorgipfel der **Kolbenspitze,** 2868 *m* (?). Ein

[1]) Mitteil. 1900, S. 274.

scharfes Gratstück bringt mich zu diesem Vorgipfel; er ist noch niedriger als die eigentliche Kolbenspitze, aber höher als die Tischelspitze, 2848 *m*, und bildet den Eckpunkt, von dem aus der Trennungsgrat zwischen Valtmar und Varmazon abgeht. Über den Grat zu einer Scharte und direkt, aber sehr schwierig über elende Platten auf die Kolbenspitze. Ich sah wohl, daß es weiter unten links viel besser geht, aber ich wollte scherzeshalber einem Manne zuvorkommen, den ich schon ganz nahe dem Gipfel sah. Es war der Hirte von Varmazon, der einen Sonntagsspaziergang auf den schönen Berg machte. Der Rundblick reicht sehr weit.

Die Karte zeichnet die Spitze unrichtig: Sie liegt zwischen den Knotenpunkten 2868 und 2840 (die übrigens falsch kotiert sind), nahe bei letzterem. Denn wenn man vom Holzkreuz des Gipfels den roten Marken einige hundert Schritte weit nach Osten folgte, konnte man von einem Eckpunkte über die gemächlichen Hänge der Ulfesalpe[1]) hinabblicken. Die Markierung leitet über den Kamm weiter zur niedrigen Matatzspitze und auf schönen, sanften Waldwegen bis St. Leonhard. Auch vom Kolbental aus kann man die Kolbenspitze von Südosten her ersteigen.

Im oberen Varmazontale liegt ein kleiner Gletscher, den ein von der Kolbenspitze ausgehender schwacher Felsrücken in zwei Teile scheidet. Ich und der Hirte stiegen über Schutt nördlich hinunter, dann ging es in lustiger Fahrt über das linke Firnbecken tief hinab.

Weiter unten liegt ein grüner, flacher Boden mit einem Seelein. Von da geht es steil hinab, man hat der Klamm des Baches im Bogen links auszuweichen. Das Tal ist eng und kurz, daher jäh. Beim Abstieg schaut man stets ins oberste Passeier hinein. Zuerst auf schlechtem Steige rechts vom Bache, an der Varmazonalm vorbei und erst tief unten nach links über das Wasser. Zuletzt führt wieder ein Brücklein bei der wilden Talenge auf das rechte Ufer, und über steile Wiesen geht es hinunter zum Stuiberfalle und nach Moos. Anich-Hueber nennen zuerst das »Frammezanertal«, auch kennen sie schon den Mulsberg, eine Kammanschwellung zwischen Valtmar und Varmazon.

c) Von den Gipfelbildungen in den nördlichen Gratästen wären zu nennen: die Ehrenspitze bei Lazins und die Tischelspitze oberhalb Pfelders.

Die **Ehrenspitze**, 2781 *m*, ist ein breiter Felsklotz, der nach Süden schroff abbricht. Den bequemsten Weg schlug ich ein, und zwar am 22. Juli 1901. Ich war von Moos über Pfelders hinangestiegen zu der Almhütte im Valtschnaltale, wo ein Steglein uns auf das linke Bachufer hinüberhilft. Nun direkt aufwärts über Alpenrosenhänge und breite Weideböden. In verlassener Öde blinkt ein Seelein mit weißen Eisschollen. Den besten Zugang zum Gipfel bildet der Nordostkamm, der aber nicht als scharfer Grat (wie in den Karten), sondern als breites, trümmerbesätes Dreieck unbequem, aber gefahrlos emporleitet. Ganz anders der Nordwestgrat, dessen schräggestellte Platten mit scharfen Rändern oben sehr bedeutende Schwierigkeiten bieten werden — ich habe ihn ebensowenig versucht wie den Südgrat. Über letzteren kam einmal Dandler, wie er mir sagte, zur Spitze, es war eine kurze, aber harte Kletterei in gutem Gestein. [Der Gipfel trägt schon lange seinen Steinmann. Von jenem Seekar stieg ich direkt nördlich ab nach Lazins über den sogenannten Seebichl. (Die Spezialkarte schreibt fälschlich Zepbichl, die Alpenvereinskarte Seppichl.)

Es ist kein Zweifel, daß die Ehrenspitze den schönsten Blick auf die abschreckend wilden Ostwände des Lodners und der Hochweißen, auf den finsteren Koloß der Hochwilden und auf die Umrandung des Rotmoos-, Gaisbergferners etc.

[1]) Nicht Uflesalpe, wie die Alpenvereinskarte schreibt.

bietet. Sie ist darum als schönster Aussichtsberg von Pfelders dringend zu empfehlen und läuft in dieser Hinsicht den Rang ab der

Tischelspitze, 2848 *m* (bei Sonklar Tischelgrubenspitz, aber wahrscheinlich aus Mißverständnis).

Diese bestieg — natürlich keineswegs als Erster — Alex. Burckhardt aus Erfurt[1]) am 17. August 1899, sodann ich am 28. Juli 1900 auf demselben Wege ohne alle Schwierigkeit. Von Pfelders kam ich südwärts durch das dreieckige Kar, dem die Militär-Detailkarte den Flurnamen Plan-A. beilegt, und stieg zuletzt rechts auf einen Kamm gegen Valtschnal zu, von dem aus ich zum Nordfuß des Berges eben hinüber gehen konnte. Über Schutt zur Spitze, die ein hoher Steinmann krönt; Burckhardt erwähnt ihn auch.

Interessant ist der Blick über den weitgedehnten Valtmarkessel bis hinein zur Ulsen- und Kolbenspitze, minder interessant das einförmige Valtschnaltal. Ich stieg über den Südgrat ab, und obwohl hier deutliche Tierspuren sich fanden, muß ich bekennen, daß ich stellenweise ganz erkleckliche Schwierigkeiten fand. Ein Versuch, am Fuße des Südgrates, noch vor Kote 2638, durch eine grasige Steilrunse ins Valtmartal hinabzuklettern, endete mit einer schmählichen Niederlage, da mich ein Wandabsturz wieder hinauftrieb und zum Abstieg ins Valtschnal zwang. Bei einigem Lavieren kommt man hier über die unteren Steilhänge schon hinab, nur mußte ich — eingeklemmt unter Blöcke — ein arges Hochgewitter über mich niedergehen lassen.

Burckhardt war vom Gipfel wieder nördlich zurückgegangen und dann vom Nordfuße des Gipfelbaues ins Valtschnaltal abgestiegen.

[1]) Mitteil. 1900, S. 274.

Anmerkung: Die Nachträge, welche nach Abschluß des Druckes einliefen, werden in den »Mitteilungen« (und zwar noch 1902) veröffentlicht.

Von der Silvretta zum Ortler.

Von

Th. Girm-Hochberg.

Zu der großen Zahl der Mitglieder unseres Vereines stellen die mit dem Spitznamen »Jochbummler« benannten Alpenwanderer keinen kleinen Teil. Ihre Existenz und ihr Beginnen ist ebenso berechtigt, wie das der kühnen Kletterer, der schwindelfreien Dolomitenbezwinger, der ausdauernden Gletscherwanderer. Die Verbindung zwischen Talstationen und Hütten, die allgemein gangbaren Bergwege von Joch zu Joch, von Hütte zu Hütte geschaffen zu haben, ist doch vielfach in erster Linie das Verdienst solcher oft in zweiter Reihe genannten Alpinisten. Diesen aber neue Anregung zu geben, sie auf eine in ihrer Gesamtheit erstaunlicherweise selten ausgeführte Tour zu lenken, soll der Zweck der nachfolgenden Zeilen sein. Sind auch Einzelheiten dieser Tour, einer der drei Übergänge, vielleicht von vielen Lesern dieses Buches gemacht worden, in so enger Verbindung von drei Tagen, in dieser Aufeinanderfolge scheinen sie wenig bekannt.

Silvretta und Ortler!

Welche Gegensätze, welche bunte Folge von verschiedenartigen Bildern bieten sie dem empfänglichen Bergfreund! - - Hier die herbe Strenge der einsamen Bergtäler, der wenig begangenen Spitzen, dort die warmen Tinten der von fast südlicher Sonne bestrahlten Königspitze, des vielbesuchten mächtigen Ortlers; hier die alttirolischen, behaglichen Gaststätten, die einfachen Unterkunftsverhältnisse, dort die großen Fremdenzentren Trafoi und Sulden, die belebten Straßen, die starkbesuchten Hütten. Und zwischen diesen beiden, sich doch immerhin verwandten, eingebettet, fremdes Land, ein fremdes Volk, eigenartig und interessant, das uns mit jedem Tage in Sprache und Gewohnheiten näher kommt, in stetig fortschreitender Germanisierung begriffen. Gibt es größere Gegensätze innerhalb einer Fußwanderung von drei Tagen? - -

Es war an einem der ersten Julitage frühmorgens in der Jamtalhütte. Gerade hatte ich vom Bette aus vergebens versucht, durch das dickgefrorene Fenster meines Zimmers das Wetter zu erkunden, als schwere Tritte die Treppe herauftrabten und Ignaz Lorenz' Stimme mich anrief: ». . . . . 's ist halt noch trüb, aber wir wollen 's versuchen«. - Wie wurden da die unter der Last der drei Kotzen steifgewordenen Beine gelenkig! Nach kaum zehn Minuten stand ich unten im wohldurchwärmten Gastzimmer, eilig den Kaffee schlürfend. Der gestern und die ganze letzte Nacht gefallene Neuschnee versprach zwar, wenn die Sonne voll herauskam, einen nassen Marsch; aber trotzdem waren wir alle der beginnenden Aufklärung froh, denn nichts ist trostloser, als gleich am Anfang einer Fußtour durch die Ungunst der Witterung auf Tage hinaus in einer einsamen Hütte festgehalten zu werden. — Als wir den Bach unter der Hütte überschritten hatten und in die erste Mulde unterhalb des Gamshorns kamen, — es war 7 Uhr 45 Min., ein durch das zweifel-

hafte Wetter verursachter später Aufbruch — fing der Neuschnee an weich zu werden, trotzdem die Sonne noch hinter Nebeln und Wolken versteckt blieb. Die Lage des Futschöljoches, unseres heutigen Zieles, war nur auf Augenblicke zu erkennen, von Weg oder Markierung keine Spur — alles lag tief unter der weichen, weißen Schneedecke, in die wir abwechselnd knietief einbrachen. Zwar trugen die noch gefrorenen Schneebrücken über den Bach gut und sicher, aber die Unebenheiten des steinigen Geröllfeldes unter dem Schnee machten sich durch mehr oder minder tiefes Einsinken bemerkbar. Schritt für Schritt nur kamen wir, Ignaz spurentretend, vorwärts und die Murmeltiere, deren Pfeifen der einzige Laut in der großen Stille war, schienen sich, hin und herhuschend und Männchen machend förmlich über unseren Schneckengang zu belustigen. Das Fluchthorn, von der Moräne unterhalb des Passes einen an die Königspitze erinnernden majestätischen Anblick bietend, hatte die Nebel, die seine Stirn bis jetzt verhüllten, abgestreift und lag nun im schimmernden Neuschneekleid in den ersten Sonnenstrahlen vor uns. Die Steilhänge der Zunge des Augstenbergferners glänzten wie Kristall, seine Spalten und Schründe waren von Azur erfüllt. Über dem Joch tauchten in der scharfen Beleuchtung eines heraufziehenden Wetters die Berge des Unterengadins auf, die graziöse Eispyramide des Piz Minschuns, umgeben von seinen breiten, schwerfälligen Nachbarn, dem Piz Fatschalv, Chiampatsch und Glüa.

Fluchthorn.

Die Paßhöhe, auf der wir um 10 Uhr 15 Min. anlangten, war im Umkreise von ungefähr 50 Schritten schneefrei und bot uns so für die Frühstücksrast einen trockenen, wenn auch von eisigem Winde umwehten Platz, der uns während der halbstündigen Rast nicht zum Sitzen kommen ließ und bis ins Mark durchkältete. Leider zog auch die Sonne wieder einen Wolkenschleier vor, als wir (10 Uhr 45 Min.) den steilen Schneehang auf der Schweizer-, der Südostseite des Passes, hinabstiegen, vielmehr rutschten; denn der Neuschnee hatte sich dort durch den Föhnwind von der festen Unterlage des Winterschnees gelockert und fiel, durch unsere Tritte in Bewegung gebracht, mit uns und um uns etwa 20 *m* weit hinunter. Rascher als es sonst beim Abfahren Sitte ist, kamen wir, mit den Füßen voran, wie es sich für einen gewandten Bergsteiger gehört, am Ende des Abhanges in einem Schneeloche an, aus dem wir uns mit Mühe herausarbeiteten. Da wir eben unfreiwillig ins Abfahren gekommen waren, versuchten wir es nun mit Willen, aber leider vergeblich. Der Schneebrei des sanft geneigten Hanges hielt jeden fest. So mußte weitergestampft werden, bei jedem Schritte knietief einsinkend. Zwei flinke Gemsen, die auf einem Gang in die Schweiz begriffen, unseren Weg kreuzten, boten etwas Abwechslung in dem Marsche.

Maranguns brachte nach dem gewohnten sumpfigen Übergang aus der Schneeregion in die der Matten wieder den ersehnten festen Boden unter die Füße und als Gruß des eben erwachten Lebens der Alpennatur zartstengelige blaue, rote und weiße Soldanellen, bläuliche Viola calcarata und die rosig schimmernden Rasen der Silene acaulis. Hier verließ uns unser wackerer Ignaz, um den Rückweg über den Paß zur Jamtalhütte anzutreten, und wir eilten lustig singend und uns des hellen Sonnenscheins freuend, die grünen Matten hinunter der Alp Urschai, dem malerischen Val Tasna zu. Das vorhin drohende Hagelwetter hatte sich ins Oberengadin gezogen, Bergfinken zwitscherten und über den blumigen Hängen der Alp Urschai schwebte der melodische Akkord der Kuhglocken.

Alp Valmala war passiert und die botanische Ausbeute des Weges sehr befriedigend gewesen; außer einer fleischfressenden Pflanze (Pinguicula alpina), zahlreiche Arten von Primeln (Primula farinosa, glutinosa = blauer Speik, etc.), Ranunkeln (Ranunculus glacialis, alpestris etc.), Anemonen (Pulsatilla alpina etc.), Gentianen (Gentiana acaulis, nivalis, tenella, nana), Nelken (Dianthus glacialis etc.); auch duftender roter und weißer Almenrausch (Daphne striata und alpina) und würzige Kohlröschen, (Gymnadenia nigra) wurden als Hutschmuck mitgenommen.

Blaugrüne Tannenwälder, eine lustig klappernde Säge am schäumenden Bache, der gute Saumpfad und die warme Luft schienen einer anderen Welt anzugehören, als der, aus welcher wir heute morgen gekommen. Die treffliche Straße, die uns jetzt aufnahm, führte uns nach kurzer Zeit aus der engen Schlucht des Val Tasna hinaus ins breite Inntal nach Fettan im Unterengadin, wo wir auf der einen herrlichen Rundblick bietenden Glasveranda des Hotels Bellavista eine Kaffeerast machten (an 2 Uhr 30 Min., ab 3 Uhr 30 Min.), bis das aus dem Oberengadin zurückkommende Gewitter uns vertrieb. Unser Träger aus Galtür, der nie über sein hochgelegenes Heimatstal hinausgekommen war, staunte die ersten Mohnblumen in den Äckern hinter Fettan wie große Seltenheiten an und konnte nicht fassen, daß wir, die von manchem unscheinbaren Pflänzchen der Bergregion großes Aufsehen gemacht, solche schönen roten Blüten nicht mitnehmen wollten.

Unterhalb Fettan lassen sich einige Kehren der Fahrstraße auf einem steilen Fußpfad mit Vorsicht abschneiden. Jedoch ist es rätlich, sich von den Einheimischen den Anfang des richtigen Abschneideweges zeigen zu lassen, denn ein anscheinend begangener Pfad endet im Geröll einer steilen hohen Schlucht, ein anderer mitten auf einem Acker, dessen Betreten zwar ungefährlich, aber im Engadin verboten ist. Langsam entschwand das auf einem Felsen aus dem Inntal aufsteigende Schloß Tarasp, welches uns hinter Fettan zu Gesicht gekommen war, unseren Blicken, gleich den tief in die Innschlucht eingebetteten Tarasper Kurhäusern. In aller Eile wollten wir noch einen Abstecher zu dem links von der Straße sichtbaren Sinterkegel einer der warmen Quellen machen, wurden aber durch klatschende Regentropfen zurückgescheucht und eilten im Laufschritt nach Schuls. Der Platzregen, der uns seit einer halben Stunde innabwärts nachgezogen kam, hatte uns erreicht und ließ Schuls und das Quartier beim freundlichen Ortspräsidenten Könz im Hotel Chiampatsch doppelt willkommen heißen. Es schlug gerade ein Viertel nach 4 Uhr, als wir in dem Orte anlangten und damit das erste Tagesprogramm erledigt hatten.

Schuls hat zwei Seelen, eine für Badegäste und eine für die Engadiner. Die der Fremden wohnt oben am Berg in den großen, schönen Hotels, den vielerlei Läden, den sauberen, glatten Straßen. Die andere verbirgt sich in allerlei malerischen Winkeln und Gäßchen des im Tale um den Kirchberg geschmiegten Ortes, wohnt in den plumpen, dickwandigen Häusern, in die romanische Laute schallen, in halbdunkeln Höfen und holperigen, krummen Sträßchen, in denen allerlei Haus-

tiere herumlaufen. Beide sich so unähnlichen Teile des Ortes sind nur dem Namen und der Verwaltung nach zusammengehörig; für die eleganten Kurgäste ist das Pflaster von Unterschuls kein Bummelort, für die Unterschulser sind die makadamisierten Straßen zwischen den Hotels in Oberschuls keine Wege zu ihren Wiesen und Äckern. Aber trotzdem vertragen sich beide als Gemeinde gut; denn das haben die Schweizer bis jetzt vor den Tirolern voraus: wo es den Fremdenverkehr, die Bade- und Sommergäste angeht, fügt sich alles dem gemeinsamen Interesse, hilft alles zum Aufschwung des Ortes, zur Bequemlichkeit der Fremden, zur Erleichterung des Verkehrs. Das Sichsträuben gegen Weg- oder Hüttenbauten, das Erschweren des Führerwesens oder die Gleichgültigkeit bei den Bemühungen der Verkehrsvereine, wie in manchen Teilen Südtirols kennt man in der Schweiz, selbst in ihren romanischen Gegenden nicht; allerdings auch in der Nähe der großen Kurorte nicht die billigen Preise des biederen Etschländers um Meran und Bozen. Davon sollten wir am folgenden Tage in Scarl erfahren.

Der nächste Morgen brach trüb an, nach einer hellen Nacht, in der die Sterne mit den Lichtern der talauf gelegenen Gasthäuser von Vulpera um die Wette gestrahlt hatten. Nach langem Schwanken stiegen wir um 8 Uhr 15 Min. von Schuls nach Unterschuls hinunter und wanderten über die gedeckte Brücke das kleine Fahrsträßchen ins Clemgiatal hinein. Öde und wild ist das Tal. Rechts die eilig brausende Clemgia, die sich unter den geröllreichen Abhängen des Piz Pisoc ihren Weg bahnt, links die steilen Wände des Piz St. Jon. Wolken ballen sich um die Spitzen der Berge und die Clemgia tost und schäumt. Ringsum die Spuren einer wilden, mächtigen Kraft, die Bäume entwurzelt, Felsen unterwühlt, Steine und Erdreich wegführt, Wege, Brücken und Häuser mitreißt und aller Menschenkunst, allem Menschenwissen spottet, — der Kraft des Wassers.

In dieser Einsamkeit — es begegnete uns kein Mensch bis Scarl — ist ein Garten, eine Fundgrube für den Botaniker. Prächtige Exemplare von Cypripedium calceolus fanden sich links im niedrigen Gehölz unter den Wänden des Piz St. Jon, Orchideen aller Art lugten aus dem Gras, bläuliche Ketten von Clematis alpina schlangen sich von Strauch zu Strauch und die kleinen Blüten der Linaria alpina schimmerten bald weiß, bald rötlich, bald goldgelb aus dem zarten Grün ihrer Ästchen, die in großen Massen den Weg säumten.

Nicht immer war das Tal so einsam gewesen, wie jetzt! Das Lö da Marenda, das alte Knappentor eines aufgelassenen Bergwerkes kurz vor der Mündung des Val Mingèr, die verfallenen Schmelzhütten vor Scarl zeugen von der Industrie, der Tätigkeit, dem Leben, das früher hier herrschte. Jetzt dienen die letzteren nur dazu, den verlassenen, weltfernen Charakter des in seiner Wildheit großen Bergtales zu verstärken. Scarl wird erst kurz, ehe man es erreicht, sichtbar, ein kleines Häuflein der für Graubündten charakteristischen dickwandigen Häuser mit schießschartengleichen tiefen Fenstern, Miniaturfestungen alten Stiles ähnlich, deren Bauart scheinbar auf das Temperament ihrer Bewohner einwirkt. Denn es liegt etwas Ernstes, Verschlossenes, dabei trotzig Stolzes über dem Wesen der Engadiner, etwas von dem Geist Jürg Jenatschs.

Scarls Einwohner waren bis auf die Wirtschafterin des Gasthauses zum Edelweiß, einem Kind, etliche Hühner und braune Schweinchen auf der Alm. Zwei Viehhändler, die angesagt waren, brachten uns den Vorzug des schon brennenden Herdfeuers und einer guten Suppe, die uns nach dem Marsche, es war 11 Uhr 15 Min., als wir in Scarl ankamen, recht mundete; selbst der dann folgende harte Schinken und das graue, unausgebackene, fladenähnliche Brot konnten unserer Eßlust nichts anhaben.

Hinter Scarl, das wir um 1 Uhr 30 Min. verließen, führt ein Karrenweg bis zur Verzweigung des Tales und dann ein Saumpfad links zum Cruschetta-, rechts

zum Scarljoch. Wir wählten den ersteren und stiegen unter zeitweiligem Regen den gut markierten Pfad zur Alp Plazer, die links bleibt, in die Höhe; zuerst über eine Pferdeweide, deren muntere Insassen uns eine Weile das Geleite gaben, dann auf den Tummelplatz eigenartiger ungarischer Schafe mit großen Hörnern, die pfropfenzieherartig vom Kopfe stehen. Ihr Hirt, ein Tiroler, wies uns in gutem Deutsch zurecht und sein Bub, der gerade einen Botengang zur Probirteralp jenseits des Passes machte, trat uns später Folgenden einen guten Abschneidepfad an der Südostseite des Joches durch den Schnee, der dort noch streckenweise zu finden war. Der prachtvollen alten Arven, die seither in wetterfesten stolzen Exemplaren am Wege wuchsen, wurden immer weniger und auf der alten Moräne,

Scarl.

die der Paßhöhe vorgelagert ist, standen nur noch einige nadellose, windzerzauste Holzstrünke.

Zwei Stunden waren verflossen, als wir auf dem Cruschetta, dem »Kreuzlein« (ein altes morsches Holzkreuz erklärt noch den Namen) anlangten und uns drüben im Österreichischen, das Joch ist die Grenze zwischen Tirol und Graubünden, einen geschützten Platz zwischen Steinen suchten, um das aus Scarl mitgebrachte Vieruhrbrot einzunehmen. Dann ging's abwärts über die kurzen Schneeflächen auf den vorzüglich markierten Weg. Der Piz Ciavalatsch, ein mächtiger Gebirgsstock, der das Stilfser- vom Münstertal trennt, gab uns die Richtung. Freundlich wurden die Hirten auf Probirteralp begrüßt und in dem feuchten Terrain nach Orchideen gefahndet, die in Massen (u. a. Orchis sambucina) zu finden waren.

Mit der Schweiz und der Jochhöhe hatten wir das zum Regen neigende Wetter hinter uns gelassen, heller Sonnenschein begleitete uns das Avignolatal

hinab, das an Freundlichkeit, lieblichen Ausblicken und gut markiertem Weg seines gleichen suchen dürfte. Leider führt aber diese Markierung nach Taufers i. M. und diejenigen, welche wie wir nach Santa Maria im Münstertal wollen, müssen sich auf ihren Ortssinn verlassen, da der auf der österreichischen Generalstabskarte eingezeichnete, rechts abzweigende Pfad einfach nicht zu finden war. Möglicherweise verdeckte ihn das damals noch ungemähte erste Gras des Jahres, das halbmeterhohe Halme hatte; aber soll es diesem Grase auch gegeben gewesen sein, die beiden auf der Karte verzeichneten Stege über den Bach zu verdecken? Da sie nicht vorhanden waren, blieb uns nichts übrig, als oberhalb der österreichischen Grenzerhütte über die breite, wasserreiche Valgarola zu springen und uns durch das hohe Gras zum Waldrand hinaufzuschlängeln, wo wir einen Graben, anscheinend zu Zwecken der Forstkultur hergestellt, als Weg benutzten. So gelangten wir, in der unbeabsichtigten Begleitung eines mißtrauischen Schweizer Grenzwächters — wir waren seit der Überschreitung des Baches wieder auf »Schwizer 'Biet« — bis zum Ende des Tannenwaldes und zum Anfang eines Feldweges. Dort, als wir gar nicht nach Schmugglerart ungeniert am hellen Tage auf dem offenen Wege weitergingen, entfernte sich unsere Bewachung stillschweigend. Von dem Augenblick an, als der pflichteifrige Mann, durch Bäume gedeckt, immer zwanzig Schritte hinter uns herschlich, waren wir sicher, nun auf dem kürzesten Wege nach Münster, resp. Santa Maria zu sein und freuten uns des unfreiwilligen Bestätigers.

Die drei Schlösser am Berghange oberhalb Taufers, Oberreichenberg, Helfmirgott und Unterreichenberg, deren malerische Ruinen wir seither talabwärts links vor uns hatten, verschwanden hinter einer Bodenerhebung, als wir an der Benediktinerabtei bei Münster die Chaussee erreichten. Durch Münster stolperten wir hinauf nach Santa Maria. Drei Stunden weicher Pfad über Wiesenteppiche und nun eine Chaussee in der Glut eines Sommernachmittags! — Unserem Bergkinde, dem Träger, wurde es zu viel; er fing an, über den »schiach'en« Weg zu brummen. Schnee, Eis, Steine und Sumpf hatten ihn ungerührt gelassen — einer heißen Chaussee im Tale war er nicht gewachsen. Das Rauschen des Rambaches, die schimmernden Kaskaden des Pischfalles drüben im Waldesschatten dünkten uns wie Spott, denn ganz ungewohnter Staub belästigte uns, die Sonne brannte in dem windstillen Tale und dabei machte alles, Hecken, Felder und Zäune, einen so verwahrlosten Eindruck, daß wir uns von unserem Nachtquartier in Santa Maria nichts Großes versprachen. Es wurde besser, als wir gefürchtet. Um 6 Uhr 15 Min. in Santa Maria angekommen, bot uns das »weiße Kreuz« dort gastliche Aufnahme und saubere Zimmer. Mein Fenster ging auf die Straße und ich sah gegenüber einen Laden, wenn ich nicht irrte, das Postbureau des Ortes, zu dessen zeitweiligen Besuchern auch kleine schwarzbraune Schweinchen gehörten, die sonst in komischen Sprüngen auf der Straße sich tummelten, in innigem Verein mit ungekämmten, braunhaarigen Kindern. Lautes Schreien im rauhen, romanischen Idiom verkündete mir jedesmal, wenn die ungebetenen Besucher zur Tür hinausgejagt wurden. Nach fünf Minuten waren sie wieder drin! —

Wir waren die einzigen Gäste in dem altertümlichen Hause und ganz überrascht von der Reichhaltigkeit des Speisenzettels, den uns die freundliche, saubere Kellnerin aufzählte.

»Kochen Sie oder ist eine Köchin da?« frug mein Gefährte, eigentlich unklugerweise.

»O nein«, gab sie zur Antwort, »die Frau Wirtin kocht selber.«

Daraufhin entschlossen wir uns zu weichen Eiern in Erinnerung an die Haube und Schürze der Wirtin, in der sie uns bei der Ankunft bewillkommt hatte.

Inzwischen war unser Träger, welcher wegen einer kleinen Reparatur an

einem Bergschuh nach einem Schuster suchte, erfolglos von seinem Gang zurückgekehrt. Es sei Feierabend (Mittwoch) und keiner habe noch Arbeit für den folgenden Morgen annehmen wollen. So flickte unser Träger selbst den Stiefel, so gut er konnte und ging dann auf Erkundigung nach dem Stand der Bauten an der Wormserjochstraße, die ebenso resultatlos verlief, wie der Besuch bei den Schuhmachern. Falls der den Bau leitende Ingenieur vor Nacht nach Hause komme, sollten wir noch abends Antwort erhalten. Wirklich traf sie auch ein, nachdem wir schon fast resigniert hatten, und lautete gut.

Wenn diese Zeilen in Druck erscheinen, ist die Straße vollendet und manchem wird es kaum glaublich dünken, daß damals, beim Bau derselben, ein Übergang zweifelhaft war. Aber man stelle sich nur vor, daß fast sämtliche Brücken fehlten, vielfach gesprengt wurde und der alte Saumpfad in seinem mittleren Teile streckenweise weggerissen oder von Bausteinen, gefällten Bäumen etc. versperrt war. Es wurde zwar an drei Stellen zu gleicher Zeit gebaut, Teile der Straße waren auch schon völlig vollendet, dazwischen befanden sich aber andere Teile, welche bei ihrer Passierung die Gewandtheit eines geübten Hochtouristen im Klettern verlangten. Der freundliche Ingenieur, der durch die gestrige Anfrage Kenntnis von unserem Vorhaben hatte, wies die bei den Sprengungen beschäftigten italienischen Arbeiter zum Postenstellen und Warnen an und leistete uns auch beim Aufstieg am nächsten Tag längere Zeit Gesellschaft.

Piz Minschun (vom Futschölpasse).

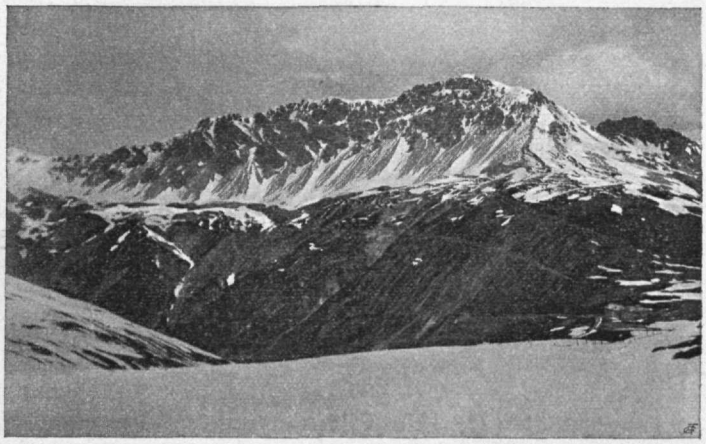
Die hellen Sonnenstrahlen holten uns Langschläfer aus dem Bett. Wir hatten ja einen fast schneefreien Weg vor uns, warum da früh aufstehen! Aber der langersehnte Sonnenschein, das echte sonnige Ortlerwetter lockte so eindringlich, daß wir uns doch eilten, aus den Federn zu kommen. Um 7 Uhr 10 Min. rückte die Kolonne ab.

Das Kirchlein von Santa Maria, dessen Turm der fromme Wunsch »Dieu con nous« schmückt, bot uns heute mit Geläute den Abschiedsgruß, wie es uns gestern helltönenden Willkommen zugerufen hatte.

»Zum Umbrailpaß« wies der Wegweiser am Ortsausgange links, Wormserjoch steht auf der Karte, Muranzapaß sagten die uns begleitenden Leute und Giogo di Santa Maria hieß man den Weg, den wir gekommen, nachher droben auf der IV. Cantoniera. Welcher Name ist da der beste, der richtige?

Der Wald nahm uns nun auf und ließ nur noch an lichten Stellen Ausblick auf den Talschluß im Westen, wo auf der Poststraße über den Ofenpaß, einer Ameise gleich, der uns in Santa Maria begegnete, mit sechs Maultieren bespannte Postwagen kroch. Seine Insassen hatten so frostige langweilige Gesichter gehabt. Ob sie wohl jetzt in den warmen Sonnenstrahlen, bei all der Pracht der Alpennatur, die sie umgab, wärmer und froher geworden waren. Wir jauchzten einen für sie unhörbaren Gruß hinüber; mit ihnen getauscht hätte keiner von uns. Das Wonnegefühl, jung und gesund zu sein, aus eigener Kraft Höhen zu erklimmen,

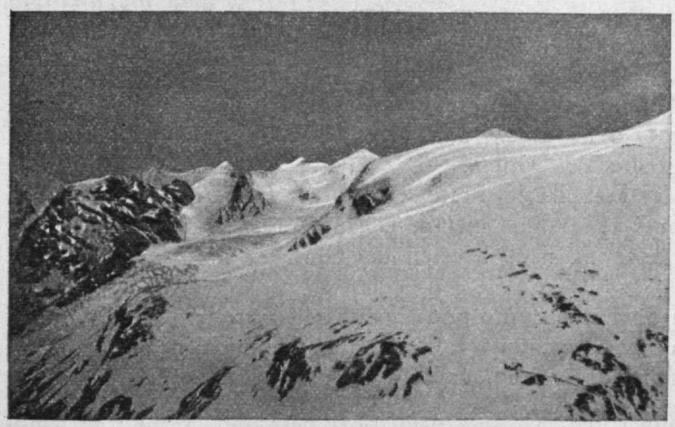
Schwierigkeiten zu überwinden, das die Schönheiten des Fußwanderns empfinden läßt und über die Anstrengungen hinweghebt, beseelte uns völlig und ließ uns die armen Menschlein, die im bequemen Wagen fuhren, statt frisch und froh in den klaren Sommermorgen hineinzuwandern, nur bedauern.



Piz Umbrail.

Die neue Fahrstraße über das Joch führt vom Münstertal zuerst in einer großen Kehre auf der rechten Seite des Muranzabaches hinauf, übersetzt ihn mehrmals, um, auf der Paßhöhe angelangt, sich an die Nordseite des Piz Umbrail zu schmiegen und nahe der IV. Cantoniera in die Stilfserjochstraße zu münden. Sie wird sich, was landschaftliche Schönheit und Abwechslung anbelangt, mit dem südlichen Teil der Stilfserjochstraße (von der IV. Cantoniera an) messen können, hat aber vor dieser die sich momentan entfaltende und dadurch verblüffender wirkende Aussicht auf die Ortlergruppe voraus.

Mit der Ankunft auf der IV. Cantoniera, 10 Uhr 30 Min., war unsere eigentliche Tour, die direkte südliche Durchquerung des Gebirges von der Silvretta zum Ortler, beendet. Nach einstündiger Frühstücksrast am offenen Fenster des Gasthauses — die Augen konnten sich von dem in flimmernden Neuschnee gehüllten Monte Livrio nicht losreißen — ging's über das Joch auf die Dreisprachenspitze, die von den weißen Blüten des Ranunculus glacialis wie von Schnee bedeckt war, und eine unvergeßliche Aussicht auf die Ortlergruppe bot.



Blick von der Dreisprachenspitze nach Süden.

Um 5 Uhr 30 Min. trafen wir in Trafoi ein, sonnverbrannt, froh und stolz im Bewußtsein der drei gut verlaufenen Marschtage, die uns an Abwechslung, interessanten Studien über Land und Leute, botanischer Ausbeute und — Wetterlaunen mehr gebracht hatten, wie manche gefahrvolle Gipfeltour.

Die Carnischen Voralpen.[1]

Von

H. Steinitzer.

II. Die Clautanischen Voralpen (Schluß).

12. Die Gruppe des Duranno.

Der circa 16½ *km* lange Hauptkamm dieser Gruppe bildet ein ungeheures S. Nach Westen und Nordwesten lösen sich von ihm mehrere zum Teil ziemlich bedeutende Zweigkämme los; nach beiden Seiten jedoch, Osten und Westen, sind die Abhänge äußerst steil, die Täler kurz und eher Kare und Schluchten zu nennen.

Der Hauptgrat berührt von Norden nach Süden folgende Punkte: Forcella Spè, 2040, *m*, Cima Spè, 2318 *m*, Passo di Val Misera, 2110 *m*, P. 2232, 2243, Cima di Lares, 2275 *m*, P. 2282, 2292, 2270, Cima Sella, 2332 und 2330 *m*, Forcella del Frate, 2208 *m*, P. 2293, 2380, 2452, 2457, Cima Laste, 2557 *m*, P. 2370, 2550, 2530, Cima dei Preti, 2703 *m*, P. 2375, 2228 (unbenannte Forcella), 2280, Cima dei Frati, 2354 *m* (unbenannte Forcella), Monte Duranno, 2653 und 2668 *m* (unbenannte Forcella), Spalla Duranno, 2235 *m*, P. 2136, Cima Rodisdagre, 1977 *m*, Forcella Pagnac, 1908 *m*, Monte Citta, 2191 *m*, P. 1954, Monte Busada, 2211 *m*, Monte Piano, 1943 *m*, P. 1927, Monte Borgà 2228, 2226 und 2045 *m*, Monte Pul, 1236 *m*.

Zweiggrate gehen aus: Von der Cima Spè der lange aber touristisch unbedeutende Vedorchiagrat, der über P. 2112, 2044, 1977, 1904, 1848 den Monte Vedorchia, 1795 *m*, erreicht.

Von der Cima di Lares, 2275 *m*, der Peragrat in nordwestlicher Richtung. Er zieht über P. 2235 und 2290 zum Monte Pera, 2334 *m*, dann über P. 2324, Pale dell'Ajo, 2316 *m*, P. 2206, 2164, 2205, zum Picco di Roda, 2228 *m*. Zwischen diesen beiden Kämmen liegt die Val Anfela.

Von P. 2293 südlich der Forcella del Frate, ein kurzer Grat, der nordwestlich abzweigend über P. 2313 und 2315 die Cima di Geja, 2266 *m*, erreicht.

Von der Cima Laste, 2557 *m*, nach Westen der Grat der Cime di Coll' Alto, 2311, 2240, 2198 *m*.

Von P. 2316, zwischen Spalla Duranno und Cima Rodisdagre, ein Grat, der sich bald gabelförmig teilt. Ein Ast streicht nach Norden und endigt in der Colle di Tas, 2000 *m*, der andere nach Nordwesten, er zieht über P. 1864, 1962, 1982, 1958, 2022, zum Sasso die Mezzodi, 2035 *m*.

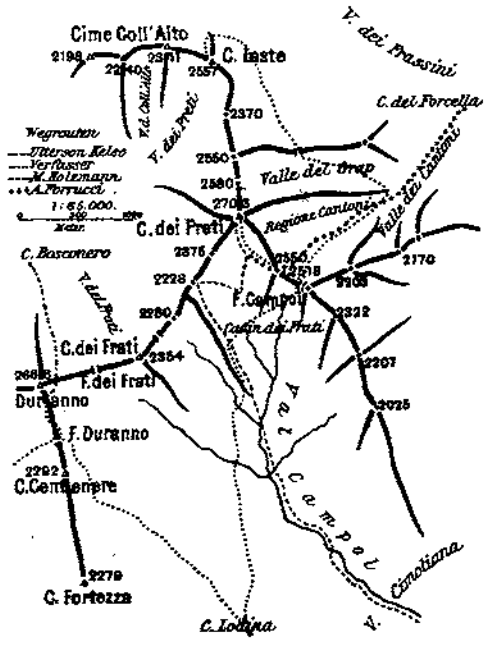
Alle diese Zweigkämme verästeln sich noch vielfach und schließen ein System von Tälchen, Karen und Gräben ein, welches derartig kompliziert und dabei touristisch wenig wichtig ist, daß ich in Rücksicht auf den mir zur Verfügung stehenden Raum darauf verzichten muß, eine detaillierte Schilderung davon zu entwerfen.

[1] Siehe Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1900 und 1901.

Nach Südosten entsendet der Hauptkamm folgende Zweiggrate:

Kurze Grate ohne eigentliche Gipfelbildung: die Cima Spè, P. 2243 und die Cima Sella. Der von letzterer ausgehende Kamm zieht über P. 2154, 2126, 1930 zum Colle Audon, 1978 *m*, und Col di Medri, 1687 *m*. Sie schließen, von Nord nach Süd gerechnet, ein: die Valle Misera, Valle di Lares, Valle dei Frassini.

Die Umgebung der Cima dei Preti ist auf der Karte ziemlich unklar dargestellt. Beifolgende Skizze mag zur Verdeutlichung dieses komplizierten Terrains beitragen.



Vom Duranno löst sich nach Süden ein Zweigkamm ab, der über die Forcella Duranno, 2123 *m*, und die Cima Centenere (Ferrucci), 2292 *m*, zur Cima Fortezza, 2279 *m*, streicht und sich hier teilt. Der östliche Gratast, im Monte Lodina, 1998 *m*, gipfelnd, schließt mit dem südlichen Pretigrat die Val Campol ein, der westliche mit dem Hauptkamme die Val Zemola.

I. Pässe.

a) Der Passo di Val Misera, 2110 *m*, verbindet die Val Anfela mit der Val Misera (Val S. Maria). Nicht besonders lohnend, ohne Schwierigkeit. Von Pieve di Cadore nach Cimolais 8½—9 Stunden.

Von Pieve hinunter zum Ponte di Rauza, circa 600 *m*, über die Anfela und auf der linken (westlichen) Seite der vorerst ungangbaren Val Anfela, steil in die Höhe (mehrere Wege). Nun in das Tal und auf gutem Wege hoch über der Schlucht weiter, dann über eine Brücke (schöne Wasserfälle) an der Casera Anfela vorbei, am rechten (östlichen) Ufer teilweise mühsam auf dem Geröll des Flußbettes und gegen den Talschluß zu wieder auf die westliche Talseite. Die folgende Steilstufe wird auf steilem, steinigem Wege überwunden (auf demselben Wege Quelle), das Gehänge nach Ost gequert und schließlich über Schutt und Gras der Paß gewonnen. 3½ bis 4 Stunden. Die Val Anfela ist sehr eintönig, die Aussicht vom Passe beschränkt.

(Von dem Ponte di Rauza kann man, einem verwahrlosten Steige am rechten Ufer der Anfela folgend, in wenigen Minuten zur Cascata dell' Anfela gelangen. Aus der Val Anfela zieht circa eine halbe Stunde vor dem Passe ein Zickzackweg östlich zur Costa di Vedorchia hinauf, ebenso kann man, eine halbe Stunde unterhalb des Passes nach Osten traversierend, ohne Schwierigkeit auf den von der Forcella Spè zum Vedorchiaplateau ziehenden Weg gelangen.)

Vom Passe über Grashänge durch die Val Misera und weiter wie Nr. 6 a und b.

b) Die Forcella del Frate, 2008 *m*, verbindet die Val Bosco Bello mit der Val dei Frassini. Sehr mühsam, nur in Verbindung mit einer Besteigung lohnend. Von Pieve di Cadore oder Perarolo nach Cimolais circa zehn Stunden. Von Pieve di Cadore auf dem Wege des Passo di Val Misera, aber nach Erreichung der Höhe, statt in die Val Anfela rechts (westlich) ab und dann südlich steil zur Höhe des Col Pelos, 1636 *m*. Nun ziemlich eben unter dem Picco di Roda, 2228 *m*, durch und den Peragrat überschreitend, bis circa 2000 *m* in die oberste Val di Cima Montagna und zur Casera della Grava, 1933 *m*. Nun östlich am Südabsturze des Peragrates

entlang zur Casera Cavaletto, 2000 *m* (nicht immer Wasser), und südlich über Weidehänge zur Forcella zwischen Cima Sella und dem Südgrate der Cima Laste. Über Schutt und Gras herab zur Casera Laghetto, 1874 *m*, und weiter wie bei Nr. 6b.

Von Perarolo über die Brücke auf gutem Wege nach Caralte, 658 *m*, und in Südrichtung am Colle Svalutz, 1290 *m*, vorbei, dann nordöstlich in die Val di Cima Montagna an der gleichnamigen Casera, 1332 *m*, vorüber zur Casera della Grava und weiter wie oben.

c) Forcella Campol; siehe Ersteigung der Cima dei Preti.

d) Forcella dei Frati, circa 2250 *m*. Zwischen der Cima dei Preti und der Cima dei Frati einerseits, zwischen der letzteren und dem Monte Duranno andererseits kann der Grat mühsam aber ohne eigentliche Schwierigkeit überschritten werden. Der von Einheimischen manchmal benutzte und in Verbindung mit einer Ersteigung des Duranno lohnende Übergang führt über die westliche Forcella zwischen der Cima dei Frati und dem Duranno. Von Perarolo nach Cimolais circa neun bis zehn Stunden.

Von Perarolo oder Ponte di Venago (4 *km* weiter südlich) oder Ospita (8 *km* südlich von Perarolo) zur Casera Bosconero, 1732 *m* (fünf Stunden), und von hier erst über Weidegründe, dann über eine steile Schutt- und Schneerinne zur Forcella und südwestlich horizontal traversierend auf die Forcella Duranno (siehe unten).

e) Ein unbenannter, häufig von Jägern betretener Übergang führt aus der Val Zemola zwischen Spalla Duranno und Monte Duranno ohne wesentliche Schwierigkeit zur Casera Bosconero hinab und weiter nach Perarolo etc. (siehe oben).

f) Über die Forcella Pagnac, 1808 *m*, zwischen Monte Città und Cima Rodisdagre, welche die Val Zemola und Val Pagnac verbindet, konnte ich nichts erfahren. Touristisches Interesse besitzt sie nicht.

g) Die Forcella Duranno, 2123 *m*, verbindet die Val Zemola mit der Val Campol und dient als Ausgangspunkt der Durannobesteigung.

Von Erto an der rechten (westlichen) Talseite in die Val Zemola, hoch über der Schlucht des Flusses, dann fast eben durch Wald (herrlicher Talschluß) und einen steilen, bewaldeten Rücken ersteigend, zur Casera Pezzei, 1413 *m* (zwei Stunden). Dann weiter durch Wald, Latschen, nordöstlich an der zerstörten Casera Bozzia, 1669 *m*, vorbei und über Schutt, weglos und sehr steil, zur Forcella, 1½ Stunden. (Man kann auch vom Fuße des bewaldeten Rückens, ohne die Casera Pezzei zu berühren, steil durch Wald und Schutt [Gravina del Duranno] direkt zur Forcella gelangen.)

Von Cimolais in die Val Cimoliana, nach ca. 15 Min. links ab und einen guten Fußsteig benützend, in vielen Windungen an seltsamen Felspartien vorbei, dann durch Wald zur Casera Lodina, 1571 *m* (1½ Stunden), und Casera del Bargon, 1774 *m* (Casera Lodina di sopra). Nun ziemlich eben über Weideterrain, stets mit schöner Aussicht auf die Val Campol und die Cima dei Preti, zum Schlusse sich etwas unterhalb (östlich) des Grates haltend, zur Forcella (zwei Stunden).

II. Besteigungen.

a) Die Cima dei Preti, 2703 *m*, ist die höchste Spitze einer aufgerichteten Platte, die nach Osten in plattigen Absätzen, gegen Westen in ungeheuren Abbrüchen abstürzt. Großartige Aussicht, auch Talblicke. Mühsam, aber nicht besonders schwierig. Von Cimolais ca. 7½ Stunden.

Der erste Ersteiger, M. Holzmann, erreichte die Spitze auf dem schwierigeren Wege durch die Val Campol, der mehrere Varianten zuläßt, und stieg auf dem leichteren Ostwege ab. Beide Wege vereinigen sich auf der Forcella Campol, unmittelbar nördlich von P. 2518 und führen über ein Schuttfeld zuletzt von Westen

leicht zum Gipfel. Die bisher durchgeführten Wegrouten sind auf der Kartenskizze auf S. 321 ersichtlich; der Abstiegsweg Manticas durch die Val Campol dürfte sich ungefähr als eine Kombination unseres Weges mit dem Holzmanns decken. Praktisch hat die Traversierung der Val Campol nur insofern Interesse, als sie ermöglicht, die beiden Könige der Carnischen Voralpen, Cima dei Preti und Duranno, in zwei Tagen zu besteigen. Ein interessantes touristisches Problem wäre die nach meiner Ansicht ausführbare Überschreitung des Nordgrates der Cima dei Preti. Wer von der Cima Laste oder der Casera Laghetto kommt, braucht nicht wie wir den Val del Grap und Regioni Cantoni trennenden Grat zu umgehen, sondern kann ihn dort, wo eine Forcella in Punktiermanier angezeigt ist, unter Benützung einer steilen Schneerinne auf der Nordseite übersteigen. Die Ersteigung von Westen (der Casera Bosconero) über die zwischen dei Frati und der Cima dei Preti liegende Forcella wurde noch nicht ausgeführt. Möglich ist sie jedenfalls.

α) Durch die Val Frassini. Von Cimolais zur Casera del Forcella, 1205 *m*, wie bei Nr. 5 und Nr. 6 (2½ Stunden). Nun links ab, Steigspuren folgend, in die Val dei Cantoni über Weidehänge und durch Latschen; und weiter die begrasten steilen Hänge der Regioni Cantoni hinauf, zum Schlusse meist über Schnee an den Fuß der Plattenhänge. Von hier steuert man (am besten mit Kletterschuhen) dem Winkel zu, den der Südostgrat der Preti und der von P. 2518 nach Osten abzweigende Grat bildet, und erreicht ohne besondere Schwierigkeit die Forcella Campol, ca. 2500 *m* (drei Stunden). Der Südostgrat der Preti steigt von hier zu einer unbedeutenden Spitze an, senkt sich wieder zu ungefähr gleicher Höhe wie die Forcella Campol und wird dann ungangbar bis zur Spitze. Zur zweiten Einsattelung, die auch direkt vom Fuße der Felsen erreicht werden kann, gelangt man, indem man den Grat überschreitet oder unterhalb desselben auf der Ostseite horizontal hinüber traversiert. Von dieser Scharte auf der Westseite ohne jede Schwierigkeit über Geröll zur Spitze (1 St. 15 Min.).

β) Durch die Val Campol. Viel schwieriger zu finden ist der Weg durch dies unglaublich wilde und grossartige Tal. Dieses wird in seiner oberen Hälfte durch einen felsigen, dicht mit Latschen bewachsenen Kamm in zwei Teile zerspalten, die ihrerseits wieder von Schluchten und Gräben zerrissen sind. Es handelt sich nun darum, diesen Kamm zu erreichen, entweder von der Einmündung der Val Campol in die Val Cimoliana das Tal mühsam durchsteigend, oder von der Casera Lodina aus (s. I g) fast eben auf anfänglich gutem Wege hinüber traversierend. Zuerst sind mehrere Rinnen (Wasser) zu queren, dann beginnt ein sehr mühsames Klettern durch Latschen, manchmal unter Benützung eines dicht verwachsenen Steiges, auf den Kamm. An der Ostseite endlich herab in das bis zum Südwestgrate der Preti ziehende Couloir, an der Stelle, wo dieses einen ganz engen, schluchtartigen Charakter annimmt, auf einem Bande die sonst überall senkrecht abbrechenden Wände nach rechts durchsteigend, über sehr steiles, aber nicht eben schwieriges Schutt- und Felsterrain gerade aufwärts zur Forcella Campol und weiter wie bei α.

Aussicht überwältigend. Die Dolomiten von der Palagruppe bis zu den Julischen Alpen, die Ebene von Claut, ein Stück vom Boitatal etc.

b) Monte Duranno, 2668 *m*. Schwierig. Bei schlechtem Wetter sehr gefährlich. Die schönste Zinne der Carnischen Voralpen. Von Erto oder Cimolais ca. 5½—6 Stunden.

Von der Forcella Duranno (s. I g) über die Felsen nördlich gerade hinauf zu einem das Massiv durchsetzenden breiten Schuttbande (hierher gelangt man auch leichter, indem man etwas gegen die Forcella dei Frati hintraversiert und von Osten über teilweise begrastes Terrain aufsteigt. Wer von der Casera Bosconero kommt,

erreicht das Band entweder von der Forcella dei Frati oder kann direkt westlich daselbst hingelangen). Dieses wird ohne Schwierigkeit nach Westen zu verfolgt, bis es bei dem die Südwand des Duranno durchziehenden Riesenkamin abbricht. Etwas vorher über steile Felsen hinauf und nach links in den Kamin. Der Kamin ist sehr steil, das Gestein jedoch fest (Kletterschuhe). Bei schlechtem Wetter Steinfall. Zum Schlusse über leichteres Terrain, Schutt und Schrofen, zum Gipfel (2 bis 2½ Stunden).

Aussicht noch schöner wie von der Cima dei Preti. Cellinatal, Boitatal bis Cortina.

Über die durch einen Einschnitt getrennte Roccia Duranno, 2653 *m*, ist nichts bekannt geworden.

c) Cima Spè, 2318 *m*. Von der Forcella Spè (s. Nr. 6) über den Ostgrat ohne Schwierigkeit zur Spitze (eine halbe Stunde). Aussicht wie von fast allen Gipfeln der Durannogruppe, nach Westen und Norden fast unbeschränkt.

d) Cima di Lares, 2275 *m*. In die oberste Valle di Lares (s. Nr. 6b) und aus dieser von Nordwesten durch eine steile Schuttrinne auf den Grat und Gipfel oder von der Casera Cavalletto (s. Ib) über begrastes Terrain ohne Schwierigkeit zur Spitze.

e) Monte Pera, 2334 *m*. Gratzacken. Von der Cima di Lares meist über Gras ohne Schwierigkeit. Schwieriger vom Pale dell'Ajo über den nicht ganz leichten Grat (L. Patera).[1]) Jedenfalls auch von der Casera Cavalletto (s. Ib) oder vom Passo Val Misera (s. I a) zu P. 2235 hinübertraversierend zu erreichen.

f) Pale dell'Ajo, 2316 *m*. Vom Picco di Roda schwierig über den teilweise wildzerklüfteten Grat (L. Patera).[1])

g) Picco di Roda, 2228 *m*. Schöner, das Talbecken von Pieve di Cadore beherrschender Felsgipfel. Sehr schöne Aussicht. Vermessen. Von der Casera della Grava (s. Ib) in nördlicher Richtung über Almboden, dann mühsam über leichte, schuttbedeckte Felsen zur Spitze (L. Patera).[2]) Oder über Col Pelos (s. Ib) unter dem Picco di Roda hindurchtraversierend von Süden auf die Spitze.

h) Cima Sella, 2332 *m*. Von der Casera Cavalletto (s. Ib) die Weidehänge gerade hinan nach Osten und in südlicher Richtung leicht zu dem Sattel zwischen den beiden fast gleich hohen Gipfeln und auf diese oder direkt von der Forcella del Frate (s. Ib) etwas schwieriger. Auch direkt von der Casera Laghetto (s. Ib, Nr. 6b) durch eine steile Rinne sehr mühsam.

i) Cima di Geja, 2266 *m*, unbestiegen. Von der Casera Cavalletto über Grashänge, zum Schlusse scheinbar nicht ganz leicht.

k) Cima Laste, 2557 *m*. Von der Casera Laghetto (s. Ib, Nr. 6b) über Schafweiden schräg nach links (Südwesten) aufwärts in ein begrüntes Kar und rechts, auf Bändern eine Steilstufe umgehend (auch schwieriger direkt zu erklettern), in die Fortsetzung des Kares und über Schutt auf den Grat. Diesem ein Stück folgend, dann auf der Westseite etwas absteigend in die oberste Val di Geja und in Südrichtung mühsam aber leicht auf den Gipfel.

l) Cima di Coll' Alto, 2198, 2240, 2311 *m*, unbestiegen. Wahrscheinlich aus der Val di Geja ohne erhebliche Schwierigkeiten.

m) Cima dei Frati, 2354 *m*, unbestiegen. Von der Forcella dei Frati (s. Id) jedenfalls nicht leicht.

n—s) Spalla Duranno, 2235 *m* (vermessen), Cima Rodisdagre, 1977 *m*, Monte Città, 2191 *m* (vermessen), Monte Busada, 2211 *m*, Monte Piano, 1943 *m*, Monte Borgà, 2228, 2226, 2045 *m* (vermessen). Begrünte Gipfel, jedenfalls von Hirten und Jägern oft erstiegen. Aus der Val Zemola (s. Ig) oder von Casso (s. Nr. 1) ohne Schwierigkeiten zu erreichen.

---

[1]) und [2]) I. A. XIII., S. 24.

t—v) Cima Centenere, 2292 *m*, Cima Fortezza, 2279 *m*, Monte Lodina, 1998 *m*, erstere über den Grat von der Forcella Duranno (s. Ig), letztere beiden von der Casera Lodina (s. Ig) ohne Schwierigkeit.

w—x) Colle di Tas, 2000 *m*, Sasso di Mezzodi, 2035 *m*, letzterer schöner von Perarolo sichtbarer Felsgipfel. Über Besteigungen ist nichts bekannt. Touristisch ohne Interesse. Von der Casera Bosconero (s. Id) westlich auf den Colle di Tas oder über die Forcella Van di Ruditia zum Sasso di Mezzodi. Wahrscheinlich unschwierig.

13. Die Pregajanegruppe.

Diese Gruppe bildet einen circa 25 *km* langen, von Südwest nach Nordost, dann nach Osten streichenden Kamm, von dem sowohl nach Süden als nach Norden mehrere sekundäre Kämme abzweigen, bis auf einen ohne touristische Bedeutung. Nur der westliche Teil der Gruppe hat Hochgebirgscharakter; zwar besitzt auch die östliche Hälfte schöngeformte Gipfel und wilde Felstäler, aber jene erheben sich nicht mehr bis zu 2000 *m* Höhe und die infolgedessen weithinaufreichende Vegetation mildert das Bild der kahlen, typischen Dolomitlandschaft.

Zwischen der Val Settimana und der Val Cellina beginnt bei Claut der Hauptkamm. Über den unmittelbar hinter Claut aufragenden Monte Liade, 1180 *m*, zieht er über P. 1332, zur Forcella Ciolesan, 1125 *m*, und über P. 1776, 1921 zur Pale di Cione (Ciolesan), 1984 und 2052 *m*; von hier zum Monte Ciol di Sass, 2075 *m*, und über P. 2011, 2057, 2037, 2287 zum Monte Pregajane, 2321 *m*. Die Gipfel des Pregajanestockes sind zahlreich und haben bei den Einheimischen verschiedene Namen. An den Hauptgipfel schließen hier nordöstlich an: P. 2296, 2312 (Cima Meda), Forcella Pregajane, 1917 *m*, P. 1923, 2176, 2263 (Cima Bortoluss), P. 2263, 2223, Forcella Sainons, 1205 *m*, Monte Caserine, 2309 *m*. Von hier nimmt der Grat eine nördliche Richtung an und führt über die Forcella del Pedole, 2032 *m*, zum Monte Burlaton, 2107 *m*, und weiter über die Forcella Quel, 1994 *m*, P. 1909, 1915, 1840, 2012, Vetta Fornezza, 2106 *m*, P. 1987, 2040, 1961, 2026, Cima Libertan oder Ciarescons, 2163 *m*, P. 2063, 1905, 1936, 1887, 1810, 1724, zur Cima Laresei, 1804 *m*. Der Hauptgrat wendet sich von der Vetta Fornezza nach Osten zur Costa Fornezza, 2095 *m*, Forcella Claupe, 1685 *m*, Lastre di Peschies, 1874 *m*, Certelona, 1761 *m*, Cimon di Agar, 1928 *m*, Forcella di Najarda, 1746 *m*, zieht südlich weiter zum Monte Najarda, 1900 *m*, teilt sich beim Monte Frascola, 1963 *m*, und endigt in dem östlichen Ausläufer Monte Boppa Buffon, 1690 *m*, und dem nordöstlichen Ausläufer Monte Costa Paladina, 1771 *m*, bei Tramonti.

Diese beiden Ausläufer schließen die Val Viellia ein, ein vom Monte Burlaton südöstlich abzweigender Grat und das südwärts streichende Stück des Hauptgrates, den Canale Grande. Nach Norden zu mündet in das Tal des Tagliamento die von unbedeutenden Zweigkämmen begrenzte Val Poschiedea mit zahlreichen Nebentälern. Touristisch wichtig sind die Täler des eigentlichen Pregajanestockes: Ciol di Seraus, von Süden diesen Stock durchschneidend, Val S. Francesco zwischen Caserinegrat und östlichem Pregajaneabbruch; Val Sainons, zwischen Libertangrat und Pregajane in die Val Settimana mündend.

Es ist klar, daß ein 25 *km* langer Kamm, der auf mehr als die Hälfte seiner Länge auf Mittelgebirgshöhe sinkt, an zahlreichen Punkten überschritten werden kann; mit Rücksicht auf den mir zur Verfügung stehenden Raum kann ich deshalb nur die wichtigen Pässe anführen.

I. Pässe.

a) Forcella La Croce, circa 1760 *m*. Von Forni di Sotto nach Claut, circa sieben Stunden, leicht. Von Forni di Sotto über den Tagliamento in die Val Poschiedea

(interessante Wildbachverbauungen). Man geht auf dem linken (nördlichen) Ufer, dann bei der Teilung des Tales auf das rechte (südliche) Ufer des jetzt Val dell'Orso heißenden Tales und durch Wald, stets auf gutem Wege zur Paßhöhe (Kreuz, sehr schöne Aussicht auf Pregajanestock, Pramaggiore, Val Settimana, Col Nudo, 3½ Stunden). Nun durch herrlichen Wald hinab zur Malga Libertan, 1526 *m* (Wasser, in schöner Lage), Malga Claß, 1300 *m*, und Malga Pussa, 942 *m*, und weiter wie bei Nr. 7.

b) Forcella di Vetta Fornezza, 1987 *m*. Von Forni di Sotto nach Claut 8 bis 8½ Stunden. Nur in Verbindung mit einer Ersteigung lohnend. Zur Talteilung wie bei a), dann südlich in die Val Ciarescons und über die Baita Ciarescons, 1447 *m*, erst südlich, dann westlich, endlich wieder südlich zu einer in dem von der Cima Libertan östlich ziehenden Grat eingeschnittenen Scharte, 1823 *m*, und über Weiden und Schutt zur Forcella, unmittelbar nördlich der Vetta Fornezza (4—4½ Stunden). Nun mühsam in die Val Sainons, zur Malga Sainons, 1310 *m* (eine Stunde), in wundervoller Lage (imposante Bäume), und durch Wald zur Malga Pussa, 942 *m*. Weiter wie bei Nr. 7.

c—d) Forcella Quel, 1994 *m*, Forcella del Pedole, 2032 *m*, unmittelbar nördlich und südlich des Monte Burlaton. Schwer zu finden und sehr mühsam. Nur in Verbindung mit einer Ersteigung lohnend. Von Tramonti di Sopra nach Claut zehn bis elf Stunden.

Von Tramonti bis Selis wie bei Nr. 8 (circa 2½ Stunden) und nördlich in den Canal Grande. An der Casera Collesit, 842 *m* (Collerit der Karte), vorbei zur Casera Carpeno bassa, 797 *m* (ohne Namen auf der Karte), und nach Westen umbiegend zur Casera Roppa, 1047 *m* (ohne Namen auf der Karte), und Casera Quel, 1413 *m*. Bis hierher Wegspuren, nun weiter meist ohne Weg zur engen Forcella Quel, circa 3½ Stunden. Nun über steiles Geröll über die Cadin di Sainons zur Malga Sainons, 1310 *m* (eine Stunde), und weiter wie bei b).

Oder von Tramonti über Pinet (drei Stunden, s. Nr. 8), nach circa einer halben Stunde aufwärts und nördlich sehr steil auf die Costa Valner, in den Rugo del Clapon und Casera Clapon, 1186 *m*. Dann in Westrichtung mühsam zur Casera Pedole (fehlt auf der Tav.) und Forcella; steil auf der Westseite hinab auf die Cadin di Sainons und weiter wie oben.

e) Forcella Claupe, 1685 *m*, verbindet den Canal di Mezzo (Seitental der Val Poschiedea) mit der Val Brustolat (Seitental des Canal Grande). Von Forni di Sotto nach Tramonti di Sopra, circa neun bis zehn Stunden. In die Val Poschiedea wie bei a) und nach circa 1½ Stunden von Forni links (südlich ab) in das Tal des Canal di Mezzo, der bis zum Ende durchwandert wird (halbwegs Baita Canal di Mezzo, 1181 *m*) und auf die Forcella (2½—3 Stunden). Nun steil herab zur Baita la Croce, 1014 *m* (eine Stunde), und auf besserem Wege durch den Canal Grande nach Selis, 571 *m* (siehe c.), und weiter wie bei Nr. 8.

f) Forcella Mugnol, 1563 *m*, Forcella Najarda, 1746 *m*, touristisch ohne Bedeutung, aber sehr interessant; von Forni di Sotto nach Tramonti di Sopra zehn bis zwölf Stunden. Von Forni über die Brücke von Socrovi und über Stavoli di Ciavraiz, 1039 *m*, Forca del Fossàt, 1125 *m*, Stavoli Ceresares, 1048 *m*, zur Forca della Calada, 1168 *m*, und Casera Agàr (4½ Stunden). Von hier auf die Forcella Najarda und in fünf Minuten rechts auf die Forcella di Foràt, 1780 *m* (eine Stunde). Dann durch die Val la Foos in den Canal Grande und weiter wie bei e).

Oder von der Forcella Najarda zur Casera Najarduzza, 1677 *m*, und über die Forcella Mugnol zum Pian di Chiampz, circa 1200 *m*, und sehr mühsam in die außerordentlich pittoreske Val Viellia, zum Schlusse circa 300 *m* wieder hinauf (1030 *m*) und hinab nach Tramonti (fünf Stunden von Forcella Mugnol).

g, h) Die Forcella Sainons, 2105 *m*, verbindet die Val Sainons und die Val S. Francesco, die Forcella Pregajane, 1917 *m*, verbindet die Val Pregajane und den Ciol di Seraus. Aus dem nördlichsten Teile der Val di Gere (s. Nr. 8), auf dem rechten (westlichen) Flußufer (eine Stunde, Wasser), und nun auf steilem Steige entweder nordöstlich durch die Val S. Francesco unter den Wänden der Cima Caserine durch, über Schutt zur Forcella Sainons und mit wenigen Schritten auf den von der Forcella Quel kommenden Pfad (siehe c, d), oder, in fast nördlicher Richtung steil dem Wege folgend, in die Val Seraus und zur Forcella Pregajane (2½ Stunden). Dann über Schnee und Geröll zur Baita Pregajane, 1384 *m*, Malga Pussa und weiter wie bei Nr. 7.

II. Ersteigungen.

a) Pale di Cione, 1985 *m* (vermessen), und 2052 *m*, Ciolesan. Unerstiegen. Wahrscheinlich ohne Schwierigkeit, ebenso wie

b) Monte Ciol di Sass, 2075 *m* (vermessen). Entweder aus der Val Settimana und Val Ciol di Sass, oder Val Cellina, Val Ciolesan und Val Ciol della Valle, oder Val Cellina, Val di Gere und Val Prendera.

c) Monte Pregajane, 2321 *m*, höchster Gipfel der gleichnamigen Gruppe. Nach Norden in wenig geneigten Platten, nach Süden in schroffen Wänden abstürzend. Hervorragender Aussichtspunkt für die Carnischen Voralpen. Nicht schwierig. Von Claut circa sieben bis acht Stunden.

α) Auf die Forcella Pregajane wie bei 1 h. Nun links (westlich), durch einen Riß auf den Grat, der die Val delle Mede von der Val Pregajane trennt (eine halbe Stunde, schöne Aussicht), herab in das Kar (Cadin di Meda) und, dasselbe von Nordost nach Südsüdwest traversierend, zu einer Scharte südöstlich des höchsten Punktes (eine Stunde) und von da auf die Spitze, eine halbe Stunde.

β) In die Val Settimana (s. Nr. 7) bis zur Einmündung der Val delle Mede (circa drei Stunden) und dieses Tal auf dem rechten Flußufer durchschreitend zu dem Abbruche, der die Cadin di Meda vom Tale trennt und nur auf der rechten (östlichen) Seite durchstiegen werden kann. Dann ziemlich direkt südlich über Schutt, Geröll und Schnee zur Scharte südöstlich des Gipfels und auf diesen.

d) Die übrigen namenlosen Gipfel des Pregajanestockes, wie Cima Meda, 2312 *m*, Cima Bortoluss(?), 2263 *m*, P. 2176, 2223, sind touristisch noch unbetreten. Die erstere ist aus der Cadin di Meda (s. oben), letztere wohl am besten von Süden über Bänder etc. zu erreichen; kaum ganz leicht.

e) Monte Caserine, 2309 *m*, schöner Felsberg. Nicht leichte und komplizierte Ersteigung. Aussicht interessant auf die östliche Pregajanegruppe. Von Claut circa sieben bis acht Stunden.

Von der Forcella Caserata, 1516 *m* (s. Nr. 8), gerade nördlich über brüchige, latschenbewachsene Wände nach links traversierend, in ein nach Süden offenes Kar, dasselbe wird gequert, dann ziemlich leicht auf den Grat. (Der höchste Gipfel ist der dritte von Norden.) Auf dem Grate bald östlich oder westlich ausweichend, der brüchigen Felsen wegen nicht leicht, zum Schlusse unschwierig auf den Gipfel (vier Stunden).

Von der Forcella Sainons, 2105 *m* (s. I g), etwas nach Süden absteigend, dann durch ein enges Couloir und über Wandeln, schuttbedeckte Stufen und durch Kamine ziemlich schwierig, im ganzen in südöstlicher Richtung auf den Grat zwischen zweitem und Hauptgipfel und leicht auf diesen.

f) Monte Burlaton, 2107 *m*, kühne Felsgestalt. Schwierig. Von Claut ca. sieben bis acht Stunden. Von der Scheide zwischen Forcella Quel und del Pedole (s. I c, d), direkt über den Westgrat (Steigeisen) oder auf die Forcella del Pedole, auf der

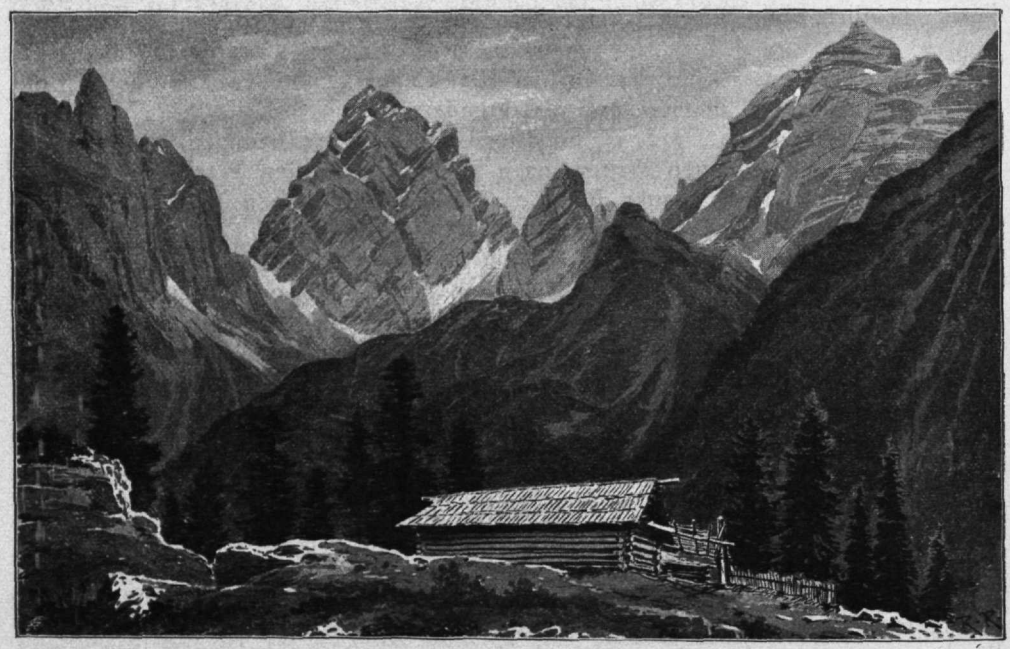
Ostseite etwas absteigend und den Pfad benützend, der zur Casera Landrina führt, dann nach Norden ab, mühsam durch ein langes, steiles Couloir, schwierig über einen plattigen Abbruch, und über äußerst steile mit Gras durchsetzte Felsen zum Gipfel.

g) Monte Burlat, Felsnadel, nördlich des Burlaton. Unerstiegen und von den Einheimischen für unersteiglich gehalten.

h, i) Vetta Fornezza, 2106 *m*, Costa Fornezza, 2095 *m*, beide vermessen. Unbestiegen. Beide wohl aus dem westlichen Talaste des Canal di Mezzo (s. I b) oder der Val Sainons, ohne besondere Schwierigkeit. Touristisch ohne Interesse.

k) Monte Libertan oder Ciarescons, 2163 *m*. Schöner, weithin sichtbarer Fels-

Monte Burlaton, 2107 *m*. Monte Caserine, 2309 *m*.
Forcella del Pedole, 2032 *m*. Forcella Sainons. Cima Crabussa, 2263 *m*.



Monte Burlaton, Monte Caserine und Cima Crabussa vom Val Sainons (Casera Sainons).

berg. Ziemlich schwierig. Von Claut circa sechs Stunden. Von der Casera Libertan, 1526 *m* (s. I a), auf kaum kenntlichem Ziegensteig in östlicher Richtung, dann nach Südsüdost mühsam durch ein Schuttcouloir auf die Forcella Libertan; eine Scharte im Westgrate, welche die Val Libertan und Sainons verbindet. Von hier nach rechts den Grat umgehend, teils mit Hilfe der Latschen kletternd, zum Schlusse durch einen Kamin von Nordosten auf den aus zwei gleichhohen Spitzen bestehenden Gipfel (der nicht, wie auf der Tavolletta angegeben, im Hauptkamme, sondern etwas südwestlich desselben liegt). (1½—2 Stunden.) Weite Aussicht.

l) Cimon di Agar, 1928 *m*. Wahrscheinlich von der Casera Agar, 1633 *m* (s. I f).

m) Monte Najarda, 1900 *m*. (Über die Ersteigung in den Annali de R. Istituto Tecnico di Udine, Serie II, Anno IV 1886.) Von der Forcella Najarda (s. I l).

n) Monte Frascola, 1965 *m*, höchster Gipfel der östlichen Pregajanegruppe. Schwierig. Schöne Aussicht. Interessant. Mühsame Besteigung. Von Tramonti di Sopra neun bis zehn Stunden. In die Val Viellia zur Casera Brusada (drei Stunden)

und an der Casera del Gran Paruz vorüber zum Piano di Chiampz (zwei Stunden, s. If) und Casera dei Chiampz oder Ciamps (eine Stunde). Von hier zur Casera Tamarus, 1½ Stunden, und, das direkt zur Spitze ziehende Couloir östlich umgehend, schwierig zum Gipfel (zwei Stunden). Oder von der Casera Najarduzza (s. If) zur Forca del Bec, 1793 *m* (circa zwei Stunden), und wie oben, nur die letzten 200 *m* auf der Südseite zum Gipfel.

o) Punta di Mezzodi, 1924 *m*. Vermessen. Touristisch ohne Bedeutung. Von Forni di Sotto wohl am besten zur Malga Voiani, 1465 *m*, und von Osten oder Nordosten auf den Gipfel.

14. Die Gruppe des Monte Raut

bildet einen von Osten nach Westen streichenden, circa 22 *km* langen Kamm, der nach Süden in steilen Wänden, nach Norden in bewaldeten, sanfter geneigten Hängen abfällt. Hervorragende Gipfel besitzt diese Gruppe nicht, besuchenswert sind sie hauptsächlich der fast unermeßlichen Aussicht wegen, über Ebene und Meer, über ganz Friaul.

Von der Val Cellina streicht der Grat über die Montagna di Mezzogiorno, unmittelbar südlich von Claut, zum Col delle Pite, 1420 *m*, über P. 1717 und 1862 zum Monte Fratta, 1983 *m*, P. 1982, 2046, 2047, Monte Riccitume, 2067 *m*, P. 2007, und teilt sich bei P. 1969. Der Hauptgrat zieht weiter in im ganzen östlicher Richtung über Forcella Giaveid, 1502 *m*, P. 1662, 1825, Monte Corte, 1812 *m*, Forcella Avalesco, Monte Castello, 1923 *m*, Monte Rautolino, 1806 *m*, Monte Raut 2024, 2025 *m*, Forcella del Monte Raut, 1791 *m*, P. 1860, Monte Dassa, 1661 *m*, Monte Rodolino, 1690 *m*, Monte dei Tuberi, 1470 *m*, Monte Rossa, 1129 *m*. Von P. 1969 löst sich nach Norden ein Grat ab, der über P. 1975 zur Forcella Clautana zieht, 1439 *m*, und dann weiter zum Monte La Gialina, 1634 *m*, P. 1823, Monte Pinzat, 2060 *m*. Hier wendet er sich nach Osten und streicht über Monte Dozaip, 2061 *m*, P. 1825, Monte Pizzon, 1676 und 1707 *m*, Monte Corda, 1463 *m*, Forcella Dodesmala, 974 *m*, zum Col della Luna, 1427 *m*, und Monte Crepa, 998 *m*.

Der Hauptgrat und Zweiggrat schliessen die Val Silisia ein, in die von Süden mehrere von kurzen Kämmen getrennte Zweigtäler münden, so die Val Basso, Val Basson; Val Valina und ebenso sendet der Hauptkamm nach Süden zahlreiche kurze, touristisch unwichtige Gratäste, die von Westen nach Osten folgende Täler einschließen: Val Bettigia, Val Varina (das in seiner oberen Hälfte vier verschiedene Namen trägt), Val Molassa, Val Ledrone, Val Susaibe etc.

Vom Monte Raut löst sich nach Süden ein Grat ab, der zum Monte Piciacis, 1037 *m*, und zur Forcella Palla Barsana, 842 *m*, abfällt und sich dann wieder zum Monte Jouf, 1212 *m*, aufschwingt. Von hier läuft östlich, unterbrochen von der Schlucht der Colvera, ein niederer Hügelkamm bis zur Meduna, der zusammen mit dem Hauptkamme das Becken von Frisanco einschließt.

Dieses außerordentlich fruchtbare Hügelland ist mit Maniago durch eine herrliche, 7 *km* lange Kunststraße verbunden und von zahlreichen Ortschaften belebt, deren größte Frisanco, 514 *m*, und Poffabro, 516 *m*, sind. Die im Süden vorgelagerten Hügel bieten Aussichtspunkte von weit größerer Schönheit, als die hohen Gipfel, da sie noch Einzelheiten zu erblicken gestatten, während man von jenen nur noch eine unendliche, einförmige und fast einfarbige Ebene gewahrt. Die dankbarsten dieser Punkte sind: Madonna di Stangada, 596 *m*, eine Stunde von Frisanco und S. Lorenzo, 682 *m*, 1½ Stunden nördlich von Maniago.

Was ich bei Schilderung der Pregajanegruppe von den Übergängen sagte, gilt in noch erhöhtem Maße von denjenigen der Rautgruppe. Ihre Kämme können fast überall überschritten werden, von touristischer Bedeutung sind jedoch nur

I. Pässe.

a) Die Forcella Clautana, 1439 *m*. Sie verbindet die Val Silisia und die Val Cellina. Von Meduno bis Claut, zehn bis elf Stunden. Mühsam. Von Meduno circa 3¾ *km* auf der Poststraße in das Tal von Tramonti, dann über den Ponte Racli und auf gutem Wege nach Chievolis, 354 *m*, eventuell Unterkunft. Dann sehr mühsam weiter; auf und ab; oftmals über den Fluß zur Casera Pecolat, 542 *m*, wo der eigentliche Aufstieg beginnt (circa fünf Stunden). Nun auf sehr schlechtem, steinigem Wege zur Forcella (2½ Stunden) und durch Wald ebenso steil zum Südende der Val di Gere (eine Stunde) und wie bei Nr. 8 nach Claut.

b) Forcella Giavcid, 1502 *m*, Forcella Avalesco, ohne touristische Bedeutung. Erstere verbindet die oberste Val Silisia mit der Val Molassa, letztere die Val Bassa, welche bei Pecolat (s. oben) in die Val Silisia mündet, mit Val Ledrone.

c) Forcella del Monte Raut (s. Ersteigung desselben).

d) Die Forcella di Palla Borsana, 842 *m*, verbindet das Becken von Frisanco mit der Val Cellina. Von Frisanco nach Poffabro und auf gutem Wege über Merie zur Forcella und steil auf dem von der Forcella La croce (s. Nr. 2) herabkommenden Wege nach Andreis (circa 2½ Stunden).

II. Ersteigungen.

a) Monte Fratta, 1983 *m*. Westlicher Punkt des langen Riccitumegrates. Von Claut 3—3½ Stunden. Aussicht sehr lohnend, besonders auf Ebene, Cellinatal und Cavallogruppe. Ohne Schwierigkeit.

Von Claut eine Viertelstunde östlich auf einer Brücke über die Cellina und die Val Fratta durch Wald südlich hinauf. Bei der Casera Fratta, 1397 *m*, östlich ab auf den Sattel zwischen Fratta und Cima Lastruta, 1763 *m*; dann wieder südlich über begrüntes Karrenterrain und von Südost auf die Spitze.

b) Monte Riccitume, 2067 *m*, höchster Gipfel der Rautgruppe, unschwierig. Aussicht wie oben. Von Claut vier Stunden, östlich circa eine halbe Stunde, dann über die Cellina und sehr steil über Wiesen und Wald auf der westlichen Seite der Val Riccitume zur Casera Riccitume, 1679 *m* (Wasser). Über plattiges, latschenbewachsenes Terrain südöstlich auf den Grat und nach Süden ausweichend von Osten auf die Spitze.

Auch der Grat zwischen Fratta und Riccitume bietet keine besonderen Schwierigkeiten (circa 1—1½ Stunden). Man gelangt zum Schlusse von Süden aus durch einen brüchigen Kamin auf den Grat und von Westen auf den Hauptgipfel.

c—e) Monte Corta, 1812 *m*. Monte Castello, 1923 *m* (vermessen). Monte Rautolino, 1806 *m*. Über Besteigungen ist nichts bekannt. Wahrscheinlich am besten von Norden aus. Von der Val Bassa nicht ganz leicht; Latschenkriecherei. Der Monte Rautolino dürfte vielleicht sogar ernstere Schwierigkeiten bieten.

f) Monte Raut, 2025 und 2024 *m*. Bekannter, oftmals bestiegener Aussichtsberg. Leicht. Von Poffabro vier Stunden. Auf gutem Wege nach Merie. Dann rechts ab auf die vom Raut herabziehenden Grashänge und ein Zickzacksteiglein benutzend (beim Abstiege kann man fast ganz in einer Schuttrunse abfahren) zum Schlusse von Südwesten her (viel Edelweiß) auf die Forcella del Monte Raut, 1791 *m* (drei Stunden). (Der höchste Gipfel liegt etwas zurück gegen Norden. Von der Ebene aus wird stets Punkt 1860 für den Monte Raut gehalten.) Etwas absteigend, quer über Karrenterrain und Blockfelder auf den Grat und einen der beiden Gipfel.

Von Chievolis, 4½ Stunden. Auf einem Wege, der stets in grosser Höhe auf der Nordseite des Hauptgrates, zum Schlusse von Osten in das Kar und auf den Gipfel leitet (bequemer als ersterer Weg). (Mündliche Mitteilung des Herrn Dr. Zatti.)

g) Monte Dassa, 1661 *m*, Monte Radolino, 1690 *m* (vermessen). Über Besteigungen nichts bekannt. Kaum schwierig.

h) Monte Pinzat, 2060 *m*. Nicht schwierig. Sehr malerische Aussicht. Von Claut fünf bis sechs Stunden. Auf die Forcella Caserata, 1516 *m* (s. No. 8), und nach Südwesten über Weidehänge traversierend zur Casera Dozaip, 1806 *m*, und, mehrere Gräben querend, zum Nordgrate des Pinzat, über denselben, und von Nordwesten zuletzt über den Grat auf den latschenbewachsenen Gipfel (1½ Stunden). Aussicht vom südlichen Vorgipfel bedeutend schöner.

i) Monte Dozaip, 2061 *m*. Leicht. Schöne Aussicht. Von der Casera Caserata zur Casera Dozaip, 1806 m, zuerst etwas nach rechts ausweichend und von Nordwesten über Schutt und Gras leicht zum Gipfel (1½ Stunden).

Auch der Grat zwischen Monte Pinzat und Dozaip ist, wenn auch nicht immer ganz leicht, gangbar (viel Edelweiß und sehr schöne Aussicht, 1½ Stunden), ebenso kann man von Pecolat (s. Ia) durch die Val Maschio, bei der Casera Rudis, 1279 m, vorüber, sehr steil, auf den Grat gelangen.

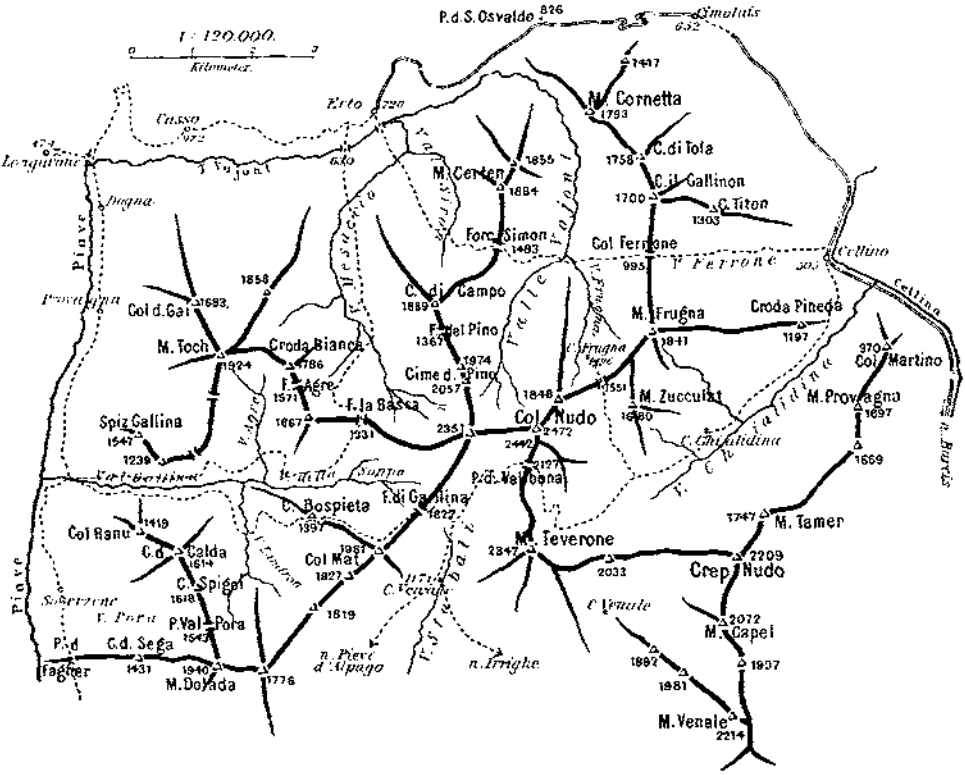
III. Die Gruppe des Monte Cavallo.

Die Gruppe des Monte Cavallo, die zweite Unterabteilung der Carnischen Voralpen, bildet von Erto bis zum Monte Tremol eine circa 20 *km* lange, von Nordwest nach Südost streichende Gebirgskette, die sich an ihrem nördlichen Ende in zahlreiche Zweigkämme auflöst, während sie gegen das friaulische Tiefland zu sich zu einem vorgelagerten, breiten Plateau senkt, das seinerseits äußerst steil zur Ebene abstürzt. Nur der nördliche Teil trägt den Charakter des Hochgebirges, besonders die sich um den Col Nudo gruppierenden Täler, in seinem weiteren Verlaufe wird der mächtige und von unbedeutenden Einschnitten unterbrochene Gebirgswall ziemlich eintönig, und das mag auch der Grund sein, weshalb die leicht zugänglichen Gipfel zum größten Teile touristisch noch unbetreten sind. Die Aussicht ist von fast allen Spitzen der Gruppe außerordentlich dankbar; der Monte Cavallo an ihrem Südende zählt zu den berühmtesten Aussichtsbergen des nordöstlichen Italiens. Aber an alpinen Problemen ist die Cavallogruppe arm, wenn auch immerhin einige anscheinend sehr schwierige Touren des Versuches harren.

Nachstehende Kartenskizze gibt ein Bild des nördlichen Teiles der Gruppe. Vom Monte Venale, 2214 *m*, nimmt der Grat eine südöstliche Richtung an, zieht über die in der Tavoletta nicht angegebene Forca del Lantander (2004 *m*, Marinelli), zum Monte Messer, 2232 *m*, und weiter über P. 2144, 2030, 2051 zum Monte I. Muri, 2047 *m*. Hierauf senkt er sich zur Forcella Grava Piana, 1915 *m*, und steigt über P. 2023 zum Monte Sestier, 2082 *m*. Der Hauptkamm zieht weit in südlicher Richtung über P. 1959er zu einer unbenannten Forcella, 1947 *m* (Forcella Caulana), erreicht die doppelte, südlich und nördlich des P. 2007 liegende Forcella Val Grande, 1960 und 1929 *m*, und über P. 2092 den doppelten Gipfel des Monte Cavallo, 2246 und 2251 *m*. Hier teilt sich der Grat. Ein kurzer südöstlicher Ast endigt im Cimon dei Furlani, 2183 *m*, der zweite zieht in fast südlicher Richtung zum Cimon di Palantina, 2062 *m*, Monte Colombera, 2068 *m*, Monte Tremol, 2007 *m*, und setzt sich von hier in Mittelgebirgshöhe noch circa 10 *km* weit bis zum Col Maggior, 1238 *m*, fort.

Von dem nördlichen Vorgipfel des Monte Cavallo löst sich ein kurzer Gratast nach Nordwesten ab, senkt sich erst zur Forcella Laste, 2042 *m*, und erreicht über P. 2174, Monte Castelat di Val di Piera, 2203 *m*, und P. 2156 den Monte Guslon, 2194 *m*. Ein noch unbedeutenderer Zweiggrat streicht von P. 1960 des Hauptkammes nach Nordosten, zieht zum Monte Caulana, 2068 *m*, und in seiner Fortsetzung zur Forcella Cassa, 1610 *m*, und Monte J. Piz, 1755 *m*.

Die Plateauränder umgeben in mächtigem, über 30 *km* langem Bogen die zwischen ihnen und dem Hauptkamme gelegenen Hochebenen des Bosco del Cansiglio und Pian del Cavallo. Sie erreichen nirgends mehr die Höhe von 2000 *m*, ihre höchsten, der Aussicht wegen oft besuchten Erhebungen sind der Monte Mirifret, 1579 *m*, Monte Pizzoc, 1572 *m*, südöstlich des Lago di S. Croce; Pala Fontana, 1633 *m*, Monte Castelat, 1647 *m*, und Pala d'Altei, 1529 *m*, auf der Ostseite der Hochebene. Zahlreich sind die Übergänge, welche den langen Kamm der Cavallogruppe durchschneiden, die wichtigeren sind die folgenden:



I. Pässe.

Im Hauptkamme:

a) Passo di Valbona, 2127 m. Nicht unschwierig, nur mit einer Besteigung des Col Nudo lohnend. Von Claut bis Ponte nelle Alpi circa zwölf Stunden. Von Claut auf dem Wege nach Barcis (s. Nr. 2) und nach circa einer Stunde westlich ab in die grossartige Val Chialidina. Erst auf gutem Steige, dann fast weglos durch Wald in den hintersten Talgrund und nach Norden umbiegend über steile Platten (Kletterschuhe angenehm), zuletzt Steigspuren folgend auf den breiten, begrünten Einschnitt des Passes (fünf Stunden).

Von Ponte nelle Alpi (ganz leicht) auf der Strasse nach Pieve d'Alpago und fast eben mit herrlicher Aussicht auf gutem Wege in die Val Stabali. Von der Casera Venale steiler, erst auf dem rechten Bachufer, dann links hinüber und auf steinigem Wege, dann über begrüntes Terrain zum Passe, circa vier Stunden von Pieve.

b) Die Forca del Lantander, 206.4 *m* (Marinelli), verbindet die Val di Tesa mit der Val Prescudino. Überschreitung nicht bekannt.

c) Die Forcella Grava Piana, 1915 *m*, verbindet die Val Salatis mit der Val Pentina. Fußsteig. Überschreitung nicht bekannt.

d) Die Forcella Valgrande, 1960 und 1929 *m*, verbindet die Val Sperlonga (südliches Seitental der Val Salatis) mit der Val Grande. Jedenfalls ohne Schwierigkeit. Überschreitung nicht bekannt.

Südlich des Monte Tremol verbinden mehrere unschwierige Wege Bosco del Cansiglio und Pian del Cavallo. Sie sind ohne touristische Bedeutung.

In den Seitenkämmen:

e) Die Forcella Gallina, 1827 *m*, verbindet die Val Gallina mit der Val Stabali. Sehr mühsam. Von Longarone direktester Anstieg auf den Col Nudo. Von Longarone auf dem linken Piaveufer auf gutem Wege durch Dogna und Provagna an den Eingang der Val Gallina, auf der südlichen Talseite erst steil empor, dann bequem durch Wald (Wasser) und den Graben des Rui del Fonte ausgehend herab zum Fluß. Nun scharf links durch ein Schuttcouloir und auf sehr schlechtem Wege zu einer Hütte; direkt südlich der Casera Rospietà, 1397 *m*. Am besten von hier gerade hinauf über Gras, Felsen und Gestrüpp zu einem den Westgrat des Col Mat circa 50 *m* unter dem Gipfel horizontal schneidenden Schafsteige und nach circa einer Viertelstunde den Grat überschreitend, auf der Südseite horizontal weiter, immer in Nordrichtung (Edelweiß) bis zum tiefsten Grateinschnitt, von wo ein schlechter Steig über Platten und Geröll in die Val Stabali führt. Bis zur Casera Venale circa acht bis neun Stunden.

f) Forcella la Bassa, 1331 *m*. Verbindet die Val Gallina mit der Val Mesaccio. Ohne touristische Bedeutung. Überall Viehsteige.

g) Forcella del Pino, 1367 *m*. Verbindet die Val Mesaccio mit der obersten Val Vajont. Touristisch unbekannt.

h—i) Forcella Simon, 1483 *m*, verbindet die Val Vajont mit ihrem oberen Teile, da die Vajontschlucht selbst ungangbar ist. Hat nur praktischen Wert in Verbindung mit dem Col Ferrone, 995 *m*, der die obere Val Vajont mit der Val Ferrone (Val Cellina) verbindet. Äußerst interessante Variante des Weges Longarone—Claut, aber länger als der gewöhnliche Weg (circa sieben Stunden). Von Erto (s. Nr. 1) zum Vajont herab (Brücke) und in die Val Siron. Man geht fast eben über Wiesen, dann durch Wald, immer auf gutem Wege zur Forcella Simon. Nun äußerst steil durch Wald, Steigspuren folgend, gerade herab, später nach links traversierend und wieder sehr steil hinab zum Vereinigungspunkte des obersten Vajonttales mit der Val Frugna. Umgebung großartig, ein Bild absolutester Einsamkeit (Wasser, Hütte). Über den Torrente Frugna und auf besserem Steige auf den Col Ferrone. Ein Wiesenplateau überschreitend, nun auf gutem Wege bequem in die Val Cellina und weiter wie bei Nr. 2 nach Claut.

II. Ersteigungen.

a) Col Nudo, 2472 *m*. Nach Norden in imponierenden Wänden abstürzender Felsklotz. Leicht und sehr lohnend. Hervorragendster Aussichtsberg der Carnischen Voralpen. Vom Passo di Valbona (s. I a) ohne Schwierigkeit über den bequem gangbaren Südgrat zum Signalgipfel und leicht zur Spitze (eine Stunde). Oder ebenso leicht für von Süden Kommende aus der Val Stabali mit Vermeidung des Passo di Val Bona über Trümmer und Schutthänge direkt zum Gipfel. Etwas schwieriger von der Forcella Gallina (s. I e) über den Grat zu P. 2351 und über den Westgrat auf die Spitze. Besser etwas absteigend in das Kar des Südabfalles. (Übernachten eventuell in der Casera Chialidina oder Venale.)

b) Cime di Pino, 1974 und 2057 *m*. Diese beiden kühnen Felstürme bieten von allen Seiten einen abschreckenden Anblick. Unerstiegen. Ein Versuch müßte aus der obersten Val Mesaccio aus unternommen werden.

c, d) Col Mat, 1961 und 1927 *m*, Monte Dolada, 1940 *m*. Unansehnliche Erhebungen des langen, von P. 2351 südwärts streichenden Grates. Ersterer von

Westen und Osten unschwierig zu ersteigen, letzterer von Südosten wohl am besten zugänglich. Aus der Val Gallina kaum leicht.

e—i) Monte Toch, 1924 *m*, Monte Certen, 1884 *m*, Monte Cornetta, 1793 *m*, Monte Frugna, 1841 *m*. Cima il Gallinon, 1706 *m*. Touristisch unerstiegen, wenig bedeutende Gipfel.

k) Monte Teverone, 2347 *m*. Schöner, nach Norden in Steilwänden, nach Süden in begrasten Hängen abstürzender Gipfel. Vermessen. Jedenfalls über steile, von Wandeln unterbrochene Grashänge des Südostgrates zu erreichen. Wahrscheinlich auch aus der innersten Val di Funes. Aussicht beherrschend.

l) Crep Nudo, 2209 *m*. Zeigt sich aus der Val Cellina als prächtige Felspyramide. Vermessen. Aus der Val di Funes wohl ohne Schwierigkeit. Der ihn mit dem Monte Teverone verbindende, lange Grat soll schwierig aus der Val Chialidina zu ersteigen sein.

m) Monte Capel, 2072 *m*. Unerstiegen. Aus der Val di Funes. Auch scheint der Grat vom Crep Nudo gangbar zu sein.

n) Monte Venale, 2214 *m*. Vermessen. Über Besteigungsversuche ist nichts bekannt geworden; doch scheint eine Ersteigung von Südwesten keine besonderen Schwierigkeiten zu bieten.

o) Monte Messer, 2232 *m*. Von Tambre oder Irrighe zur Casera Lantander, 1313 *m*, über Schutthalden und durch ein Couloir auf die Forca di Lantander, 2004 *m*. Von hier über begrüntes Terrain und den Südgrat auf die Spitze. 50 Minuten von der Forca.

p) Monti I. Muri. Dreigipfliges Felsmassiv. Höchster Gipfel 2051 *m*, 2047 *m*. Vermessen. Von Barcis (s. Nr. 2) in die Val Pentina und bei der Talteilung in die westliche Abzweigung Val di Sass zur Casera I. Muri, 1610 *m*. Bis hierher Steig. Um einen Felsvorsprung herum durch ein Couloir westlich desselben auf eine Scharte (Forcella I. Muri) und über den Südostgrat nicht ganz leicht auf die Spitze. (Die höchste Spitze scheint noch unerstiegen.) Mühsamer ist der Anstieg durch die Val Prescudino über den Palazzo di Prescudino. Aussicht sehr lohnend.

q) Monte Sestier, 2082 *m*. Über eine Ersteigung ist nichts bekannt. Ein Versuch hätte wohl von der Casera I. Muri (s. oben) über die Nordseite zu erfolgen.

r) Monte Caulana, 2068 *m*, vermessen. Kaum schwierig.

s) Monte Cavallo, 2251 *m*. Berühmter Aussichtsberg. Unschwierig. Die Anstiege vom Real Palazzo del Bosco del Cansiglio (s. später) über Canaje, 1102 *m*, und Casera Palantina, 1516 *m*, circa vier bis fünf Stunden und von Tambre d'Alpago, 922 *m*, über Piano della Scala unter der Cima della Vacche durch sind markiert. Beide treffen sich etwas vor Erreichung der Forcella Laste, 2042 *m*, welche die Valle di Piera mit der Val Sperlonga verbindet. Von der Forcella unterhalb des Grates erst in östlicher, dann südlicher Richtung und zuletzt von Westen steil auf den Gipfel. (Edelweiß.) (Vom Übernachten in der Casera Palantina muß trotz der bequemen Lage und der Freundlichkeit der Sennen abgeraten werden.) Nach Canaje trifft man kein Wasser mehr.

t—v) Cimon di Palantina, 2062 *m*, Cimon dei Furlani, 2183 *m*, Monte Colombera, 2068 *m*, Monte Tremol, 2007 *m*. Unbedeutende, vom Cavollo weit überragte Gipfel, die wohl alle auch schon touristischen Besuch erhalten haben. Ausgangspunkt ist für von Vittorio Kommende die Casera Palantina, 1516 *m*, von Osten Piano del Cavallo und die Casera Caovilla, 1295 *m*.

w—y) Cima delle Vacche, 2057 *m*, Monte Castelat di Val di Piera, 2203 und 2174 *m*, Monte Guslon, 2194 *m*. Ohne Schwierigkeit zugängliche Gipfel. Letztere beiden sind anscheinend von der Forcella Laste (siehe r) leicht zu erreichen. Über touristische Besteigungen ist nichts bekannt geworden.

Bosco del Cansiglio und Piano del Cavallo.

Die südliche, an mehreren Punkten leicht überschreitbare Fortsetzung des Hauptkammes der Cavallogruppe trennt zwei Hochflächen. Die westliche derselben, das R. Bosco del Cansiglio, erstreckt sich über einen Raum von 7021 *ha*, von denen 1300 mit Wiesen, die übrigen mit Wald bedeckt sind. Bedeutend weniger ausgedehnt ist der Piano del Cavallo auf der Ostseite der Gruppe. Von Vittorio führt eine Straße über den Cansiglio nach Farra d'Alpago, außerdem ist der Weg von Vittorio über Tregona, Piai und Casera Cadolten markiert. In der Mitte des Cansiglio gewährt der Real Palazzo, 1030 *m*, der zugleich als Dienstwohnung der Forstinspektoren dient, vorzügliche Unterkunft, auch für längere Zeit. Auch die Casone Canaie, 1102 *m* (1½ Stunden nördlich von R. Palazzo), ist als Ausgangspunkt für die Besteigung des Monte Cavallo etc. zu empfehlen.

Gruppe des Monte Cavallo (Bosco del Cansiglio mit Real Palazzo).

Die landschaftliche Scenerie des Cansiglio ist höchst eigenartig. Die Aussicht ist nur nach Norden frei auf die Cavallogruppe, die bis zum Col Nudo zu übersehen ist; auf den anderen drei Seiten legen sich teils bewaldete, teils kahle Hügelketten vor. Die so gebildete Mulde ist bedeckt mit herrlichem Buchen- und Fichtenwalde. Selbst im waldberühmten Deutschland werden prächtigere Bäume wohl selten zu sehen sein. Stundenlang kann man im Walde herumstreichen. Bald tritt man auf eine Erhebung der Plateauränder, und sieht weit hinaus über die flußdurchschnittene Ebene bis zum Meere, oder man trifft auf rings vom schweigenden Walde umschlossene, von Kühen belebte Wiesen, oder man erreicht weiter gegen Norden zu jene sanftgeneigten, zum Cavallo hinziehenden Weidegründe, wo ungeheure Buchen, einzeln emporragend oder zu Gruppen geformt, das Bild eines englischen Parkes geben. Nur eines fehlt, die Heimatsillusion vollständig zu machen: das Wasser. Kein Bach fließt durch die dunklen Laubgewölbe, kein geheimnisvoller See spiegelt die mächtigen Blätterkronen wieder, nur das Aufschlagen des Fußes auf steinigem Wege und das leise Rauschen der vom Winde bewegten Wipfel unterbricht die tiefe Stille.

Über den Piano del Cavallo, circa 1300 *m*, führt ein sehr anstrengender, aber hochinteressanter Übergang von Aviano, 159 *m*, oder Polcenigo, 40 *m*, nach Barcis (s. Nr. 2) und weiter nach Claut. (Aviano—Barcis circa zwölf Stunden.) Dürftige Unterkunft ist in einer der zahlreichen auf der Hochfläche zerstreuten Caseren zu finden. Von Aviano gelangt man auf gutem Wege nach Costa und Madonna del Monte, 341 *m* (8. Sept. Wallfahrt), über steile Wiesenflächen zu einer Quelle und an der Casera Montagna, 622 *m*, vorüber zum Ostrande des Plateaus (circa sechs Stunden). In wenigen Minuten ist nun der höchste Punkt des Piano del Cavallo erreicht, der von hier wie ein breites Tal anzusehen ist, im Westen von dem Hauptkamme der Cavallogruppe, im Osten von den Plateaurändern abgeschlossen. Nach anderthalb-

stündigem Marsche in nördlicher Richtung trifft man auf die kalte Quelle Tornidor, 1182 *m*, und hier beginnt der Abstieg in das waldbedeckte Tal des Torrente Isola, und seine Fortsetzung, die Val Caltea. Die Aussicht ist beschränkt, wer jedoch wenige Meter auf der östlichen Talseite emporsteigt, gewinnt einen herrlichen Blick über die Val Cellina, die Gruppe der Monte Raut, Duranno und Preti. Von der Casera Caulana, circa 1050 *m*, wird der Weg sehr gut und führt in circa zwei Stunden nach Barcis.

Schluß.

Die Clautanischen Voralpen und die Gruppe des Monte Cavallo bedecken einen größeren Flächenraum als z. B. das Karwendelgebirge; es ist daher, mit Rücksicht auf den mir zugemessenen Raum, ausgeschlossen, eine genaue Schilderung von ihnen zu geben. Diese Notwendigkeit der Beschränkung erscheint mir angesichts der heutigen weiten Verbreitung alpinen Wissens als ein Vorzug. Die häufiger vorkommenden Alpentypen sind zu bekannt, um einer eingehenden Schilderung zu bedürfen. So wird allein schon die Kenntnis, daß jenes Gebiet den Dolomiten angehört, in den Lesern der Zeitschrift eine im allgemeinen zutreffende Vorstellung von seiner landschaftlichen Charakteristik erwecken. Mein Bestreben bestand daher wesentlich darin, neben Angabe der wichtigsten Pässe und Gipfelanstiege, diejenigen Eigentümlichkeiten hervorzuheben, welche die alpine Individualität der westlichen Carnischen Voralpen ausmachen, ihr Steinskelett übersichtlich in die einzelnen Teile zu zerlegen und gleichsam die Seele derselben in der Erzählung dabei erlebter Stimmungen festzuhalten. Wenn ich die vorliegende Arbeit überblicke, muß ich mir sagen, daß mir diese Aufgabe nicht gelungen ist und nicht gelingen konnte.

Denn diesem ausgedehnten Alpengebiete fehlt der einheitliche Stimmungscharakter. Keine Brücke der Empfindung führt von den zackenstarrenden, furchterweckenden Graten der Monfalconi zu den träumenden Wäldern des Cansiglio, aus den düsteren, engen Schluchten der Meduna in die lichtdurchflossenen, fruchtbaren Becken von Frisanco und Alpago, von den schutterfüllten, dem Leben verschlossenen Karen der Cridola- und Pretigruppe auf die sonnigen Höhen, wo nur der Himmel dem Auge Grenzen setzt. Gerade dort, wo die Alpenwelt sich vom italischen Boden hebt, durchläuft die Natur alle Nuancen der Schönheit, und ein Marsch von wenigen Stunden zeigt uns ihr Antlitz lächelnd in harmloser Freude und erstarrt in unbegreiflicher Erhabenheit.

Wo die Schilderung versagt, muß das Erlebnis einsetzen. Ein fruchtloses Streben würde es sein, im anderen das als deutliches Bild erstehen lassen zu wollen, was die eigene Erinnerung kaum mehr in voller Frische festhält. Herrliche Tage voll eigenartigen Genusses habe ich da drunten erlebt, in einsamer Bergeswelt, wo der Lärm des Lebens ungehört vorübertost, und wenn ein kleines Häuflein der die Dolomiten überschwemmenden Alpinisten dahin die Schritte lenkt, wenn ihnen der vorliegende Aufsatz einige der Mühen und Anstrengungen erspart, die Reschreiter und ich zu erdulden hatten, dann ist der Zweck desselben erfüllt: die Ausflugsgebiete deutscher Bergsteiger um ein neues, in jeder Beziehung außerordentlich lohnendes zu erweitern!

Berichtigungen.

Auf dem Bilde, Zeitschr. des D. u. Ö. A.-V. 1901, S. 414, ist der als Cima Lescion bezeichnete Gipfel der P. 2351. Der in der Mitte des Bildes befindliche Felsturm ist die Cima Lescion. Doch ist der höchste Punkt nicht sichtbar.

Auf dem Bilde, Zeitschr. des D. u. Ö. A.-V. 1900, S. 379, ist der fälschlich mit 2429 *m* kotierte Gipfel der Cime Cadin der von Dr. Schuster und Genossen (siehe Zeitschr. 1901, S. 411) bestiegene Punkt 2386. P. 2429 ist nicht sichtbar.

Der von Erich König in der Monfalconegruppe erstiegene Gipfel ist P. 2424 (nördlich vom Monte Castellatto, Zeitschr. 1901, S. 408), (Mitteil. des D. u. Ö. A.-V. 1901, S. 284), die Cima Toro ist daher noch unerstiegen.

Nachträge.

Eine kurze Beschreibung der von Dr. Schuster und Genossen 1901 in den Clautaner Voralpen ausgeführten Touren erschien in der Ö. A.-Z. XXIII., S. 250 ff.

Lothar Patera aus Wien vollführte in der Zeit vom 13.—23. August 1900 folgende Neuersteigungen in den Clautaner Voralpen:

I. Cridolagruppe. Erste Traversierung der Cridola von Ost nach West.
II. Monfalconegruppe. Erste Ersteigung des Monfalcone di Forni und des P. 2344 im Orticellograte.
III. Pramaggioregruppe. Erste Ersteigung des Crodon di Brica, des P. 2245 (Vorgipfel der Cima Fantolina), der Cima Lescion und des Monte Ferrara.
IV. Gruppe des Durarino. Erste Ersteigung des Picco di Roda, Pale dell'Ajo und Monte Pera (siehe Gebirgsfreund 1901, S. 47, Ö. A.-Z. XXIII, S. 297, I. A. XIII, S. 23).

Eine ausführliche Ersteigungsgeschichte des Monfalcone di Forni (von dem Verfasser Crodon di Giaf benannt) von Leonida d'Agostini erschien I. A. XIII, S. 1. ff. (mit Bild).

Eine neue Zusammenstellung der in den Clautaner Voralpen befindlichen Punkte über 2000 *m* gibt A. Ferrucci in I. A. XIII., S. 28 ff.

Wandertage im Prampergebirge.

Von

Alfred von Radio-Radiis.

Abseits von den gewohnheitsmäßigen Pfaden, verborgen und vereinsamt, erhebt sich das Prampergebirge, umspült von den eisigen, kristallklaren Fluten des Maë, überwölbt vom tiefblauen, lichtvolleren Himmel Italiens. Der so erdrückenden Nähe berühmter Bergeshäupter ist es wohl zuzuschreiben, daß seine romantischen Täler, seine Schluchten und Höhen bisher nur selten das Ziel wanderfroher Menschen wurden; dank jenem Umstande finden wir hier alles noch im harmonischen Urzustande vor.

Knapp über dem, von einem arbeitsamen, lebensfrohen Volke bewohnten Zoldotale, in welchem wir allüberall Reste einer Jahrhunderte alten Kultur vorfinden, steigen harzduftende, waldreiche Hänge zu üppigen Alpenmatten empor; auf ihren taufrischen Flächen tummeln sich zahlreiche Herden, begleitet vom hellen Klange ihrer Glocken und dem frohen Sang der Hirten. Über all dies Leben erheben sich die bald bleichen, bald farbenreichen Dolomitfelsen in scharf gezeichneten Linien zu aussichtsreichen, zerborstenen Gipfeln.

Die folgenden Zeilen sollen, wenn auch bescheiden, zur Bekanntmachung unserer Bergwelt beitragen, und dermalen sowohl jenen vereinsamten Höhen die ihnen gebührende Stellung in der alpinen Literatur einräumen, wie auch, in dem geehrten Leserkreise vielleicht Interesse weckend, manchen veranlassen, die eine oder andere dieser Zinnen zu besuchen.

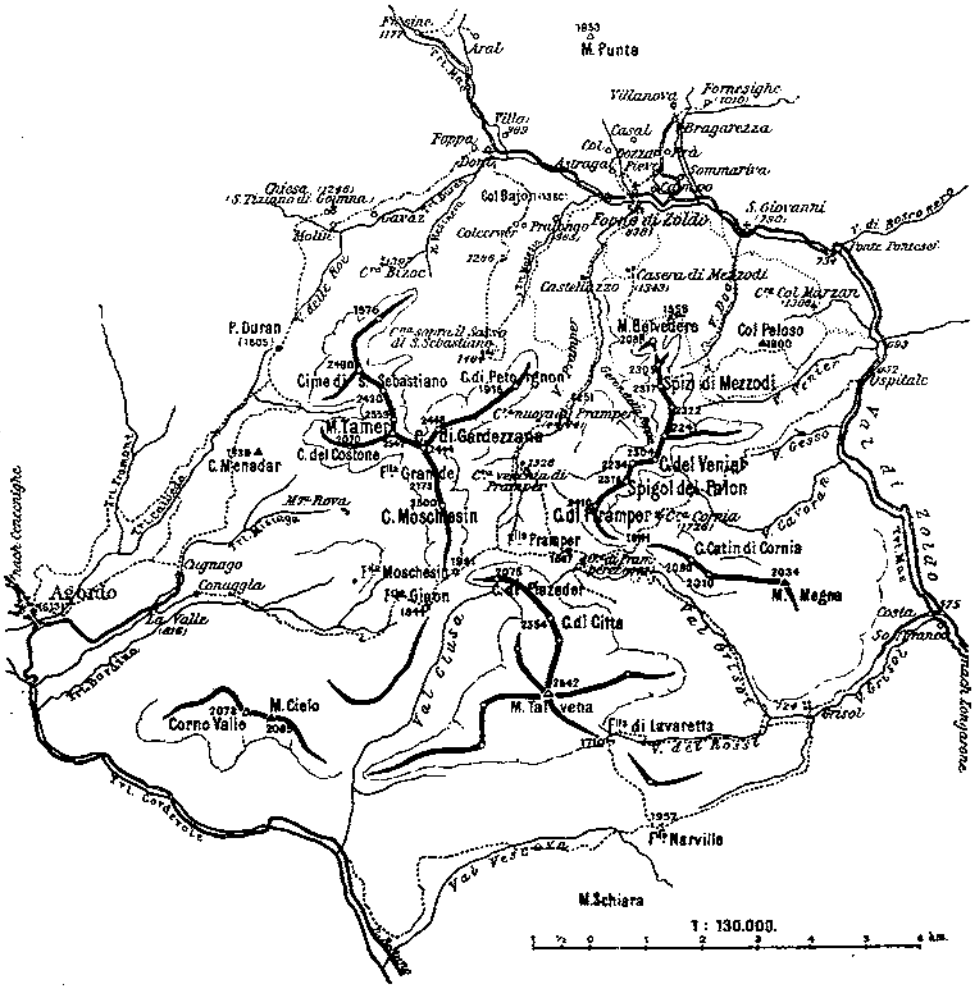
---

26. August 1899.

Donnergrollen weckt mich aus Träumen. Rings um mich her brandet an den schroffen, starren Felsklippen ein wogendes Nebelmeer und über dem Gletscherbecken des Pelmo, auf dessen Gipfel ich jetzt weile, lagern schwere Wolken; doch ehe ich zum Aufbruche rüste, jagt ein frischer Ost die Dünste auseinander und zerfasert sie schnell in immer durchsichtiger werdende Schleier. Bald blaut wieder unendlich klarer Sonnenhimmel über den trotzigen Dolomitzinnen. S. Vito früh des Morgens verlassend, war ich hier heraufgestiegen, um dem altberühmten Pelmo meinen Besuch abzustatten und von ihm aus sowohl das Zoldotal zu übersehen, als auch einen genauen Einblick in das Prampergebirge zu erhalten; hatte ich es mir doch zur Aufgabe gemacht, seine wichtigsten Täler zu besuchen und seine dominierenden Höhen zu erklimmen.

Das Prampergebirge ist ein Teil jenes Gebirgskomplexes, welcher, durch den Passo Duran vom Civettastocke geschieden, sich in nordsüdlicher Richtung, umflossen von Maë, Piave und Cordevole, gegen Belluno hinzieht. Die Val Vescova, Forcella di Lavaretto, Val dei Rossi und Val Grisol trennen das Gebirgssystem in zwei Teile: Wir haben im Süden die Gruppe des Monte Schiara, im Norden das Prampergebirge. Der nördlich der Forcella di Lavaretto sich erhebende, flachgewölbte Monte

Talvena bildet den Wurzelpunkt unseres Gebirgsstockes. Von ihm zieht gegen Forno di Zoldo hinab das prächtige Prampertal, zu beiden Seiten von den Felsmauern des gleichnamigen Gebirges eingeschlossen. Diese Berggruppe gliedert sich der beiderseitigen Talbegrenzung entsprechend in zwei Äste, welche fast parallel verlaufen. Dem westlichen, jenseits der Forcella Moschesin aufstrebenden Zuge entragt die gleichbenannte Cima Moschesin, 2500 *m*, mit der darauffolgenden Forcella Grande, die beiden Cime di Gardezzana, 2448 und 2444 *m*, und schließlich ein langer Felsgrat mit der höchsten Erhebung, dem Monte Tamer, 2547—2559 *m*, und den



beiden Cime di S. Sebastiano, 2420 und 2490 *m*. In einem von der höchsten, über die niedrigere Cima di Gardezzana in nordöstlicher Richtung abziehenden Kamme liegt die weit gegen das Tal vorbauende, aussichtsreiche Cima di Petorgnon, 1915 *m*. Der vom Monte Talvena nächst der Forcella di Pramper dahinstreichende östliche Zug enthält die eigentliche Cima di Pramper, 2410 *m*, den schlanken Spigol del Palon, 2316 *m*, die Cima del Venier, 2304 *m*, die aussichtsreiche, unschwierig zugängliche Cima del Coro, 2241 *m*, sowie schließlich die kecken Felstürme des dreigipfeligen Spiz di Mezzodi, Südgipfel 2322 *m*, Mittelgipfel 2317 *m*, Nordgipfel 2305 *m*.

Touristisch ist der Gruppe bisher kaum noch Erwähnung getan worden. Die infolgedessen ganz dürftige Ersteigungsgeschichte jener Berge beginnt mit dem

Berichte über eine Tour, welche G. und O. Marinelli, Em. Favretto, Pietro da Pra und Riccardo, der damals ganz junge Sohn des Wirtes Cercena, am 9. August 1888 mit dem Träger Aug. Remor von Forno di Zoldo aus auf die Höhe des Kammes der Cime di S. Sebastiano unternahmen.[1]) Die nach Norden den Felskamm abschliessende, niedere (!) Spitze könnte (so heißt es in dem Berichte) mit einem guten Führer wohl erklommen werden, während die höhere (!) Südspitze unersteiglich sei. Diese Angabe läßt vermuten, daß die Genannten damals die Scharte zwischen dem südlichen höheren Berg, also dem Monte Tamer, und der niedrigeren Cima di S. Sebastiano betreten haben. Über weitere touristische Ersteigungsversuche ist nichts in die Öffentlichkeit gedrungen, doch wurden inzwischen die beiden Cime di S. Sebastiano zu Vermessungszwecken erstiegen. Der höchste Gipfel der ganzen Gruppe, der Monte Tamer, wurde 1892 zum ersten Male von Agordo aus bestiegen,[2]) während im Jahre 1893 der Spiz di Mezzodi seine ersten Bezwinger fand.[3]) Der allseits leicht zugängliche Rücken des Monte Talvena bietet der Ersteigung keine wesentlichen Schwierigkeiten; Rodolfo Protti aus Belluno hat touristisch zuerst seiner Erwähnung getan.[4])

Damit wäre die alpine Literatur über das Prampergebirge erschöpft und es erübrigt nur noch zu erwähnen, daß vor mir unter allen anderen Gipfeln dieses Zuges nur die Nordostspitze der Cime di Gardezzana von Bergsteigern besucht wurde.[5])

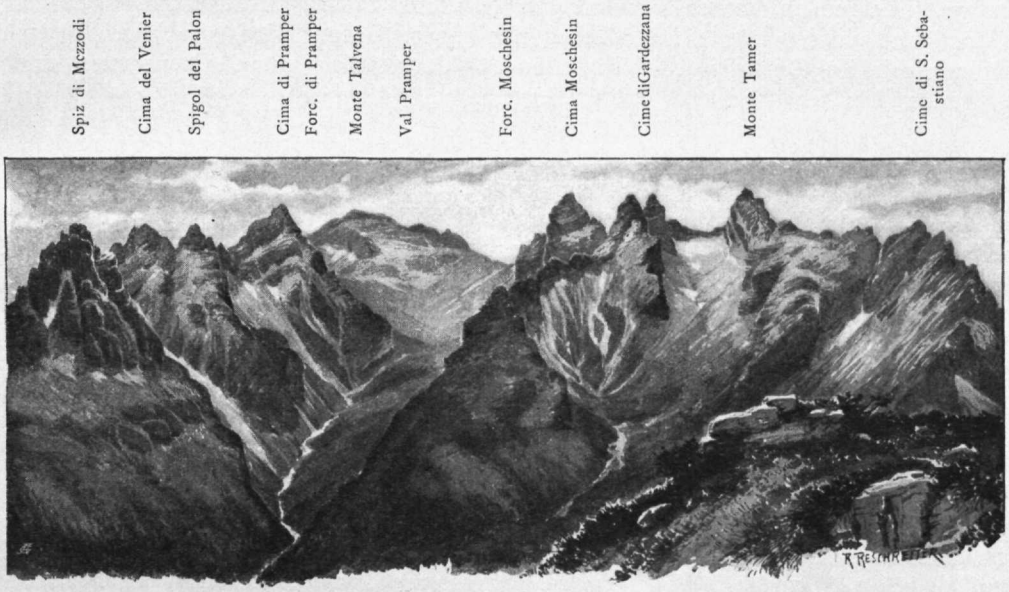
Die Zeit zum Aufbruche mahnt, rasch nehme ich Abschied von meinem schönen Berge und den im Umkreise stehenden mächtigen Recken. In sausender Fahrt geht's über den Gletscher, dann in tollen Sprüngen über das lose Geröll, die Mulde hinab zum Bande; nur zu bald ist sein Ende und kaum eine Stunde nach Verlassen des Gipfels die Hütte erreicht. Wie ein grüner Teppich umwallen die weichen Matten den Fuss der mächtigen Felsbastion und gar wohl ist's auf ihnen zu wandeln. Unbehindert schweift der Blick über die weiten Flächen, wo emsige Mähder duftendes Heu zu Haufen schichten. Je tiefer man gegen das Tal hinabsteigt, desto gewaltiger erscheinen so manche früher noch unscheinbare Gipfel des Prampergebirges. Bei Fusine betrat ich das Zoldotal. Die längs des rauschenden Maë dahinführende Straße bietet dem Wanderer so manchen malerischen Ausblick; um eine Ecke biegend, gewahrt man bald die jäh aufstrebenden, kühnen Türme des Spiz di Mezzodi. Ihre in grellen Farben leuchtenden Felsen heben sich gar prächtig ab vom lichtvollen Himmel und dem Dunkelgrün der Fichten. — Von der nun folgenden Ortschaft Dont, welche eine kleine Eisengewerkschaft besitzt, ist man in einer guten halben Stunde in Forno di Zoldo, der wichtigsten der über ein viertelhundert zählenden Ortschaften der oberen Val di Zoldo.

Unvergleichlich schön und in ihrer Art nur von wenigen Dolomitentälern übertroffen, ist die den Unterlauf des Maë bildende Talenge. Knapp bevor die Piave hinaustritt in das weite, fruchtbare Becken von Belluno, öffnet sich die circa 17 *km* lange Schlucht, durch welche tosend und polternd die kristallklaren Fluten des wild dahinstürmenden Maë sich Bahn gebrochen haben. Gleich oberhalb Igne, dem ersten Dorfe in der Val di Zoldo, verengt sich das Tal, die beiderseitigen Berghänge werden steiler und treten immer enger zusammen; aus dem felsigen, tief eingefurchten Bette tönt das ewige Lied des brausenden Bergstroms. Außer der abseits von der Mündung der Val Grisol gelegenen Häusergruppe Soffranco und Costa, sind Mezzocanale und Ospitale die einzigen Raststätten in jener romantischen

[1]) Siehe Rivista Mensile 1888, S. 321.
[2]) Vergl. hierüber die bezüglichen Angaben auf S. 351 dieser Zeitschrift.
[3]) Vergl. hierüber die bezüglichen Angaben auf S. 356 dieser Zeitschrift.
[4]) Siehe Rivista Mensile 1891, S. 355—356.
[5]) Vergl. hierüber die bezüglichen Angaben auf S. 354 dieser Zeitschrift.

Talenge. Bald ober dem Ausgange der Val di Bosco nero, wo das Tal scharf abbiegend nunmehr eine westliche Richtung einschlägt, nimmt die Enge allmählich ab, die früher noch steilen, waldreichen, zum Teil auch felsigen Hänge machen bald größeren, bebauten oder von duftendem Heu bedeckten Hochflächen Platz und allseits finden wir Zeichen von Kultur und Leben — wir sind im Herzen des Tales, im Hauptorte Forno di Zoldo. Wer diese nur von einigen wenigen Ansiedlungen besetzte Talenge bei Longarone betritt, der ahnt nicht, daß sich hier an dem Oberlaufe des Maë so zahlreiche große, von lebensfrohen und gewerbefleißigen Menschen bewohnte Niederlassungen befinden.

Außer diesem eben geschilderten schönen Zugang und jenem von mir, mit dem Abstecher auf den Pelmo, benützten Übergang von S.-S. Vito über den Passo di Rutorto, 1944 *m*, führenden, stehen dem Wanderer auf allen Seiten die Wege nach Forno



Prampergruppe vom Monte Punta.

di Zoldo offen. Einen bequemen Übergang von Pieve di Cadore nach Zoldo bildet die Forcella Cibiana, 1528 *m*. Für den aus dem Cordevoletale Kommenden bieten sich mehrfache Wege: Von Caprile vermittelt die Val Fiorentina mit der Forcella Staulanza, 1773 *m*, von Alleghe die gleichnamige Forcella d'Alleghe, 1820 *m*, und von Agordo der altbekannte Passo Duran, 1605 *m*, den Zugang durch das obere Zoldotal nach Forno. Noch zweier Pässe, die jedoch schon unserem Gebirge selbst angehören, sei gedacht: Es sind dies die Forcella Moschesin, 1961 *m*, welche von Agordo — und die Forcella Pramper, 1867 *m*, die uns von Longarone direkt in den Talschluß der Val Pramper und durch dieses selbst nach Forno di Zoldo leitet.

Bei Forno di Zoldo mündet das Prampertal und wenige Schritte in dasselbe genügen, um so manchen schönen Anblick zu genießen. Genau jenseits der Talmündung steht neben dem Albergho alla Posta, Cercenas neues Albergho alla Stella dei Alpi.[1]) Hier hielt ich am 24. August 1899 gegen 6 Uhr abends meinen Einzug. Schon der Wirtschafter auf der Capana Venezia hatte mir diesen Gasthof als den besten im Tale empfohlen; er sollte mir nun als Standquartier für die

[1]) Im Sommer 1900 ein Raub der Flammen geworden.

kommenden Tage dienen. Ungemein interessant sind die alten Fremdenbücher — vom Jahre 1860 angefangen —, mit deren Durchblätterung ich so manche Stunde verbrachte: Größtenteils finden wir natürlich Italiener vor, die sich hier verewigten. Österreicher, auch Deutsche oder Engländer kommen uns wenige unter und selbst heute verirrt sich nur selten ein ausländischer Pelmo- oder Civettabesteiger nach dem prächtigen Tale. Trotzdem ist neben dem bescheidenen Reisenden so mancher klangvolle Name berühmter Förderer der Wissenschaft oder hervorragender Bergsteiger zu lesen, wie u. a. Moysisovics, Trinker, Merzbacher, Euringer u. s. w.

Ich habe jetzt in kurzen Worten unsere Gebirgsgruppe selbst, sowie das Zoldotal und die Zugänge zu dessem Hauptorte Forno di Zoldo — die Ausgangsstation für Touren im Prampergebirge — geschildert. Wer von den geneigten Lesern Freund einsamer Wanderungen und eindrucksvoller Bergfahrten ist, der möge die folgenden, frohen Wandertagen geweihten Seiten durchblättern. Welchen Genuß und welche Freuden jene Zeiten mir bereitet haben, wird er erfahren, wenn er mit mir im Geiste durch harzduftenden Tann, über grüne Alpenmatten und schroffen Fels hinaufzieht zu lichter Bergeshöhe! Bergheil!

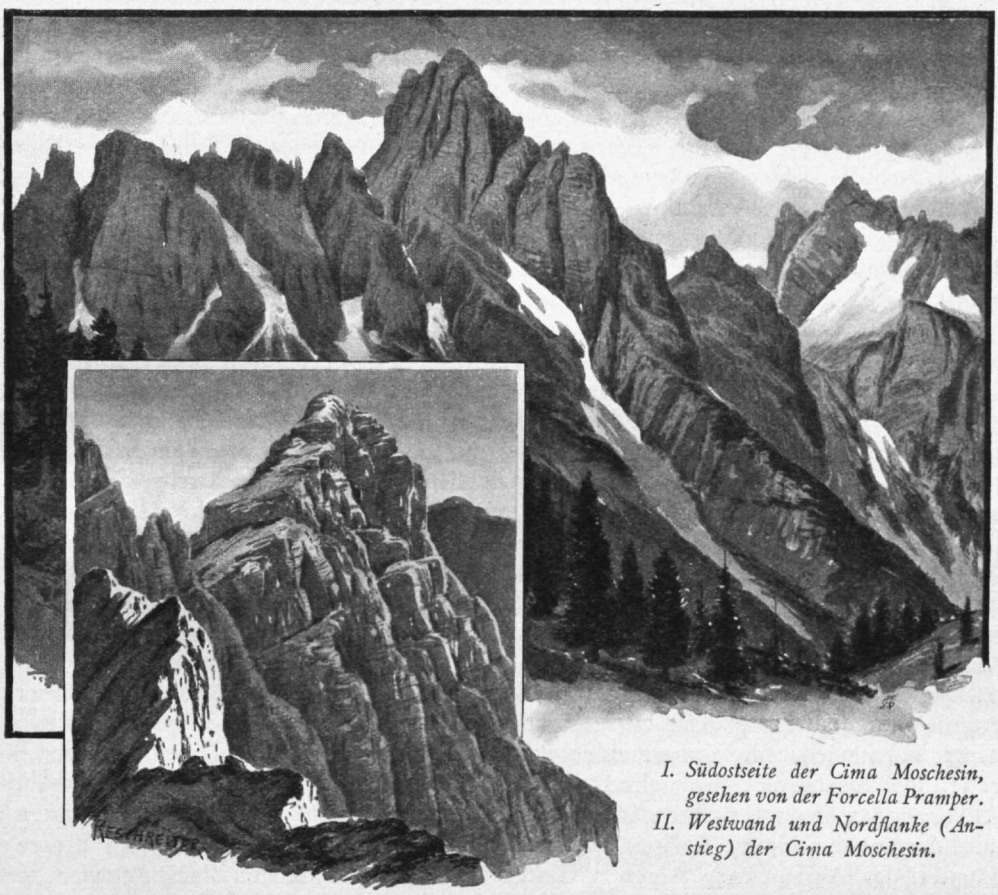
25. August 1899.

Cima Moschesin, 2500 *m*.

Hell und klar brach der Morgen an. Mein hier erwarteter Begleiter war nicht eingetroffen und so zog ich denn gegen 5 Uhr 30 Min. morgens allein von hinnen. Ich überschritt gleich jenseits des Gasthofes die über den Maë führende Brücke und stand bald darauf am Ausgange der Val Pramper. Das Sträßchen führt an einigen alten, interessanten Häusern und an einer Schmiede vorbei, vorerst am rechten, den Bach jedoch bald überschreitend, am jenseitigen Ufer weiter taleinwärts, bis uns prächtiger Hochwald aufnimmt. Nach etwa halbstündiger Wanderung gelangen wir bei der Mündung eines ungeheuren, jenseits von einer Scharte herabziehenden Schuttstromes wieder knapp an den Bach. Geradezu erdrückend wirken auf den Beschauer die drei kühnen Mezzoditürme, welche sich hier an 1300 *m* über die Talsohle erheben und in glatten Wänden gegen den von wilden Schluchten zerfurchten, niederen Vorbau abstürzen. Wenden wir vorläufig unseren Blick ab von der Felsenfeste und folgen wir nun über einige steilere Windungen dem gebahnten Pfade aufwärts, bis sich uns, aus harzduftendem, dunklem Tann heraustretend, ebener, schwellender Rasenteppich zu Füßen breitet; es ist der Pian dei Palui mit der Casera nuova di Pramper. Ich kenne nur wenige ähnliche Punkte in den Dolomiten, die diesem gleichkommen. Welch herrlichen Gegensatz bildet doch die von der goldenen Morgensonne in warme Töne getauchte, stolz aufragende Felsenburg der Mezzoditürme zum gesättigten Grün der betauten Alpenmatten und dem unendlich klaren Firmament! Kurzes Steigen durch Wald, über Bachgeröll und Wiesen bringt bald zum Weideboden der oberen Casera vecchia di Pramper. Wer von hier über die Forcella Pramper oder die Forcella Moschesin will, der hat den Weg bis zu der im Talschlusse befindlichen Teilung zu verfolgen. Heute galt es aber der an der Südwestecke des Tales in steilen Wänden emporragenden Cima Moschesin.

Der nach allen Seiten jäh abstürzende Gipfelkamm dacht nach Norden gegen eine scharf eingeschnittene Scharte, vielfach zerborsten und von mehreren Steilstufen unterbrochen, ab. Gegen diese scharf gekennzeichnete Einsattlung stieg ich nun, den kühlen Talgrund nach rechts verlassend, direkt empor. Nur kurze Zeit noch umfing mich der schattenspendende Wald. Der nun folgende, von Rhododendronbüschen, Farrenkräutern und von allerlei Schlinggewächsen überwucherte steile Hang, auf den die südliche Sonne mit ihrer ganzen sengenden Glut hinbrannte, kostete so manche Schweißperle. Hoch oben schien zur Erreichung der Scharte eine mit

grobem Blockwerk erfüllte, schmale Felsrinne den geeignetsten Anstieg zu bilden; in ihr emporkletternd aber fand ich zu meiner großen Überraschung den oberen Ausgang durch eine ausgebauchte, überhängende Wandstufe abgeschlossen. Über mit feinem Geröllgries bedeckte Platten nach links ankletternd, erreichte ich ein schmales, zuletzt nur handbreites Band, über das sich der Fels stark nach außen wölbte. Es drängte den Körper weit nach dem Abgrunde und vergebens versuchte ich, vom schweren Rucksacke immer wieder nach abwärts gezogen, mich um eine vorspringende, glatte Rippe in einen gut gangbaren Riß zu schwingen; immer wieder



I. Südostseite der Cima Moschesin, gesehen von der Forcella Pramper.
II. Westwand und Nordflanke (Anstieg) der Cima Moschesin.

zögerte ich, den weiten Schritt zu wagen und schon dachte ich daran, durch Ab steigen in die Schlucht die schlechte Stelle zu umgehen. Da kam mir der Gedanke, Rucksack und Pickel am Seile wieder in den Schluchtgrund hinabzulassen und so, frei von der schweren Last, mit der mich nun der lose baumelnde Strick verband, das oft Versuchte zu vollbringen. Es gelang. Mein Gepäck war rasch wieder heroben und flott ging's nun durch eine zweite geröllerfüllte Rinne auf die Scharte.

Noch steiler als hier schoß drüben eine düstere, von Steilwänden umschlossene Schlucht zu Tal, durch welche die jenseits aufstrebenden, hellschimmernden Berge, sowie der grünende Talboden mit den Häuschen und dem Kirchturme von Agordo sichtbar wurden. Nicht lange gönnte ich mir den malerischen Abblick von der Scharte,

von welcher ich wie aus einem dunklen Tore hinab in jene von gewaltigen Bergen umstandene, sonnige Landschaft blickte. Zur Scharte zieht Schutt herab, über welchen der Kamm mit einer fast 50 *m* hohen, breiten Wandstufe absetzt. Ich hatte bald den geeigneten Durchstieg durch dieselbe — einen schräg von rechts nach links emporführenden, gut kletterbaren Riß — gefunden und konnte nun oben den breiten, mit Scherbenschutt bedeckten Rücken betreten. Wild hat auch hier an dieser Felsenfeste der Zahn der Zeit genagt. Der scheinbar mit dem letzten Aufbaue zusammenhängende Gipfelkamm verschmälert sich rasch zum zerrissenen, unpassierbaren Grat, aus welchem die Überbleibsel jenes einstmals breiten Rückens, als abenteuerliche nadelscharfe Zackengebilde emporstarren. Tief schneidet hier in die Ostflanke des Berges eine brüchige Rinne ein, die bald zur steil abstürzenden Schlucht übergeht; gegen diese absteigend, mußten auf schmalen, brüchigen Leisten die Zacken umgangen werden, um plattige Schrofen und den folgenden Schutthang zu erreichen. Dieser führte, mehrfach von Steilstufen unterbrochen, jäh zum Gipfel. Trümmererfüllte Risse und kleine Kamine erleichterten das Emporkommen; jedesmal, wenn ein solcher betreten wurde, lösten sich unter dem leisesten Tritt ungeheuerliche Blöcke los, die bald nach Osten, bald nach Westen über die steilen Flanken hinabstürzten, und ganze Schuttlawinen folgten ihnen in die jähen Tiefen donnernd nach. Um 10 Uhr 20 Min. lag die zerborstene Spitze zu meinen Füßen. Nur ein Trümmerhaufen gab Kunde einstiger Anwesenheit von Menschen; wie ich später erfuhr, stammte derselbe von der neuen Vermessung. Rasch wuchs das Steinmal wieder zu jener Form empor, die ihm vorher schon einmal Menschenhand verliehen hatte. Sauer war die Arbeit in der Mittagshitze des wolkenlosen Tages geworden, dafür aber suchte ich jetzt in dem Schatten seiner hohen Gestalt Schutz vor der glühenden Sonne und ließ mit Muße alle jene herrlichen Bilder an mir vorüberziehen, welche sich im weiten Umkreise mir boten; froher Stunden gedenkend, wenn der Blick vielfach durchwanderte, liebliche Gegenden und schroffe Bergeshäupter erkannte, neugierig forschend, wenn das Auge Neues, noch nie Gesehenes erblickte.

Ich muß gestehen, daß mich die Rundsicht von der Warte aufs höchste befriedigte; ja sie überbot in hohem Maße alle gestellten Erwartungen. Ich wüßte nur wenige der hervorragendsten Dolomitgruppen zu nennen, die unserem Blick in dem an kühnen, grotesken Formen so überreichen Alpenkranze entgingen. In nächster Nähe erhebt sich der ungeheure Felswall des Croda Grande-Zuges, im Hintergrunde von dem Firnplateau und den Häuptern der Palagruppe überragt, über deren Gipfel eben wieder die unvermeidlichen Nebel auftauchen. Der Riesenbau der Civetta, die Idealgestalt des Pelmo und das himmelanstrebende Horn des Antelao schließen den engsten Gesichtskreis ab. In weiterer Runde stehen die Rosengarten- und Marmolata-Gruppe, Tofana, Sorapiß und Marmarole, sowie die übrigen Riesenhäupter der Ampezzaner Alpen. Hinter dem unergründlichen Zackengewirr der Clautaner Alpen reihen sich die Karnischen Alpen, und durch blauen Dunst schimmern im fernen Osten in unbestimmten Umrissen die Kalkfelsen der Julischen Alpen. In fast ebensolcher Entfernung starren im Norden hinter dem Heer der Dolomiten die Eiskönige der Hohen Tauern und der Rieserfernergruppe zum klaren Firmament empor. Wenden wir nun unseren Blick von den weiten Fernen ab, so trifft das Auge unvermittelt in jäher Tiefe das weite Tal von Agordo, durch welches sich die im Sonnenglanze hell wiederschimmernden Fluten des Cordevole wie ein silbernes Band in weitem, weißblinkendem Bette dahinschlängeln. Die Talenge zwischen Monte Schiara und Monte Pizzon durchbrechend, stürzen die eilenden Wässer hinaus in das weite, fruchtbare Becken von Belluno. Bald nimmt sie der Schwesterstrom Piave auf. Ein flacher, weiter Rücken bildet die letzte Bodenanschwellung und

darüber hinweg fliegt der Blick unbehindert durch die dunsterfüllte italienische Ebene hinaus an die Gestade Venetiens, zur blauen Adria.

Sei es, wenn der Sturmwind braust und die Höhe im Froste starrt oder sei es in sommerlicher Pracht bei sengender Sommerglut: Ich kenne kaum ein höheres Gefühl, als vereinsamt von einsamer Bergeshöhe in die weite Welt zu schauen. Seligste Wonnen umfangen dann meinen Sinn und durchfluten mein Gemüt in Stunden solch tiefer Stille und unendlicher Öde. Bald ist's mir doch, als verliehen die weichen, warmen Töne den starren Häuptern und den öden Felsenfesten Leben und Wärme, als sprächen die Berge und die ewig rauschenden Wässer im Geiste zu mir und erzählten dem Gläubigen von den unvergänglichen Schätzen der Natur.

Die Frist war um und wieder mußte ich zu Tal; rasch gelangte ich auf die Scharte und bald stand ich ober jener Stelle, welche mir im Anstiege ziemlichen Zeitaufwand gekostet. Ich hätte wohl besser die Schlucht ganz vermeiden und ohne Schwierigkeit hinabgelangen können; doch wozu lag das Seil so friedlich in meinem Rucksacke! Mit seiner Hilfe war ich rasch unten und nun konnte ich, durchs Geröll hinabgleitend, des steilen, langen Hanges spotten, der mir im Aufstiege so tüchtig zugesetzt hatte. Bei murmelndem Wässerlein hielt ich eine lange, erquickende Rast und konnte von da aus dem Leben auf der nahe gelegenen Alpe zusehen. Dort drüben ging's heute gar emsig zu, denn morgen war der Älpler Abzug von den Bergen.

Lange noch, ehe die Dämmerung herangebrochen war, war ich wieder in meinem Standquartier Forno di Zoldo angelangt. Im geräumigen Speisezimmer des Gasthofes fand sich zum Abendessen eine fröhliche Gesellschaft versammelt. Neben mir saß der Kaufmannssohn Mario Borgo aus Longarone. Er sei, so erzählte er mir, ein eifriger Jäger und wäre viel in dieser Gegend umhergestiegen, doch hätte er schon oft das Verlangen gehabt, einen der höheren seiner heimatlichen Berge zu erklimmen. Ich hatte für den kommenden Tag den höchsten Gipfel im östlichen Zuge in Aussicht genommen; nachdem eine kurze Rekognoszierung ergeben hatte, dass bei seiner Ersteigung kaum besondere Schwierigkeiten zu bewältigen sein würden, schlug ich Borgo die Bitte, an der Bergfahrt teilnehmen zu dürfen, nicht ab.

Noch glühten im Glanze der scheidenden Sonne die Berge des Zoldotales, bis das Tagesgestirn gänzlich unter dem schier in hellen Flammen aufgehenden Horizonte verschwand und die Nacht sich kühlend über Berg und Tal breitete; mit ihr stiegen langsam aus dem Bette des schäumenden Maë die Dünste zur Höhe, bis dieselben den untersten Talgrund ganz erfüllten. Dem lichtvollen, durchsichtigen Himmel des Tages folgte ein flimmerndes Sternenmeer von unendlicher Klarheit und schier unerforschlicher Größe.

26. August 1899.

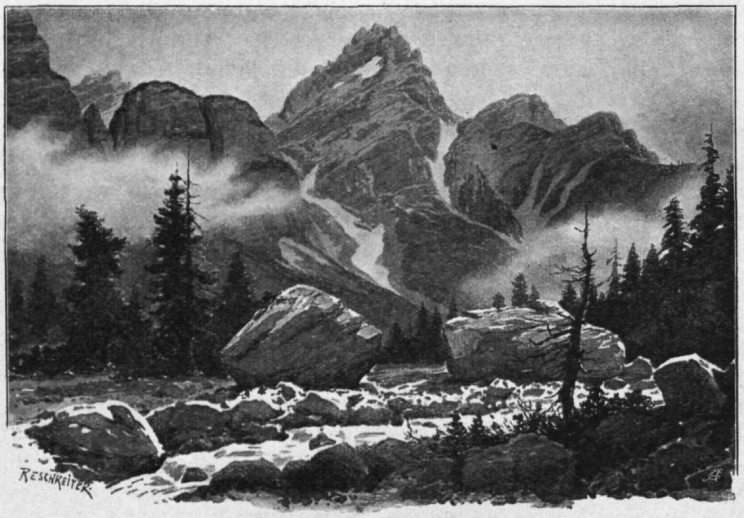
Cima di Pramper, 2410 *m* — Spigol del Palon, 2316 *m.*

Am taufrischen Morgen brachen wir auf; Morgenrot küßte eben die nahen Bergspitzen und bald glitzerte lauteres Sonnengold durchs zarte Geäst des Tannwaldes. Wir verfolgten den Tags vorher eingeschlagenen Talweg, jedoch heute bloß bis über den ersten Schuttstrom. Wenige Minuten weiter aufwärts zieht ein zweites, fast ebensolanges, schutterfülltes Tal, vom ersteren durch einen breiten felsigen, teils bewaldeten Riegel getrennt, aus der Scharte zwischen dem schlanken Spigol del Palon und der Cima di Pramper hernieder. Schon am Ende des ersten Schuttfeldes schritten wir über den Bach und begannen unter einem Wandabsturz den begrünten Riegel rechts schräg aufwärts zu queren; bald fanden wir uns bestimmt, durch ein links emporziehendes, felsiges Gerinne anzusteigen, ungewiß, ob jenseits des zu erreichenden kleinen Schartels dem weiteren Vordringen etwa Schranken ge-

stellt seien. Die Freude, die wir dann bei seinem Betreten hatten, war groß; denn wir sahen nun in ein herrliches Hochtälchen hinein, das uns einen noch schattigen, angenehmen Anstieg versprach. Es endete tatsächlich erst knapp unter dem Westfuße des Spigol del Palon und wir konnten infolgedessen nun, unter den Wänden nach rechts querend, den dermalen umgangenen, weitaus mühsameren Schutthang schon hoch oben und nach kurzem Anstieg um 1/210 Uhr vormittags die nördliche der beiden voneinander durch einen Rücken getrennten Scharten betreten. Erst lange nach mir kam keuchend mein Begleiter über den steilen Schutthang herauf.

In Verfolgung des nach Süden ansteigenden Gipfelgrates überstiegen wir vorher den Zacken, der die beiden tiefsten Scharten voneinander trennt, und gelangten über eine kurze, steilere Stufe auf den sich oberhalb zu einem kleinen Plateau erweiternden gratartigen Rücken. Daß der ganze Berg in vollkommenem Zerfall begriffen ist, das beweisen die bis ins Tal ziehenden Geröllhalden, die schuttbesäten morschen Felshänge und der von riesigen Felstrümmern erfüllte, ganz zerborstene breite Rücken, auf dem wir uns nunmehr befanden; einige leicht umgehbare oder mit hübscher Kletterei übersteigbare Zacken, zeigen noch von der einstigen Mächtigkeit jenes Bergmassivs. Vorsichtig von Platte zu Platte hüpfend, überschritten wir jenen Trümmerhügel gegen Süden, woselbst er sich verschmälert und schließlich von einem ungeheuren, ganz glatten Felsklotz abgeschlossen wird; dieser bildet, durch eine Scharte getrennt, den Vorgipfel der Cima di Pramper. Wir umgingen ihn auf der Westseite in seinem Schatten, wobei wir ein hartes Schneefeld querten, und nun die Wahl zwischen einem tunnelartigen Loche, welches durch übereinandergetürmte Felsblöcke gebildet war, oder einem senkrechten, gut kletterbaren Riß hatten. Die Scharte, die auch bei östlicher Umgehung über brüchige, steilere Felsen erreicht werden kann, lag bald unter uns und nach wenigen Augenblicken, um 11 Uhr 30 Min. vormittags, konnten wir von sonnenumspülter Höhe hinab durch mir teils noch unbekannte Täler in weite Lande schauen.

Spigol del Palon Cima di Pramper



Cima di Pramper von der Val Pramper.

Auch hier lag der Trümmerhaufen eines alten Vermessungszeichens, den wir bald wieder zu einem wohlgestalteten Steinmann umwandelten. Tüchtig hatte die Anstrengung und die Sonnenhitze auf meinen Begleiter gewirkt, doch hatte ich ihn bis jetzt trotz seiner Bitten auf ausgiebige Labung warten lassen; dafür aber wußte er mir zur Stunde, da ich ihm die noch volle Flasche anbot, herzlich Dank; nur zu bald war das lautere Naß in seinem durstigen Gaumen bis auf den letzten Tropfen versiegt. Gerne hätte auch ich einen Schluck getan, doch da nun alles

dahin war, mußte ich mich großmütig mit dem verlockenden Anblick der hellglitzernden Wasserader begnügen, die nächst der Casera Cornia hervorquoll und zu der wir bald abzusteigen gedachten.

Im Westen grüßt zu Füßen die Val Pramper und stolz winkt der gestern errichtete Riesensteinmann von der Cima Moschesin herüber. Schön bauen auch die bleichen Gardezzanaspitzen und der Monte Tamer über dem grünen Talboden auf und über der Forcella Moschesin stehen zum Greifen nahe die mir wohlbekannten Gipfel des Croda Grande-Zuges. Im Osten blicken wir durch die untere Val di Zoldo bei Longarone in das Piavetal. Deutlich können wir heute jenen Waldbrand erkennen, dessen Rauchsäulen mir schon vom Pelmo aufgefallen waren und der nun, schon durch fünf Tage während, der Gemeinde Longarone, der Besitzerin dieser Waldungen, bedeutenden Schaden zufügte.

Ich hatte die Absicht, mit meinem Begleiter nach Ospitale durch die Val di Gesso abzusteigen, wobei wir vorher der zu Füßen liegenden Casera Corina einen Besuch abstatten wollten. Nach einstündiger Rast machten wir uns zur mittägigen Stunde auf den Weg dahin. Von der Anstiegsscharte eilten wir, statt nach Westen in das Prampertal zurück, jenseits über den losen Schutt hinab gegen die Alm. Je tiefer wir gelangten, desto kühner wuchs der schlanke Bau des Spigol del Palon zum Himmelszelt empor und desto größer, ja zu fast unwiderstehlichem Drange wurde das Verlangen, seinen Scheitel zu erklimmen. Kurz noch kämpften in meinem Inneren Bergfreude und Tatenlust gegen den Labungbedürftigen Organismus, doch bald überwogen die ersteren. Ich gab dem mittlerweile vorausgeeilten Begleiter meine Absicht kund und rief ihm zu, er möge sich ausruhen und meine Rückkunft in der Alm abwarten.

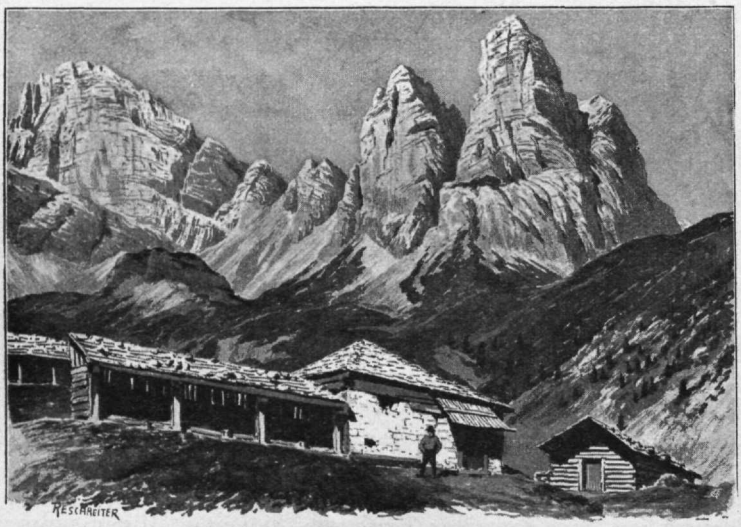
Obwohl ich den Berg von dieser Seite überhaupt noch nicht gesehen hatte, hegte ich doch Hoffnung auf ein Durchkommen, weshalb ich nun an der Ostseite unter dem eigentlichen Gipfelbau den steilen Bergsockel ober Abstürzen nach rechts solange querte, bis ich in eine unten steil abbrechende, brüchige Rinne gelangte, durch welche ich emporstieg; oben verengt sie sich zu einem plattigen, senkrechten Kamin, der solange durchklettert werden mußte, bis ich mich nach rechts auf eine kleine Stufe schwingen konnte.

Die Wände widerstrahlten mit doppelter Kraft die glühende Mittagssonne; die äußerst steilen Rasenpolster, welche ich nun nach rechts aufwärts zu queren hatte, sowie die spärlichen, über die Felsen herabhängenden Zerbensträucher, waren von der sengenden Hitze gänzlich verdorrt und es kostete volle Achtsamkeit, nicht mit dem sonst so zähen, heute aber dürren Gehölz und den wie morsches Holz losbrechenden Rasenbüscheln den verderblichen Weg zur Tiefe zu nehmen. Ich erinnere mich kaum, je vorher auf einer Tour solche Durstqualen gelitten zu haben, wie an jenem Tage. Was hatte ich nun von meiner Großmut, von meinem Mitleid, wo sich mir jetzt selbst infolge der Trockenheit des Halses die Kehle zuzuschnüren schien; dabei war nirgends Hoffnung auf Labung! Wohl hätte ich die Qualen durch rasche Umkehr verkürzen können. — Doch dazu fehlte es mir heute an Genügsamkeit; ich hatte nur ein Ziel — durch!

Jetzt stand ich auf schwach geneigtem Bande unter der jähen Gipfelwand; in ihrer ganzen Ausdehnung war sie zwar noch nicht zu übersehen, aber hier zeigte sich in dieser nirgends eine Möglichkeit durchzukommen — also mußte ich's weiter rechts versuchen. Kein geringes Erstaunen überkam mich, als ich, um eine Ecke biegend, plötzlich eine tief in den Gipfelkörper einschneidende Schlucht gewahrte, welche nördlich der Spitze am Grate ansetzend, trichterartig nach abwärts verläuft und auf dieser Seite den Schlüssel der Ersteigung bildet. Die Freude über ihre Auffindung war um so größer, als ich jetzt zum ersten Male seit vielen Stunden

wieder in kühlenden Schatten gelangte. Frisch griffen die Hände zu und in flottem Ziehklimmen turnte ich über glattgewaschene Absätze und Kamine empor. Ein steiler, hoher Riß, den ich mir nicht genug angesehen hatte, schien sich besser von rechts her in der Wand umgehen zu lassen, doch zeigte es sich, daß ich mich getäuscht hatte. Hoffend, es noch weiter rechts besser zu treffen, ließ ich mich in eine sehr bedenkliche Kletterei ein, deren Endresultat war, daß mir der Weiterweg durch eine 4 *m* hohe, absolut überhängende Stufe abgeschnitten wurde. Unverrichteter Dinge und mißmutig über den Zeitverlust stieg ich die gefährlichen Felsen, von denen sich bei jedem Tritte riesige Stücke loslösten, wieder hinab in den Schluchtgrund zum gemiedenen Kamin. Abermals sah ich mir ihn, diesmal aber genauer an, versuchte und — es ging ganz gut. Das erste Mal hatte ich es übersehen, rechtzeitig nach rechts herauszusteigen und fand oben nur ein überhängendes Ende. Vor einem glatten Absatz ließ ich mein Gepäck zurück und stürmte nun siegesfreudig empor; zusehends erweiterte sich der Felstrichter, und schon glitzerte ober mir sonnvergoldet die Felsenkrone. Ein schmales, schuttbedecktes Schichtband, das schräg emporzog, brachte mich auf die linke Gipfelkante, über deren luftige Schneide ich vollends zur Höhe des schmalen, dachfirstartigen Gipfels gelangte.

Cima di Pramper Spigol del Palon



Cima di Pramper und Spigol del Palon von der Casera Cornia.

Ich hatte große Freude an dem Gelingen; waren zwar die Schwierigkeiten auf dem Wege, den ich gemacht hatte, keine hervorragenden, so bot die Tour doch interessante Einzelheiten genug, um das Herz des Kletterers zu erfreuen und den Pfadfindersinn anzuregen. Sollte auch ein noch leichterer Weg, vielleicht von der nördlich gelegenen Scharte aus, zu welcher sich die schrägen Schichten senken, eventuell ausführbar sein, so war ich doch gewiß, daß vor mir weder ein bergbeflissener Älpler, noch ein eifriger Jäger oder Bergsteiger die sonst allseits steil abfallende, schlanke Spitze je betreten hat. Die wenigen losen Steine, die sich auf den vom Blitze zerborstenen Platten des Gipfeldaches vorfanden, legte ich übereinander und barg darunter meine Karte; hierauf trat ich hart an den Ostabsturz heran und sah hinab zu der auf saftig grünen Wiesen gelegenen Casera Cornia, vor welcher sich die Älpler heftig gestikulierend angesammelt hatten. Beim Anblicke des glänzenden Wässerleins quälte mich jetzt plötzlich wieder das brennende Verlangen nach erquickendem Trunke, auf den ich in der ersten Siegesfreude schon fast ganz vergessen hatte. Nun aber gab's für mich kein Verweilen mehr: Noch galt's einen hellen deutschen Gruß ins welsche Land zu senden, dann aber tauchte ich aus einem Meer von Sonnenglanz hinab in den kühlenden Felsenschlund. Rasch wuchsen im eiligsten Abklettern

die Wände wieder um mich empor, und bald konnte ich am Ende jenes im Aufstiege so freudig begrüßten Schlufes bereits circa 200 *m* unterhalb des Gipfels stehen.

Das Band, welches ich früher nach heiklem Gange über die bröckeligen Rasenpolster erreicht hatte, zog noch linker Hand zerbenbewachsen weiter. Die Hoffnung, vielleicht mit seiner Hilfe rascher auf den Schutt zu gelangen, bestätigte sich erfreulicherweise; ich fand, um eine Ecke auf die nördliche Bergflanke übergehend, gleich die langgestreckte, etwas plattige Fortsetzung dieses Bandes, welche mich, bald aufrechtgehend, bald unter überhängenden Felsen hindurchkriechend, in gleichmäßigem Gefälle hinabbrachte. In kaum zwanzig Minuten hatte ich die bedeutende Höhe von über 300 *m* vom Gipfel herab durchstiegen, und eilte jetzt im Laufschritt über den losen Schutt und die folgenden Matten in einer weiteren Viertelstunde zur lange ersehnten Alm — zu so lange entbehrter Erquickung. Endlich, nachdem ich qualvolle Stunden brennenden Durstes hinter mir hatte, konnte ich nach Herzenslust den vollen Milchschüsseln zusprechen. Fast drei Viertelstunden verweilten wir vor der rauchigen Hütte, mit der Einbringung unserer verlorenen Kräfte beschäftigt. Ungemein kühn baut sich, von der Alpe aus gesehen, der eben gezähmte Spigol ober den grünen Weideböden auf; seine lichten, im Scheine der Sonne rötlich schimmernden Mauern durchbricht aber als weiter dunkler Spalt jene Schlucht, durch welche die Felsenfeste gewonnen wurde.

Um 1/24 Uhr nahmen wir Abschied von den Sennen und zogen durch die Val di Gesso zu Tal. Dieser herrlich schöne Abstieg hat mir ungemein gefallen: grüne Matten, dunkler Tann, nackte Schluchten und dichter Laubwald wechseln gegenseitig ab. Durch sie führt der in Serpentinen angelegte Pfad am linken Ufer des Tales in zwei Stunden hinab in die Val di Zoldo; über eine morsche Brücke gelangten wir bei Ospitale auf die Fahrstraße. In der Gaststätte, die vor Erbauung der fahrbaren Straße wohl manchem müden Wanderer willkommene Rast geboten hat, tranken wir zur Feier des Tages ein Gläschen feurigen Weins; dann zogen wir fürbaß. Nach einer guten Stunde erreichten wir Forno di Zoldo, gerade noch zur rechten Zeit, um an dem gemeinsamen Abendessen teilzunehmen.

27. August 1899.

Cima del Venier, 2304 *m*.

Es war schon heller Tag, als ich um 6 Uhr 10 Min. Forno di Zoldo verließ und abermals meine Schritte in das Prampertal lenkte. Lange Züge ärmlich gekleideter Frauen und Mädchen begegneten mir; mit Brennholz schwer beladen eilten sie in ihren Scarpettis lautlos über den steinigen Weg, und neugierig lugte so manches schöne, feurige Auge unter der drückenden Last hervor. Heute war das Tal überhaupt stark belebt, denn es war Abtrieb von den Almen; gar oft mußte ich bald den beiderseits mit ungeheuren Kohlensäcken beladenen Lasttieren, bald den in mächtigen Rudeln talabkommenden Viehherden ausweichen. Weithin tönte, schier betäubend, der Klang ihrer Glocken.

Am Ende des ersten großen Schuttstromes (Geron della Foppa benannt) angelangt, wandte ich mich über diesen in steilem Stiege der Forcella del Venier zu.

Der Schutthang ist im oberen Teile stellenweise über 45° geneigt und von so verschiedener Beschaffenheit, dass man seine Mühe hat, über ihn emporzugelangen. In der Mitte lagert das ganze Jahr ein riesiges Schneefeld, das an seiner oberen Fläche ganz von Schutt bedeckt ist. Durch ein Loch am unteren Ende, durch welches wohl im Frühjahre die Schmelzwasser ihren Weg genommen hatten, betrat ich die an 3—4 *m* hochgewölbte Eisgrotte, welche sich über 50 *m* weit unter der schmutzigen Schneedecke dahinzog. Im kühlen Grunde herrschte Dämmerung, und nur durch die dünneren Firnschichten schimmerte tiefblau, etwas ins Grünliche

spielend, das dermaßen gedämpfte Sonnenlicht. Ein schmales Tor führte mich wieder ins Freie auf den steilen Hang, von welchem sich bei jedem Schritte der auf hartgebackenem Grunde lose aufliegende Schutt einer Lawine gleich zur Tiefe bewegte. Mühsam ging es empor. In Absätzen bergauf laufend und oftmals verschnaufend, war die beste Art des Weiterkommens; erst als der Schutt dem festen Boden Platz machte, gelangte ich rascher empor. Um 9 Uhr 40 Min. stand ich endlich auf der Einsattlung, welche zwischen dem links befindlichen, begrünten Felskopfe — die wegen ihres schönen Einblickes in die wilden Abstürze der Mezzoditürme besuchenswerte Cima del Coro — und dem rechts zur Cima del Venier emporziehenden Grate eingeschnitten ist.

Über diesen wandte ich mich vorerst dem letztgenannten Gipfel zu. Den ersten schroffen Zacken umging ich auf der Ostseite und gelangte so auf den dahinter befindlichen, schuttbedeckten Rücken. Weiter leiteten glatte, zerborstene Platten zum Vorgipfel, hinter welchem ich circa 20 *m* absteigend, zu der ebenfalls aus geneigten Schichtplatten aufgebauten höchsten Spitze der Cima del Venier gelangte. Schon während des Aufstieges war es mir, als hätte ich Stimmen vernommen, und jetzt konnte ich deutlich drei wanderfrohe, lustige Sennen, einen Alten und zwei Jungen, beobachten, wie sie der grünen Erhebung nördlich der vorhin verlassenen Scharte zustrebten. Menschliche Wesen in diesen Höhen waren mir etwas Ungewohntes, denn nie hatte ich sonst solche während meiner Streifzüge auf diesen Bergen erblickt.

War schon von meinem Gipfel der Anblick der wilden Abstürze der Mezzodispitzen interessant, so mußten sich dieselben von der ihnen näher gerückten Cima del Coro dem Auge noch interessanter und unvermittelter erschließen. Ich hoffte von dort aus auch einen günstigen Zugang zu jenen schroffen Felstürmen zu finden und stieg deshalb nach einstündigem Aufenthalte wieder zur Scharte ab. Von dieser umging ich nach rechts das Massiv der Cima del Coro unterhalb ihrer niedrigen Wandabsätze. Zu meiner größten Überraschung waren meinem weiteren Vordringen schon mit Erreichen des östlich der Spitze absinkenden, gratartigen Kammes Schranken gesetzt, indem sich mir hier der oberste Teil der Val Venier als wilder, schier unüberschreitbarer Kessel eröffnete, der von den senkrechten Abstürzen des Spiz di Mezzodi und vielen anderen nadelartigen »Gusellas« abgeschlossen wird. Infolge dieses gewaltigen Hindernisses ließ ich von meinem Plane ab und wandte mich über den zerborstenen Kamm in ziemlich mühsamem Anstiege meiner begrünten Kuppe zu, welche man ganz leicht von der vorerwähnten Scharte aus erreichen kann. Angesichts jener schönen Bergumrahmung, in welcher die schneedurchfurchten Wände des Pelmo, Antelao und anderer bekannter Größen eine wohltuende Abwechslung in die öden Felsenwälle bringen, verweilte ich lange. Aus dem heiteren Süden stiegen zur Mittagstunde mächtige Wolkenballen auf; sie wuchsen zusehends an und veranlaßten mich, gegen 2 Uhr 30 Min. vom schönen Bergsitze Abschied zu nehmen. Auf meinem Anstiegswege, den ungeheueren Schuttflächen, kam ich jetzt rasch hinab. Da sich indessen die Wolkenballen wieder verzogen hatten, konnte ich mir in des Talgrundes Kühle, bei einem schönen Wasserfalle, eine längere Rast und ein erquickendes Bad gönnen, so daß ich erst gegen 4 Uhr nach Zoldo gelangte.

28.—29. August 1899.

Monte Tamer, 2547 *m* — Cime di Gardezzana (Nordöstliche 2448 *m*, Südwestliche 2444 *m*).

Der westliche Zug des Prampergebirges gipfelt im Monte Tamer, welcher in der österreichischen Spezialkarte mit 2547 *m* verzeichnet ist; er bildet den südlichsten,

höchsten Punkt eines langen Felskammes, dem im Norden die beiden Cime di S. Sebastiano (2420 und 2490 *m*) entragen. Der Monte Tamer erscheint von Osten oder Westen gesehen als langgestrecktes, gratartiges Massiv mit mehreren Spitzen, von denen nach der Karte die mit 2559 *m* kotierte, beiläufig in der Mitte des Kammes sich erhebende Nordspitze die höchste zu sein scheint, während andererseits dieselbe Karte den südlichen, durch eine tiefe Scharte getrennten, turmartigen Felsbau mit 2547 *m* und »Monte Tamer« belegt.

Eine dieser Spitzen des Monte Tamer haben nun Jeanne Immink (Amsterdam), Demeter Diamantidi (Wien), Cav. Cesare Tomé (Agordo), und Eugen Zander (Stettin), mit den Führern Michele Bettega und Giuseppe Zecchini aus Agordo, sowie Eugene Cenedera und Tommaso dal Col aus Agordo am 11. September 1892 von Agordo aus erstiegen; doch fehlen bezüglich des eingeschlagenen Weges genaue Anhaltspunkte. Der Anstieg vollzog sich, nachdem die Gesellschaft in einer Alphütte übernachtet hatte, durch ein westlich herabziehendes Couloir; nur der letzte Teil der Ersteigung soll sich auf der Südostseite (!) abgespielt haben.[1])

Von dieser Tour wußte ich nichts, als ich heute mit meinem tagszuvor zu mir gestoßenen Begleiter, Herrn Lothar Patera aus Wien, vor 3/47 Uhr früh Forno di Zoldo in der Absicht verließ, dem Monte Tamer zu Leibe zu rücken. Diesmal wanderten wir nicht in die Val Pramper, sondern schritten auf der Zoldostrasse einige Minuten aufwärts. Bei der kleinen Kapelle übersetzten wir den Maë und schwenkten in das Tal ab, an dessen Ausgang sich das Örtchen Pralongo befindet. Unser nächstes Ziel war die Casera sopra il Sasso di S. Sebastiano. Es ist ein anmutiger, einsamer Erdenwinkel, in welchem die neuen Alphütten liegen; einesteils ist er von dichtem Tannwald umstellt, anderenteils von der mit kurzen Wänden absetzenden höheren Talstufe abgeschlossen. Wir gewannen die letztere von links her und betraten um 8 Uhr 30 Min. den von allerlei Schlinggewächsen überwucherten Boden der einstigen, jetzt ganz zerfallenen Alm. In der Nähe moosbedeckter Felsen hielten wir eine halbstündige Rast und füllten mit dem herabtröpfelnden Wasser unsere Flaschen; hierauf strebten wir auf schwachen Steigspuren jenem öden, ganz vegetationslosen Schneekar zu, welches von den Cime di Gardezzana, den Vant delle Forcelle und dem Monte Tamer umschlossen ist. Von letzterem sind die beiden diesem nördlich vorgelagerten Cime di S. Sebastiano durch eine scharfe Scharte getrennt, von welcher eine steile Schutthalde in den Schneekessel herabzieht. Nach zwei Stunden von der Alm weg war jener Schuttkegel erreicht. Zu unserer größten Freude fanden wir gleich darauf in der Nähe einer kleinen Felsnische Wasser, das einzige in der ganzen Gegend. Diese Entdeckung war für uns von großer Wichtigkeit, denn wir hatten ja beschlossen, um das tägliche Absteigen ins Tal zu ersparen, wenigstens die kommende Nacht in der Bergeshöhe zu verbringen. Den überflüssigen Teil des Gepäckes ließen wir an dieser Stelle und machten uns nun an die Besteigung des Monte Tamer.

Vorerst sollte also jener scharfen Scharte zwischen Tamer und der südlichen Cima di S. Sebastiano zugesteuert werden. Schon um 1/212 Uhr standen wir in dieser Schartenkehle und sahen wieder einmal hinab in den sonnigen Kessel von Agordo; wieder kontrastierten wohltuend die öden Fels- und Schutthänge der Berge mit dem Grün der Ebene, die voll Anmut sich zu unseren Füßen weitete. Gegen unseren Standpunkt setzt der Gipfelgrat mit einem mächtigen Überhang an und schwingt sich dann jäh empor ins unbestimmte Grau der plötzlich aufsteigenden Nebel. Dieselben, die von unserem Berge nun für längere Zeit nicht mehr ablassen wollten, waren uns heute sehr hinderlich; ihnen hatten wir es auch zuzuschreiben,

[1]) Privatmitteilung des Herrn Eugen Zander in Stettin an den Verfasser; vergl. auch Ö. A.-Z. 1892, S. 278, und Riv. Mensile 1896, S. 57.

daß wir über den eigentlichen, höchsten Gipfel jenes zerborstenen Kammes im unklaren geblieben sind.

Auf dem Sattel hielten wir uns gar nicht auf, sondern wir suchten sofort einen geeigneten Einstieg in das Felsmassiv. Zur Linken des Überhanges klommen wir rasch über Stufen und Bänder, durch Risse und Kamine empor, bis wir die neblige Grathöhe erreichten, umgingen die nächste Erhebung und betraten jenseits eine zweite, höher gelegene Scharte, von welcher aus der Grat etwas steiler aufbaut. Wir hätten von hier aus, den Absatz erkletternd, ohne allzugroße Schwierigkeiten anzutreffen, auf den nördlichen Gipfel gelangen können; doch wir wollten jenen Aufbau, in der Meinung, er sei nur ein Gratzacken, nicht umsonst überklettern. Aus diesem Grund benützten wir wieder ein mässig ansteigendes Band der Ostseite; dieses brach leider bald ab und wir waren genötigt, durch Absteigen die Unterbrechung zu umgehen. Nach längerem Quergange standen wir wieder auf einer Scharte, aber wie es sich später zeigte, schon südlich des erstgenannten Nordgipfels. Aus dem dichten dämmrigen Grau baute sich vor uns abermals ein Zacken auf; in der Meinung, daß dieser der höchste Gipfel sei, stieg ich ein Stück an seiner Wand empor, sah aber schon bald, daß hinter ihm im Nebel ein höherer hervorlugte. Zufolge meiner Mitteilung querte nun mein Begleiter etwas ansteigend die westliche Turmflanke bis zur jenseitigen tiefsten Scharte, welchem Beispiel ich gleich folgte. Zur Rechten wie zur Linken zogen in die nebeligen Tiefen steile Schluchten zu Tal; jetzt erst gelangte ich nach der Kartenzeichnung zur Erkenntnis, daß der in unbestimmten Umrissen vor uns sich aufbauende Gipfel wirklich die darin mit Monte Tamer belegte und aus dem Hauptkamme etwas nach Süden vorgeschobene Bergspitze, 2547 *m*, ist. Eine zur westlichen Schlucht abziehende, im unteren Teil etwas plattige Rinne, welche neben dem höchsten Punkt ansetzt, bot uns Gelegenheit, knapp vor 1 Uhr mittags geradeaus zum Gipfel zu gelangen.

Undurchdringlicher Nebel empfing uns auf dem höchsten Berge unserer Gruppe. Von der herrlichen Fernsicht, die, gleich der von der Cima Moschesin, nach Aussage der Erstersteiger, bis zu den Lagunen Venedigs reicht, genossen wir gar nichts und nur dann, wenn die Wolkenmassen, von einem kräftigen Luftstrom ergriffen, sich für Augenblicke an einer Stelle auflösten, sahen wir von unserer Zinne unvermittelt hinab auf die in jähen Tiefen im Waldesdunkel verschwimmenden weiten Schutthalden. Zufolge der im ganzen Gebirgszuge ziemlich gleichgearteten, von Süden nach Norden einfallenden Gesteinschichtung besteht auch dieser Gipfelrücken aus einer zerborstenen, schrägen Platte. Da auf der Spitze kein Zeichen zu finden war, stieg ich noch hinüber auf die beiden nächsten Zacken, auf welchen aber ebenfalls keine, wie immer gearteten Spuren eines früheren Besuches zu entdecken waren. Über eine Stunde verweilten wir auf dem Gipfel, auf Besserung wartend; doch vergebens; und so nahmen wir gegen 2 Uhr nachmittags mit einem hellen Jauchzer Abschied von den nur allzu nebligen Höhen.

Wir kehrten vorerst zu der, beim Aufstiege zuletzt betretenen Scharte zurück und versuchten nun die hier einschneidende, sehr steile Plattenschlucht nach Osten abzuklettern. Kaum hatten wir uns ihr anvertraut, als schon in uns Bedenken über die Gangbarkeit derselben aufstiegen. Dem Aufschlagen, der Steine zufolge schien die Schlucht in ihren mittleren Teilen wirklich ungangbare Abstürze zu besitzen, zudem war die Gefahr des Steinfalles eine so außerordentlich große, daß ein Abstieg in den nebelerfüllten, dämmerigen Schlund ein sehr bedenkliches Unternehmen hätte werden können. Ein beiläufig 40—50 *m* unterhalb der Scharte kehle aus der Schlucht nach links herausführendes, schmales, aber gut gangbares Band veranlaßte uns, demselben zu folgen. Selbst eine unbedeutende Verschmälerung konnte unsere bald zerstreuten Besorgnisse nicht mehr erwecken, zumal wir, um

eine Ecke biegend, sahen, daß das nunmehr durchschnittlich 1/2—2 *m* breite, teils schuttbedeckte, teils etwas plattige, nach Nordosten absinkende Band nunmehr seine bequeme Fortsetzung fand. Ohne auf Schwierigkeiten zu stoßen, gelangten wir bis ziemlich tief unterhalb unserer vormittags benützten Anstiegsscharte auf den Schutt und hatten nun das angenehme Bewußtsein, einen sehr zweckmäßigen Weg auf die stolze Warte entdeckt zu haben. Wir hätten heute noch genügend Zeit gehabt, eine oder beide, die östliche Begrenzung des Kares bildenden Gardezzanaspitzen zu ersteigen, doch hatte das Wetter einen zu bedrohlichen Charakter angenommen, als daß wir uns nicht rechtzeitig eines geeigneten Schlupfwinkels für die Nacht versichert hätten. Eine kleine Felshöhle hatten wir anfänglich als Schlafstelle ins Auge gefaßt, doch schien uns dieselbe gegen Regen zu wenig Schutz zu bieten; wir mußten deshalb nach einem günstigeren Unterstande Umschau halten. Ein schmales Band führte zu einem ziemlich hoch in den Felsen gelegenen kanzelartigen Vorsprung, der mit einer felsüberwölbten Nische ein regensicheres Obdach bot. Der Platz war augenscheinlich der beste der ganzen Umgebung, weshalb wir gleich darangingen, uns für die Nacht häuslich einzurichten. Ich ebnete so gut wie möglich den Boden, führte am Rande einen kleinen Steinwall auf und dann ging's gemeinschaftlich mit meinem vorausgeeilten Begleiter hinab zu den ziemlich fern gelegenen Zerbenbeständen. Das zähe Gehölz ließ den wuchtigen Pickel nur ungern gewähren, trotzdem war in kürzester Zeit ein ganz respektabler Vorrat an Brennstoff gesammelt. Ebenso mühsam, wie dieses, war der Transport bis zu unserem hochgelegenen Horste. Gegen 7 Uhr abends war alles bereit, so daß wir mit einem frugalen Nachtessen unsere heutige Tätigkeit abschließen konnten. Bald brach die Dämmerung herein und ehe man sich's versah, war es Nacht. Bei dem Anblicke der Lichter, die uns von unserem Gasthofe in Forno heraufleuchteten, traten mir im Geiste der schön gedeckte Tisch und die dampfenden Schüsseln, um die sich eine frohe Gesellschaft scharte, vor Augen. Damit ich dieses verlockende Bild aus dem Sinn bekäme, deckte ich mich mit dem ausgezogenen Rocke zu, zog die Kappe weit ins Gesicht und legte mich auf die Ohren. Der ersehnte Schlaf kam bald über uns Müde.

Gegen Mitternacht brach ein heftiges Gewitter los: Grellrote, helleuchtende Blitze durchzuckten, begleitet von mächtigem Donnergrollen, den pechschwarzen Nachthimmel und in ihrem Lichte erschienen die Felsmauern und Klippen in wilder, erdrückender Majestät. Als das Wetter sich verzogen und das Firmament sich allmählich gelichtet hatte, wurde es zusehends kühler; jetzt erst erwachte mein Begleiter und da uns beide infolge der plötzlich eingetretenen Temperaturabnahme zu frösteln begann, wurde ein mächtiges Feuer entflammt, an dessen Gluten wir uns erwärmten und uns wohltuenden Trank brauten. Das Feuer wurde, soweit die Vorräte reichten, bis nach 5 Uhr morgens mit solcher Mächtigkeit unterhalten, daß es, wie man uns später mitteilte, auch vom Tale aus bemerkt wurde.

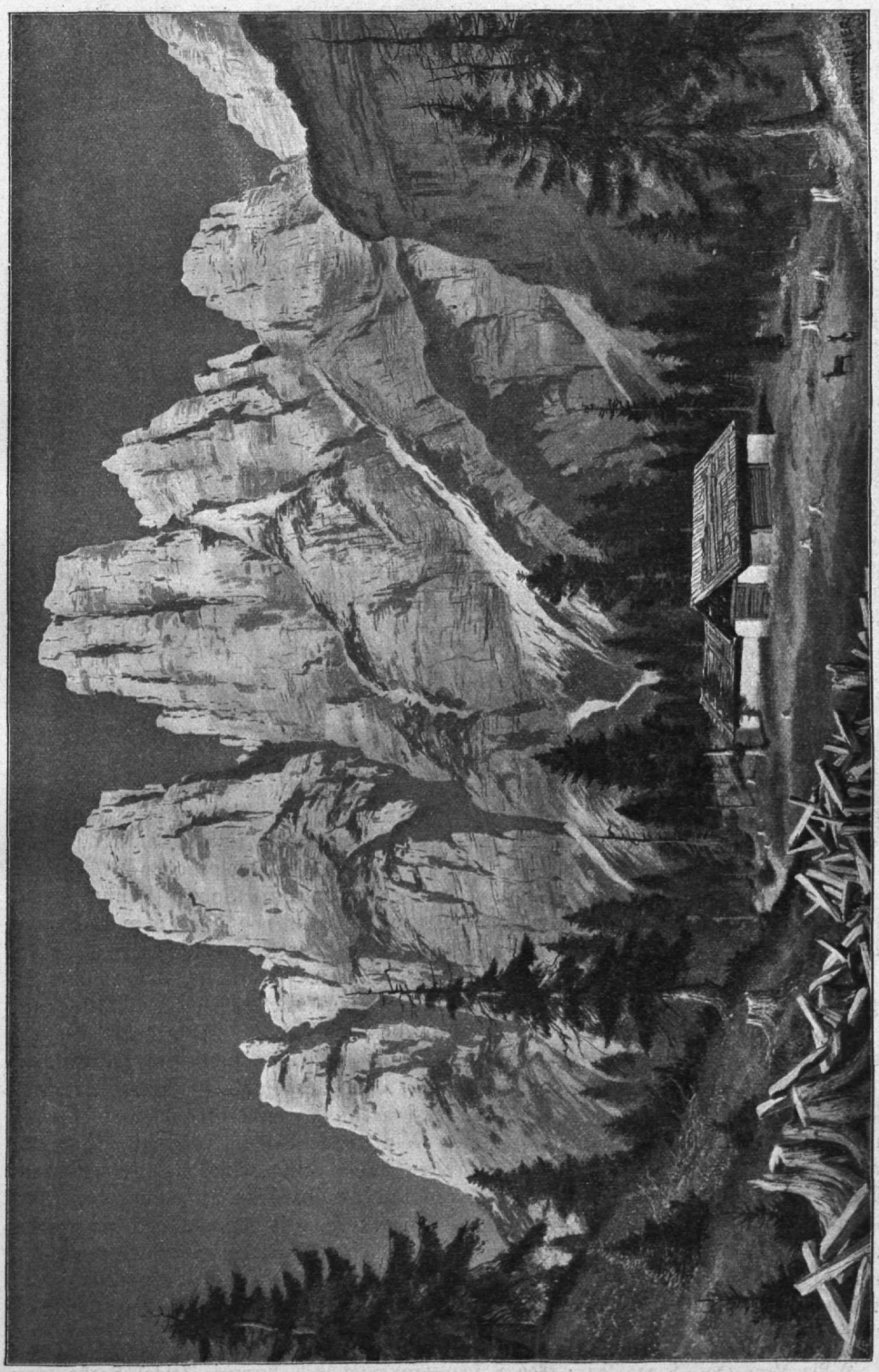
Trüb und wenig verlockend brach der junge Tag an; tief herab drangen die Nebel und fast alle Bergspitzen waren mit undurchsichtigen Schleiern verhüllt. Ebenso trüb, wie der Himmel, war auch unsere Stimmung, sie setzte unsere Tatenlust tief herab. Die Folge davon war, daß wir uns erst gegen 6 Uhr von unserem, zwar etwas harten, aber sonst ganz guten Lager erhoben und uns zum Aufbruche vorbereiteten. Ich mußte hellauf lachen, als mein Begleiter seine des Abends sorgfältig im Hintergrund der Höhle geborgenen Stiefel hervorzog und einen derselben bis an den Rand mit Wasser angefüllt vorfand. Infolge des heftigen Regens war das Wasser offenbar an einer durchlässigen Stelle durch die Felsen

gesickert, und hatte so tropfenweise den »Kelch« gefüllt. Nach diesem erheiternden Zwischenfall verließen wir flugs unsere luftige Behausung und stiegen das Geröll hinab, bis auf das große, im Kargrunde eingebettete Firnfeld.

Zwischen den beiden Gardezzanaspitzen zieht eine steile, schneeerfüllte Schlucht herab, welcher das Kar wohl so manche Schnee- und Steinlawine verdankt. Mit wenigen Schritten erreichten wir den unteren Eingang. Brüchige Felspartien und harter steiler Schnee war zu passieren, ehe wir, gleichzeitig mit den ersten, durch den Wolkenhimmel schwach leuchtenden Sonnenstrahlen, um 7 Uhr 30 Min. morgens die scharf eingeschnittene Schartenkehle zwischen den beiden Gipfeln betraten. Jenseits senken sich die Felsen zur weiten, flachen Kehle der Forcella Grande, die nur durch einen unbedeutenden Zacken, von der gelegentlich der Ersteigung der Cima Moschesin erreichten Einsattlung, getrennt wird. Die Schuttrinnen, welche von beiden Kammeinsenkungen ostwärts herabziehen, treffen sich tief unten in der grünen den Taltiefe des Pramper.

Unsere Scharte befindet sich so ziemlich in der Mitte des Verbindungsgrates beider Gipfel. Ganz im Gegensatze zu dem verhältnismäßig sanften Nordostabfall zeigt sich die uns zugewandte Süd- und Westflanke der Nordostspitze. Ein kurzer, zerzackter Grat erhebt sich aus der Schartenkehle gegen die Felsen des Gipfels; um das überflüssige Auf- und Absteigen zu ersparen, umgingen wir ihn besser, und steuerten so auf den Bändern seiner Südseite dem eigentlichen Bergkörper zu, um uns dann durch dessen steilen Aufbau der Höhe zuzuwenden. Hei! war das heute wieder einmal eine Lust, in festem Fels sich durch tiefeingerissene, lange, oft sogar überhängende Kamine emporzustemmen, oder über mässig hohe Wandstufen in flottem Ziehklimmen hinaufzuschwingen und dabei den Nachkletternden meist senkrecht unterhalb zu erblicken. Rasch hatten wir die Westkante des Gipfelstockes erreicht und tauchten nach kaum halbstündiger Kletterei neben dem mächtigen Steinmanne auf.

Nirgends hatten wir vorher über die Ersteigung des Berges etwas erfahren können und man verzeihe uns die Neugierde, mit welcher wir an die Aufsuchung der Gipfelkarten gingen. Die erste, die uns in die Hände fiel, war die des ersten Ersteigers; sie lautete etwa: Antonio Millien aus Venedig erreichte mit Rinaldo Pasqualin aus Forno di Zoldo im August (Datum und Jahreszahl war nicht genau leserlich) als Erste den Gipfel. Der zweite Besucher jener Warte war Giulio Cresplo, ebenfalls mit Rinaldo Pasqualin aus Forno di Zoldo. Von wo aus und über welche Bergflanke sich beide Anstiege vollzogen, konnte ich zuverlässig nicht erfahren, doch ist kaum zu bezweifeln, daß eine andere Route als die leichte, also unserer Wegrichtung entgegengesetzte, über den Nordwestrücken eingeschlagen wurde. Ausgezeichnet ist die Gruppenaussicht des Berges, welche er infolge seiner weit vorgeschobenen Lage gegen das Talinnere dem Besucher bietet. Leider wogte diesmal am Himmel, ganz besonders aber gegen Westen, dichtes Gewölk, so daß von einer Fernsicht keine Rede war. Selbst der in allernächster Nähe befindliche, zweigipfelige Monte Tamer, dessen Höhe ich von hier aus prüfen wollte, war von einer undurchdringlichen Wolkenbank umgeben. Dafür aber war ich in der Lage, eine Verwechslung der Höhenkoten für die nordöstliche und die südwestliche Erhebung unseres Zuges, wie eine solche die österreichische Spezialkarte aufweist, richtig zu stellen, nachdem der nordöstliche Gipfel der höhere ist, ihm somit wahrscheinlich die Kote 2448 gebührt, während die südwestliche Spitze, als die niedrigere, mit 2444 *m* einzusetzen wäre. Nach viertelstündigem Aufenthalte stiegen wir auf demselben Wege wieder hinab in die Gratscharte zu unserem hier hinterlegten Gepäck, wandten uns aber alsogleich auch dem südwestlichen Gipfel zu. Das nun folgende Gratstück ist wenig übersichtlich, und unser Orientierungssinn wurde dabei stets



Spiz di Mezzodi von der Casera nuova di Pramper.

in Anspruch genommen. Vorerst hatten wir auf der Nordwestseite auf ansteigendem Schuttbande einen scharfen Zahn zu umgehen; bald mußten wir ein Stück auf dem Grate selbst dahinwandern, um dann wieder von diesem absteigend den nächsten Zacken über steilen Fels zu erklettern; jenseits desselben betraten wir abermals eine tiefeinschneidende Scharte, gegen welche von der Forcella Grande der Schutt hoch hinauf zieht. Über eine kurze, senkrechte Stufe und sehr steile, mit vielem losen Schutt bedeckte Platten gelangten wir nach 9 Uhr vormittags auf die Spitze, welche nach allen Seiten ungemein steil abfällt. Auch auf diesem Gipfel, den noch kein Steinmal zierte, konnten wir unserer vielgeübten Bautätigkeit keinen Einhalt tun. Gleich wie bei der östlichen Nachbarin, kann ich auch von dem hier Geschauten, mangels der eingangs erwähnten Fernsicht, nichts Bemerkenswertes berichten. Schön ist jedenfalls auch von dieser jäh abfallenden Hochwarte der Abblick nach dem tiefgelegenen Agordo im Cordevoletal. Da die Wetteraussichten immer ungünstiger wurden, traten wir den Abstieg über die vorerwähnte Scharte und die Forcella Grande nach dem oberen Prampertale an.

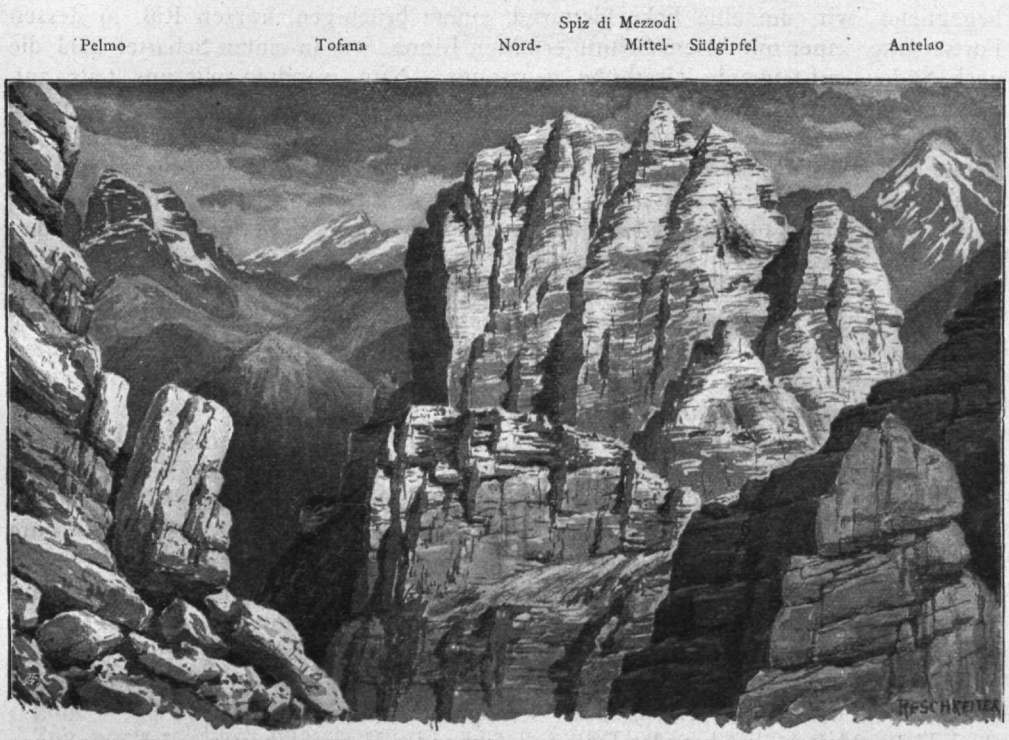
Am weißfelsigen Bette der schäumenden Wässer, umgeben von dem wundervollen Grün des Waldes, das nach dieser zweitägigen Entbehrung dem Auge wieder so wohl tat, verträumten wir noch zum Abschiede eine Stunde im köstlichen Nichtstun. — Wir saßen wieder wohlgemut unter dem schützenden Dach des Albergho, als auf einmal der Himmel all seine Schleußen öffnete und einen mächtigen Regenschauer über die Gegend niederschickte. Leider war das Barometer in den letzten Stunden stark gefallen, so daß für die kommende Zeit nichts Gutes zu erhoffen war. Die lange Reihe herrlicher Tage, an denen das Blau des Himmels oft nicht durch ein einziges Wölkchen getrübt wurde, war nun zu Ende; mit ihnen aber gingen auch meine Wandertage im Prampergebirge, welche mir so viel Neues und Schönes geboten hatten, ihrem Ende zu. Eine Aufgabe blieb mir noch auszuführen: Die Ersteigung des Spiz di Mezzodi.

Dieses dreigipfelige Massiv, von welchem der nördlichste von Forno di Zoldo aus sichtbare Turm vor uns bereits zweimal erstiegen wurde, erregt durch die Kühnheit seines Aufbaues und die Zerrissenheit seiner Abstürze die Aufmerksamkeit des Bergwanderers. Bevor wir den Gipfel aus eigener Anschauung kannten, lagen uns zwei über die angetroffenen Schwierigkeiten sich widersprechende Berichte im Fremdenbuche in Cercenas Gasthof vor. Dr. Vittorio Sperti (Belluno) und Feliciano Vinante, welche die erste Besteigung am 23. Juli 1893 mit dem tüchtigen und einzigen Führer Rinaldo Pasqualin durchgeführt hatten, schilderten diese als ein überaus schwieriges und gefährliches Unternehmen,[1]) während der zweite Ersteiger Mario Ceradini (C. A. I., Sektion Turin), der mit demselben Führer am 23. August 1895 diese Bergfahrt unternahm, seiner Aussage nach keine hervorragenden Schwierigkeiten antraf.[2]) Leider hatten wir hier in Forno niemanden, der uns über die Tour Auskunft geben konnte, denn der einzige, der brave Führer Rinaldo Pasqualin, war im vorigen Winter ins Jenseits gewandert; auf einem Gange von Langarone nach Forno war er in kalter Wintersnacht offenbar in angeheitertem Zustand oder aus Müdigkeit auf dem breiten Wege eingeschlafen und erfroren. Daß das Erreichen des südlichsten, höchsten Punktes, welcher von unseren Vorgängern irrtümlich als der erstiegene angegeben wurde, mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden sein dürfte, war mir schon bei meiner ersten Inaugenscheinnahme klar geworden, denn sollte ein erfolgreicher Angriff unternommen werden, so müßte dieser meiner Meinung nach direkt aus der Val Pramper über die Süd-

[1]) Riv. Mens. 1893, S. 205; 1894, S. 439—440; Ö. A.-Z. 1894, S. 52.

[2]) Riv. Mens. 1895, S. 230—235; 1896, S. 109—110; vergl. auch »Brentari« (Zoldo), S. 189—190; ferner »Il viaggiatore nel Bellunese«, S. 87.

westflanke oder von der südlichen Scharte her erfolgen. Der Weg von Norden her über die Casera di Mezzodi konnte somit kaum auf den südlichsten, höchsten, sondern müßte zuerst jedenfalls auf den nördlichen Punkt führen. Daß die ersten Ersteiger unwissentlich einen so großen Fehler begehen konnten, indem sie angaben, den höchsten Punkt erstiegen zu haben, tatsächlich aber nur den drithöchsten erreichten, scheint mir unwahrscheinlich. Warum aber verschwiegen sie die Identität des erreichten Gipfels?



Südabstürze des Spiz di Mezzodi vom Col del Venier.

30. August 1899.

Spiz di Mezzodi (Nordturm, 2305 *m*).

Unser löblicher Vorsatz, heute recht früh den Anstieg zu beginnen, scheiterte an der allzugroßen Heftigkeit, mit welcher der Himmel das erquickende Naß zur Erde sandte: denn als wir gegen 4 Uhr morgens nach dem Wetter Ausschau hielten, regnete es in Strömen und dabei hingen dichte, jede Bergaussicht nehmende Wolkenmassen tief herab ins Tal. Erst gegen 6 Uhr 30 Min. morgens konnten wir es versuchen, das schützende Dach zu verlassen.

Durch triefenden Wald und über dampfende Wiesen strebten wir rasch empor zur Casera di Mezzodi, 1343 *m*. Knapp hinter dieser stießen wir auf die ersten, noch gut erkennbaren roten Farbzeichen, die (wie uns ein Jäger mitgeteilt hatte) von Rinaldo Pasqualin gelegentlich der Ersteigung angebracht wurden und über den Felseneinstieg hinaus auf den Gipfel leiten sollen. Wir waren ob dieser Entdeckung zwar etwas enttäuscht, aber unangenehm war uns diese heute gerade nicht, denn sie ersparte uns ein bei dem herrschenden Nebel vielleicht sehr lästiges Pfadsuchen in der wilddurchfurchten, nördlichen Bergvorlagerung. Vorerst hielten wir uns auf ebenem Pfade nach rechts in prächtigem Hochwalde, dann ging es nach links

durch eine steile Grasrinne und an diese anschließende Schuttfelder von bedeutender Neigung empor auf die tiefste Einsattlung zwischen dem Monte Belvedere und dem Spiz di Mezzodi. Ohne hier Aufenthalt zu nehmen, fuhren wir auf der gegenüberliegenden Seite über loses Geröll ein kurzes Stück ab, bis uns ein bequemes Band nach rechts in die untere Hälfte jener Schlucht leitete, die den weiteren Anstieg vermittelt. Hier hinterließen wir den größten Teil des Gepäckes und machten uns um 10 Uhr 30 Min. an die Ersteigung der Gipfelfelsen. Gleich nach dem Einstiege begegneten wir, um eine Ecke kletternd, einem brüchigen, kurzen Riß, in dessen Fortsetzung, einer mit losem Schutt erfüllten Rinne, wir in einem Schartel bald die nach Süden aufsteigende Grathöhe gewannen. Nun wandten wir uns teils auf, teils neben dieser dem Gipfel zu; über eine circa 8 *m* hohe, senkrechte Wandstufe und eine kurze Rinne betraten wir bald die mäßig breite, schuttbedeckte Gipfelhöhe. Leider umhüllte uns auch auf dieser stolzen Warte dichter Nebel; überall wo wir hinabblickten, stürzte das Massiv in Steilwänden zu düsteren, schaurigen Schluchten ab, in denen das Rauschen der in dämmeriger Tiefe der Val Pramper dahintosenden Wildbäche in vielfachem Echo dumpf widerhallte.

Der Anblick des unteren Zoldotales mit seiner wilden Bergumrahmung, dann die hellschimmernden Weideböden, über denen der Pelmo wie eine riesige Felsburg emporstarrt, ferner der Tiefblick in die Val Pramper mit ihren grünen Triften müssen Glanzpunkte für das Auge des Besteigers sein. Wir konnten davon leider, aus dem schon vielfach vorgebrachten Grunde, fast nichts sehen.

Mit dem Bewußtsein, unter den gegebenen schlechten Verhältnissen genug geleistet zu haben, verschmerzten wir bald den vorzeitigen Rückzug, der sich bis zum Fuße der Felsen, wo wir dann ausgiebige Rast hielten, auf gleichem Wege vollzog. Hier verließen wir auch die Marken, die uns des morgens beim Aufstiege so gute Dienste geleistet hatten, und verfolgten die von Felsstufen unterbrochene Schuttrinne, die auf der Ostseite gegen den Col Peloso abwärts zieht, bis zur Einmündung in die Val Doa. Durch dieses prächtige Tälchen, dessen Hintergrund infolge eines in jüngster Zeit vom Col Peloso erfolgten ungeheuren Bergsturzes einen schrecklich öden Eindruck macht, führte uns ein leidlicher Steig rasch zu Tal. Um 3 Uhr 30 Min. rückten wir, heute zum letzten Male, wieder in Forno di Zoldo ein.

Helle Matten, leuchtender Fels und lachender Himmel hatten mich vor einer Woche bei meinem Einzug in das Prampertal empfangen und jetzt, da ich ihm den Rücken kehrte, versagten es mir die trauten Zinnen, in ihr lauteres Antlitz zu schauen. — — Kein Blick in das malerische Tal, kein Gruß vom Abendrot geküßter Felsenspitzen ward mir zu teil, als ich nach dieser letzten Bergfahrt gegen Abend über die Forcella d'Alleghe hinüberwanderte in andere Gegenden — zu neuem Tun.

Nun bin ich am Schlusse angelangt: Ich habe schon eingangs erwähnt, daß die geschilderten Berge bisher noch gar nicht, oder nur sehr selten bestiegen wurden und angesichts der berühmten Rivalen auch in Hinkunft kaum einen großen Besuch zu erwarten haben werden. Wer aber je diese Gegend durchkreuzen sollte, der vergesse jener einsamen, formenschönen und farbenprächtigen Berge nicht, wo es besuchenswerter Gipfel genug gibt und wo noch so manche schlanke Zinne ihrer Bezwinger harrt.

Wanderungen in den Bergen des Canalitales.

Von

Oscar Schuster.

I. Eine Besteigung der Cima delle Lede.

Mit Freude im Herzen zog ich im Juni des Jahres 1897 wieder durch das Canalital hinan. Schon im Sommer 1895 und 1896 hatte ich, die Gastfreundschaft der Almenbesitzer in Anspruch nehmend, den stolzen Bergkranz durchstreift, der sich hoch über seine Wälder und Weiden auftürmt, und frohe Erinnerungen wurden in mir wach.

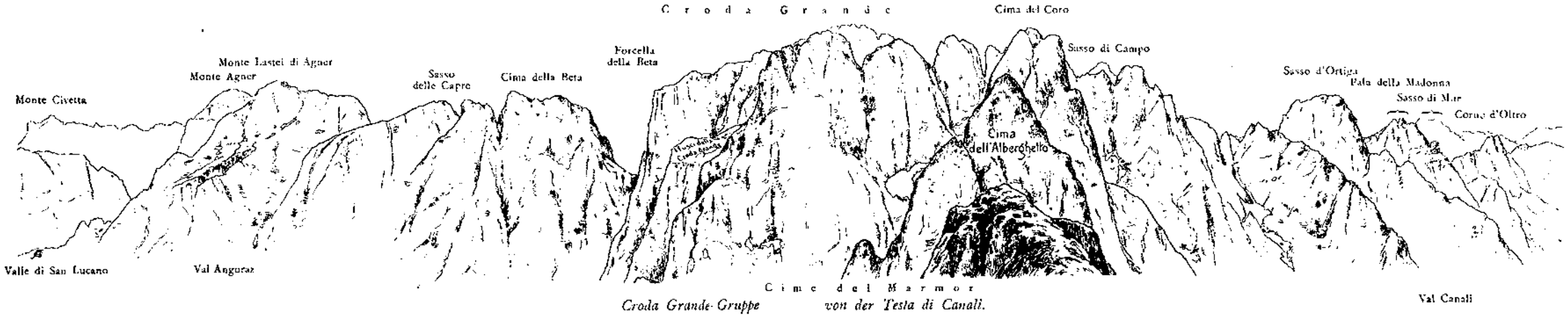
Jetzt winkte da droben ein gastliches Haus, die stattliche Canalihütte der Sektion Dresden, zu der ein landschaftlich schöner und abwechlungsreicher Weg von Primör emporsteigt. Anfangs an Maisfeldern vorbeiführend, tritt er kurz vor dem verfallenen Kastell Pietra, das auf unzugänglichem Fels zur Linken thront, in Waldesschatten und führt dann mit mäßiger Neigung durch eine parkähnliche Landschaft dahin. Die Berge rechter Hand sind unbedeutend, um so großartiger ragen die Klippen auf der anderen Seite empor. Die Umgebung des Pravitale-tales[1]) zeigt sich in ihrer ganzen Größe, vor allem fällt der Riesenturm der Cima Canali in das Auge, rechts flankiert von der Cima delle Lede und der Cima Sedole, welche in steilen Wänden abbrechen.

An der Villa Welsberg vorbei, einem Ort so recht zum Träumen und Ausruhen, ging es zur Malga Canali und weiter am breiten Talbach entlang, der zu dieser Zeit noch reichlich Wasser führte. Nach seiner Überschreitung wandern wir noch ein kurzes Stück am Ufer talein, dann beginnt ein Zickzackpfad, der zur Hütte emporführt. Sie gehört zu den schönst gelegenen, welche ich kenne.[2]) Uber dunklen Waldkronen zeigen sich die bleichen Wände der Cima dell'Alberghetto und der Cima del Coro im Talhintergrund, unmittelbar oberhalb der Hütte dräuen die Ausläufer des Sasso d'Ortiga, talauswärts stehen der Vorbau der Pala della Madonna und der Corno d'Oltro, auch Cima d'Oltro, auf der italienischen Seite Sasso di Cavallera genannt, sowie einige niedrigere Gipfel des nach Südwesten verlaufenden Croda Grande-Zuges; das grüne Canalital, welches wir in seiner ganzen Ausdehnung erblicken, trennt ihn von der eigentlichen Palagruppe. Am jenseitigen Gehänge tut sich die breite Mulde der Lastei di Fradusta auf, ein grüngesprenkeltes Hochkar, umsäumt von dem Eckpfeiler der Cima Sedole, der breiten Cima delle Lede, der Cima Canali, der Cima Wilma, der Cima Fradusta, der hochgetürmten Cima dei Lastei,[3]) und einem kleinen Scheidekamm, der sich gegen Süden von

[1]) Der Name dieses Tales sei allen kompetenten Kennern zur Beachtung empfohlen. Man schreibt Pravitale, Pravitali, Pradidali, Pradidale.

[2]) Näheres über die Hütte befindet sich in der Festschrift zum fünfundzwanzigjährigen Bestehen der Sektion Dresden des D. u. Ö. A.-V., S. 93 ff. (Mit Abbildungen.)

[3]) Auf Lechners Karte der Palagruppe (1:50000) als Cima di Canali bezeichnet und mit 2850 *m* kotiert. Alle Karten der Palagruppe sind sehr mangelhaft, das Hochgebirge ist an vielen Orten völlig falsch. Über den Namen Cima di Canali siehe Ö. A.-Z. 1897, S. 215. Anmerk.



Croda Grande-Gruppe von der Testa di Canali.

diesem großen Massiv loslöst und das Vallon della Caccia westlich begrenzt. Die Cima dei Lastei erscheint vom Palaplateau ziemlich unbedeutend, um so imposanter sind ihre Abstürze auf der dem Canalitale zugewandten Seite, und im Vereine mit denen der Cima Manstorna bilden sie einen Gegenstand der Bewunderung für den zum Canalipaß hinanziehenden Wanderer.

Die gastliche Stätte der Sektion Dresden liegt am Rande eines tiefen Grabens, durch den zur Frühlingszeit die Lawinen brausen. Hohe Fichten überschatten das graue Gemäuer. Die Tage, welche ich auf der Hütte und in dem angrenzenden Gebiete damals verleben durfte, gehören zu den an Genuß und Erfolgen reichsten meines Bergsteigerlebens. »Die Luft war blau, das Tal war grün«, ein kundiger Führer stand mir zur Seite, wir bezwangen manchen Paß und manche Spitze, ein steinernes Rätsel nach dem anderen löste sich mir. Die Palme gebührte der Croda Grande, aber auch der 13. Juni, der mich auf dem Scheitel der Cima delle Lede sah, steht mir leuchtend in der Erinnerung [1]).

Es war ein frischer Sonntagsmorgen, Luigi Bernard hatte sich zur Kirche nach Primör hinab begeben, ich zog allein in die Weite. Mein Ziel war nicht so bedeutend, aber der Weg, auf dem ich mich ihm nahen wollte, war weit und verwickelt, durch das Vallon della Caccia sollte er mich führen. Ein Felskessel, auf drei Seiten von schroffen Felswänden eingeengt, nach dem Canalitale in einer Steilstufe abbrechend, liegt es unter dem Massiv der Cima dei Lastei, von den vielen verborgenen Winkeln des Canalitales einer der verborgensten. Nur Jäger hatten vorher meines Wissens ihren Fuß dahingesetzt, denn das Vallon erfreut sich eines beträchtlichen Wildreichtumes. Direkt vom Tale aus ist es unzugänglich, die Wände, welche der Canalihütte gerade gegenüber liegen, sehen abweisend aus, nur seitlich gelangt man über schmale Scharten vom Fradustakar oder vom Oberen Canalital in diese Wildnis. Mein Weg führte vorerst ziemlich eben zu einer kleinen Waldwiese, dem Alberghetto. Hier sollte ursprünglich die Hütte erstehen, Jagdrücksichten machten aber ihren Bau an anderer Stelle nötig, wahrlich nicht zum Schaden der Schönheit ihrer Lage.[2])

Dann ging es auf dem Pfad gegen den Canalipaß aufwärts, aber nur kurze Zeit; ein schmales Steiglein, fast unter den zahlreichen Latschen verschwindend, die hier den Boden decken, führte mich alsbald auf das Massiv der Cima dei Lastei zu, die auf dieser Seite einen nicht sonderlich bedeutenden Kopf vorschiebt, nach einem natürlichen Fenster im Gestein Cima della Finestra geheißen.[1]) Eine besonders aus dem obersten Talgrund der Val Canali gut sichtbare Rinne, zieht in östlicher Richtung durch die Wände herab, welche von diesem Vorgipfel gegen das Canalital abfallen. Ein Stück oberhalb ihrer unteren Ausmündung ist sie durch einen großen Block versperrt, der zwar von meinem Standpunkt aus nicht sichtbar war, da ihn eine Felscoulisse verdeckte, von dessen Existenz mir aber Jäger aus Primör erzählt hatten. Wie ich später feststellte, dürfte sich der Klotz in Kletterschuhen vielleicht überwinden lassen; die Jäger des Cismonetales aber handeln weise, wenn sie die Rinne überhaupt erst oberhalb des vierschrötigen Gesellen betreten. So tat auch ich. Ich wandte mich zwar gegen den Eingang der Rinne zu, bog aber vor dem Schuttkegel, der ihr vorgelagert ist, nach links ab und gewann durch eine steile Kletterei über rasendurchsetzte Bänder und Rinnen in etwa 1850 *m* Seehöhe den Kamm der Felsmauer, welche südlich die vorerwähnte Rinne mit dem eingeklemmten Blocke flankiert. Zu dieser hatte ich nur wenige Meter jenseits abzusteigen und erreichte mit wenigen Schritten nach abwärts den Felskoloß an seinem oberen Rande. Dann ging es wieder die Rinne empor, ohne Schwierigkeiten, aber des Gerölles wegen etwas mühsam. Sie mündete auf eine Scharte aus, von der ich jenseits in einen kleinen Felskessel hinuntersehen konnte, dessen Grund, der frühen Jahreszeit entsprechend, noch mit Schnee ausgekleidet war. Ein Bach floß durch eine tiefeingenagte Rinne zum Canalital ab, von den dräuenden Wänden über mir rauschten gleichfalls überall die Wasser hinab in den Kessel, weithin die Felsen des Sammelbeckens mit feinem Sprühregen überschüttend.

Wenige große Sprünge über lockeres Geschiebe, und ich stand auf dem Schnee, der seine Fortsetzung jenseits in einem langen Couloir fand, welches sich hoch in die Felsen hinauf erstreckte. Im Sommer wird man wohl am besten die Rippe zur Linken begehen; ich wählte das Couloir, weil der Schnee in gutem Zustand war und mir ein rasches Vorrücken sicherte. Ich stieg bis zu einem Blocke empor, der drohend herniederschaute, aber wider Erwarten kein ernstes Hindernis bildete. Dagegen hemmte die Rinne selbst meinen Tatendrang. Es traten vereinzelte Stellen auf, die dem Pickel so ernste Arbeit verschafften, daß ich mit Freuden die Paßhöhe begrüßte, welche mir den Übergang zum Vallon della Caccia eröffnen sollte. Doch ich hatte mich geirrt! Der Felszirkus mit seiner schneebedeckten

[1]) Vergl. Ö. A.-Ztg. 1897, S. 215.

[2]) Gerade unterhalb des Alberghetto bricht das Tal mit einer Steilstufe ab. Möglicherweise nötigte dieses Hindernis Tukett und Genossen zum Biwak. S. Tukett, Hochalpenstudien, II. Teil, S. 89.

[1]) Auch Pala della Finestra hörte ich.

Sohle, der sich jetzt dem Blicke darbot, konnte unmöglich das Tal mit den berühmten Jagdgründen sein, dazu war er viel zu eng und vegetationslos, ich mußte meinen Wanderstab noch weiter setzen. Aber gerade in der Durchschreitung dieser düsteren Felskessel liegt ein Hauptreiz der Partie, man fühlt sich – besonders als Einsamer — bedrückt durch diese Natur und ist dann doppelt empfänglich für die Reize der Lastei di Fradusta, wo das Auge nicht mehr allerseits auf steilwandiges Gemäuer trifft, sondern viele Felshäupter mit einem Blicke umspannt.

Dieses Mal brauchte ich nicht ganz bis zum Grunde des Felstrichters abzusteigen, sondern konnte im Halbkreis, nur wenig an Höhe aufgebend, zu einer Schneerinne hinüberqueren, die abermals auf eine Scharte in einem Felsriegel hinaufleitete, der gegen das Canalital vorsprang. Wieder gab es ein wenig Stufenarbeit. Auf der Höhe (etwa 2100 *m* Aner.) angelangt, hatte ich aber die Genugtuung, das Vallon della Caccia vor mir liegen zu sehen. Der Täler wildesten eines! Öde, trostlose Öde ist die Signatur dieser Landschaft. Ringsum drohend sich emporreckende Dolomittürme, Trümmerhalden, glatte Felsplatten, wasserdurchrauschte Tobel und Schluchten, spärliche Grasflecken, auf denen das Grattier seine Äsung findet. Nach Südosten allein lassen die Felscoulissen eine Öffnung frei und vergönnen einen Blick auf die Wälder des sonnigen Canalitales. Der Querriegel, welcher unser Tal westlich begrenzt, läuft in die Pala dei Colombi[1]) aus, ein Felsgerüst, das, von den Lastei di Fradusta aus gesehen, mich an den Anblick der drei nördlichen Vajolettürme vom Grasleitenpaß erinnerte. Der kühnste unter den das Vallon della Caccia umgebenden Gipfeln ist der Campanile d'Elma. Von der Canalihütte fällt er jedem Besucher durch seine Gestalt auf.[2])

Ich verweilte eine kurze Zeit in Anschauung dieser rauhen Hochgebirgswelt. Was man auch gegen das Alleinwandern vorbringen mag, die Natur redet dem Einsamen ganz besonders eindringlich zu Herzen.

Zwei Wege standen mir in die Lastei di Fradusta offen, durch zwei Einschartungen gebildet, welche sich zweifellos ohne sonderlich große Mühe von meinem Standpunkte aus erreichen ließen. Ich wählte die der Pala dei Colombi zunächst gelegene, deren Höhe ich durch eine Schneerinne recht wohl erreichen konnte.

Alles ging nach Wunsch und einige Minuten nach 9 Uhr morgens stand ich auf der Paßhöhe westlich des Vallon della Caccia. Schroff fiel der Fels jenseits zu einer Rinne ab, welche in die Lastei di Fradusta ausmündete. Das Gestein war aber so bröckelig und unzuverlässig, daß ich den Gedanken, hier abzusteigen, von mir wies und eine zeitlang auf der Seite des Vallon della Caccia in der Richtung gegen die Pala dei Colombi hinkletterte. Ich überschritt dann den Scheidekamm gegen das Fradustakar und stieg jenseits über Grashänge ab. Sie waren steil, aber ihre Begehung gestaltete sich leicht. Ein Stück weit ging alles vortrefflich, dann kam ein jäher Absturz, der mich zwang, nach rechts hin in das Couloir einzuschwenken, zu dem ich früher den direkten Zugang verschmäht hatte. Jetzt aber war eine noch härtere Nuß zu knacken!

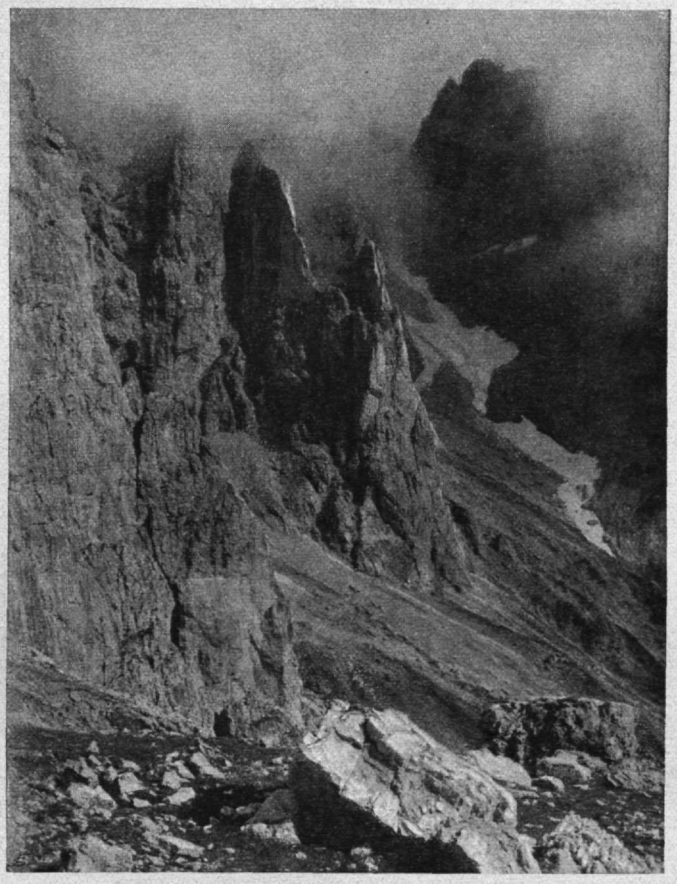
Den Pickel an der Schlinge stieg ich in die jählings zur Rinne abstürzenden Klippen ein. Ein heißes Ringen entspann sich, an einer oder an zwei Stellen hing das Gewänd gar etwas über. Alle Kräfte mußte ich zusammen nehmen, um nicht schneller hinab zu kommen, als mir lieb war.

Endlich hatte ich den Durchgang erzwungen und stand, froh aufatmend, auf dem Boden der Rinne. Eine kurze Abfahrt, es öffneten sich die düsteren Seitenmauern und die weiten Halden der Lastei di Fradusta taten sich vor mir auf.

[1]) Erste Besteigung 1898 durch Julius C. Dümler aus Dresden mit Führer Bartolo Zagonel.

[2]) Der erste Besteiger war Julius C. Dümler aus Dresden unter Führung von Giuseppe Zecchini im Jahre 1897.

Nach allen Seiten stand mir der Weg offen: ich konnte auf eine der Zinnen emporklimmen, welche das Kar umkränzen, ich konnte den Waldesschatten des Canalitales aufsuchen oder das sonnenbestrahlte Palaplateau durch die Lücke zwischen Cima Wilma und Cima Fradusta gewinnen. Von da aus ist es nicht mehr weit zum Gipfel dieses hervorragenden Aussichtspunktes. Im Nebel hatte ich einst da droben gestanden, heute aber war ein prächtiger Tag. Doch ich widerstand der Versuchung und steuerte auf den Nordgrat der Cima delle Lede zu. Ihr südlicher Nachbar, die Cima Sedole hatte bereits Besuch erhalten, in ihren Steilwänden kletterte Miss Beatrice Tomasson mit Michele Bettega. Wir riefen uns gegenseitig an, zu Gesicht bekam ich die Partie erst später.



Talschluß der Val Canali.

Der Gang durch die weite Mulde der Lastei ist sehr genußreich; auf drei Seiten gelbe Dolomittürme, jenseits des Canalitales die Recken der Croda Grande-Gruppe. Einen sehr plattigen, durch seine Größe und Gestalt auch von der Canalihütte aus auffallenden Felskopf umging ich auf der Westseite, erkletterte ohne Schwierigkeit — der Fels war bei einer bedeutenden Neigung sehr griffig — die Höhe des Nordgrates und erreichte über seinen breiten Rücken die Spitze.

Sie ist am 4. September 1896 angeblich zum ersten Male durch R. Gärtner und O. Rüger aus Dresden mit Michele Bettega und Bartolo Zagonel bestiegen worden. Wie mir Herr Rüger aber Ende 1901 in einem Schreiben mitteilte, hat er triftigen Grund, an der Priorität der Ersteigung zu zweifeln.[1])

Ein Blick in die Runde belehrte mich, daß es sich um einen Aussichtsberg von Bedeutung handelte. Ein besserer Einblick in die Lastei di Fradusta als von hier ist nicht zu gewinnen. Man übersieht das Hochkar in seiner ganzen Ausdehnung. Unter den Bergen, die ihm entsteigen, sind die imposantesten die Cima Fradusta, die Cima dei Lastei und vor allem die Cima Canali. Vom unteren Canalitale als himmelanstrebender Turm, vom Pravitalesee als Felsdom imponierend, macht die grelle Wandflucht einen nachhaltigen Eindruck, die Cima Wilma ver-

[1]) Damit fällt auch das in der Ö. A.-Z. 1897, S. 216, Gesagte dahin.

schwindet daneben. In der Tiefe, unmittelbar zu unseren Füßen, liegt das Pravitaletal. Ihm entsteigt die ungeheuere, plattwandige Riesensäule des Saß Maor.[1] Zwischen ihr und der Cima Canali erblickt man die weißen Häupter der Adamello-Presanella-Gruppe. An den Süden mahnen die Maisfelder von Primör, auch das Castell Pietra und die Wälder der unteren Val Canali grüßen zu uns herauf. Hinter dem Cismonetal zeigt sich die Feltrekette mit dem Monte Pavione. Wo man auch stehen mag, immer lenkt er durch seine merkwürdige Form den Blick auf sich.

Die Croda Grande-Gruppe ist etwas rechts von der Pala dei Colombi sichtbar. Auf dem linken Flügel zeigt sich der Berg, nach dem sie den Namen trägt, dann folgen der Sasso di Campo, der massige Sasso d'Ortiga, die breite Flanke der Pala della Madonna, welcher als kecker Zacken der berühmte Gipfelturm aufgesetzt ist, der Corno d' Oltro, dann die dii minorum gentium Rocchetta, Cima Feltrajo, Dalaibol.[2]

Rechts von der Pala della Madonna zeigen sich Agordiner Gipfel und ein Teil der Ebene vor Belluno, über dem Sasso di Cavallera (Corno d'Oltro) und dem Rocchettazug ragen die Mauern des Sasso di Mur in die Lüfte.

Ich hielt mich über eine Stunde auf der Spitze auf, die Luft war so warm und ruhig, daß die Joppe überflüssig war.

Eine breite Felsmulde führte mich nach Süden vom Gipfel hinab. Daran schlossen sich Rasenhänge, die an Abstürzen enden. Auf dem Grase nach links querend, gelangte ich in eine breite Runse, in der ich ein Stück weit abstieg, bis in der Begrenzungsmauer rechter Hand ein tiefer Einschnitt sichtbar wurde, durch den ich in eine Nebenrinne übersteigen konnte, welche mich ohne Schwierigkeiten aus den Felsen führte.

Vereinzelte Schneeflecke lagen noch im Fradustakar, sie wiesen von der Sedole-Partie herrührende Spuren auf. Von dieser selbst war nichts mehr zu sehen, sie hatte schon lange den Abstieg wieder angetreten, die Fährte aber war mir eine gute Leitlinie. Sie querte das ganze Hochkar in anfangs nordwestlicher, dann nördlicher Richtung, darauf nach Südosten sich wendend, senkte sie sich zu Tal. Jählings ging es hinab. Das Gestein ist teilweise sehr zerklüftet, auch waren vielerorten die Rasenpolster gelockert und boten wenig Halt. Dazu herrschte eine sengende Hitze. Ich atmete auf, als der die Sohle des Canalitales deckende Wald mich umpfing und ein Bächlein meinen verzehrenden Durst stillte.

Nach einem mißlichen Gestolper über Baumwurzeln betrat ich den wohlbekannten Zickzackweg, der zur Canalihütte führte. Der Ring war geschlossen, nach wenigen Minuten begrüßte ich die beiden Bezwinger der Cima Sedole.

II. Altes und Neues von der Croda Grande.

Vieler Berge Scheitel hat mein Fuß betreten, an keinen aber knüpfen sich für mich solche Erinnerungen wie an die Croda Grande.

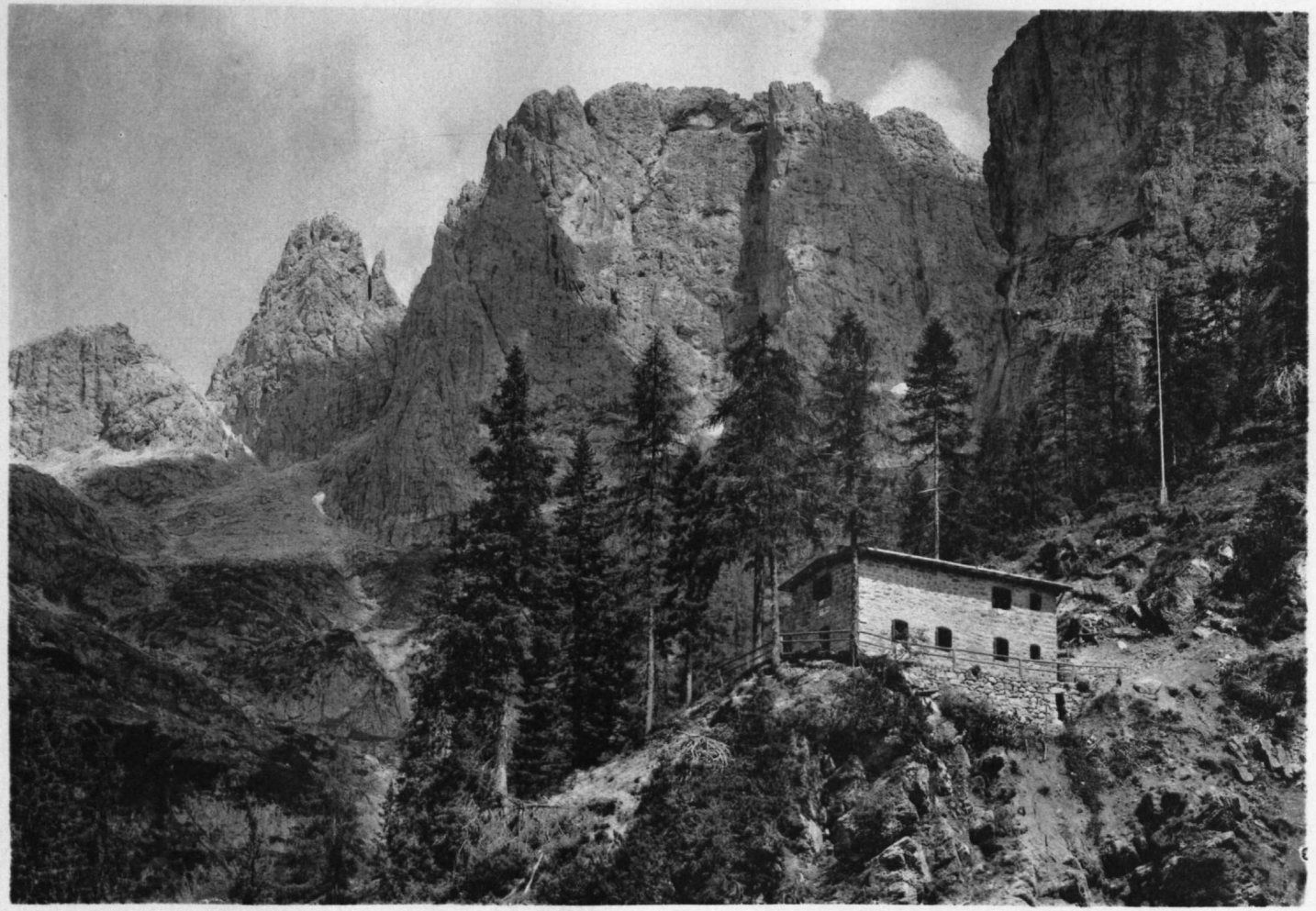
Obgleich sie an Höhe gegen den Monte Agner und den Monte Lastei (di Agner) zurücksteht, trägt die Gruppe, welcher sie zugehört, doch ihren Namen. Und das mit Recht! Ihrem Massiv kommt topographisch die größte Wichtigkeit zu. Hier trifft der Querzug, welcher die Verbindung mit der eigentlichen Palagruppe vermittelt, auf den Hauptzug der Croda Grande, der von Nordost nach Südwest

[1] Vergl. Ö. A.-Z. 1897, S. 196.

[2] Über die Nomenklatur dieser drei letzten Gipfel wären Nachforschungen verdienstlich; ich erhielt widersprechende Angaben.

Cima dell'Alberghetto

Cima del Coro



Nach einer Naturaufnahme von F. Benesch.

Bruckmann repr. Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.

Palagruppe: Canalihütte gegen die Cima del Coro.

streichend, sonst überall scharf durch die tiefen Furchen der Val Canali und der Val Angoraz von ihr geschieden wird.

Val Angoraz! Zwar eines der großartigsten Dolomittäler, aber auch der unbekanntesten eines. In dieser Beziehung erinnert es mich immer an die Arzalpe bei Sexten. Die Wunder des Fischleinbodens werden in allen Tonarten gepriesen, aber, wenn einer auf den Arzalpenkopf gehen wollte, er würde nicht minder Großartiges, wenn schon ganz anderer Art sehen. Die Abstürze des Elfers, der Hochbrunnerschneide, des Col dei Bagni suchen ihres gleichen!

Und wer einmal im Talhintergrunde der Val Angoraz stand,[1]) der wird die Wände nicht so bald vergessen, mit denen unser Berg zu den Geröllströmen niedersetzt, welche den Talboden erfüllen und die steilen Eisrinnen, welche das Gewänd

Forcella della Beta vom Monte Luna.

durchschneiden, unter denen die zur Forcella della Beta aufsteigende am meisten in das Auge fällt. Dieses breite Felstor und das von ihm nach Osten absinkende, unten durch eine schroffe Wand verteidigte Kar trennt das Massiv der Cima della Beta[2]) von dem der Croda Grande ab. Mit jäher Felsflucht fällt dieses zum Kar ab, oberhalb derselben findet sich eine große Geröllmulde im Gewänd eingebettet, die noch bis spät in den Sommer hinein einzelne Schneeflecke zeigt.[3]) Sie wird von zwei Graten umsäumt, die Felsen des einen fallen gegen Westen zur Val Angoraz ab, die des anderen weisen östlich gegen den Monte Luna.

Imponierend sind die Abbrüche des Croda Grande-Massivs gegen Osten. Aus Weiden erheben sich hier die Wände, von tiefen Rinnen durchschnitten, deren Bedeutung man erst recht würdigen kann, wenn man von schwindelnder Höhe in

[1]) Vergl. Ö. A. Z. 1900, S. 67.

[2]) Am 15. Juni 1897 bestieg ich die Cima della Beta mit Luigi Bernard zum ersten Male. Eine Schilderung der Anstiegslinie gab ich im »Hochtourist«. (II. Auflage, III. Band, S. 98.)

[3]) Man kann von Agordo aus mit einem Fernrohr die Mulde erkennen.

ihre Schlünde hinabschaut. Die gewaltigste dieser Rinnen, auf die der Name einer Riesenschlucht weit besser paßt, scheidet die eigentliche Croda Grande von einem ihrer Vorgipfel, dem Sasso di Campo. Durchsteigt man, wie dies im Frühsommer möglich ist, die Schlucht bis zu ihrem oberen Ende, so gelangt man auf ein Plateau, das dem Massiv der Croda Grande zugerechnet wird, obgleich es eine Plateaudepression von dem eigentlichen Gipfelkörper scheidet.

Diese Hochfläche, I fuoci della Croda Grande genannt, wird westlich eingefaßt durch die Klippen der Cime del Marmor. An dem südlichsten dieser Gipfel zweigt der Verbindungszug mit der eigentlichen Palagruppe ab, der Plateaurand bricht südlich gegen eine Ausbuchtung der Val Canali, gegen den Corokessel ab, im Südosten hängt das Plateau mit der Hochmulde der Vani Alti zusammen, gegen Norden setzt es zur Val Angoraz in himmelhohen Steilwänden nieder.

Die Wände der Croda Grande, welche an das Plateau anschließen, sind hier am niedrigsten und gut gangbar. Alle bisher bekannt gewordenen Besteiger des Gipfels stürmten hier die Festung, nachdem sie vorher die Hochfläche durch den Corokessel vom Canalitale oder durch die Hochmulde der Vani Alti von Gosaldo gewonnen hatten.[1])

Die höchsten Zacken stehen im Kreise um einen Felstrichter, der Kulminationspunkt liegt im Westen; durch einen Schneesattel getrennt ragt nördlich des Zackenkreises eine weitere Erhebung empor, und dann folgen, soweit ich die Sachlage zu beurteilen vermag, in einem nach Norden ziehenden Kamm noch verschiedene andere Erhebungen. Der zerschartete Kamm gabelt später und bildet die Grate, welche die oben erwähnte Geröllmulde zwischen sich fassen, die an der Steilwand endigt, welche gegen die Forcella della Beta abbricht und das von dieser nach Osten hinabziehende Kar.

Ich hatte die Croda Grande am 12. Juni 1897 mit Luigi Bernard und Tomasso Dal Col von Gosaldo aus besucht. Mein zweiter Führer, der im Winter 1900/01 einem Unfall zum Opfer gefallen ist, hatte den Berg über die Vani Alti schon 1883 mit Euringer aus Augsburg bestiegen.[2])

Wir waren durch das Wetter und durch die Verhältnisse ausnehmend begünstigt. Auf dem Gipfel verlebte ich einige unvergeßliche Stunden und genoß ein zauberisch schönes Panorama. Den Abstieg nahm ich mit Luigi Bernard direkt in die Val Canali, während mein anderer Begleiter, Dal Col, nach seinem Heimatsorte zurückkehrte.[3]) Ich bewahre dem dienstwilligen und freundlichen Manne ein gutes Angedenken.

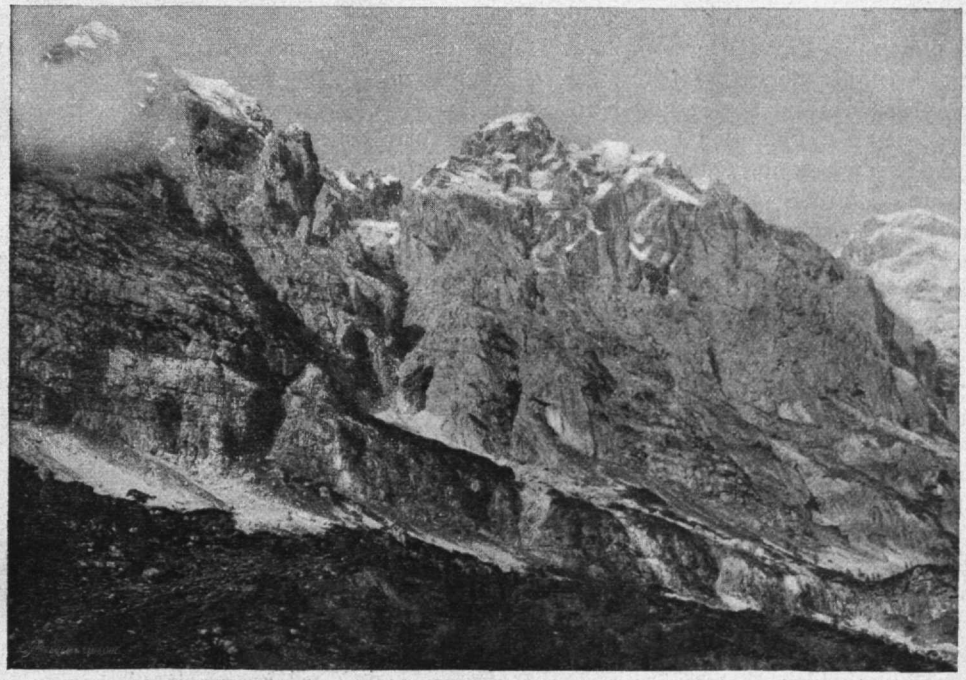
Seit jenen Tagen hatte es mir die Croda Grande angetan! Noch einmal wollte ich auf ihrem stolzen Gipfel stehen, meinen Blick von den Stubaier Firnen bis zu den euganäischen Hügeln bei Padua schweifen lassen, hinabschauen in die Wildnis der Val Angoraz und auf die Weiden von Ortiga. 1899 war ich in der Gegend, aber verschiedene Zufälle verhinderten die Ausführung des Planes, zu dem sich allmählich noch der Wunsch gesellt hatte, auf anderem Wege dem Gipfel zu nahen, und zwar von der Forcella della Beta aus oder vom Passo di Luna über die Ostwand. So nennt sich eine Einsenkung in dem Rasenkamm, der von der Forcella Aurine gegen das Massiv der Croda Grande streicht und die Wasserscheide zwischen Torrente Mis und den zum Cordevole eilenden Gewässern bildet. Ich hatte sie gelegentlich der Ersteigung der Cima della Beta und des Sasso delle Capre überschritten.

[1]) Näheres über die verwickelte Topographie der Croda Grande und über die Besteigungsgeschichte siehe Ö. A.-Z. 1897, S. 193 ff. Man kann auch vom Canalitale über die Forcella di Sant' Anna gehen und dann die Vani Alti gewinnen.

[2]) Siehe Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1884, S. 334.

[3]) Näheres siehe Ö. A.-Z. 1897, S. 196.

Im Frühjahr 1900 befand ich mich in Bozen. Als der Himmel Tag für Tag wolkenlos über mir strahlte, zog es mich nach den altvertrauten Grödener Bergen hinan. Ich hatte Skier bei mir und war auf ungünstige Verhältnisse gefaßt; mein Erstaunen war groß, als ich die Südhänge großenteils aper fand. Aber auch auf den West- und Ostgehängen war die weiße Decke an den meisten Stellen verschwunden oder von vortrefflicher Beschaffenheit zum Gehen, so daß sich die Schneeschuhe an den meisten Orten mehr zu einem Hindernis, denn zu einem Vorteil gestalteten. Unter sotanen Umständen reifte in mir der Beschluß, mit der Croda Grande wieder einmal nähere Bekanntschaft zu machen, und an einem herrlichen Tag — man schrieb den 15. März 1900 — erreichte ich mit dem Führer



Croda Grande vom Monte Luna.

Pescosta, von Sankt Ulrich in Gröden ausgehend, über das Grödener Joch und den Campolungopaß am späten Abend Agordo. Meinem untrainierten Begleiter war der lange Marsch etwas in die Glieder gefahren, und er bat mich in Livinalongo, an seiner Statt einen anderen Gefährten für die beabsichtigte Tour zu wählen. Ich war ohnehin durch ihn an diesem Tage im Vormarsche behindert worden. Ursprünglich war geplant, die Tour direkt von Agordo aus anzutreten und dadurch einen Tag zu ersparen. So verlor ich zu meinem Unheil 24 Stunden. Bei dem wolkenlosen Himmel aber schien es mir belanglos, die Tour einen Tag später anzutreten; auf den Abend des 16. März lud ich Zecchini nach Gosaldo ein.

Wir verbrachten die Nacht in Gosaldo und wanderten am nächsten Morgen der Forcella Aurine[1]) zu. Der Weg führte vorerst nach Villa di San Andrea, einem armseligen Orte auf dem Wege gegen die Forcella Aurine zu gelegen. Nach Passierung des Dorfes schwenkten wir bei einer Brücke in ein kleines Tälchen links

[1]) Zu Frassené ist ein Hotel im Bau, das 1902 eröffnet werden sollte. Es wird einen wertvollen Stützpunkt für die Ostseite der Croda Grande-Gruppe bilden.

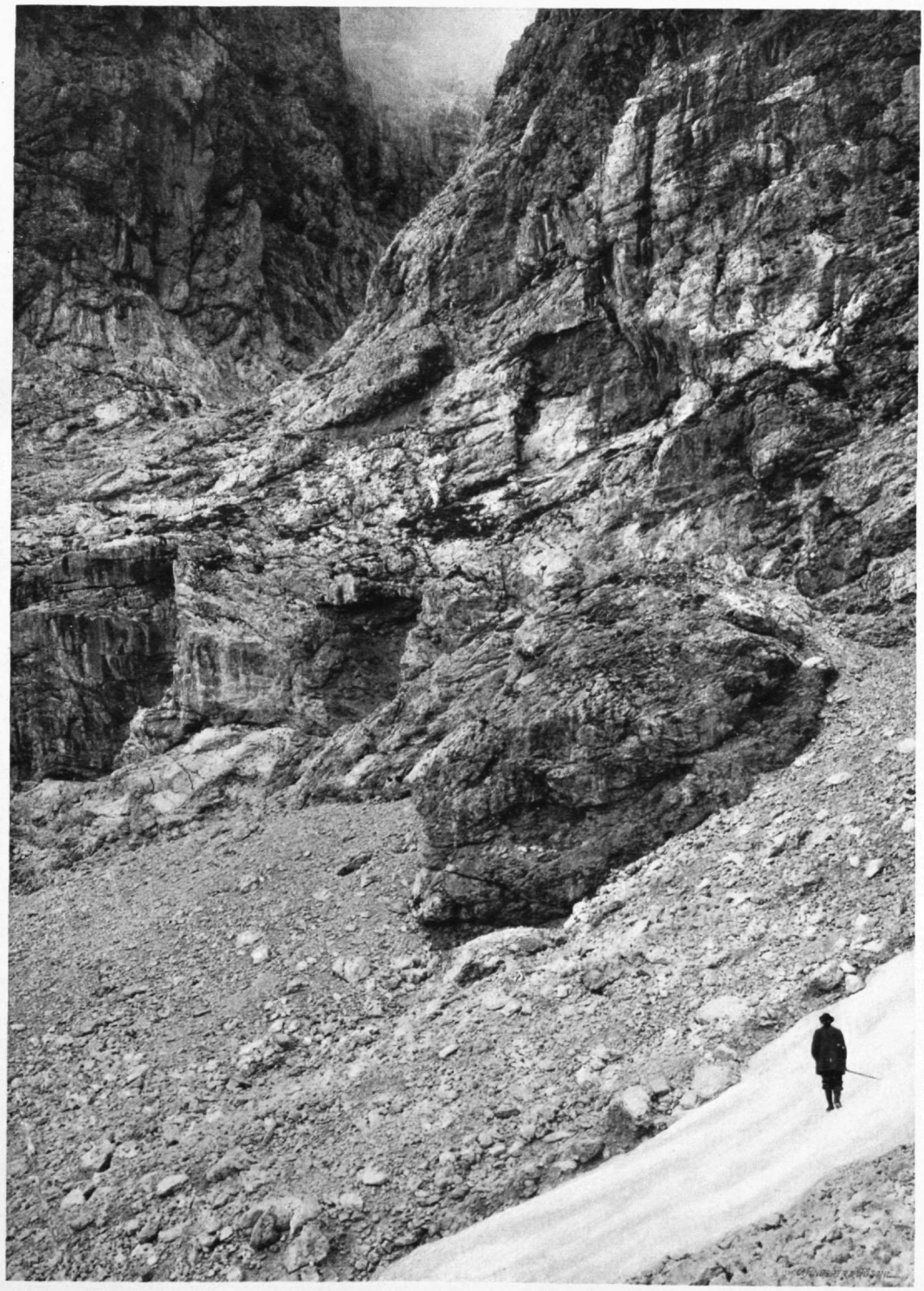
ab[1]) und stiegen, nachdem wir die Talsohle verlassen, nach Norden über steile Grashalden gegen den Passo di Luna an. Die eigentliche Paßeinsenkung blieb rechter Hand, wir betraten den Scheidekamm zwischen Torrente Mis und Cordevole erst höher. Er zieht gegen den massigen Felsleib unseres Berges empor und bildete, da leicht gangbar, vorerst unseren Weg. Von Schnee war auch hier so gut als nichts zu sehen, ganz vereinzelte Streifen waren beinhart gefroren und hinderten nicht im geringsten das Vorwärtskommen, dagegen war es bitter kalt; der Nebel wollte nicht weichen und zwang uns zu einer viertelstündigen Rast. Es war gegen 8 Uhr morgens, als wir vor der jäh sich aufbäumenden Riesenwand standen. Gespenstig und drohend ragten die zerklüfteten Felsen in das Grau, uns ein „noli me tangere" zurufend.

Hätte es sich um eine leichtere Unternehmung gehandelt, ich würde ohne Besinnen den Einstieg gewagt haben, aber hier scheute ich zurück. Zwar rechnete ich bestimmt darauf, daß in vorgerückter Tageszeit das unsichtige Wetter einer strahlenden Winterbläue weichen werde, aber zu welcher Stunde, das war die Frage, und die Stunden waren uns in dieser Jahreszeit noch spärlich zugemessen! Nein, es war klüger, die Tour für diesmal aufzugeben und, wenn auch schweren Herzens, uns über die mir wohl vertraute Forcella delle Mughe in das Canaltal hinüberzuwenden! Wir schwenkten also nach links und querten unter den Wänden der Croda Grande in der Richtung auf den Weideboden von Pian d'Ortiga zu, der sich unter den Geröllhängen ausbreitet, die von der Forcella delle Mughe und von der Forcella di Sant' Anna herabkommen.

Plötzlich riß die graue Decke, die bleiern über uns lastete, und das dunkle Blau des südlichen Himmels wölbte sich uns zu Häupten, in strahlendem Sonnenglanze zeigte sich der Sasso d'Ortiga, die Pala della Madonna und der massige Stock des Sasso di Mur, dessen Nordflanke jetzt breite Schneebänder zierten. Auch die Pizzongruppe, noch jetzt in touristischer Beziehung fast eine terra incognita, zeigte ihre latschenbewachsenen, steil zur Val Imperina abfallenden Flanken.

Des Erfolges jetzt sicher, machten wir 8 Uhr 30 Min. kehrt und wandten uns gegen den Kamm zurück, den wir vor einer halben Stunde verlassen hatten. Seine Schneide gewannen wir jedoch nicht wieder, sondern wir bogen vorher in die Wand ein, wo eine Schneerinne uns einen guten Weg versprach. Wir folgten ihr bis zu ihrem Ende, dann ging es nach rechts empor über schneebedeckte Hänge, die mit Rasenhalden abwechselten. Die Richtung nach Norden einhaltend, kamen wir auf einen mit Felstürmen gekrönten Kamm, der jenseits schroff abbrach. Wir benützten ihn ein Stück weit und wurden dann in die Nordflanke hinausgedrängt. Hier gab es bitterböse Stellen! Ich erinnere mich noch deutlich auf ein Band, das sich nur kriechend passieren ließ, auf eine schlimme Traverse auf einem 65° geneigten Schneefeld, auf eine ganz abscheuliche Wandstufe, über die wir wieder die Kammhöhe gewannen. Schließlich gelangten wir nach links in einen Felstrichter hinab. Die Einzelheiten unseres Weges sind seiner Länge und dem komplizierten Bau des Berges entsprechend, sehr verwickelt. Zahllose Rippen treten aus der Wand hervor, sie schließen tiefe Rinnen zwischen sich, die im Sommer großenteils mit Rasen ausgekleidet sind, jetzt lag harter Schnee in ihnen. Weil die Rippen auf ihrer Höhe mit Türmen gekrönt und von Querspalten durchsetzt sind, benützten wir meistens die Rinnen. Ein einziger Pickelhieb genügte für eine Stufe, aber es bedurfte eben vieler Stufen, und so ging unser Vorrücken recht langsam von statten. Als wir schon eine ziemlich beträchtliche Höhe erreicht hatten, war eine Reihe enger und schwieriger Kamine zu passieren. Im großen und ganzen

[1]) Lechners Spezialkarte der Paladolomiten (1 : 50000) gibt dieses Tälchen deutlich an.



Naturaufnahme von Dr. W. Paulcke. Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Croda Grande-Gruppe: Einstieg in den Corokessel.

geht unsere Route etwa staffelförmig von links nach rechts (vom Monte Luna aus gedacht) durch die Wand. Zweifellos ist eine große Anzahl von Varianten möglich, je höher man kommt, um so mehr muß man sich aber gegen Norden wenden, riesige Schluchten drängen den Kletterer nach rechts.

Das Wetter war den Vormittag über schön, gegen Mittag wechselten fliegende Nebel mit Sonnenschein, gegen Nachmittag sprang ein kalter Wind auf. Wir gewannen nur langsam an Höhe; mit Wegsuchen verloren wir keine Zeit, nicht einen Augenblick war ich über die einzuschlagende Richtung im Zweifel. Dagegen bildete die Höhe der Felsen, als die Mittagstunde vorbei war, einen Gegenstand der Sorge für uns, und es sei offen zugegeben, daß wir beide in dieser Beziehung in einem verhängnisvollen Irrtum befangen waren. Der Berg machte seinem Namen Ehre, ein Ende war nicht abzusehen, von Stunde zu Stunde hofften wir auf die Erreichung des Kammes. Wir wären längst umgekehrt, wenn wir nicht erwartet hätten, über den Gipfel leichter und schneller zu Tal zu kommen, als auf unserer Anstiegslinie, die zwar mit Steinmännern und Papier markiert war, aber sehr lange, schwierige und anstrengende Arbeit verhieß. Kummervoll schaute ich empor, immer neue Klippen stiegen vor uns auf.

Gegen 3 oder 4 Uhr, wenn mich das Gedächtnis nicht trügt, hüllte sich der Berg immer mehr in Nebel, der Vorhang schloß sich, um sich nicht wieder zu heben. Hinter ihm aber spielte sich ein Stück ab, das um ein Haar zur Tragödie geworden wäre. Der Wind schnob durch die Klippen, in denen zwei einsame Männer aus Leibeskräften vorwärts strebten. Er kältete empfindlich, so daß ich die Handschuhe anlegte, während Zecchini als Führer es vorzog, der Sicherheit halber ohne solche zu klettern. Mit fieberhafter Eile stieg er hinan, ich sah, sobald es die Lage erlaubte, auf die Uhr, immer düsterer wurden unsere Mienen.

Plötzlich standen wir neben einem halbverfallenen Steinmann auf einem Grat, jenseits schossen steile Schneehänge in die nebelverhüllte Tiefe. Er bildete unsere Anstiegslinie und gab uns harte Arbeit. Verschiedene Absätze sind recht schwierig, eine plattige Stelle ist mir noch als besonders unangenehm in der Erinnerung geblieben. Einige Gratzacken wurden auf der Nordseite in pulverigem Schnee umgangen, der glatte Platten nur schlecht verhüllte; ich war froh, als wir diese Stellen hinter uns hatten. Dann kam ein schmaler Schneegrat, endlos dehnte er sich im grauen Nebel, nur in schwachen Umrissen konnte man den Vordermann erkennen.

Da plötzlich stieß Zecchini einen Schrei der Überraschung aus, wir standen vor einer hölzernen Stange, die anscheinend den höchsten Punkt des Grates krönte, denn jenseits senkte er sich steil hinab. Ohne uns aufzuhalten, folgten wir ihm, die Uhr zeigte 1/4 6 Uhr, Eile, größte Eile tat bitter not.

Bis zur Stange hatte uns auf dem Kamme der kältende Wind nicht mehr belästigt, der uns in der Wand so zugesetzt hatte, aber es war die Stille vor dem Sturm. Er brach jetzt los, Flocken wirbelten vom Himmel hernieder, schneidender Schneestaub drang in die Kleider, kaum vermochte die Hand das Eisbeil noch zu umklammern, kaum das Auge noch nach dem Pfad zu spähen. Da stellte ich mit Hilfe des Kompasses fest, daß die Richtung, die wir in den letzten Minuten eingehalten hatten, unmöglich nach dem Gipfel führen könne. Also zurück zur Stange! Aber wo meines Erachtens der Pfad zu unserem Ziele führen sollte, fiel eine Steilwand in die graue Tiefe hinab. Die Lage war kritisch, die Nacht drohte, auf unserem Standpunkt konnten wir sie keinesfalls verleben, unsere Sorge durfte sich nur noch auf einen geeigneten Biwakplatz richten. Abermals ging es den Grat hinab, auf dem wir noch vor wenigen Minuten stutzig umgekehrt waren. Er machte eine kleine Biegung und brach dann ab. Über den Absturz ging es hinunter.

noch einige kleinere Stufen wurden, da die Felsen völlig aper waren, ohne Schwierigkeit überwunden; der Nebel lüftete sich ein wenig, zur Rechten unter uns wurde ein steiles Schneefeld sichtbar, im Trab ging es über die weiße Halde hinunter. Sie endete an einer mächtigen Steilwand.

Bestürzt querten wir an ihrem oberen Rand einige Schritte, bis wir zum Eingang eines langen und steilen Kamines gelangten, der eiligst durchklettert wurde. Er brachte uns zu einem schmalen Band, das sich an einer Stelle etwas erweitert, dann, allmählich schmäler werdend, in die Wand ausläuft. Eine große Felsmasse hing schützend darüber hinaus. An der breitesten Stelle war gegen den Abgrund zu ein Schneewall dem Bande aufgesetzt wie dem Deck eines Schiffes die Verschanzung.

Hier bezogen wir 6 Uhr 15 Min. abends ein Biwak, notdürftig gegen das Toben des Sturmes geschützt. Der felsige Boden war meine Lagerstätte, Zecchini wanderte fast die ganze Nacht ruhelos hin und her. Ich streckte meinen Körper zwar aus, wollte und konnte aber die ganze lange Nacht kein Auge zutun. Nie werde ich die Schrecken dieser Nacht vergessen. Schauerlich tönte das Heulen des Sturmes. Wie die Wogen gegen ein felsiges Gestade, so peitschte er die Schneeschauer gegen die Klippen über uns. Wie oft hatte ich im warmen Zimmer am Fenster stehend dem Spiel der Flocken zugeschaut, jetzt woben sie vielleicht das Leichentuch für die zwei Armen, die auf eisiger Höhe dem Spiel der Elemente beinahe schutzlos preisgegeben waren.

Lähmendes Entsetzen bemächtigte sich meiner, mit Gewalt mußte ich mich zwingen, meiner Gemütsstimmung nicht Worte zu leihen. Zecchini klagte über Steifigkeit in seinen Fingern, stundenlang knetete und rieb ich sie, bis die Beweglichkeit wiederkehrte. Glücklicherweise hatte ich verschiedene Paare Fäustlinge in der Tasche, und so für alle Fälle noch trockene Handschuhe in Vorrat. Die Stunden schlichen dahin. Von einem Anzünden der Laterne konnte keine Rede sein, unser Proviant war hart gefroren, der mitgenommene Kaffee in der Flasche zu einem Eisklumpen erstarrt. Mühsam würgte ich einige Bissen hinunter. Endlich kam die Dämmerung und wir konnten einander in die aschfarbenen Gesichter sehen. Das Wetter hielt mit gleichem Ungestüm an, unmöglich schien es, sich in das Toben hinaus zu wagen, einen schrecklichen Tag und eine zweite Nacht mußten wir noch über uns ergehen lassen. Ich vermag die Gefühle, die wir empfanden, nicht zu schildern. Wir gedachten der Unseren in der Ferne, es brannten die Flammen der Liebe in heller Glut, »Scheiden ist ein bitteres Leiden«.

Was in unserer Macht lag, das wollten wir wagen! Nur »hoch den Kopf und hoch den Sinn«, sich nicht ergeben, nicht willenlos der Kälte zum Opfer fallen, kämpfend von schwindelnder Wand dem Knochenmanne zur Beute fallen, oder von einer Lawine hinabgerissen werden. Wie sollten wir heute hinabgelangen? Kaum kann man die Augen im Schneetreiben öffnen, wie soll man da den Weg zur Tiefe ausspähen?

Bis zum Nachmittag des 18. März wußten wir nicht, wo wir uns befanden. Da nahm ich durch einen Riß im Nebel die Cima della Beta wahr und erkannte, daß unser Biwak in der Wand lag, welche zum Kar abbricht, das diesen Berg von der Croda Grande trennt. Wie ich bereits früher erwähnt habe, steigt diese tief eingeschnittene Mulde zur Forcella della Beta von Osten an. Während des Tages ging meine Sorge dahin, für die kommende Nacht ein besseres Quartier ausfindig zu machen. Und dies gelang mir in der Tat mit Hülfe des gegen den Abgrund gekehrten Schneewalles, der während der verflossenen Stunden an Höhe und Umfang ganz beträchtlich zugenommen hatte. Rüstig mit dem Pickel schaffend, grub ich eine Höhlung in den Schnee, die zwei Personen in liegender Stellung

aufzunehmen vermochte. Ein »Probeliegen« ergab ein befriedigendes Resultat und stolz auf das Werk meiner Hände bemühte ich mich, Zecchini die Vorzüge meiner Eskimowohnung in das rechte Licht zu rücken. Leider verhielt er sich durchaus ablehnend, während ich den Nachmittag und den größten Teil der Nacht in meinem buen retiro verbrachte. Nur ab und zu, wann mein Körper drohte, steif zu werden, mußte ich mich wieder dem Wetter aussetzen, die Glieder durch allerlei Freiübungen mir gelenkig zu machen suchen. Allmählich war eine gewisse Ergebung über uns gekommen, die Lage verlor an Schreckhaftigkeit. Mit unsäglicher Freude bemerkten wir, dass sich die Wut des Schneetreibens verringerte. Am Nachmittag hörte es fast ganz auf. Der Aufbruch für den nächsten Morgen war beschlossene Sache, und das Herz schwoll uns vor Hoffnung. Aber die bange Nacht riß uns wieder hinab in quälende Zweifel. Zweimal unterbrach ein furchtbarer Donner von den Flanken der Cima della Beta die Stille. Es waren Lawinen. Alle Geschicklichkeit, alle Erfahrung halfen nichts, wenn auch an unserem Berg die weißen Kaskaden über die Felsen herabbrandeten.

Doch das Ärgste sollte nicht eintreten! Als wir am 19. März, 1/27 Uhr morgens, zur Schlacht rüsteten, da war es still, nur unser alter Feind, der Nebel, umfing den Berg.

An zwei Seile gebunden, unternahm Zecchini als Erster den gefährlichen Gang über das Band, auf dem sich eine bedeutende Wächte gebildet hatte. Dumpf donnernd fielen die Schollen unter dem Schlag der Axt in das Kar über die mehrere hundert Meter hohen Steilwände hinab. Bald hatte er den Kamin passiert und faßte auf dem Schneefeld Posto. Ich folgte auf gleichem Wege. Als ich neben meinem Gefährten stand, entdeckten wir, daß in der Aufregung mein Rucksack vergessen worden war. Ein Zurückgehen hätte einen Zeitverlust von einer halben Stunde bedeutet, so blieb er als stummer Zeuge unseres Biwaks zurück.

Erst hier wurden wir inne, welch gewaltige Schneemenge auf den Felsen lagerte. Teilweise bis zum Leib einsinkend, bahnten wir uns mühsam einen Weg bis zum Grat, über den wir am 17. März in flüchtiger Eile hinabgeturnt waren. Heute ging es etwas langsamer! Jeder Griff und jeder Tritt wollte erst freigelegt sein. Dabei konnte Zecchini von seinen Händen nur in beschränktem Maße Gebrauch machen, sie hatten trotz der Anstrengungen, die ich auch in den letztverflossenen Stunden gemacht hatte, die Blutbewegung aufrecht zu erhalten, das Gefühl teilweise verloren. Ich ging voran und schlug mich redlich durch. Über drei Stunden verflossen, bis wir bei der Stange standen, deren Errichter mir heute noch so unbekannt ist wie damals.

Wohin sollten wir uns nun wenden? Zecchini dachte einen Augenblick an die Val Angoraz, er hatte nie den Felszirkus geschaut, der den Talschluß bildete; ich aber wußte, daß ein solches Unternehmen sicheren Tod bedeutete; ebenso gut könnte man unter solchen Verhältnissen vom Dachstein nach Süden oder vom Watzmann nach Sankt Bartholomä seinen Weg nehmen. Durch den Nebel sahen wir einen schmalen Firngrat tief unter uns schimmern, der in der Richtung zum Hauptgipfel führte. Aber wie weit war es da hinüber? Würden wir überhaupt die Spitze finden, da ja die Physiognomie der Gegend durch den Schnee total verändert war und die Steinmänner tief unter der weißen Hülle begraben lagen? Zu dem Hochplateau hinab war ein sehr gewagter Gang zu bestehen, der Abstieg durch das Vallon Sprit und zum Canalitale führte durch Lawinenbahnen par excellence. Durch die Vani Alti war das Wegfinden im Nebel ein Kunststück sondergleichen, und dann mußten wir noch über eine steile Wandstufe, den Passo della Scaletta, den Ausstieg bewerkstelligen. Vermutlich bedrohten uns auch auf den weiten Geröllhängen unter dem Sasso d'Ortiga, den wir noch zu durchschreiten hatten, Schneestürze. Es fiel also die Entscheidung für unsere Anstiegsroute, obgleich ich

mir nicht verhehlte, daß wir auch auf ihr großen Anstrengungen, Schwierigkeiten und Gefahren entgegensehen konnten. Unwillkürlich mußte ich an den 12. Juni 1897 denken, während wir in dichtes Grau gehüllt über den Schneegrat abstiegen. Wie herrlich war das Wetter damals, wie über alle Beschreibung schön die Aussicht, »ich sah wenig gleich schöne, wohl nie aber eine schönere Aussicht in den Dolomiten«.

»Im Osten breiten sich die Agordiner Felsberge aus, im Südwesten die weichen Formen der Belluneser Hügelketten, die das auf eine große Strecke hin sichtbare Piavetal von der lombardischen Tiefebene scheiden, über der leider bereits ein Dunstkreis liegt, die einzige Partie der Aussicht, die sich unseren Blicken entzog. — — Gosaldo und Villa di San Andrea liegen zu unseren Füßen. Zur Rechten vom Mistal erhebt sich die Gruppe des Sasso di Mur, schöne Berge, unter ihnen vor allem bemerkenswert das Felskastell des Sasso di Mur selbst. Etwas rechts von diesen schroffen Felsgipfeln zeigen sich die weichen Formen der Vette di Feltre mit dem Monte Pavione, der durch seine einem Bergkristall ähnliche Gipfelform sofort auffällt. Tritt man einige Schritte gegen Westen vor, so erblickt man das Tal von Primör, hinter ihm sanfte Gipfelgestalten und weite Hochebenen, die Berge der Val Sugana. Etwas rechts vom Massiv des Sass Maor zeigen sich die Schnee- und Eiswüsten der Adamellogruppe; gleichfalls in weiter Ferne, rechts von der Cima di Canali, die mit schroffen Strebepfeilern den flachen Wällen der Lastei di Fradusta entsteigt, erblickt man die Brentagruppe. Unter den Bergen der Palagruppe zeigen sich die die Val di Roda umgebenden Gipfel weniger günstig, weil zu sehr zusammengeschoben, imposant dagegen stellen sich Cimone della Pala, die Vezzana, Pian di Campido[1]) und Cima Fuocobon dar; majestätisch überragen sie den Altipiano delle Pale, über dem die Schneeberge der Ortlergruppe etwas links vom Cimone im Morgensonnenschein glänzen. Rechts vom Fuocobon zeigt sich die breite Gestalt des Kesselkogels, dahinter in weiter Ferne die Stubaiergruppe, mehr im Vordergrunde steht die mächtige Marmolata, hinter der links der Langkofelstock hervorlugt. Auch von hier erzielt die lange Felsmauer der Marmolata noch eine große Wirkung. Ihre massigen Formen erdrücken förmlich die Berggestalten im südlichen Teil dieser Gruppe, noch mehr gehoben durch die lachenden Weidehänge im Vordergrunde, die zur Cima di Pape hinanziehen.

Ergreifend ist der Tiefblick nach der Val Angoraz; bereits bei der Schilderung der Cima del Coro habe ich dieses hervorragenden Landschaftsbildes Erwähnung getan. Es ist ein würdiges Seitenstück zum Blick vom Gipfel des Cimone auf das Cismonetal! Schweifen wir wieder in die Ferne, so fesseln unsere Aufmerksamkeit rechts von der Marmolata die Zillertaler Berge, liebe alte Bekannte, die so manche freundliche Erinnerung an vergangene schöne Stunden in mir wachrufen, dann mehr im Vordergrunde, etwas nach rechts gerückt, die Ampezzaner und Sextener Berge und über ihnen die Zentralalpen. Links von der Tofana die Firnhäupter des Hochgalls, der Röthspitze, Daberspitze und Dreiherrnspitze, knapp rechts von der Tofana der Venediger, und rechts von der Croda Rossa ein anderer Herrscher im Reiche des ewigen Schnees, der Großglockner.«[2])

Mir blieb nicht viel Zeit zu meinen Betrachtungen, bald trat wieder Fels unter dem Pulverschnee auf, durch abenteuerlich geschwungene Schneekämme waren die Türmchen und Nadeln untereinander verbunden. Soweit als möglich hielten wir uns auf dem Grate, einmal mußten wir auf fast völlig haltlosen, total vereisten, im Neuschnee begrabenen Platten auf der Nordseite des Kammes traversieren. Es war ein Gang auf Tod und Leben, aber die grause Notwendigkeit zwang uns zu

[1]) Richtig Cima di Campido oder Cima di Pian di Campido.
[2]) Ö. A.-Z 1897, S. 196 u. 197.

dem Wagnis. Nachdem ein böser Absatz hinter uns lag, den ich nur durch Abseilen zu überwinden vermochte, ging es besser. Wir stießen auf den Punkt, wo wir die Wand im Aufstieg verlassen und den Grat erreicht hatten. Der die Stelle bezeichnende Steinmann mußte mit den Pickeln ausgegraben werden. Eine kleine Rippe springt ein Stück weit in die Wand vor, sie diente vorerst zum weiteren Vorrücken. Denkt man sich den Ostgrat des Walliser Weißhorns nach einem mehrtägigen, ungewöhnlich starken Unwetter, so erhält man eine gute Vorstellung von unserer Lage. Mit gespanntester Aufmerksamkeit, den Pickel als Taster vorgestreckt, das Seil möglichst kunstgerecht handhabend, zogen wir unsere Bahn. Ab und zu wurde es auf Sekunden etwas heller, wir blickten in die Tiefe, hinab auf

Croda Grande von Nordosten.

nebelumwallte Türme und in grausige Schluchten, dann aber war die Luft wieder so undurchsichtig, daß wir Mühe hatten, nur die nächsten Einzelheiten zu erkennen, und alles grau in grau gemalt schien. Den ganzen Tag über währte die Arbeit, bald sicherte ich die Nachhut, bald trat ich an die Spitze; der Unterschied zwischen Führer und Geführtem war längst hinfällig geworden. In solchen Lagen findet sich der Mensch zum Menschen, einen jeden erfüllte das gleiche Hoffen, beseelte das gleiche Streben wie den Kameraden. Trotzdem kein Schneerutsch uns erschreckte, hielten wir uns doch möglichst auf Rippen und Kämmen, auch wenn sich die Schwierigkeiten dadurch mehrten; war es aber nötig, ein Couloir zu durchschreiten, dann geschah es mit möglichster Eile; war es nicht zu breit, so ging erst der Eine hinüber und, wenn dieser sich versichert hatte, folgte der Kamerad. Kein Laut regte sich, nur einen Hund hörten wir in den Nachmittagsstunden bellen, und das Geläut der Glocken von Frassené schlug an unser Ohr, es klang wie ein Gruß aus einer anderen Welt.

Das Vermögen der Zeitschätzung hatten wir fast verloren, nicht eine Minute gönnten wir uns Rast, langsam aber stetig war unser Vorrücken. Es war noch früh am Nachmittag, als eine lange, weiße Schneehalde zu unseren Füßen sichtbar wurde. Das mußte die Erlösung sein! Felsen waren nicht mehr sichtbar, endlos zog sie sich in den grauen Nebel hinab!

Aber grausame Enttäuschung! Wir seilten uns ab, durcheilten den Hang und eine anschließende steile Rinne, da, plötzlich ein Abbruch, links und rechts pralle Wände, darin schneeige Zierleisten und an den Felsnasen und Zacken mächtige Eiszapfen, von denen ab und zu ein Splitter abbricht. Durch schmale Risse arbeiten wir uns auf einen Grat linker Hand; die Rinne flankierend, zieht er mit mehreren Türmen gekrönt zur Tiefe. Mein Leben lang werde ich an die Kletterei auf den vereisten und verschneiten Felsen denken. Und doch war alle Mühe umsonst! Eine ungangbare Stufe schlug uns auch hier zurück. Also nochmals das Heil in der Rinne probiert! Wieder tritt Zecchini an den Überhang vor, doch es ist Wahnsinn hier etwas unternehmen zu wollen, nur ein Sprung von dreißig oder mehr Metern Tiefe könnte einen Ausweg eröffnen, aber wir hatten noch genug ruhiges Blut, um vor einer solchen Verzweiflungstat zurückzuschrecken. Inzwischen war abermals die Dämmerung herangekommen, wir mußten uns nach einem Zufluchtsort für die Nacht umsehen. Es galt, die Rinne wieder emporzusteigen, und das war das härteste Stück Arbeit der ganzen Tour.

In der Rinne lag massenhaft frisch gefallener Schnee, darunter Firn. Zecchini fand, nachdem er durch die lockere Decke durchgebrochen war, Halt mit den Steigeisen. Ich aber trug Fellschuhe und Sandalen und konnte auf der glatten Unterlage nicht Fuß fassen, sondern mußte den quer gelegten Pickel zu Hilfe nehmen.

Zweifellos habe ich der zweckmässigen Ausrüstung allein die Erhaltung meiner sehr empfindlichen Füße zu verdanken, aber man sollte die Sandalen auch vorn mit scharfen Zacken bewehren lassen; ich trug nur Absatzstollen.

Die Leistung meines Kameraden an jenem Abend war bewunderungswürdig! Eine volle Stunde unternahm er trotz der wahrlich hart mitgenommenen Kräfte den Vortritt, dann tauchte glücklicherweise eine überhängende Wand aus dem Nebel auf, an deren Fuß wir zu bleiben beschlossen.

Ich schlüpfte abermals in den Dachsbau, welchen ich mit der Eisaxt in der Eile ausgehoben hatte und schlief dort einige Stunden so fest, daß mich ein Murmeltier hätte beneiden können.

Gegen Morgen trat ich wiederholt zu Zecchini heraus, der auch die dritte Nacht im Freien verbrachte. Er zitterte vor Kälte, ich rieb ihm die Finger und gab ihm neue, am Leib getrocknete Handschuhe.

Das Elend unserer Lage fiel mich mit Macht an. Konnten wir noch lange aushalten ohne schützendes Dach, ohne Proviant, unter uns noch himmelhohe Steilwände in den grauen Nebel abfallend?

Im Feuer der Steine, durch jähen Sturz von hoher Wand den Tod zu erleiden, ist wahrlich das schlechteste Sterben nicht, aber einem langsamen Erfrieren und Verhungern preis gegeben zu sein, das ist furchtbar! Nochmals gelobte ich mir im stillen, lieber alles zu wagen, und sei es das Unsinnigste, als tatenlos dem Geschick zu verfallen.

Die quälende Unruhe ließ uns schon $^1/_2 5$ Uhr morgens an den Aufbruch denken. Es galt, eine lange Schneekehle hinaufzustampfen, die auf eine beiderseits von kastellartigen Felsmassen flankierte Einschartung emporleitete. Drei Sterne standen gerade über der Scharte, es zeigte sich ein Stück des Himmels, zum ersten, aber auch einzigen Male auf wenige Minuten wolkenlos; wir nahmen die Sterne als Glücksboten, und ihr milder Glanz stärkte uns bei dem schweren Ringen.

Von der Scharte ging es jenseits in eine zweite Rinne hinab, die wir überschreiten mußten. Ihre Neigung war ungewöhnlich groß, sicherlich betrug sie nicht unter 60°, und Queren ist da ein eigen Ding. Als dieses heikle Stück hinter uns lag, traten wir auf eine Felsecke hinaus, von wo sich der Blick auf eine Riesenschlucht öffnete, die in das Massiv des Berges eine tiefe Bresche legt. Anscheinend gangbare Hänge senkten sich bis dicht über den Boden dieser Schlucht hinab; hier hieß es siegen oder in Ehren fallen!

Mit Entschlossenheit schritten wir zum Werke. Die Seile wurden miteinander verknüpft, darauf stieg Zecchini über den Schneehang hinab, soweit sie reichten. Ich folgte vorsichtig. Das Manöver wiederholte sich noch einmal, dann querte der unerschrockene Mann in eine Rinne, in der wir nun gemeinsam kletterten, bis wir zur unserer bitteren Enttäuschung, trotz des dichten Nebels, wahrnahmen, daß auch sie in das Leere auslief. Der Boden der großen Schlucht war nicht eben, sondern stieg steil an; konnten wir uns nach ihrem oberen Ende hin wenden, so war die Wahrscheinlichkeit, den Ausstieg zu erzwingen, größer. Zecchini stieg einige Meter über eine eisige Platte ab und verschwand um die Ecke. Die Minuten wurden zur Ewigkeit. Ich hörte seinen gepreßten Atem, den Klang der losgelösten Eiszapfen, das Klirren des Pickels. Noch heute ist es mir rätselhaft, wie mein Kampfgenosse die Querung der Wand bewerkstelligen konnte, die auch in aperem Zustand sich derjenigen oberhalb der Daumenscharte an der Fünffingerspitze wohl an die Seite stellen darf. Von Zecchinis Händen, besonders aber von den Fingerspitzen hatte sich die Oberhaut in großen Fetzen abgelöst, ganz zu schweigen von der Vereisung und dem Schnee, welcher auf jedem Vorsprung lag. Endlich stand er fest, und ich konnte nachkommen. Die Überwindung der Plattenstelle in der Rinne gestaltete sich für mich zum schwersten Stück des Tages. Der ganze Schnee hatte sich unter Zecchinis Fuß gelöst, überall wo ich hintreten wollte, glitt mein Fuß auf dem glacierten Felsen ab. Vergeblich suchte ich einen Mauerhaken in das Gestein zu treiben, vergeblich das Seil um einen Zacken zu schlingen, ich mußte den Gang doch frei wagen.

Güßfeldt sagt gelegentlich der Schilderung seines abenteuerlichen Anstiegs auf die Barre des Ecrins von einer Stelle: ihre Überwindung sei das Werk weniger Minuten, aber die Frucht jahrelanger Übung gewesen. Das konnte man auch auf diese Platte anwenden. Die Traversierung dünkte mir dagegen leicht. Zecchini stand etwas höher als ich in der Wand und unterstützte mich zudem die letzten paar Schritte ausgiebig.

Noch eine kurze Abseilstelle, dann standen wir um 3/412 Uhr auf dem Boden der Schlucht. Das Ärgste war überstanden, ein überströmendes Gefühl der Freude bemächtigte sich unser, die Spannung ließ nach, meine Kniee wankten.

Aber noch wußten wir nicht sicher, wie es uns weiterhin gehen würde; vorwärts hieß die Losung! Im dichten Nebel, bis zum Oberschenkel in die lockere weiße Masse versinkend, immer etwas nach rechts haltend, eilten wir abwärts. Unter dem Schnee verdeckte Schrofen gaben uns etwas zu schaffen, wir fielen auch ab und zu in Gruben zwischen Blöcke, aus denen wir uns gegenseitig mit Hilfe des Seiles befreiten.

Es herrschte die — besonders von Schneeschuhläufern so gefürchtete — diffuse, mattgelbe Beleuchtung, welche eine richtige Beurteilung des Neigungswinkels im Schnee fast ausschließt.

So kam es, daß wir unversehens gegen eine Fichte anrannten. Nie habe ich einen Baum mit solcher Freude begrüßt als damals! Bald rauschte auch Wasser, das zwar herzlich schlecht schmeckte, aber immer noch besser als der Schnee, den wir in den zwei letzten Tagen gegen den Durst gegessen hatten, obgleich dies ja den Teufel mit Belzebub austreiben hieß.

Während die hohle Hand noch das Naß schöpfte, wurden die Sennhütten von Ortiga einmal nebelfrei, wir waren dadurch völlig im Bild und wußten, daß wir uns auf der linken Seite des Tälchens zu halten hatten, das im Sommer der Molinibach durchströmt. Im Wald fanden sich gewaltige Verwehungen, oft türmten sich brusthoch die Schneewälle, streckenweise war der hartgefrorene Boden aper gefegt und mit Baumnadeln übersäet. Zecchinis, der die Hauptarbeit in den vergangenen Schreckenstagen getan hatte, bemächtigte sich eine große Mattigkeit, auch ich hatte genug; als wir aus dem Wald traten, da weideten wir uns am Anblick der tiefverschneiten Häuser von Villa di San Andrea. Wie ein Traum kam es mir vor, als ich zwischen den Steinwällen stand, ich griff, so merkwürdig es klingen mag, wiederholt nach den Mauern, um mich zu überzeugen, daß wir wirklich in Sicherheit seien und mir die erregte Phantasie keinen Streich spiele.

Nachmittags 4 Uhr kamen zwei Eismänner zu Gosaldo an. Die Führer Ernesto Turci und Bartolo Zagonel, von Herrn Lucian, dem Erbauer der Dresdener Hütten im Canalitale und Val Pravitale, ausgesandt, nach uns zu forschen, weilten im Gasthaus.

Wären Geister vom Himmel hernieder gestiegen, mit mehr Staunen hätten sie nicht empfangen werden können als wir!

Am Abend noch eilte Zagonel über den Ceredapaß, um gute Kunde nach Primör zu bringen: die Familie meines Führers war in größter Sorge, der von der Canalihütte ohne uns zurückgekehrte Träger hatte eine Expedition veranlaßt, die uns nicht auffand, und nun befürchtete man das Schlimmste, zudem es auch im Tale ununterbrochen schneite.

Am Morgen des 21. März machte ich mit Turci und Zecchini den Übergang in das Cismonetal. Überall waren bereits Wege ausgehoben, wie in Laufgräben gingen wir, der Schnee wölbte sich an den Seiten oft über zwei Meter hoch, also daß jeder Ausblick verloren ging. Unter der Paßhöhe von Cereda fanden sich mächtige Schneewehen. Das Wetter war trübe und kalt, das Castell Pietra sah ganz spuckhaft durch den Nebel. Am Nachmittag grüßte ich die Häuser von Primör. So endete die Croda Grande-Fahrt.

Leider hatte sie noch ein verhängnisvolles Nachspiel. Mein armer Führer war durch den Frost schwerer an den Fingern geschädigt worden, als sich dies anfangs voraussehen ließ. Er begab sich in Primör in ärztliche Behandlung, mußte aber bald in das Krankenhaus in Bozen übersiedeln und dort fielen nach monatelager konservativer Behandlung einige Fingerglieder dem Messer zum Opfer, so daß er sehr schwer in seinem Beruf geschädigt wurde.[1])

Das Urteil, welches ich mir über Zecchini auf mancher früheren Tour gebildet hatte, bestätigten mir glänzend die harten Stunden an der Croda Grande. Er erwies sich als tapferer Mann und als ausgezeichneter Führer, der bis zum letzten Augenblick seine Schuldigkeit tat. Kein weibisches Wort der Klage drang über seine Lippen, er harrte aus, und er handelte, als es an der Zeit war, kühn, energisch, besonnen. Man wird nicht allzuviele Führer finden, wie Zecchini einer war.

Im Sommer 1901 stand ich wieder unter den Ostabstürzen des Berges. Widrige Umstände ließen es zu keinem Versuch kommen, ich mußte mich damit begnügen; zu konstatieren, daß die Schlucht, welcher wir in jenen Märztagen unsere Rettung schließlich verdankten, dem nördlichsten der drei Bäche das Leben gibt, die sich nach kurzem Lauf zum Molinibach vereinigen und in den Torrente Mis ergießen. Möge ein Glücklicherer auf unseren Pfaden wandeln und nachspüren, wer die Erbauer des Signals auf dem nördlichsten Gipfel der Croda Grande gewesen sind und von da hinübergehen zum Hauptgipfel dieses schönen Felsberges!

[1]) Inzwischen hat Zecchini seinen Beruf endgültig niedergelegt.

III. Der Sasso d'Ortiga.

Wie an der Croda Grande so bin ich auch am Sasso d'Ortiga einmal gründlich in der Irre gegangen. Wer sich für dieses Abenteuer interessiert, mag in der Österreichischen Alpenzeitung nachlesen.[1]) Es ist in mehr als einer Beziehung lehrreich zu nennen. Nur nahm es ein besseres Ende als das an der Croda Grande.

Mit meinem Begleiter Luigi Bernard kam ich glücklich zum Gipfel und eroberte ihn sogar auf neuem, wenngleich herzlich unpraktischem Wege. Merkwürdigerweise wurde schon wenige Tage nach unserer Tour eine andere Partie durch die auf unklare Literatur gestützten irrigen Angaben im »Hochtourist«[2]) auf den gleichen Leim gelockt und erlebte ähnliches wie ihre unmittelbaren Vorgänger. Es war die zweite und dritte Besteigung des Berges von touristischer Seite, von Jägern ist er wohl schon früher betreten worden, da Gemsen hier häufig sind.

Zum erstenmal wird der Berg in der alpinen Literatur in Verbindung mit dem Namen Demeter Diamantidi im Jahre 1892 erwähnt.[3]) Dieser bekannte Bergsteiger erreichte ihn als erster Tourist mit Kotter und Zecchini am 22. Juli dieses Jahres über den Südgrat. 1899 gelang es auch mir, diesen Anstieg unter der kundigen Führung meines getreuen Zecchini kennen zu lernen, ich hatte aber wenig Freude dabei, es herrschte ein schlimmes Wetter, und wir sahen nichts als wasserüberronnene Platten und aus dem Nebel dräuende Felscoulissen.

Und der Sasso d'Ortiga ist ein Aussichtsberg, der einen häufigeren Besuch von der Canalihütte aus verdient! Bis zur Forcella delle Mughe kann man eine bis anderthalb Stunden rechnen; von da etwa eine Stunde zur Spitze.

Viel länger und mühsamer ist die Anstiegslinie von der italienischen Seite, welche sich mit der vom Canalitale ausgehenden Route auf der Paßhöhe vereinigt, wenn man nicht vorzieht, die Ostwand zu durchklettern. Vielleicht ist der Spitze auch von Nordwesten aus beizukommen, auf jeden Fall gibt es aber dabei sehr ernste Schwierigkeiten zu überwinden. Wer den Berg einmal vom Canalipaß gesehen hat, wird sich meiner Meinung anschließen. Früher hielt ich die Ersteigung dieser Wand überhaupt für unmöglich[4]). Zecchini suchte mich für die Unternehmung zu interessieren, fand aber keine Gegenliebe; als ich am 31. Juli 1901 wieder den Scheitel des Berges betrat, geschah es wieder über den Südgrat.

Zur Klarlegung der topographischen und touristischen Verhältnisse der Gruppe will ich einen Vergleich heranziehen (der zwar wie alle Vergleiche hinkt, aber den Vorteil hat, auf ganz allgemein Bekanntes zurückzugreifen) und die Bergwelt der Croda Grande mit der des Kaisers in Parallele stellen. Das Canalital und die Val Angoraz würden dem Kaiser- und Kaiserbachtal entsprechen, der Monte Agner etwa der Ackerlspitze, der Sasso di Cavallera dem Scheffauer Kaiser, Primör würde Kufstein, Ellmau Gosaldo bedeuten. Die Palahochebene entspräche dem Plateau des Zahmen Kaisers, dem Stripsenjoch etwa der Canalipaß.

Gleichwie das Südgehänge des Kaisers weniger reich an großartigen Scenerien ist, dafür aber durch liebliche Bilder und schöne Weiden und Wälder den Sinn gefangen nimmt, so ist auch der Ostabfall der Croda Grande-Gruppe mehr durch Anmut als durch rauhe Größe ausgezeichnet.

Leider kann die Unterkunft, obwohl die vielbegangene Ceredaroute am Gehänge durchführt, nicht sonderlich befriedigend genannt werden, und das Hotel, welches sich in Frassené erheben soll, wird einen großen Fortschritt bedeuten. Ich

[1]) Ö. A.-Z. 1897, S. 205 ff.
[2]) Hochtourist, I. Auflage, II. Band. S. 202. (In der II. Auflage richtiggestellt.)
[3]) Ö. A.-Z. 1892, S. 269.
[4]) A. Ö.-Z. 1897, S. 206.

habe stets in dem Gasthause bei der Kirche zu Gosaldo übernachtet; man muß aber sich mit sehr Einfachem begnügen können.

Drei begangene Pässe führen von hier in das Canalital, die Forcella d'Oltro zwischen Corno d'Oltro (Sasso di Cavallera) und Pala della Madonna, die Forcella delle Mughe zwischen diesem Massiv und dem des Sasso d'Ortiga und die Forcella di Sant' Anna nördlich vom Sasso d'Ortiga. Der letztgenannte Übergang ist der schwerste, die Forcella d'Oltro der bequemste,[1]) und die kürzeste Verbindung mit der Canalihütte bildet die Forcella della Mughe. Freilich, die gegen den Weideboden von Pian d'Ortiga hinabziehenden Geröllhänge haben eine recht ansehnliche Länge. Diese betrübliche Erkenntnis kam mir fast jedesmal, wenn ich über sie in die Höhe stieg und auch mein Begleiter am 31. Juli 1901, Dr. Bröckelmann aus Berlin, machte die gleiche Wahrnehmung.

Wir hatten in Gosaldo genächtigt und waren dann auf einem kleinen Umwege, der uns unter den Wänden der Croda Grande und des Sasso di Campo durchgeführt hatte, auf die Halden gekommen. Bequemer erreicht man sie, wenn man durch das Tal des Molinibaches und an den Hütten von Ortiga vorbei ansteigt.

Man muß sich nach links hin unter den Wänden der Pala della Madonna halten, um in eine Rinne zu kommen, welche recht mühsam und anstrengend, aber nicht gerade schwierig zur Forcella hinanleitet. Die Neigung und die Brüchigkeit des Gesteines bedingen, daß ab und zu die Hand dem Fuß Unterstützung leihen muß. Der Rückblick aus dem unteren Teil der Rinne ist sehr schön.

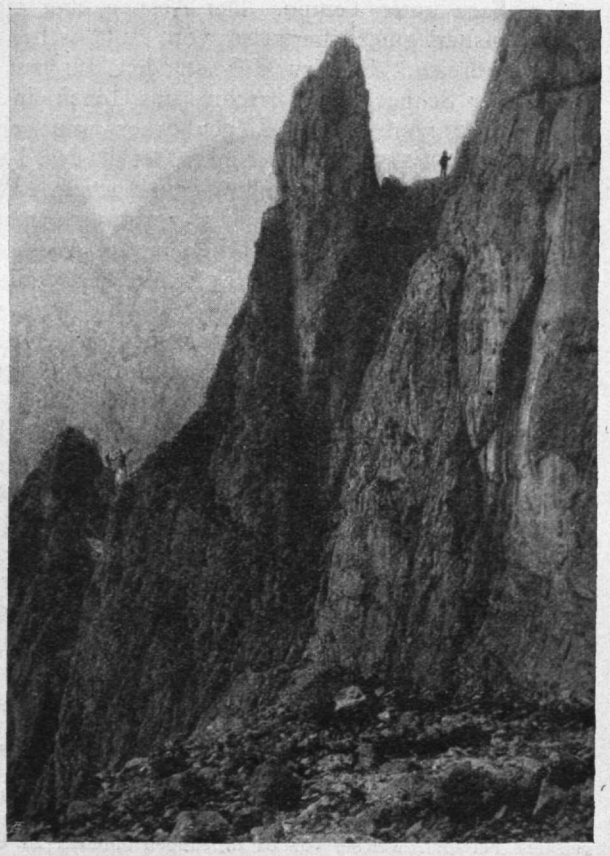
Man erblickt über einem waldreichen Vorgelände, in dem zahlreiche Hütten und Häuser verstreut liegen, das breite Gestell der Pizzongruppe, die Felsgestalten des Sasso di Mur und des Piz di Sagron, den schönen Doppelgipfel des Monte Pizzocco. Der Sasso d'Ortiga zeigt sich sehr verkürzt, die Pala della Madonna macht einen gedrückten Eindruck. Das Massiv der Croda Grande ist durch vorspringende Felspfeiler dem Auge entzogen. Die Paßhöhe der Forcella delle Mughe ist scharf markiert. Steil erheben sich im Süden die Felsen zu einem zackengekrönten Kamm, der gelegentlich der ersten Besteigung der Pala della Madonna überschritten wurde.[2]) Jenseits ziehen steile Schrofen zum Südgrate des Sasso d'Ortiga. Zu unseren Füßen liegt im Westen das Vallon delle Mughe, so genannt nach den zahlreichen Latschen, welche in seinem unteren Teil den Boden decken. Im Norden durch die plattigen Wände eines Kammes begrenzt, der vom Sasso d'Ortiga nach der Val Canali vorspringt, südlich durch Felsmauern überhöht, die dem Massiv der Pala della Madonna angehören, ruft er das Gefühl der Öde wach. Nur wenig vermag die Sonne in seine Klüfte zu dringen, den Boden deckt Schnee und Steingetrümmer. Das Canalital ist von der Forcella nicht sichtbar, dagegen grüßen den Bergsteiger Gipfel der westlichen Palagruppe.

Die Anstiegslinie auf den Sasso d'Ortiga ist nicht leicht zu verfehlen. Vom Joche aus geht es anfangs über Grashalden, auf der dem Canalitale zugewandten Seite, in die Höhe, später wendet man sich auf das Ostgehänge des Kammes hinaus und mit inniger Befriedigung sah ich auf die jetzt tief unter uns liegenden Halden hinab, welche uns manchen Schweißtropfen erpreßt hatten. Sich gegen den Kamm wendend, stößt man auf einen Felsriegel, dessen Überwindung die Pièce de résistance der Tour bildet. Augenscheinlich haben hier verschiedene Partien verschiedene Wege eingeschlagen. Dr. Bröckelmann und ich überwanden ihn durch Erkletterung eines etwas feuchten, tiefen Risses. Er folgten steile Grashalden, die uns wieder zur Grathöhe zurückführten.

[1]) Geht man vom Canalitale aus, so ist beim Aufstieg zu dieser Scharte eine ermüdende Geröllhalde zu passieren.

[2]) Erschließung der Ostalpen, III. Band, S. 429, und Mitteil. des D. u. Ö. A.-V. 1893, S. 211.

Wenn ich von einer Ersteigung über den Südgrat spreche, so ist das cum grano salis zu verstehen. Eigentlich sollte ich sagen, der Südgrat bildet die Leitlinie. Man darf sich nicht zu weit von ihm entfernen, aber die Kammhöhe selbst ist nur an ganz wenigen Stellen gut gangbar. Die Kletterei ist recht luftig, der Vallon delle Mughe liegt ziemlich senkrecht zu unseren Füßen, auch nach Italiens Fluren ist es weit hinab. Je höher man kommt, um so leichter wird die Arbeit; wir machten, daß wir vorwärts kamen, der Himmel zeigte Wetterwolken, es wurde von Minute zu Minute düsterer. Ich glaube, daß die Gefahr eines Hochgewitters im allgemeinen nicht in ihrer ganzen Größe gewürdigt wird. Zu wiederholten Malen habe ich das großartige Schauspiel eines Hochgewitters an einem Berge vor mir vorüberziehen lassen müssen und kenne die ominöse Musik, mit welcher die Pickel es begleiten, nur zu gut. Wohl dem, der noch eine schützende Höhle oder eine überhängende Wand erreichen kann, die ihn wenigstens vor den Peitschenschlägen des Regens oder dem Anprall der Eisnadeln zu schützen vermag! Die Kamine werden zu Bachbetten, das Gestein nimmt eine eisige Temperatur an, der einfallende Nebel hindert die Orientierung des ohnehin schon durch die Regentropfen geblendeten Gesichtes, der Blitz und das Wasser lösen Steine, deren Gepolter sich mit dem Grollen des Donners vermengt. In den Schneerinnen spülen Sturzbäche die Stufen aus, erweichen den Schnee, daß der tastende Fuß auf das tückische Eis stößt, auf der die sulzige, weiße Masse abwärts gleitet.



Felsturm im Vallon delle Mughe.

Auf höheren Bergen beschlagen sich die Felsen leicht mit einem eisigen Überzug, auf niederen macht sie die Feuchtigkeit schlüpferig. Schon auf dem Monfalcone di Forni hatte mein Gefährte einige Wochen vorher die Wirkungen des Blitzes am eigenen Leibe verspürt. Ich war unterdessen auf Erkundung ausgegangen, und blieb verschont, hatte aber den Schrecken des Blitzschlages, der etwas oberhalb des Standortes meiner Gefährten in den Fels fuhr, noch nicht vergessen. Als wir uns aber dem Grat näherten, zerstreuten sich — plötzlich wie sie gekommen waren — die drohenden Wolken wieder und wir blieben vor einem Guß verschont.

Der Gipfel bildet einen von Ost nach West streichenden Grat, ich ging bis auf den gegen das Canalital am weitesten vorspringenden Punkt hinaus, hier fanden sich Diamantidis Notizen.

Ich habe bereits früher in der Österreichischen Alpenzeitung (1897, S. 207) und eingangs dieses Artikels darauf hingewiesen, daß der Sasso d'Ortiga ein lohnender Aussichtsberg ist, und an anderer Stelle das Panorama geschildert. Die Beleuchtung war dieses Mal leider nicht sonderlich günstig. Die Felsen zeigten jene verdächtige schwärzliche Färbung, die in den Dolomiten Böses ahnen läßt. Und wirklich, die Wolken sammelten sich alsbald von neuem, und ein dumpfes Grollen wurde hörbar.

Aber das Wetter narrte uns heute zum zweitenmal! Erst am nächsten Tag packte es uns am Coston di Miel mit unbeschreiblicher Wut und Heftigkeit. Als wieder Sonnenschein auf den Felsen lag, und die Schatten verflogen waren, mäßigte sich unter Tempo. Der Abstieg über die edelweißgeschmückten Flanken, welche bisher glücklicherweise von räuberischer Hand verschont geblieben sind, war genußreich. Fast zu früh standen wir auf der Forcella delle Mughe. Eine Fahrt über Schneehänge brachte uns hinab in das Tal gleichen Namens; zur großen Bestürzung eines Ziegenbockes und seiner munteren Familie sprangen alsbald zwei Wanderer durch das Geröll des Talbodens und veranlaßten die gehörnte Gesellschaft zu schnellfüßigem Abstieg. Wir folgten ihrer Spur und stiegen an einem phantastischen Zacken vorbei gegen das Canalital ab. Man sieht die Hütte schon von hoch oben liegen, der Weg zu ihr aber ist nicht so einfach zu finden, wie man im ersten Augenblick denkt. Man hält sich ziemlich weit rechts, klettert eine kurze Weile über Blockwerk und findet schließlich einen ganz schmalen Pfad, der sich durch Latschen hinabwindet. Verfehlt man ihn, so geht es wegen der Latschen und der sehr bedeutenden Neigung der Wand recht ungemütlich hinab. Ziemlich tief unten gabelt sich der Weg, wir kamen etwas zu weit rechts auf das Alberghetto, doch hatte das wenig zu bedeuten, zu guter Stunde noch erfolgte der Einzug in die Canalihütte.

Am 2. August wollten wir in das Pravitaletal und stiegen über den Passo di Ball nach San Martino hinüber. Über die Wandflucht, die das obere Pravitaletal vom unteren Teil des Tales trennt, führt jetzt ein breiter Reitweg, der zu einer Vereinshütte hinanleitet. An der Scaletta in der Val di Roda fanden sich neben einzelnen neuen Markierungen bedeutende Wegverbesserungen. Dagegen wahrt das Tal in seinem unteren Teil noch den alten Ruhm, einen der schlechtesten Wege zu besitzen, die man finden kann.

Erklärung zu dem Panorama der Croda Grande-Gruppe (S. 360 und 361).

Dieses Panorama ist nach einer im Sommer 1895 aufgenommenen Photographie von Flößner in Dresden hergestellt. Der Standpunkt des Photographen war der kleine, nordöstlich vom Canalipaß gelegene Felskopf, welcher von da in einigen Minuten zu ersteigen ist. Das Bild wird durch den Querzug, der die Croda Grande-Gruppe mit dem Palaplateau verbindet, in zwei Teile zerlegt. Die Gipfel des Querzuges projizieren sich aufeinander und treten darum wenig hervor. Der kleine Felskopf im Vordergrunde bildet die oberste Partie einer — vom Canalitale gesehen — dreieckigen Felsgestalt. Hinter ihm steht die Cima dell'Alberghetto, noch überragt von der Cima del Coro. Zur Linken dieser Spitze steht ein Kopf, der auf dem Panorama keine Bezeichnung trägt, dann die drei Cime del Marmor. Im Winkel zwischen Cime del Marmor und Cima del Coro liegt der Kleine Marmorgletscher eingebettet, von dem nur ein kleines Stück sichtbar ist. Zwischen Cime del Marmor und der Croda Grande befindet sich ein Hochplateau, dessen äußerste Ausläufer gegen Val Angoraz noch eben sichtbar sind (Fusci della Croda Grande, auch Fuoci della Croda Grande). Rechts von der Cima del Coro zieht ein Kamm, dessen Wände steil zum Val Canali abbrechen. Er begrenzt westlich die Vani Alti. Der diese Hochmulde beherrschende Sasso di Campo lugt über die Kammhöhe. Die anderen Berg- und Talbezeichnungen erklären sich durch die beigefügten Namen genügend.

Die Gruppe der Cadinspitzen in den Sextener Dolomiten.

Von

Ad. Witzenmann.

Wenn wir auf der Ampezzaner »Reichsstraße« in das Wunderland der östlichen Dolomiten eindringen, so eröffnet sich da, wo die Straße — kurz vor Schluderbach — aus der südlichen in eine westliche Richtung übergeht, der Blick in die Val Popena bassa, und in die Reihe der überraschenden, zauberhaften Erscheinungen, die uns diese Wanderung in raschem Wechsel vermittelt, tritt ein neues Bild. Wie kurz vorher — das Tal der schwarzen Rienz überragend — die kühnen Türme der Drei Zinnen uns durch die Macht ihrer Formen überrascht haben, entzückt uns hier der Anblick der vielzackigen Gebirgsgruppe der Cadinspitzen, sei es, daß sie hellgleißend in den blauen Himmel ragen oder durch purpurviolette Farbentöne das Scheiden des Tages verkünden.

Viele haben sie bewundert, aber nur wenige kennen sie. An ihrem Fuß vorbei flutet der große Fremdenstrom am blauen Misurinasee vorüber gen Tre Croci oder hinab in die italienischen Täler des Ansiei und der Piave. Den Tausenden, die alljährlich diese Wege wandeln, erscheinen die Cadinspitzen als zwei kompakte, wenn auch vielzackige Felsstöcke. In wunderbarer Weise schiebt sich Gruppe vor Gruppe, Felsmassiv vor Felsmassiv, und nichts verrät die dazwischen liegenden Täler, Kare und Schluchten. Die hohen Spitzen der am weitesten zurückliegenden Gipfel scheinen mit dem Sockel der im Vordergrunde aufragenden Felsgestalten ein Ganzes zu bilden, und doch schieben sich oft zwei oder drei durch Kare und Rinnen getrennte andere Felsmassive dazwischen.

Die wenigen, welche die Besteigung der höchsten Cadinspitze in ihr Tourenprogramm aufgenommen haben, finden zu ihrem Erstaunen weite Kare, Schneefelder und Gletschereis, eingebettet zwischen eine große Zahl kühner, formenreicher Berggestalten, getrennt durch tiefeingeschnittene Scharten und eiserfüllte Rinnen, und wenn diese Bergwanderer auch hochbefriedigt zu Tal steigen, so haben sie doch nur einen kleinen Teil der Wunder geschaut, welche die Gruppe in so reichem Maße birgt.

Diese weiteren Kreisen zu erschließen, soll der Zweck dieser Arbeit sein, und die folgenden Schilderungen sollen den harmlosen Bergwanderer sowohl wie den kühnen Felskletterer anregen, entweder im Um- und Durchwandern der Gruppe den Spuren des Verfassers zu folgen oder die noch in großer Zahl unbesiegt zum Himmel aufragenden Zinnen und Türme zu erobern.

Orographisches.

Die Gruppe der Cadinspitzen (Cime Cadini, Punte di Cadini) wird den Sextener Dolomiten zugezählt, deren südwestlichsten Teil sie bildet.

Der untere Teil der Valle Marzon — als Ostgrenze — die Valle Campedelle, der Einschnitt der Forcella di Rimbianco (Forcella de Rimbong) und das von letzterer

gegen die Alpe gleichen Namens hinabziehende Tälchen, sowie die über den Lago Vantorno zu den Paludi di Misurina verlaufende Einsenkung — als Nord- und Nordwestgrenze — trennen unsere Gruppe von den übrigen Teilen der Sextener Dolomiten, während West- und Südgrenze mit der Scheidelinie zwischen Ampezzaner und Sextener Dolomiten zusammenfallen. Im Westen bespülen die Fluten des herrlichen Misurinasees die waldigen Hänge der Cadini di Misurina und della Neve, und in großem Bogen umkreist der eilige Ansieibach deren südwestliche und südliche Ausläufer, sowie den Fuß des Monte Campoduro-Zuges, bis er sich mit den aus der Valle Marzon kommenden Gewässern vereinigt.

In touristischer Hinsicht fallen die Cadinspitzen vollständig in das Ampezzaner Tourengebiet. In weitem Halbkreis umgeben sie die berühmtesten Hochziele dieses Alpenlandes: Popena-Cristallo, Sorapiß und die Marmaroli, während die bekanntesten Standorte für Touren in diesen Gruppen: Schluderbach, Misurina, Tre Croci gleichzeitig die bestgelegenen Ausgangspunkte für Wanderungen in unserer Gruppe sind.

Eine typische Erscheinung sind in unseren Bergen die tiefeingeschnittenen, mit Geröll, Schnee und Gletschereis erfüllten Kare (italienisch »Cadini«), welche untereinander durch meist bequem zu begehende Scharten in Verbindung stehen. Dadurch entsteht eine deutliche Scheidung der Gesamtgruppe in fünf Einzelgruppen.

Am meisten ausgeprägt und am stärksten in die Augen fallend ist die Trennung der im Südwesten gelegenen Cadini della Neve von den übrigen Teilen der Gruppe, und dies ist der Grund, daß man früher die Gruppe in zwei Teile teilte: die Cadini della Neve und die Cadini di San Lucano. Die unter dem letzteren Namen zusammengefaßten übrigen vier Untergruppen sind jedoch zum Teil ebenso scharf untereinander getrennt, so daß eine gesonderte Bezeichnung aller dieser Untergruppen erforderlich wird.

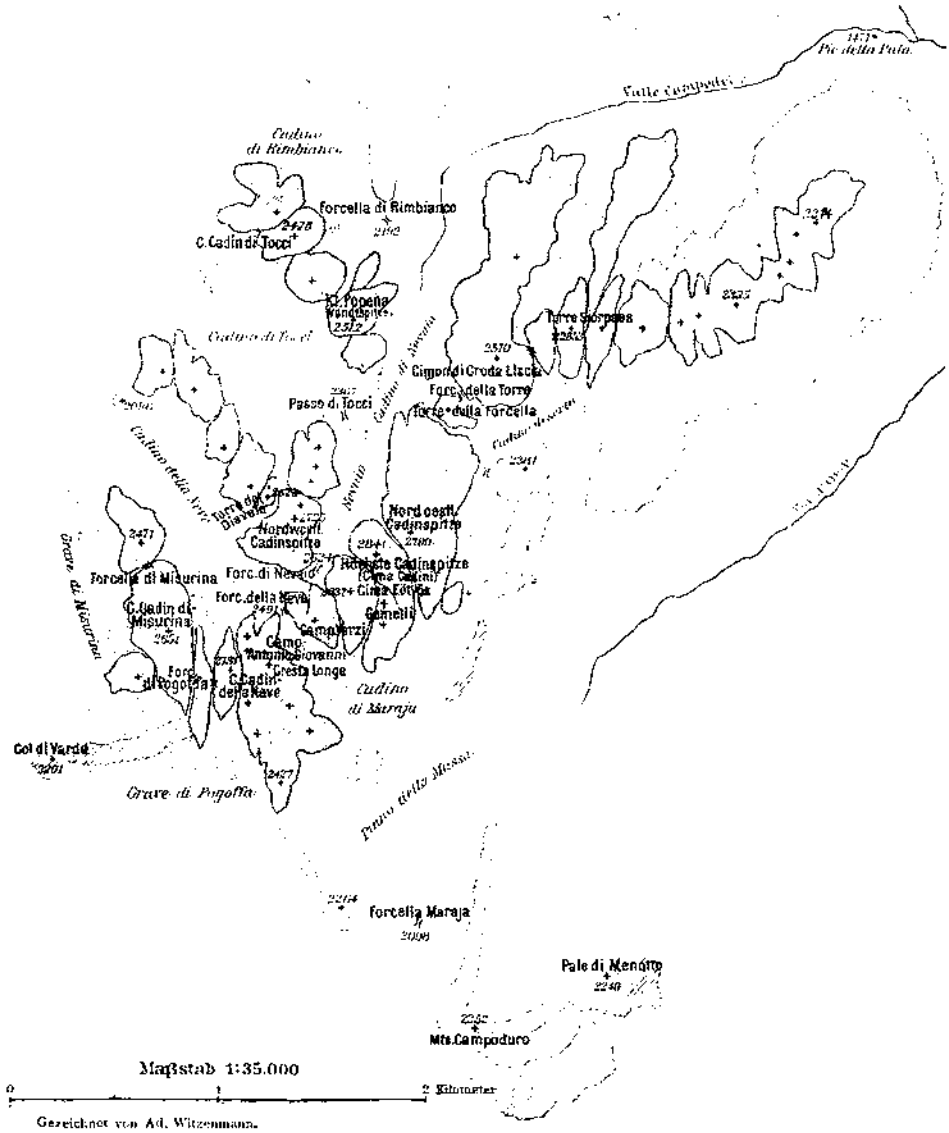
Im folgenden sollen nun diese Untergruppen, ihre Grenzen und die wichtigsten Gipfel kurz aufgezählt werden, während die landschaftliche Schilderung, die Orographie der einzelnen Gipfel und die Erwähnung alles touristisch Wissenswerten dem »touristischen« Teil dieser Abhandlung vorbehalten bleiben soll.

Beginnen wir im Südwesten mit der schon erwähnten Untergruppe der Cadini della Neve, dem spitzenreichsten Teil der ganzen Gruppe. Unter den vielen Gipfeln sind die wichtigsten Cima Cadin di Misurina, 2651 *m*[1]), Cima Cadin della Neve, 2751 *m*, Cima und Campanile Antonio-Giovanni, circa 2710 *m*, in der Cresta Longa, und die Cime di Maraja. Der verschiedene Charakter des Felsaufbaues läßt eine Zerlegung der Nevegruppe in zwei Teilgruppen — die Gruppe der Cadini di Misurina und die der Cadini della Neve im engeren Sinne — gerechtfertigt erscheinen, zumal diese durch eine breite Scharte — die Forcella di Pogoffa — getrennt sind, von welcher nach Norden eine breite Schutthalde ins große Schneekar sich hinabsenkt, während nach Süden zu den Grave di Pogoffa eine Geröllrinne hinunterzieht. — Von den übrigen Gruppen werden die Cadini della Neve getrennt durch das Große Schneekar (Cadino della Neve), die Forcella della Neve, 2491 *m*, und das gegen den oberen Val d'Onge-Kessel und die Forcella Maraja hinabziehende Marajakar (Cadino di Maraja).

In der Forcella della Neve schließt sich an die Cadini della Neve der mächtigste Stock der ganzen Gruppe: der Zug der Hohen Cadini (Cadini di San Lucano im engeren Sinne) an. Diesem gehören die drei höchsten Erhebungen der Gesamtgruppe an: die Höchste Cadinspitze, 2841 *m*, die nur wenig niedrigere Cima

[1]) Einen südwestlichen Ausläufer bildet der durch seine Aussicht bekannte Col di Varda, 2201 *m*.

Eötvös (Südwestliche Cadinspitze), 2837 *m*, und die Nordöstliche Cadinspitze, 2790 *m*. Außer einem schönen, der Höchsten Cadinspitze im Süden vorgelagerten Gipfelpaar, den Gemelli (Zwillinge), circa 2750 *m*, gehört zu dieser Gruppe noch der von der Cima Eötvös durch zwei Rinnen scharf abgetrennte und infolgedessen völlig isoliert dastehende Campanile Verzi, circa 2680 *m*, welcher direkt über der Forcella



Kartenskizze der Cadinspitzengruppe.

della Neve aufragt. Nach Südosten und Osten stürzen die Hohen Cadini in gewaltigen Wänden gegen Val d'Onge ab. Nördlich trennt sie die turmgeschmückte Forcella della Torre, circa 2400 *m*, vom Zuge der Croda Liscia. Im Westen zieht das Gletscherkar (Cadino di Nevaio) mit dem kleinen »Nevaio«[1]) zur Forcella di

[1]) Nevaio, eigentlich »starker Schneefall, Schneelandschaft«, wird hier als Bezeichnung für die den Grund des Kares ausfüllenden Eis- und Firnmassen gebraucht.

Nevaio (Gletscherscharte), 2641 *m*, empor, von welcher ein felsiger Hang zum Großen Schneekar abfällt, die Verbindung zwischen den Hohen Cadini und dem Massiv der Nordwestlichen Cadinspitze darstellend. Die doppelgipflige Nordwestliche Cadinspitze, 2725 *m*, ist eine der schönsten Felszinnen des Gebietes. Drei bis vier wenig ausgeprägte und touristisch bedeutungslose Gipfelpunkte krönen den von der Nordwestlichen Cadinspitze parallel mit den Hohen Cadini nach Norden verlaufenden Felszug. Der Fuß seiner Osthänge taucht im Gletschereis des Gletscherkares unter. Im Norden bricht das Massiv in steilen Wänden zu dem Toccisattel (Passo di Tocci), 2367 *m*, ab, der das Gletscherkar mit dem begrünten Kessel des Toccikares (Cadino di Tocci) verbindet. Von letzterem zieht ein geröll- und schneeerfülltes Kar im Westen des Felsmassivs, sich nach oben zu einer Rinne verengend, zur Forcella del Diavolo, circa 2530 *m*, empor. Jenseits senkt sich eine nach unten karartig breiter werdende Rinne zum Großen Schneekar hinab. — Von der Forcella del Diavolo nach Nordwesten, den Toccikessel vom Großen Schneekar trennend, streicht der Zug der Torre del Diavolo. Die Torre del Diavolo, 2622 *m*,[1]) ein »Teufelsturm« mit unersteiglich glatten Wänden, ist wohl die auffälligste Berggestalt der ganzen Gruppe. Ungleich ihrer Herrscherin sind die übrigen Felsgestalten dieses Zuges; als breite Pyramiden vermögen sie neben der Torre del Diavolo nur wenig Interesse zu erregen. — Das Massiv der Nordwestlichen Cadinspitze und der Zug der Torre del Diavolo sind als Teilgruppen einer zusammengehörenden Untergruppe zu betrachten, da sie nicht wie die anderen Untergruppen durch breite Kare, sondern nur durch mehr oder weniger schmale Rinnen getrennt sind.

Parallel mit dem Zug der Torre del Diavolo, jenseits des Toccikares und dieses nordöstlich begrenzend, erstreckt sich der Zug des Kleinen Popena. Auch hier nimmt der Kulminationspunkt, der Kleine Popena oder Wundtspitze (Torre Wundt), 2512 *m*, den Hauptteil des Interesses für sich in Anspruch, wenn auch die anderen Erhebungen zum Teil mächtige Felsgestalten sind. — Der schon erwähnte Toccisattel, 2367 *m*, trennt diesen Zug vom Massiv der Nordwestlichen Cadinspitze. Im Osten ziehen die Geröllhalden des unteren Gletscherkares zur Forcella di Rimbianco, 2192 *m*, hin, welche zusammen mit dem zur Alpe Rimbianco hinabziehenden Tälchen, dem Rimbiancokar (Cadino di Rimbianco), die Scheidelinie gegen die südlichen Ausläufer[2]) des Sextener Hochplateaus bildet.

In der Forcella della Torre schließt sich an die Hohen Cadini der Zug der Croda Liscia an. Dieser bildet die letzte — fünfte — Untergruppe, welche, scharf abgesondert von den anderen, auch einen von diesen etwas abweichenden,

[1]) Es ist fraglich, ob sich die Höhenkote 2622 *m* tatsächlich auf die Spitze der Torre del Diavolo bezieht, mit deren Lage der neben die erwähnte Höhenzahl in die italienische Tavoletta 1 : 25000 eingezeichnete Gipfelpunkt nicht übereinstimmt. Hier würde vielmehr der erste Gipfel westlich der Torre del Diavolo zu suchen sein. Doch wäre es wunderbar, wenn ein derartig unbedeutender Punkt neben einer so auffallenden Zinne gemessen worden wäre, und es ist deshalb anzunehmen, daß die Höhenzahl nur an falscher Stelle eingesetzt ist und tatsächlich der Torre del Diavolo zugehört, deren Höhe sie auch vollkommen richtig anzugeben scheint.

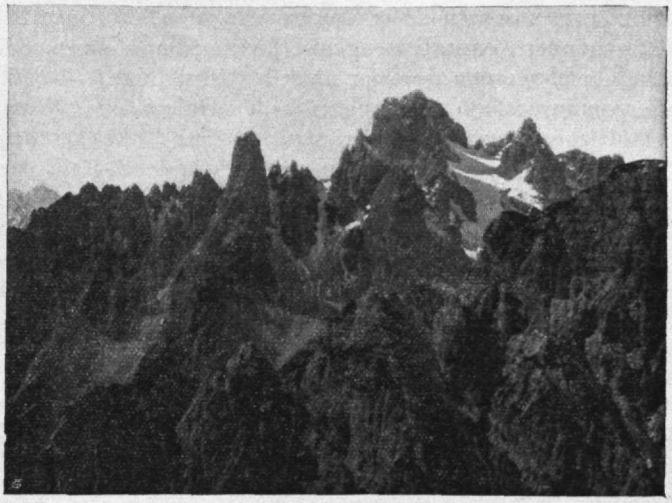
[2]) Mit der Verlegung der Nordgrenze unserer Gruppe auf die Linie Valle Campedelle — Forcella di Rimbianco — Rimbiancokar befinde ich mich im Gegensatz zu allen anderen Autoren, welche die Gruppe beschrieben haben. Diese rechnen sämtlich den Zug des Monte Campedelle, Holzmann (Alpine Journal VII, 17—20) sogar auch noch den Monte Piano, den Cadinspitzen zu. Allerdings werden die nördlich der Forcella di Rimbianco aufragenden Klippen als »Cadini delle Bisce« bezeichnet; der ganze Zug aber vom Monte Campedelle bis zu diesen Cadini delle Bisce fällt so sanft und ohne ausgesprochene Scheidelinie gegen die Drei Zinnen hin ab und stimmt im landschaftlichen Charakter so sehr mit den übrigen Rändern des »zentralen Sextener Hochplateaus« überein, daß ich mich nicht entschließen konnte, ihn von diesem abzutrennen. Gegen die Cadinspitzen hin bilden dagegen tiefe Täler eine ausgesprochene Grenze.

Nach einer Naturaufnahme von Alois Beer.

Bruckmann repr. Schaeuffelens Pyr.-Korn-Pap.

Gruppe der Cadinspitzen vom Monte Piano.

landschaftlichen Charakter aufweist. Über einer langen Kette unbedeutender Felszacken erheben sich stolz und überragend zwei kühne Gipfelgestalten: der Cimon di Croda Liscia, 2570 *m*, und die Torre Siorpaes, 2553 *m*. Die Grenzen des Zuges im Westen bilden die unter der Forcella della Torre herabziehenden unteren Geröllhalden des Gletscherkares. Im Norden trennt die Valle Campedelle unseren Zug von dem gegenüberliegenden Abfall des zentralen Sextener Hochplateaus, dem Monte Campedelle; Osten und Südosten umschließt die Val d'Onge, während im Süden der beiden Hauptgipfel des Zuges zwischen diesen und einem östlichen Ausläufer der Nordöstlichen Cadinspitze ein weltabgeschiedenes Hochkar eingebettet ist, für das ich deshalb den Namen Verlassenes Kar (Cadino deserto) vorschlagen möchte.



Gruppe der Cadinspitzen vom Fuße der Kleinen Zinne aus.

Zur Gruppe der Cadinspitzen im weiteren Sinne ist auch noch der von der eigentlichen Gruppe durch die Forcella Maraja, 2098 *m*, und die von dieser nach Nordosten hinabziehende Val d'Onge getrennte Gebirgszug zu rechnen, der als Gipfelerhebungen im Süden den Monte Campoduro, 2245 und 2252 *m*, und die Pale di Menotto, 2249 *m*, in seinem mittleren Teil den Castellato di Setta, 2158 *m*, im Norden den Col di Vezza, 2158 *m*, trägt. Alle diese Erhebungen bieten eine wunderbare Aussicht auf die Cadinspitzen, auf die anderen Sextener Berge und auf die glanzvolle Kette der Marmaroli. Sie sind ohne Schwierigkeiten auf über die Forcella Maraja führenden Wegen zu erreichen. Damit ist alles, was im Rahmen meiner Abhandlung über diesen Teil der Gruppe erwähnt zu werden braucht, gesagt und es sollen deshalb im folgenden diese Berge nicht weiter berücksichtigt werden.

Der geologische Aufbau der Gruppe ist der gleiche, wie ihn die übrigen Sextener Alpen — wenigstens in ihrem zentralen Teile — aufweisen: über dem Grundstock aus Schlerndolomit bauen sich die Gipfel in Dachsteindolomit auf. Zu einer eingehenderen Schilderung der geologischen Verhältnisse fühle ich mich nicht berufen und ich beschränke mich daher darauf, alle diejenigen, die sich für die Geologie der Gruppe interessieren, auf den trefflichen »Geologischen Führer durch die Tiroler und Vorarlberger Alpen« von Dr. J. Blaas[1]) zu verweisen; sie werden dort über alles Wissenswerte Aufschluß erhalten und für noch eingehendere Studien in den Literaturnachweisen wertvolle Fingerzeige finden.

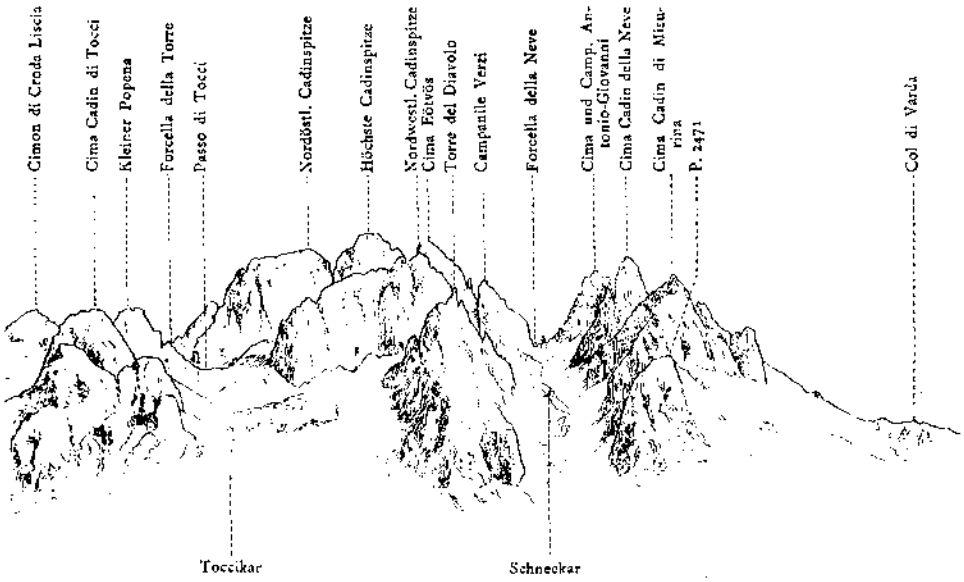
Literatur, Karten, Nomenklatur.

Die älteste Beschreibung unserer Gruppe, die ich in der alpinen Literatur finden konnte, ist enthalten in Band VII (1876) des »Alpine Journal«. M. Holzmann

[1]) Innsbruck 1902.

gibt dort in seinen »The Ampezzo, Sexten, Auronzo Passes« eine ausführliche, von eingehender Kenntnis zeugende Beschreibung sämtlicher Übergänge in der Gruppe. Die Gipfel werden dort gar nicht berücksichtigt. - - Paul Grohmann widmet unseren Bergen in den »Wanderungen in den Dolomiten«, Wien 1877,[1]) nur wenige Worte. Obgleich »die so sehr zerrissene Gruppe« offenbar sein lebhaftes Interesse erregt hat, scheint er sich doch auf eine Bewunderung aus der Ferne beschränkt zu haben, nie aber ins Innere der Gruppe vorgedrungen zu sein.

Außer den in den alpinen Zeitschriften verstreuten mehr oder minder kurzen Berichten über Besteigungen einzelner Gipfel[2]) finden wir die Ersteigungsgeschichte von vier der höchsten Gipfel im dritten Bande der »Erschließung der Ostalpen«,[3]) sowie anregende Schilderungen einiger Bergfahrten in den Cadinen in Th. Wundts »Wanderungen in den Ampezzaner Dolomiten«.



Gruppe der Cadinspitzen vom Monte Piano aus.

Von »Führern« kommen für unser Gebiet in Betracht: O. Brentaris »Guida del Cadore«,[4]), sowie vor allem Purtscheller-Hess' »Hochtourist«, in dessen zweiter Auflage, Band III, eine vom Verfasser dieses Aufsatzes stammende, ziemlich ausführliche Bearbeitung der Gruppe Aufnahme gefunden hat.

An Karten kommen für unser Gebiet in Betracht: die österreichische Spezialkarte 1:75 000, Blatt »Toblach und Cortina d'Ampezzo«, Zone 19, Kol. VI und die Blätter »Tre Cime di Lavaredo« und »Lago di Misurina« der italienischen Tavoletta 1:25 000. Die italienische Karte muß in Bezug auf Terrainzeichnung als vorzüglich bezeichnet werden; nur wenige Details im inneren Felsaufbau der Gruppe sind nicht oder falsch eingezeichnet. Leider sind aber die Grenzblätter der Karte im Handel nicht mehr zu erhalten. Somit kommt vor allem die österreichische

[1]) Seite 191 und 200.
[2]) Siehe die Literaturnachweise an den betreffenden Stellen.
[3]) III. Bd., Seite 537—539.
[4]) Die Ausgabe von 1896 vermeidet einige der Fehler der älteren Ausgabe 1886.

Spezialkarte in Betracht. Für das in ihr enthaltene italienische Gebiet, also auch für unsere ganze Gruppe, hat zwar die italienische Tavoletta offenbar als Grundlage gedient, bei der Reduktion auf den kleineren Maßstab sind jedoch fast alle Details im Felsterrain verloren gegangen und auch die Reproduktion dieser Karte im Maßstab 1 : 50 000, »Topographische Detailkarten, Blatt V, Ampezzaner und Sextener Dolomiten« (R. Lechners Kommissions-Verlag), bietet in dieser Hinsicht keinen Vorteil. — Hierzu kommt noch die diesem Jahrgange der Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. beigelegte Freytagsche Dolomitenkarte 1 : 100 000, die sich durch eine sehr übersichtliche Terraindarstellung auszeichnet und auch mehrere in den anderen Karten fehlende Gipfelnamen enthält, infolge ihres kleinen Maßstabes jedoch die Details auch nicht genauer darzustellen vermag. — Es dürfte deshalb die diesem Aufsatz beigegebene Kartenskizze eine brauchbare Ergänzung der vorhandenen Karten bilden.

Nomenklatur: Wie dies durch die Lage leicht erklärt wird, teilen sich die beiden angrenzenden Sprachgebiete in die Namengebung. So hat sich neben den italienischen auch eine Reihe deutscher Namen in Literatur und Sprachgebrauch eingebürgert. Ich selbst habe dem Umstande Rechnung getragen, daß die Gruppe im italienischen Gebiet liegt, und deshalb die bisher namenlosen Gipfel, für welche Bezeichnungen gefunden werden mußten, mit italienischen Namen belegt und den schon bestehenden deutschen Namen auch italienische beigesellt.

Über die Bedeutung des Namens Cadinspitzen (Cime Cadini) lässt sich nur sagen, daß von den vielen Gebirgsgruppen gleichen Namens wohl keine ein größeres Recht auf diesen hat. Cadino bedeutet auf deutsch Kar; auf einem Flächenraum von 11—12 *km²*, den die Felsregion unserer Gruppe einnimmt, birgt sie ungefähr ebensoviele große, tiefeingesenkte Kare.

An dieser Stelle dürfte auch die Übertragung des Wortes »Cadin« auf einzelne Gipfel (Cadin di Misurina, Cadin della Neve u. a.) erwähnt werden. Eigentlich lautet der volle Titel dieser Gipfel Cima di Cadino (oder Cadini) della Neve (di Misurina). Daraus entstanden im Sprachgebrauch die Namen »Cadin della Neve«, »Cadin di Misurina« etc. Es ist hier auf die Gipfel die Bezeichnung des Terrains, dem sie entsteigen, übertragen.

Touristisches.

Die Täler, Kare und Scharten.

Ehe wir uns mit den einzelnen Gipfeln und ihrer Ersteigungsgeschichte beschäftigen, wollen wir erst einige Wanderungen um und quer durch die Gruppe antreten.

Wohl kaum eine andere Gruppe in den Dolomiten bietet mehr Gelegenheit zu Streifzügen, welche, ohne über steile Felswände, durch enge Kamine und auf luftige Zacken zu führen, Einblicke in die innersten Geheimnisse jener zauberhaften Felswelt bieten, deren Vorstellung uns durch den Namen »Südtiroler Dolomiten« vermittelt wird. — Leider aber werden gerade in den Dolomiten und vor allem in ihren östlichen Teilen, derartige Wanderungen nur sehr wenig ausgeführt. Der Hochtourist begnügt sich nicht mit einer bescheidenen Scharte von unbekanntem Namen; ihn leitet der Wunsch, mit jeder Tour — durch Bezwingung einer durch Schwierigkeit und Gefahr berühmten Gipfelzinne — ein neues Blatt seinem Ruhmeskranze einzufügen. Der harmlose Tal- und Jochwanderer, dem solcher Ehrgeiz fremd, wandelt die großen Heerstraßen, die hunderte vor ihm begangen. Selten aber verirrt sich ein Freund der Berge auf jene einsamen und unbekannten Pfade, die gerade die schönsten sind.

Für die Schartenwanderungen in unserer Gruppe ist nur einige Übung im Begehen pfadlosen Hochgebirgsterrains erforderlich; keine der Scharten, welche die einzelnen Untergruppen trennen, setzt ihrer Überschreitung irgendwelche nennenswerten Schwierigkeiten entgegen.

Wir wählen als Ausgangspunkt für alle Wanderungen den schönen Misurinasee (Lago di Misurina), 1755 *m*, an dessen Gestaden uns je nach den Ansprüchen entweder das neue Grand Hotel am Südufer oder das alte Albergo am Nordufer Unterkunft bietet. Auch von allen anderen, für die Gruppe der Cadinspitzen in Betracht kommenden Standquartieren — Schluderbach, Tre Croci, Cortina — führen die Wege zuerst zu den Ufern des Misurinasees und von hier erst in die Gruppe hinein.

Umwanderung der Gruppe: Vom Grand Hotel nach Süden führt ein neuangelegter Weg ohne wesentliche Steigung durch schönen Wald. Er findet seine Fortsetzung in dem unteren der beiden in die Spezialkarte und die neue Alpenvereinskarte eingezeichneten Wege, welche unter dem Col di Varda an den Südhängen der Gruppe hinführen. Ehe wir den Ausläufer des Col di Varda, den Col di Pian di Manetto der Spezialkarte überschreiten, schweifen unsere Blicke in die weite Ferne über die Einsattlung des Tre Croci-Passes zum Südabsturze der Tofana und den Eisfeldern der Marmolata, während aus nächster Nähe die roten Wände der Popena-Cristallo-Gruppe durch das Geäste der Tannen auf uns herniederblicken. Mit dem Überschreiten des Col di Manetto, wo unser Weg aus der südlichen Richtung in eine östliche übergeht, verwandelt sich das Bild. Vor uns erhebt sich die lange Felsmauer des Cadin di Misurina, über der die allseits schlanke, kühn und mächtig aufragende Pyramide des Cadin della Neve emporstrebt. Dahinter senken sich coulissenartig eine Reihe von Felszügen zu den weiten Geröllhalden der Grave di Pogoffa[1]) hernieder. Nach Süden entfaltet sich die Prachtaussicht auf Marmaroli, Antelao und Sorapiß. Unser Pfad leitet weiter, immer ohne wesentliche Steigung leicht auf und ab führend, durch schönen Wald dahin. Nach einiger Zeit kommen wir an ein kleines Waldbächlein.[2]) — Da der gebahnte Weg sich hier zu senken beginnt, verlassen wir ihn und steigen pfadlos zunächst noch in östlicher Richtung empor. Wenn wir uns hier nach der Gruppe der Cadini della Neve umwenden, so sind wir verblüfft über die Wandlung, die in deren Erscheinung vorgegangen. Statt der langgezogenen Coulissen, die wir vom Col di Manetto aus sahen, starrt hier ein Wald von Zacken und Zinnen von gewaltiger Kühnheit gen Himmel. Selbst in den Dolomiten dürften nur noch wenige Bilder zu finden sein, die sich mit diesem an bizarrer Pracht messen können.[3]) — Nach wenigen Schritten lichtet sich der Wald und wir treten hinaus auf die Almwiesen der Maraja-Alpen.

Grüne Hänge ziehen von hier empor zur Forcella Maraja, 2098 *m*[4]), die wir nach etwa viertelstündigem Aufstieg und nach 1½—2 Stunden von Misurina ab erreichen.[5]) Völlig neue Bilder sind es, die uns das Überschreiten des breiten

[1]) Pogoffa, jedenfalls soviel wie »po gobba« = »hinter dem Buckel, Rücken«, d. h. von Misurina aus hinter dem Rücken des Col di Varda gelegen.

[2]) Beim r von »Maraja alta« der Spezialkarte und der neuen Alpenvereinskarte.

[3]) Man vergleiche das Vollbild bei Seite 392. Die darauf sichtbaren Gipfel sind die nachstehenden: Der erste hervorragende Gipfel von links angefangen ist der Cadin della Neve; es folgen dann Cresta Longa und die drei Cime di Maraja; weiter zurückliegend die zu den Cadini di San Lucano gehörende Cima Eötvös und die Gemelli.

[4]) Die Forcella Maraja leitet ihren Namen von den südlich gelegenen Alpen Maraja alta und Maraja bassa ab. Das Wort Maraja ist jedenfalls vom italienischen masseria, gleichbedeutend mit dem deutschen »Meierei«, herzuleiten. Masarai (ladinisch) und masarie (ampezzanisch) bedeuten allerdings auch »dichter Wald«, eine Bedeutung, die in Anbetracht der die Alpen umgürtenden, weitausgedehnten Wälder ebenfalls nicht allzuferne liegt.

[5]) Dieser beschriebene Weg zur Forcella Maraja ist bei weitem der empfehlenswerteste. Es ist entschieden abzuraten, von Misurina aus gegen den Col di Varda anzusteigen und dann in der Höhe

Sattels erschließt. Hinter uns ist die glänzende Fels- und Gletscherkette der Marmaroli versunken, statt in die walderfüllte Tiefe des Ansieitales sehen wir in den obersten Kessel der Val d'Onge, und im Talausschnitte erscheinen die gewaltigen Felsburgen des Zwölfers und seiner südlichen Trabanten. Zur Linken präsentieren sich die Cadinspitzen in ganz neuer Gruppierung. Das Hauptinteresse nehmen die Hohen Cadini für sich in Anspruch, die uns hier ihre glatten Südostwände zuwenden. Die Cadini della Neve dagegen erscheinen von hier als eine wenig gegliederte Felsmasse. Im Norden entragt dem Zug der Croda Liscia der kühne Turm der Torre Siorpaes.

Um in die Val d'Onge hinabzugelangen, durchschreiten wir zunächst von der Forcella Maraja ab den obersten Talboden — den Piano della Mussa — in nördlicher Richtung und halten uns, ohne wesentlich abzusteigen, unter den Felsausläufern der Cadini di San Lucano, bis wir neben dem Geröllbett eines aus diesen herabkommenden Rinnsals zum Talboden der Val d'Onge hinabsteigen.[1]) Die Val d'Onge leitet uns hinaus bis zu ihrer Vereinigung mit der Valle Marzon, bei Casone della Crociera, 1207 *m*. Nach kurzem Aufstieg im Marzontal verlassen wir dieses wieder bei Piè della Pala, 1471 *m*, wo die Torre Siorpaes einen dem Cimone della Pala vom Rollepaß ähnlichen Anblick gewähren soll. Es nimmt uns nunmehr die Valle Campedelle auf, durch die wir nach 400 *m* Steigung die Forcella di Rimbianco, 2192 *m*, erreichen. Die Wanderung von der Forcella Maraja zur Forcella di Rimbianco dürfte $3^1/_2$—$4^1/_2$ Stunden in Anspruch nehmen.

Auf der Forcella di Rimbianco sehen wir im Südosten uns gegenüber den Cimon di Croda Liscia, der hier mit seinem Vorgipfel einen langen Kamm bildet, über welchen der Gipfel der Torre Siorpaes herübersieht. Einen interessanten Anblick bietet rechts vom Cimon di Croda Liscia die Forcella della Torre mit dem abenteuerlichen Felsgebilde, das ihr den Namen verschafft hat und selbst als Torre della Forcella bezeichnet werden kann. Über der Forcella di Rimbianco selbst ragt die Wundtspitze auf, die hier besonders kühn und schlank erscheint.

Von der Forcella di Rimbianco steigen wir durch ein enges Tälchen hinab in den Wald, der die Alpe Rimbianco umgibt. Ein Alpweg führt uns von da am kleinen Lago Vantorno vorbei zurück zu den blauen Fluten des Lago di Misurina, womit wir wieder zu unserem Ausgangspunkte zurückgekehrt sind. Die Schlußstrecke unserer Rundtour von der Forcella di Rimbianco zum Misurinasee nimmt etwa eine Stunde in Anspruch.

Kreuz und quer durch die Gruppe: Um auch die Kare und Scharten im Innern der Gruppe kennen zu lernen, lenken wir zunächst unsere Schritte dem Großen Schneekar zu. Wir benutzen den vom Grand Hotel aus erst im Walde ein Stück emporsteigenden und dann fast ohne Steigung nach Norden führenden, schön angelegten Weg. Schöne Durchblicke auf den See in der Tiefe und auf die jenseits in den Himmel ragenden Berge entzücken unser Auge. Wir überschreiten den Abfluß der vom Großen Schneekar herabkommenden Gewässer und lassen uns nicht verleiten, schon hier emporzusteigen.[2]) Erst wo sich der Blick ins Tocci-

---

von etwa 2000 *m* unter den Cadini della Neve durchzutraversieren. Geröllhalden und Latschengestrüpp machen hier die Wanderung zu einer mühsamen und verlängern ihre Dauer. — Der Col di Varda, 2201 *m*, allein ist dagegen infolge seiner Rundsicht ein lohnendes Ziel.

[1]) Dieser und der nun folgende Teil unserer Wanderung bis zur Forcella di Rimbianco ist dem Verfasser nicht aus eigener Anschauung bekannt.

[2]) Es ist allerdings auch hier schon möglich, zum Großen Schneekar aufzusteigen, doch ist der oben beschriebene Weg bei weitem bequemer, ohne einen größeren Zeitaufwand zu erfordern.

kar eröffnet, biegen wir nach Osten vom Wege ab. Über den waldigen Rücken zu unserer Rechten schauen die höchsten Spitzen der Nevegruppe zu uns herab. Wir wenden uns ihnen zu, um durch lichten Wald zwar etwas steil, aber bequem emporsteigend die Höhe des erwähnten Rückens zu erreichen. Während des Aufstieges sind die hohen Felsgipfel der Nevegruppe unseren Blicken entzogen; umso überraschender wirkt bei Erreichen der Höhe[1]) der Einblick in das Große Schneekar, über dessen schneeerfülltem Hintergrunde die kühnen Felsgipfel des Campanile Antonio-Giovanni und der Cima Cadin della Neve aufragen. Wir befinden uns hier an einem der schönsten Punkte der Gruppe, und bis hierher sollten selbst Spaziergänger vordringen. — Wir stehen nördlich über dem Ausgang des Großen Schneekars. Sturmzerzauste Wettertannen, altehrwürdige Arven zwischen großen Felsblöcken bezeichnen die Grenze der Waldregion. Jenseits überragen die Karmündung in abenteuerlichen Felsformen die letzten Ausläufer des Cadin di Misurina-Zuges.

Wir setzen unseren Weg fort. Eine Traverse über grobes Blockwerk bringt uns zur Sohle des Kares, die wir etwa in dessen mittlerem Teil erreichen. Wenn wir, ohne uns umzuschauen, im Geröllgrund des Kars emporsteigen und uns dann unvermittelt nach links umwenden, zeigt sich uns das überraschendste Bild, das die ganze Gruppe zu bieten vermag. Ein Felsturm, wie ihn kühner keine Phantasie ersinnen kann, mit mauerglatten, lotrechten Wänden ragt hier, gleich der Klinge eines Riesenschwertes, in den Himmel — die Torre del Diavolo. Zwei durch Formenkühnheit seiner würdige Trabanten flankieren ihn zu beiden Seiten.

Wir haben den oberen Teil des großen Schneekares erreicht. Schnee bedeckt hier selbst in warmen Sommern den Grund und bietet nach dem langen Geröllaufstieg dem Fuße willkommene Abwechslung. Unter den mächtigen Felswänden des Campanile Verzi und seines Vorgipfels hin streben wir der Forcella della Neve, 2491 *m*, zu. Eine schlanke Felsnadel teilt diese in zwei Scharten, deren nördliche wir nach etwa 2stündigem Aufstieg von Misurina aus überschreiten. Eine blockerfüllte Rinne leitet hinunter ins Marajakar, von wo wir in etwa einer halben Stunde die Forcella Maraja, 2098 *m*, erreichen und von da auf dem bei der »Umwanderung der Gruppe« beschriebenen Wege in 1½ Stunden zum Misurinasee zurückkehren könnten.

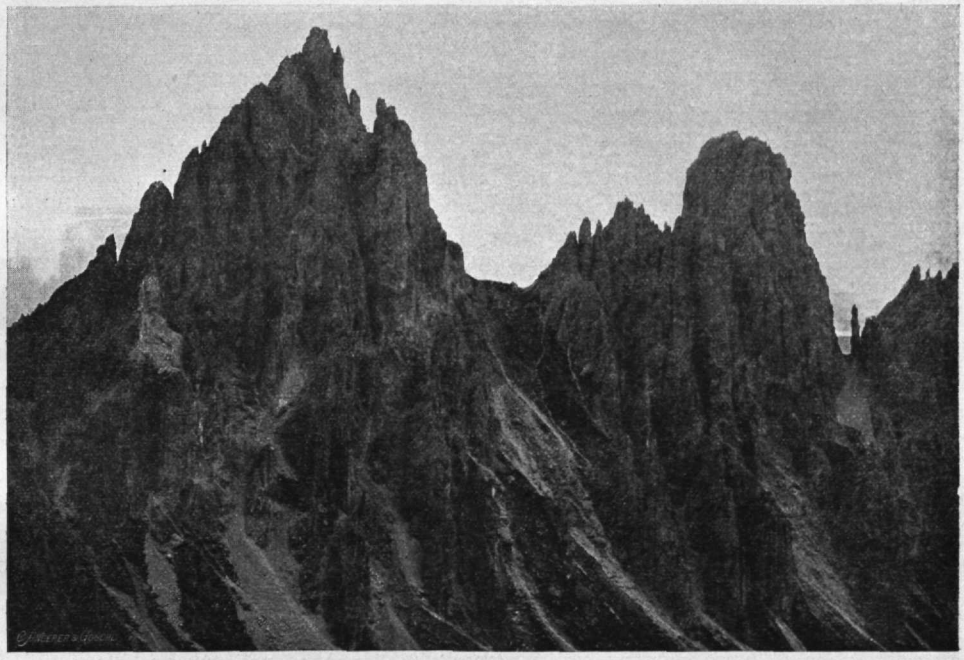
Unser heutiger Weg führt uns jedoch in anderer Richtung wieder in das Herz der Gruppe zurück. Zunächst halten wir uns unter den gewaltigen, staunenerregenden Abstürzen der Cima Eötvös und biegen hierauf um den Fuß der Gemelli nach Norden um. Diese Richtung halten wir nun zunächst ein. Felsiges Terrain zwingt uns mehrmals, an Höhe aufzugeben und an den steilen Rasenhängen abzusteigen. Manchmal mahnt eine unter uns in die Tiefe sinkende Rinne zur Achtsamkeit. So erreichen wir den ersten bedeutenderen Ausläufer der Nordöstlichen Cadinspitze.

Ein doppelgipfliges Turmgebilde scheidet hier die beiden Wege, zwischen denen wir nun wählen können. Dem Verfasser ist die rechtsgelegene Route bekannt. Durch eine enge, mühsame Rinne führt sie hinauf zu einer kleinen Scharte rechts (östlich) unter dem Doppelturm. Dann queren wir ansteigend begrünte Hänge, die steil gegen die Val d'Onge abstürzen, und gelangen so in einen kleinen Kessel, dessen Hintergrund die glatte Ostwand der Nordöstlichen Cadinspitze bildet. Hierher können wir aber auch, jedenfalls bequemer und angenehmer, gelangen, wenn wir durch die breite Rinne links (westlich) vom erwähnten Doppelturm emporsteigen und die Scharte überschreiten, die diesen vom Massiv der Nordöstlichen Cadinspitze trennt. Um von der Scharte in den Kessel herabzugelangen, müssen wir allerdings ein Stück der gewonnenen Höhe wieder aufgeben. — Die

[1]) Punkt 2098 *m* der italienischen Tavoletta 1 : 25000.

nördliche Begrenzung des kleinen Kares in dem wir uns befinden, bildet ein zweiter Ostausläufer der Nordöstlichen Cadinspitze. Ein kurzer Anstieg führt uns auf dessen Höhe, die wir westlich von P. 2381 in dem Sattel erreichen, mit welchem dieser Höhenzug an das Felsmassiv der Nordöstlichen Cadinspitze anschließt. — Die Wanderung von der Forcella della Neve bis hierher dürfte 1½—2 Stunden in Anspruch nehmen.

Drüben schauen wir hinab in ein weltverlassenes Geröllkar — »Cadino deserto«. Rings umher stehen die verwitterten Felsgestalten. Gewaltig ragen vor allem gerade uns gegenüber, Cimon di Croda Liscia und Torre Siorpaes auf, aber auch die Torre della Forcella macht einen gar mächtigen Eindruck. Tief senkt sie ihre felsigen Wurzeln ins Kar herab, und der von der anderen Seite so



Croda Liscia und Torre Siorpaes vom Verlassenen Kar aus.

unbedeutend erscheinende Zacken stellt sich hier als ein seinen stolzen Nachbarn ebenbürtiger Turm dar. Über felsiges Terrain steuern wir zu ihm hinüber, um nach Umgehung der am tiefsten herabreichenden Felsausläufer rechts von diesen zum nordöstlichen Teil der Forcella della Torre, ca. 2400 *m*, emporzusteigen.

Vor uns taucht der kühne Turm der Wundtspitze auf, zu unseren Füßen senken sich die Geröllhalden des unteren Gletscherkares in die Tiefe. Über Schutt und Geröll hinabeilend erreichen wir in wenigen Minuten den Grund dieses Kares und steigen aus ihm über bequem zu begehende Felsstufen zu dem ins Toccikar hinüberführenden Tocci-Sattel (Passo di Tocci), 2367 *m*, empor. Etwa eine Stunde nach Verlassen der Scharte bei P. 2381 haben wir diesen letzten Anstieg unserer heutigen Wanderung hinter uns und etwa ebenso lange Zeit werden wir nun noch zum Abstieg nach Misurina brauchen. — Im Toccikar[1]) finden wir im Gegensatz zu

[1]) Cadino di Tocci, Toggi oder Toschi. Tosco = Gift. Die Entstehung dieser Bezeichnung ist vielleicht auf dieselben Umstände zurückzuführen, wie die von Cadino delle Bisce (= Giftwurm); vielleicht aber auch auf das Vorkommen von Giftpflanzen. Es wächst z. B. im Toccikar viel Aconit.

den anderen Karen begrüntes Terrain und nur wenig Geröll. Bald treffen wir auf Pfadspuren, welche von den vielen Besteigungen der höchsten Cadinspitze herrühren, und gelangen, diesen folgend, zu einem sumpfigen Wiesenplan hinab, nach dessen Durchquerung wir das vorläufige Ende des angelegten Weges erreichen, auf dem wir unsere Wanderung begonnen haben. Nach wenigen Schritten kommen wir zu der Stelle, wo wir ihn heute früh, um zum Großen Schneekar emporzusteigen, verlassen haben, und etwa nach einer halben Stunde stehen wir wieder an den Gestaden des Misurinasees.

Noch kennen wir aber nicht alle Kare und Übergänge. Wir brechen deshalb wieder von Misurina auf und steigen auf dem eben beschriebenen Wege zum Toccisattel empor, den wir in 1½—2 Stunden erreichen.

Wir überschreiten den Sattel nicht an seiner tiefsten, nördlich gegen den Kleinen Popena zu liegenden Stelle, sondern in seinem südlichen gegen das Massiv der Nordwestlichen Cadinspitze ansteigenden Teil und traversieren über große Blöcke ins Gletscherkar hinein. Bald stehen wir am Rande des kleinen Eisfeldes. Eine der interessantesten Scenerien der ganzen Gruppe umgibt uns hier. Coulissenartig schieben sich zur Linken die Felsen der drei höchsten Cadinspitzen zum Gletscher vor, während zur Rechten die Steilwände der Nordwestlichen Cadinspitze und ihrer Vorgipfel dem Eise entsteigen. Nach einer halben bis drei Viertelstunden haben wir das Gletscherjoch, Forcella di Nevaio, 2624 *m*, erreicht. Wir treten zwischen zwei kühnen Felszacken hindurch und blicken nun ins große Schneekar hinab. Direkt vor uns strebt eine kühne Zinne in die Lüfte und fesselt zunächst unser Interesse: der Campanile Verzi. Da direkt zum Schneekar keine Rinne hinabzieht, sondern nur Felshänge, so müssen wir, diese letzteren querend, zur Scharte hinüber gehen, in welcher der Campanile Verzi mit dem Massiv der Cima Eötvös zusammenhängt. Sowohl ins Große Schneekar als auch ins Marajakar zieht von hier eine Geröllrinne hinab, und es stehen uns deshalb zwei Wege offen. Steigen wir durch die südliche Rinne ins oberste Marajakar hinunter, so müssen wir wieder etwa 100 *m* emporsteigen, um über die Forcella della Neve ins Schneekar hinüberzugelangen. Kürzer, aber viel weniger bequem, ist der Weg durch die von der Forcella Verzi nordwestlich direkt ins Schneekar hinabziehende, vereiste Steilrinne.

Wir stehen nun wieder — etwa drei Viertelstunden nach Verlassen des Gletscherjoches — im Großen Schneekar, das wir von der vorher geschilderten Tour her kennen. Um nach Misurina hinabzugelangen, stehen uns außer dem direkten Abstieg drei Wege offen: über die Forcella del Diavolo, über die Forcella di Pogoffa und über die Forcella di Misurina. Betrachten wir sie der Reihe nach.

Um zur Forcella del Diavolo, ca. 2530 *m*, zu gelangen, steigen wir im Schneekar ein Stück ab und biegen dann in das kleine Seitenkar ein, das gegen die Forcella del Diavolo emporzieht und in seinem oberen Teil sich zu einer breiten Rinne verengt. Die mächtigen Felsmassen in halber Höhe werden links umgangen und bald darauf — nach halbstündigem Aufstieg — stehen wir auf der Höhe der Scharte, direkt unter den lotrechten Abstürzen der Torre del Diavolo, die noch etwa 90 *m* über unseren Standpunkt emporragt. Der Anblick ihrer unglaublich glatten Wände ist überaus großartig, prachtvoll der Blick über das Schneekar hinüber auf die Nevegruppe, wo nebeneinander Cadin di Misurina, Cadin della Neve und Campanile Antonio Giovanni in die Lüfte ragen.

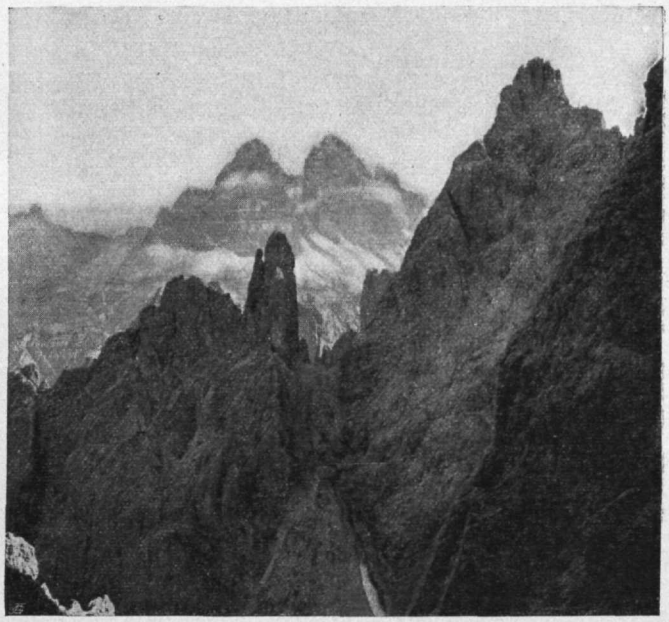
Ein rascher Abstieg durch eine schneeerfüllte breite Rinne bringt uns von der Forcella del Diavolo nach der anderen Seite hinab ins Toccikar. Sehr schön ist hier der Rückblick auf die Nordwestliche Cadinspitze, weniger stolz als von der anderen Seite, aber um so abenteuerlicher präsentiert sich hier die Torre del Diavolo

Naturaufnahme von Ad. Witzenmann. Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Gruppe der Cadini della Neve vom Weg zur Forcella Maraja.

mit ihrem stark gekrümmten nördlichen Vorturm. — Im Toccikar treffen wir wieder auf den Pfad, auf dem wir heraufgestiegen und wir können auf ihm unseren Ausgangspunkt am Misurinasee — in einer starken Stunde von der Forcella del Diavolo ab gerechnet — wieder erreichen.

Um vom Schneekar aus über die Forcella di Pogoffa nach Misurina zurückzukehren, brauchen wir nicht so weit abzusteigen, wie beim Weg über die Forcella del Diavolo. Wir können vielmehr schon dort, wo wir, von der Forcella Verzi durch die nördliche Rinne absteigend, das Große Schneekar erreichen, aus diesem auf der anderen Seite wieder emporsteigen. Über meist schneebedeckte Geröllhalden erreichen wir in beiläufig drei Viertelstunden die Scharte, von der eine Rinne zu den mächtigen Geröllhalden der Grave di Pogoffa, am Südfuß der Nevegruppe hinableitet. Eine etwa 5 *m* hohe Felsstufe macht diese Route weniger leicht begehbar, als die anderen bisher geschilderten, und läßt die Mitnahme eines Seiles geraten erscheinen. Von den Grave di Pogoffa steigen wir am besten durch Latschen und Wald direkt ab, bis wir den bei der »Umwanderung der Gruppe« geschilderten, angelegten Weg erreichen. Auf ihm gelangen wir in müheloser Wanderung zum Misurinasee, etwa zwei Stunden nach Verlassen der Forcella di Pogoffa.



Forcella del Diavolo mit Norwestlicher Cadinspitze (rechts) und Torre del Diavolo (links).

Die dritte Route aus dem Großen Schneekar nach Misurina führt über die Forcella di Misurina, die Scharte zwischen dem Massiv des Cadin di Misurina und dem nördlich vorgelagerten P. 2471. Aus dem unteren Teil des Großen Schneekares führt uns dieser Weg, interessante Rückblicke gewährend, nach den Grave di Misurina hinüber, von wo wir in kurzer Zeit nach unserem, in der Tiefe sichtbaren Ziele absteigen können. Der ganze Zeitaufwand vom Großen Schneekar ab bis Misurina wird etwa 1 3/4 Stunden betragen.

Wir können aber auch die im vorstehenden geschilderten drei Übergänge zu einer Wanderung verbinden, wenn wir vom Schneekar aus erst über die Forcella di Pogoffa zu den Grave di Pogoffa hinübersteigen und dann entweder den Col di Varda südwestlich umgehen oder seine östlichen Felsausläufer nahe dem Massiv des Cadin di Misurina übersteigen, um in die Grave di Misurina hinüberzugelangen. Von den Grave di Misurina führt uns der Übergang über die Forcella di Misurina wieder ins Große Schneekar zurück, von dem aus wir die Überschreitung der Forcella del Diavolo als Heimweg wählen.

Itinerarium

für die Übergänge in der Gruppe der Cadinspitzen.

Misurina, 1755 *m.* — Forcella Maraja, 2098 *m*, = 2 Std., in umgekehrter Richtung 1 1/2 Stunden.
Misurina, 1755 *m.* — Grave di Misurina, ca. 2150 *m* (1 bezw. 1/2 Std.). — Forcella di Misurina, ca. 2400 *m* (3/4 bezw. 1/2 Std.); Summa 1 3/4 Std., bezw. 1 Std.
Misurina, 1755 *m.* — Großes Schneekar, Mitte ca. 2250 *m* (1 1/2 bezw. 1 Std.). — Forcella della Neve, 2491 *m* (1/2 bezw. 1/4 Std.); Summa 2 Std., bezw. 1 1/4 Std.
Misurina, 1755 *m.* — Toccikar, ca. 2200 *m* (1 1/4 bezw. 3/4 Std.). — Passo di Tocci, 2367 *m* (1/2 bezw. 1/4 Std.); Summa 1 3/4 bezw. 1 Std.
Misurina, 1755 *m.* — Forcella di Rimbianco, 2192 *m* = 1 1/2 Std., bezw. 1 Std.
Misurina, 1755 *m.* — Grave di Pogoffa, ca. 2150 *m* (1 1/2 bezw. 1 1/4 Std.). — Forcella di Pogoffa, ca. 2550 *m* (1 1/4 bezw. 3/4 Std.); Summa 2 3/4 Std., bezw. 2 Std.
Grave di Pogoffa, ca. 2150 *m.* — Grave di Misurina, ca. 2150 *m* = 1 Std., bezw. 1 Std.
Großes Schneekar, Mitte, 2250 *m.* — Forcella di Misurina, ca. 2400 *m* = 3/4 St. bzw. 1/2 Std.
„ „ „ „ „ — „ del Diavolo, „ 2530 *m* = 3/4 „ „ 1/2 „
„ „ „ „ „ — „ di Nevaio, 2624 *m* = 1 3/4 „ „ 1 1/4 „
„ „ „ „ „ — „ di Pogoffa, „ 2550 *m* = 1 „ „ 3/4 „
Forcella Maraja, 2098 *m.* — „ della Neve, 2491 *m* = 1 1/2 „ „ 1 „
„ „ „ „ — Casone della Crociera im Marzontale, 1207 *m* (1 1/2 bezw. 2 1/2 Std.). — Forcella di Rimbianco, 2192 *m* (3 bezw. 1 1/2 Std.). Summa 4 1/2 bezw. 4 Stunden.
Toccikar, ca. 2200 *m.* — Forcella del Diavolo, ca. 2530 *m* = 3/4 Std., bezw. 1/2 Std.
Passo di Tocci, 2367 *m.* — Forcella di Nevaio, 2624 *m* = 1 „ „ 1/2 „
„ „ „ „ „ — „ della Torre, ca. 2400 *m* = 1/2 „ „ 1/2 „
Forcella di Rimbianco, 2192 *m.* — „ „ „ „ „ *m* = 1 „ „ 1/2 „
Forcella della Torre, ca. 2400 *m.* — Sattel bei P. 2381 *m* (1/2 bezw. 1/2 Std.). — Forcella della Neve, 2491 *m* (2 bezw. 2 Std.); Summa 2 1/2 Std., bezw. 2 1/2 Std.

Aus obiger Zusammenstellung kann sich Jeder leicht die mannigfachen Kombinationen, in welchen sich die Übergänge zu genußreichen Wanderungen vereinigen lassen, selbst bilden. Die Zeitangaben verstehen sich für gute Gänger.

Die Gipfel.

Die ersten touristischen Unternehmungen in unserer Gruppe galten deren Kulminationspunkt, der Höchsten Cadinspitze. Erst spät, nachdem die hohen Gipfel in der Runde schon alle ihre Bezwinger gefunden hatten, im Jahre 1870 fanden die erste und zweite touristische Besteigung dieses Gipfels statt. Gemsjäger, für welche die Gruppe noch heute ein lohnendes Jagdrevier ist, mögen schon früher die verschiedenen Scharten überschritten und die leichteren Gipfel, zu denen auch die höchste Spitze gehört, besucht haben. — Erst sieben Jahre nach der zweiten scheint die dritte Besteigung der Höchsten Cadinspitze erfolgt zu sein, der sich dann vom folgenden Jahre (1878) ab die weiteren in geschlossener Folge anreihten. — Der Hauptgipfel der südlichen Gruppe, der Cadini della Neve, erhielt seinen ersten Besuch im Jahre 1881; 1886 den zweiten. — Aber erst im Jahre 1887 lenkten auch noch andere Gipfel unserer Gruppe das Interesse der Touristen auf sich: In dieses Jahr fallen die ersten Besteigungen der Südwestlichen und Nordöstlichen Cadinspitze und ein Versuch auf den Kleinen Popena. Allerdings sollten alle diese

Unternehmungen der höchsten Spitze gelten, und die Besteigungsversuche und Besteigungen der erwähnten Gipfel erfolgten nur »aus Versehen«. Im Jahre 1890 wurde die Besteigung der Nordöstlichen Cadinspitze zweimal bewußt und vorsätzlich wiederholt, und auch die Nordwestliche Cadinspitze wurde eines Besuches gewürdigt; im Jahre 1893 wurde der Versuch auf den Kleinen Popena mit Erfolg wiederholt. In den Jahren 1896 bis 1901 fielen der Reihe nach Torre Siorpaes, Cadin di Misurina, Cimon di Croda Liscia, Campanile Antonio-Giovanni, Gemelli und Campanile Verzi; von begeisterten Bewunderern der Gruppe wurden die zahlreichen Scharten überschritten, und auch mancher kühne Felszacken, dem der Rang eines Berges nicht zuerkannt werden kann (Cima Fragele, Torre Bergmann u. a.), hat schon seine kletterfreudigen Bezwinger gefunden.

Cadini di San Lucano.

Östlich entragen dem Kleinen Gletscher des Gletscherkares drei gewaltige Felsburgen, die höchsten Erhebungen der ganzen Gruppe. Die mittlere und höchste der drei, die Höchste Cadinspitze (Cima Cadini), erreicht eine Höhe von 2841 *m* und stellt somit den Kulminationspunkt der ganzen Gruppe dar. Wie schon erwähnt, mag sie schon frühzeitig von einheimischen Jägern bestiegen worden sein. Die erste Ersteigung aus touristischem Interesse unternahm Georg Ploner-Schluderbach mit Luigi Orsolina aus Auronzo im Jahre 1870.[1]) Wenngleich sie von Einheimischen unternommen wurde, mag diese Besteigung deshalb doch als erste touristische bezeichnet werden. Drei Wochen später folgten Albert Wachtler aus Bozen mit Santo Siorpaes, im Jahre 1877 unter Michael Innerkoflers Führung Baron Roland Eötvös aus Budapest, der somit der erste nichttiroler Tourist auf der Spitze war. Eine Besteigung, die Georg Böhm in München mit Pacifico Orsolina-Misurina im August 1878 unternahm und die er ausführlich in dem darauf folgenden Jahrgang der »Zeitschrift« beschrieb,[2]) war schon die vierte in jenem Jahr, und seither mag wohl kein Jahr vergangen sein, in dem die Spitze keinen Besuch erhalten hat.[3])

Der Weg, der bei den meisten dieser Ersteigungen eingeschlagen wurde, ist im wesentlichen mit dem heute noch gebräuchlichen identisch. Nur wenige — z. B. Georg Böhm im Jahre 1878 und C. Diener und Dr. Otto Zsigmondy im Jahre 1890 — scheinen den nicht empfehlenswerten Zugang über die Forcella di Rimbianco, 2192 *m*, gewählt zu haben. Der Aufstieg über die steilen Geröllhalden des unteren Gletscherkares, die sich etwa 200 *m* hoch bis zum Beginn des Gletschers hinaufziehen, ist entschieden mühsamer als die Route über den Passo di Tocci, 2367 *m*. Der Weg hier herauf ist gelegentlich der Wanderungen durch die Kare beschrieben. Der Passo di Tocci liegt nahezu 200 *m* höher als die Forcella di Rimbianco, und wir können deshalb von dort ohne wesentliche weitere Steigung das Gletscherende erreichen. Wenn wir uns am Passo di Tocci nach Norden umwenden, schauen wir ein prächtiges Bild: Der steile Turm des Kleinen Popena und die klassisch schönen Drei Zinnen wetteifern, durch ihre Kühnheit unsere Bewunderung zu erregen.[4])

An der Mündung der von links herabkommenden Schneerinne, welche die Nordöstliche Spitze von der Höchsten trennt, vorbei, unter den braunroten Wänden

[1]) N. D. A.-Z. 1880, S. 189.
[2]) Z. A.-V. 1879, S. 296—301.
[3]) Vergl. E. Zsigmondy, M. A.-V. 1884, S. 260; Br. Wagner, Ö. A.-Z. 1886, S. 99; C. Diener, Ö. A.-Z. 1890, S. 225; A. v. Krafft, Ö. A.-Z. 1890, S. 260; L. Friedmann, Ö. A.-Z. 1891, S. 47.
[4]) Vergleiche den beigegebenen Lichtdruck.

unseres Gipfels hin, führt uns unser Weg über das wenig geneigte Eisfeld empor. Dann öffnet sich zur Linken eine Bucht, die Mündung der Schneerinne, durch deren Ersteigung wir etwa ein Drittel der noch zu überwindenden Höhe unter uns bringen. Wenn nicht die Sommerhitze dem unten schlummernden Eis seine schützende Schneedecke geraubt hat, verursacht dieses Stück des Weges nur geringe Mühe. Anders wenn das blanke Eis offen liegt oder eine nur als dünne Decke verbliebene Schneeschicht dem Fuße keinen genügenden Halt mehr zu bieten vermag. Dann ist harte Stufenarbeit nötig, wenn wir nicht vorziehen, von der gewöhnlichen Route abzuweichen und unseren Weg in den Felsen zur Linken[1]) zu suchen.[2])

Liegt die Schneerinne hinter uns, so stehen wir in einer zwischen wilden Felsen tief eingeschnittenen Scharte, der Hohen Scharte oder Forcella Alta. Besonders wild steigen im Süden die Wände des zweithöchsten Gipfels der Gruppe, der Cima Eötvös, auf, im Westen jenseits des in der Tiefe liegenden Gletschers ragt die feingeformte Doppelzinne der Nordwestlichen Cadinspitze in die Lüfte, unseren Standpunkt nur wenig mehr überragend. Über die Felsen im Norden der Scharte führt unser Weg. Ganz leichte, aber anregende Kletterei bringt uns in kurzer Zeit zur Spitze. Der Zeitaufwand von Misurina ab wird unter normalen Verhältnissen etwa 3½—4 Stunden betragen. Etwa die Hälfte hiervon entfällt auf den Weg zum Passo di Tocci, die andere Hälfte mag sich zu etwa gleichen Teilen auf die drei Wegabschnitte über den Gletscher, durch die Schneerinne und durch die Felsen verteilen.

Das Panorama vom Gipfel der Höchsten Cadinspitze aus wird von fast allen ihren Besteigern, welche das Glück hatten, von dort oben die Bergwelt in hellem Sonnenglanze zu bewundern, mit begeisterten Worten gerühmt. In der Tat können wir uns kaum eine günstiger gelegene Hochwarte aussuchen, um die Dolomitenwelt von Sexten und Ampezzo gleichzeitig zu bewundern. Wir stehen hoch genug, um unsere Blicke ungehindert durch nahe höhere oder gleichhohe Spitzen hinausschweifen lassen zu können über die nächsten Täler zu den berühmtesten Gestalten der östlichen Dolomiten, welche wiederum unseren Gipfel genügend überhöhen, um nichts von ihrer imposanten Größe einzubüßen. In geschlossenem Kreise umgeben sie uns: Marmaroli, Antelao, Sorapiß im Süden; über den Sattel von Tre Croci blinken die Eisfelder der Marmolata herüber, dann folgt die Cristallo-Popena-Gruppe, als ungegliederte Felsmasse von hier aus gesehen mehr übermächtig erdrückend als formenschön erscheinend, die Croda Rossa und über dem weitausgedehnten Hochplateau des Monte Piano dessen Rivale als Aussichtsberg: der Dürrenstein; im Norden und Osten Schwalbenkofel, Haunold, die kühnen Türme der Drei Zinnen, die Gruppe der Dreischusterspitze, Elfer- und Zwölferkofel und die Felsdome der südöstlichen Sextener Alpen; über den Talausschnitt von Auronzo schweift der Blick zu den Bergen von San Stefano, und damit ist der Kreis der mächtigen Felsberge, von denen ich nur die wichtigsten genannt habe, geschlossen. — Damit aber die wildzerklüftete Felsenwelt ein Gegenstück finde, zieht am nördlichen Horizont, über den Ausschnitten der Dolomitentäler und -Scharten, in ruhigen Linien die lange Gletscherkette der Zillertaler Alpen und der Tauern sich hin. — Aber auch in liebliche Täler und zu den Wohnstätten der Menschen schweift unser Blick hinab — Auronzo, Teile von Ampezzo, Misurina, Schluderbach und die Straße bis Peutelstein blicken herauf.

Die oben erwähnte Variante durch die Felsen zur Linken der Schneerinne scheint am 2. August 1890 von E. Artmann-Wien mit Josef Innerkofler-Landro zum

[1]) »Links« und »Rechts« werden hier stets im Sinne der Wegrichtung gebraucht.

[2]) Die Route durch die Felsen scheint neuerdings in den meisten Fällen der durch die Schneerinne vorgezogen zu werden. Die Hohe Scharte wird dabei gar nicht betreten.

ersten Male ihrer ganzen Länge nach begangen worden zu sein,[1]) nachdem schon Georg Böhm im Jahre 1878 teilweise die seitlichen Felsen zum Aufstieg benutzt hatte. Wiederholt wurde die Artmannsche Variante — wenigstens auf ihrer größten Strecke — unter anderem am 26. August 1894 durch Emil Witzenmann mit Josef Innerkofler-Schluderbach, während am gleichen Tage der Verfasser mit Giovanni Siorpaes seinen Weg noch weiter nördlich durch die Felsen suchte und so die Spitze, ohne den gewöhnlichen Weg zu berühren, in direktem Anstieg vom Gletscher erreichte.

Wir waren in der Früh von Schluderbach aufgebrochen, hatten uns aber längere Zeit in Misurina und im Toccikar aufgehalten, so daß wir erst kurz vor 9 Uhr den Gletscher erreichten. Hier zeigte sich die Wirkung der vielen vorhergegangenen Sommertage in einer für uns zunächst wenig erfreulichen Weise: überall lag das blanke Eis offen. Da wir naturgemäß keine Steigeisen mitgebracht hatten, hätte die Begehung der Schneerinne bis zur Hohen Scharte den Führern lange Stufenarbeit verursacht. Wir wandten uns daher gleich den Felsen zu. Leichte Schrofen brachten uns zum unteren Ende eines großen Kamins, der durch die ganze Wand hinaufzieht. Der vielen lockeren Steine wegen schien es uns hier geraten, uns zu trennen. Während Seppl Innerkofler mit meinem Bruder sich in den Felsen nach und nach der Schneerinne wieder näherte und so den gewöhnlichen Weg ein Stück unter der Hohen Scharte wieder erreichte, stieg ich mit Giovanni Siorpaes durch den Kamin hinauf. Ich erinnere mich an zwei Stellen, die mir damals — es war meine zweite Hochtour — sehr schwierig vorkamen, aber auch Giovanni machten sie zu schaffen, weil er meinen schweren photographischen Apparat zur Spitze trug. Alles übrige in diesem Kamin war ganz leicht. Als wir dem Gipfelgrate schon ganz nahe gekommen waren, sahen wir unsere Gefährten in einer Scharte über uns stehen. Es wäre leicht gewesen, zu ihnen hinaufzusteigen, aber Giovanni — oder, wie er als Erbe des Namens seines Vaters meist genannt wird, Santo — setzte seinen ganzen Ehrgeiz darein, die Spitze auf völlig neuem Wege zu erreichen. So ließen wir den gewöhnlichen Weg über uns dahinziehen und wählten ein etwa 40 *m* unter der Spitze hinführendes Band zum Weiterweg. Als wir an einem direkt neben der Spitze mündenden Kamin angekommen waren, vertauschten wir die horizontale Wegrichtung wieder mit der vertikalen. Oben ist jener Kamin gesperrt;[2]) wir mußten ihn deshalb nach rechts verlassen und hierauf die dritte schwierige Stelle der heutigen Tour überwinden. Dann war die Spitze erreicht. Den Abstieg machten wir gemeinsam auf dem normalen Weg zur Hohen Scharte, dann zum Gletscher hinab teils in Stufen in der Eisrinne, teils im Spalt zwischen Eis und Fels, teils auf kleinen Felsrippen zur Rechten.

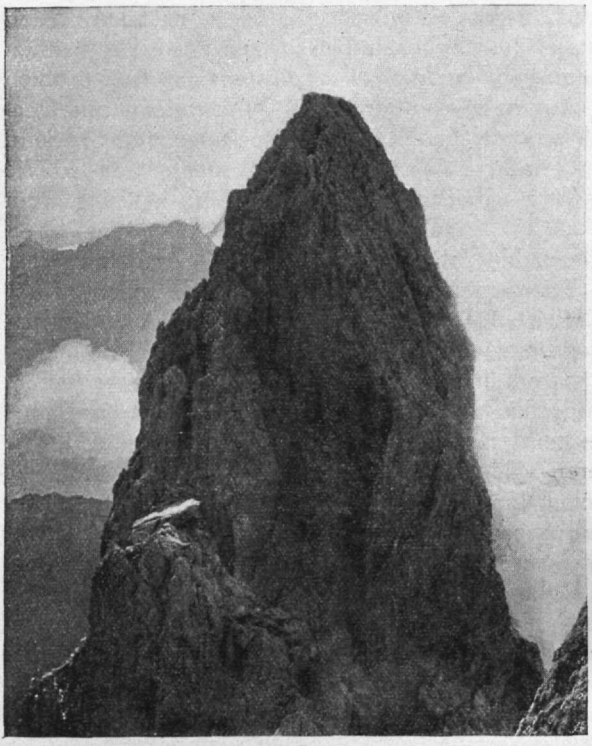
Die ungünstigen Schneeverhältnisse hatten uns zu einer interessanten Variante verholfen, deren Wiederholung auch unter normalen Verhältnissen empfohlen zu werden verdient. Wie ersichtlich, liegen zwischen dem gewöhnlichen Weg durch die Schneerinne und dem direkten Felsanstieg mehrere Routen, die es ermöglichen, den Auf- und Abstieg verschieden zu gestalten.

Eine von den beschriebenen völlig verschiedene Route hat Th. Wundt im Jahre 1887 eingeschlagen. Er beschreibt diesen Weg in seinen »Wanderungen in den Ampezzaner Dolomiten« (S. 56) wie folgt:

»Der Wunsch, die Höchste Cadinspitze nun doch zu besteigen, war durch die letzten Ereignisse nur noch größer geworden, und so zog ich denn von neuem aus, und zwar diesmal durch die Cadini del Neve. Mein Gedanke war, der großen Schneemulde von hinten beizukommen und dann auf dem gewöhnlichen Wege den

[1]) Ö. A.-Z. 1890, S. 189.

[2]) Die dadurch gebildete Höhle ist schon unten vom Gletscher aus deutlich sichtbar.



Gemelli (Nordgipfel) von der Hohen Scharte aus.

Gipfel zu erreichen. Aber ich täuschte mich wiederum gänzlich. Nachdem ich beim Steinmann etwas abgestiegen und über die Geröllhalden zwischen den interessanten Felsblöcken hindurch ein Stück weit horizontal entlang gegangen war, bog ich in eine Rinne zur Linken ein, welche mich zu dem oberen Rande der großen Schneemulde führen sollte. Es dauerte unendlich lange und ich begriff immer weniger, warum ich ihn nicht erreichte. Nach meiner Schätzung sollte ich schon längst oben sein. Endlich kam eine schmale, zwischen hohen Felsen eingeklemmte Scharte, von der ich nur soviel sagen konnte, daß sie das erstrebte Ziel sicher nicht war. Also eine neue Enttäuschung. Sollte mir die Spitze wirklich entgehen? Dazu kam, daß jede Orientierung hier zwischen dem Gestein unmöglich war. Doch diesmal durfte ich nicht nachgeben, denn meine Schluderbacher Tage waren gezählt. Also hinauf an der Felswand, um wenigstens einen Ausblick zu gewinnen. So erreichte ich nach kurzer Kletterei einen Gipfel. Doch was war das? Wohin ich blickte, nirgends ein überragender Fels, sie alle lagen tiefer. Hurrah, jetzt befand ich mich doch auf der höchsten Spitze, es war kein Zweifel mehr. Dort war ja auch der Steinmann.

In Schluderbach war der gute Michel höchlichst erstaunt über den »neuen« Weg, welchen ich gemacht. Lange wollte er es nicht glauben, daß ich auf solche Weise hinaufgekommen.«

Bei der damals noch sehr mangelhaften Kenntnis des verwickelten Felsaufbaues der Gruppe darf man sich über derartige Irrfahrten nicht wundern. Wie wir sehen, überschritt Wundt die Forcella della Neve und stieg drüben im Marajakar ab, jedoch ein Stück zu tief. Er übersah die Mündung der Rinne zwischen Campanile Verzi und Cima Eötvös, die ihn über die Forcella Verzi zur Forcella di Nevaio und somit seinem Wunsche gemäß »zu dem oberen Rande der großen Schneemulde« — gemeint ist das Gletscherkar — geführt hätte. Die nächste Rinne, in die er einbog, war die lange Rinne, welche zwischen Cima Eötvös und den Gemelli von der Hohen Scharte zum Marajakar herabzieht. In der »zwischen hohen Felsen eingeklemmten« Hohen Scharte hatte er den gewöhnlichen Weg erreicht, auf dem er dann auch in kurzer Zeit zur Spitze gelangte. Da Wundt auf dem gewöhnlichen Wege abstieg, führte er an diesem Tage gleichzeitig die erste Überschreitung der Höchsten Cadinspitze von Süd nach Nord aus. — Der Wundtsche Anstiegsweg empfiehlt sich vor allem als Abstiegsroute und verdiente, als solche allgemein gebräuchlich zu werden. Statt jedoch vom Marajakar wieder zur Forcella della Neve aufzusteigen und von da durchs Große Schneekar ins Tal zurückzukehren, schlägt man besser den Weg

zur Forcella Maraja ein und wandert auf dem schönen, bei der »Umwanderung der Gruppe« beschriebenen Weg im Süden der Nevegruppe nach Misurina zurück. — Wollen wir beim Abstieg von der Höchsten Cadinspitze das prächtige Schneekar und seine Berge kennen lernen, so ist es ratsamer, von der Hohen Scharte nicht nach der Marajaseite, sondern zum Nevaio abzusteigen und von dort auf den S. 392 beschriebenen Pfaden über die Forcella di Nevaio und Forcella Verzi ins Schneekar hinüber zu wandern.

Hohe Scharte (Forcella alta di Cadin), circa 2700 *m*. Die von Th. Wundt anläßlich seiner oben erwähnten Besteigung der Höchsten Cadinspitze — im Jahre 1887 — ausgeführte Überschreitung der Hohen Scharte scheint nicht die erste gewesen zu sein. Die genaue Schilderung, die M. Holzmann[1]) von diesem Übergang gibt, läßt mit Sicherheit darauf schließen, daß er selbst die Scharte überschritten hat.

Als Übergang an sich wird diese Route wohl selten gemacht werden, sondern meist nur in Verbindung mit der Besteigung der Höchsten Cadinspitze, da dieser Gipfel von der Hohen Scharte aus leicht in einer Stunde »mitgenommen« werden kann.

Gemelli (Zwillinge), circa 2750 *m*. Südlich der Hohen Scharte erhebt sich, zwischen die Felsmassive der Cima Eötvös und der Höchsten Cadinspitze eingekeilt, ein schöner Doppelgipfel. Während die Rinne zwischen ihm und der Cima Eötvös tief eingeschnitten und nach unten sich erweiternd ins Marajakar hinabzieht, bricht die Rinne, welche die Gemelli von der Höchsten Cadinspitze trennt, noch hoch in den Felsen ab, höchstens in schmalen Kaminen ihre Fortsetzung findend.

Die erste Besteigung des höheren nördlichen Gipfels wurde am 15. September 1900 durch Baron Roland Eötvös-Budapest mit Töchtern unter Führung von Giovanni Siorpaes, Agostino Verzi und Andrä Piller ausgeführt. Die Genannten nahmen ihren Weg[2]) über die Hohe Scharte, welche sie überschritten. Ein Abstieg von etwa 50 *m* führte sie an den Fuß der Gipfelpyramide, wo die Kletterei begann. Zunächst wandten sie sich in leichten Felsen nach links einer auffälligen, sehr großen Steinplatte zu, von welcher aus sie zwei Drittel der noch fehlenden Höhe in bequemem Couloir, das letzte Drittel bis zur Spitze auf dem Grate überwanden. Die Kletterei vollzog sich stets auf der Seite gegen die Hohe Scharte und nahm eine halbe Stunde in Anspruch.

Als Abstieg war der Übergang auf die niedrigere, südliche Spitze geplant. Dem Grate entlang schien dies wegen des Steilabsturzes in die beide Spitzen trennende Scharte nicht gut möglich, und so stieg man denn hinab bis zum oberen Ende des Aufstiegscouloirs. Diesem entsprechend zieht auch auf der Südseite des Berges eine Rinne steil hinab, bald endet sie aber in einem jähen Absturz. Hier wurde zuerst Baronesse Rolanda Eötvös, dann Giovanni Siorpaes abgeseilt. Erst etwa 45 *m* tiefer erreichten diese sicheren Boden in einer Rinne, welche von der Scharte zwischen beiden Gemelli in südöstlicher Richtung hinabzieht. Die anderen kehrten um und stiegen auf dem Anstiegsweg bis zum Fuße der Felsen wieder ab. Von dort wählten sie den Weiterweg durch die schon mehrfach erwähnte Rinne ins Marajakar und von da zur Forcella della Neve. Baronesse Rolanda und Giovanni mußten von ihrem Standpunkte noch tief hinabsteigen, um dann wieder zum Ausgangspunkt der Besteigung unter der Hohen Scharte hinaufsteigen zu können. Von da konnten beide auf dem Wege der übrigen Gesellschaft der Forcella della Neve zueilen.

Die wenige Meter niedrigere südliche Spitze ist noch unerstiegen. Der direkte Übergang von einer Spitze zur andern dürfte kaum ausführbar sein.

[1]) Alpine Journal 1876, S. 20.

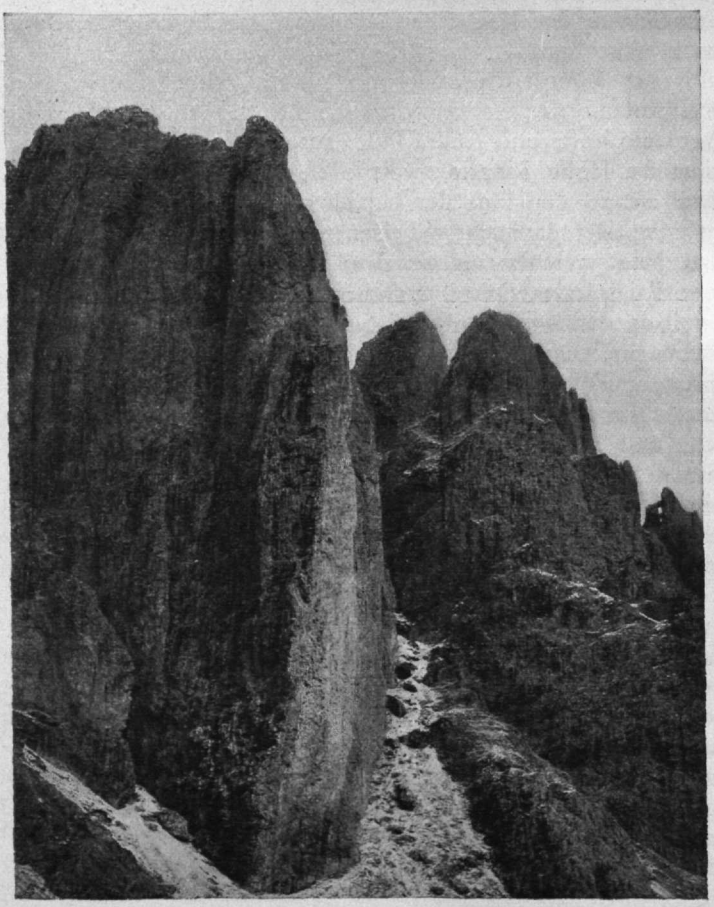
[2]) Nach freundlicher Privatmitteilung.

Auch weiter nördlich ragen im Osten der Höchsten Cadinspitze kühne, noch unerstiegene Felstürme auf.

Cima Eötvös (Eötvösspitze, Zweithöchste oder Südwestliche Cadinspitze), 2837 *m.*[1]) Nur wenige Meter niedriger als der Kulminationspunkt der Gruppe, und von diesem durch die Hohe Scharte getrennt, weist dieser Gipfel in seinen nach Süden zum Marajakar abfallenden Wänden die größte Vertikalentfaltung der Gruppe auf. Viel weniger hoch sind seine Wände, die nach Nordwesten und Westen zum Nevaio und der Forcella di Nevaio sich hinabsenken. Aber auch von diesen Seiten gesehen, stellt sich die Cima Eötvös als eine der Höchsten Spitze ebenbürtige Berggestalt dar.

Diesen Gipfel habe ich für würdig gehalten, den Namen Eötvös dauernd in den schönen Bergen zu bewahren, in welchen sein Träger seit einem Vierteljahrhundert erforschend und erschließend tätig ist. Knüpft sich doch dieser Name als erster an die Ersteigungsgeschichte der berühmtesten Dolomitzinnen, des Zwölfers, Elfers, der Croda da Lago und anderer mehr, der Mehrzahl der Gipfel in der Gruppe der Cadinspitzen selbst.

Von einer Besteigung der Cima Eötvös ist in der Literatur nichts zu finden, doch hat, nach einer Privatmitteilung des Führers Pietro Siorpaes, dieser im Jahre 1887 den Gipfel mit Touristen[2]) erreicht, als sie im Nebel den Weg auf die Höchste Cadinspitze nicht fanden. Soweit sich Pietro Siorpaes noch erinnern kann, wurde auf der Seite gegen die Hohe Scharte ein ziemlich schwieriger Kamin von 20 *m* Höhe erklettert, worauf Schrofen und kleine Platten zur Spitze[3]) leiteten.



Cima Eötvös und Gemelli vom Marajakar aus.

Pietro Siorpaes' Weg mag identisch sein mit der Route, die am 16. Juli dieses Jahres den k. k. Bezirksrichter Dr. Oskar Raffelsberger aus Langenlois

[1]) Diese Höhenangabe der italienischen Tavoletta dürfte auf einem Irrtum beruhen, da der Höhenunterschied zwischen Höchster Cadinspitze und Cima Eötvös entschieden größer als 4 *m* ist und meiner Schätzung nach mindestens das Vierfache beträgt.

[2]) Den Namen dieser Touristen konnte ich nicht ermitteln.

[3]) Jedenfalls wurde hierbei nur der etwas niedrigere westliche Gipfel erreicht.

Naturaufnahme von Ad. Witzenmann. Angerer & Göschl aut., Bruckmann impr.

Cadini di San Lucano und Croda Liscia-Zug von der Forcella Maraja.

und den Führer Josef Innerkofler aus Schluderbach zum Gipfel führte. Diese stiegen[1]) von der Hohen Scharte in mäßiger Steigung zu einem etwa 30 *m* entfernten, leicht erkennbaren Felskopf auf der Val d'Onge-Seite und erkletterten einen etwa 30—35 *m* langen, stellenweise nicht leichten, doch überall gute Griffe und Tritte bietenden Kamin, der seine Fortsetzung in einer etwa ebenso hohen, geröllerfüllten Steilschlucht findet. Von deren Ende gelangten sie nach links in wenigen Schritten zur engen Scharte zwischen den beiden Gipfelblöcken. Nach Überkletterung einer 4—5 *m* hohen, entschieden schwierigen Wand wurde die östliche Gipfelkuppe in wenigen Minuten erreicht. Der kaum 1 *m* niedrigere Westgipfel ist vom oberen Ende der erwähnten Steilschlucht leicht in wenigen Minuten zu erreichen und dürfte schon öfters besucht worden sein. Dagegen scheint Josef Innerkofler der erste Bezwinger des nicht leichten höheren Gipfelblockes zu sein. — Die Kletterei von der Hohen Scharte aus dürfte bis zur Spitze etwa eine halbe bis drei Viertelstunden in Anspruch nehmen.

Die erste Ersteigung der Cima Eötvös von der Seite des Schneekares aus führten der Verfasser und Josef Innerkofler-Schluderbach am 10. September ds. J. aus. Wir erreichten, nachdem wir erst um 10 Uhr von Misurina aufgebrochen waren, um 10½ Uhr die Forcella Verzi durch die nördliche Rinne. Der Anstieg durch diese Rinne war weit mühsamer und schwieriger gewesen, als ich erwartet hatte. Die im Verhältnis zu allen anderen Seiten des Berges geringere Neigung der Westwand wird direkt über der Forcella di Nevaio durch einen Gürtel steiler Felsen unterbrochen, der sich von der Forcella di Nevaio aus nach rechts bis in die glatten und senkrechten Wände des gewaltigen Felspfeilers hinauszieht, den die Cima Eötvös als Wächter gegen das Marajakar vorschiebt. Diese Steilzone nahmen wir wenig südlich der Forcella di Nevaio in Angriff, indem wir erst nach rechts aufwärts traversierten und dann einen steilen Kamin in festem Gestein erkletterten. Hierauf folgte wenig geneigtes Felsterrain, über das wir rasch an Höhe gewannen. Oben hielten wir uns zu weit links und gelangten deshalb erst an den Rand der beide Gipfelblöcke trennenden Schlucht, als uns schon hohe Steilabstürze von deren Grund trennten. Wir beschlossen deshalb, erst dem niedrigeren Westgipfel einen Besuch abzustatten, und stiegen in hübscher Kletterei direkt von Süden zu ihm empor. 2 Uhr 50 Min. langten wir beim Steinmann an, hatten also zur Ersteigung des Berges bei sehr langsamem Tempo von Misurina aus nahezu fünf Stunden gebraucht. Nachdem wir noch dem greifbar nahen, jedoch durch eine etwa 15 *m* tiefe Kluft getrennten höchsten Gipfelblocke einen Besuch abgestattet hatten, stiegen wir auf der oben beschriebenen Route zur Hohen Scharte ab und kehrten über den Gletscher nach Misurina zurück. — Die Überschreitung der Cima Eötvös verdient, als interessante Tour von mittlerer Schwierigkeit, häufig wiederholt zu werden.

Wie im Südwesten die Cima Eötvös durch die Hohe Scharte von der Höchsten Cadinspitze getrennt ist, so wird im Nordosten ebenfalls durch eine zwischen steile Felsmauern eingeschnittene Scharte die Nordöstliche Cadinspitze (Cima Nordest di Cadin), 2790 *m*, vom höchsten Gipfel geschieden. Mit mächtigen, langen Steilmauern stürzt sie sowohl ins Gletscherkar, als auch nach der Val d'Onge-Seite ab und, daß sie ihr Haupt nicht so hoch wie ihre beiden Genossinnen erheben darf, sucht sie durch die Breite ihrer Felsmassen wettzumachen. Im Norden sinkt sie in steilen Graten zur Forcella della Torre ab.

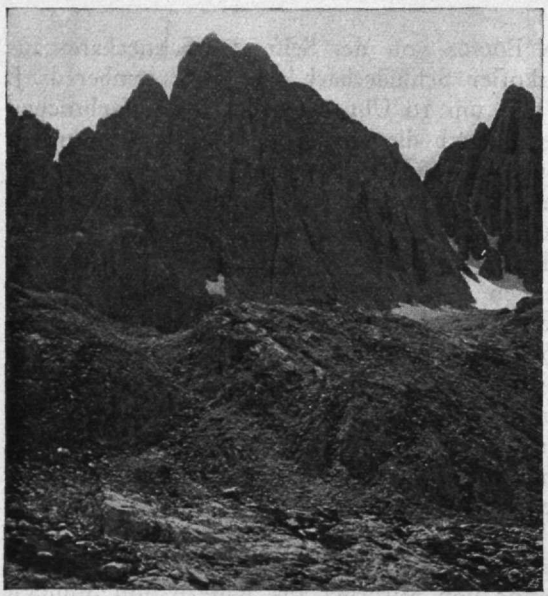
Ihre Ersteigung vollzieht sich in nahezu analoger Weise, wie die der Höchsten Cadinspitze, und erfordert auch ungefähr dieselbe Zeit. Vom Gletscherkar aus, das man natürlich entsprechend früher verläßt, führt eine Schneerinne zur Scharte

[1]) Laut freundlichen Privatmitteilungen an die Schriftleitung und den Verfasser.

zwischen Nordöstlicher und Höchster Cadinspitze. Von der Scharte aus, die als Nordöstliche Scharte oder Forcella Nordest di Cadin bezeichnet werden kann, müssen steile Felsen erklettert werden, welche entschieden schwieriger zu sein scheinen, als die entsprechenden Partien an der höchsten Spitze. Oberhalb dieser Steilwände wird der Gipfel über Schrofen und Schutt rasch erreicht. Dauer der Kletterei circa 25 Minuten.

Die erste Ersteigung führten am 27. Juli 1887 Th. Wundt und Dr. L. Nicolai-Jena aus. Ersterer hat die Tour in den »Wanderungen in den Ampezzaner Dolomiten«[1]) anschaulich beschrieben. Wiederholt wurde die Ersteigung am 13. August 1890 durch Emil Artmann-Wien mit Führer Josef Innerkofler-Landro[2]) sowie durch Dr. Carl Diener und Dr. Otto Zsigmondy-Wien am 16. August desselben Jahres.[3])

Die Nordöstliche Scharte (Forcella Nordest di Cadin) scheint bisher nur gelegentlich der Ersteigungen der Nordöstlichen Cadinspitze betreten, noch nie aber überschritten worden zu sein. Den Abstieg gegen die Val d'Onge ermöglicht eine lange, blockerfüllte Rinne, die stellenweise durch Steilabsätze unterbrochen scheint.



Nordöstliche Cadinspitze vom Passo di Tocci aus.

Die Durchkletterung der gewaltigen Ostwände, mit welchen die drei höchsten Cadinspitzen nach der Val d'Onge-Seite abstürzen, ohne Benutzung der zu den Scharten führenden Rinnen, ist ein noch ungelöstes Problem.

Campanile Verzi, circa 2680 *m*[4]). Südöstlich der Cima Eötvös erhebt sich auf dreieckiger Basis ein kühner Felszacken. Die erdrückende Nähe der höchsten Spitzen läßt ihn nicht recht zur Geltung kommen, in jedem anderen Teil der Gruppe jedoch würde dieser Gipfel durch seine Höhe und kühne Gestalt eine achtunggebietende Stellung einnehmen. Sowohl vom Schneekar als auch vom Marajakar zieht eine Rinne empor zu einer Scharte, welche die Verbindung mit der Cima Eötvös herstellt. Für diese Scharte, die mit der nahen Forcella di Nevaio ungefähr in gleicher Höhe liegt, habe ich den Namen Forcella Verzi angewandt.

Am 19. September 1901 verließ ich mit dem Führer Agostino Verzi vulgo Scèco um 6 Uhr 50 Min. in der Früh das Grand Hotel am Misurinasee. Wir hatten in den vorhergehenden Tagen fast alle Kare der Gruppe durchwandert und die wichtigsten Scharten überschritten und dabei die photographischen Aufnahmen gesammelt, welche die Bilder zu dieser Abhandlung liefern sollten.[5]) Heute durfte die

[1]) S. 53 und folgende. — Siehe ferner Mitteil. des D. u. Ö. A.-V. 1887, S. 210.

[2]) Mitteil. des D. u. Ö. A.-V. 1890, S. 260.

[3]) Ö. A.-Z. 1890, S. 225.

[4]) Der Campanile Verzi ist der am weitesten links aufragende Gipfel auf dem Vollbilde bei S. 400.

[5]) Ich will übrigens erwähnen, daß ich vier sehr hübsche meiner Arbeit beigegebene Bilder der Liebenswürdigkeit des Herrn Baron Eötvös verdanke. — Eines der Vollbilder ist nach einer Aufnahme von Alois Beer-Klagenfurt hergestellt.

große Camera zu Hause bleiben und der wohlverdienten Ruhe pflegen, hatte sie doch schon weit mehr Bilder in sich aufgenommen, als in diesem Buche zur Wiedergabe gelangen konnten. Nur eine kleine Handcamera — und neben ihr für alle Fälle ein Seil — wurden im Rucksack verborgen. Unsere Pläne für heute waren sehr bescheidene; wir wollten nur das Gletscherkar, das einzige mir noch nicht bekannte, durchwandern und von ihm aus den Übergang über die Forcella di Nevaio ins Schneekar ausführen. Zu weiterem reichte die Zeit nicht, denn Scèco, der heute abend noch ein neues Engagement antreten mußte, wollte um 4 Uhr wieder in Cortina sein.

Kurz nach 8 Uhr standen wir auf dem Passo di Tocci. Noch vergoldeten die Strahlen der Morgensonne das herrliche Bergbild, in dessen Mittelpunkt die Drei Zinnen aufragen, aber schon senkten sich die alltäglichen Nebel, die mir in den Tagen vorher soviel Kummer bereitet, auf unsere Gruppe hernieder, und bald war diese so gründlich eingehüllt, daß wir bei unserer Wanderung über den »Nevaio« meist nur den Firn unter unseren Füßen sehen konnten. Besonders hartnäckig verbarg sich das stolze Dreigestirn der Hohen Cadini hinter dem grauen Schleier, während zu unserer Rechten eine Spitze dann und wann aus der grauen Hülle hervortrat, die wir für die Nordwestliche Cadinspitze ansahen. In einem dieser lichten Augenblicke machte ich auch meinen Führer auf die Spitze aufmerksam.

»Oh, die ist leicht! In einer halben Stunde kann man von hier oben sein.«

Mein Vorschlag, dies einmal zu probieren, erweckte bei ihm große Freude. In wenigen Augenblicken war unser Gepäck — einige Meter über dem Gletscherrand — unter vorspringenden Felsen geborgen, und, nachdem wir uns durch das Seil verbunden, begannen wir sechs Minuten vor 9 Uhr den Aufstieg. Auf diese Tour komme ich an anderer Stelle nochmals zurück, nur das will ich hier noch erwähnen, daß wir zum Aufstieg nicht einmal die von Scèco eingeschätzte halbe Stunde brauchten, sondern schon nach 20 Minuten auf der Spitze des Zackens standen. Trotz eines längeren Aufenthaltes dort oben betraten wir genau eine Stunde, nachdem wir es verlassen, wieder das Eis des Gletschers.

Die Kletterlust war erwacht. »Jetzt probieren wir eine von den kleinen«, meinte Scèco, während mir die Cima Eötvös mehr im Sinne lag. Der »Kleinen« waren drei: zwei standen in der Forcella di Nevaio, sie konnten mir aber wenig imponieren, weil es keine Berge, sondern nur Felszacken waren, die dritte Spitze schaute, zwischen beiden durch, aus etwas größerer Entfernung zu uns herüber.

Um 10 Uhr standen wir auf der Forcella di Nevaio. Hier zeigte sich unsere Spitze als selbständiger Berg von herausfordernd kühner Gestalt. Wir erkannten, daß es der Gipfel des mächtigen Felsgebildes war, das drüben in gewaltigen Wänden zur Forcella della Neve abstürzt. Nun imponierte auch mir dieser Turm, und ich ließ mich von Scèco leicht überreden, seine Besteigung zu versuchen. Die noch immer verhüllte Cima Eötvös war vergessen.

Ein etwa 40 Grad geneigter Hang leitete hinüber zu dem kleinen Verbindungsgrat zwischen unserem Turm und der Cima Eötvös — der Forcella Verzi. Wir gingen hinüber und konnten unseren Berg nunmehr einer genaueren Untersuchung unterwerfen. Durch die unteren, glatten und fast überall überhängenden Felspartien zog ein enger, langer Kamin. Konnte er erreicht und durchklettert werden, so war die Spitze gewonnen, denn die oberen Felsen konnten, wie wir sahen, der Ersteigung keinen ernstlichen Widerstand mehr leisten.

Wenig unter unserem Standpunkt zog ein Spalt, gebildet durch eine von der Wand abstehende Platte hinüber. Durch ihn und über die Kante der Platte gingen wir hinüber, bis diese überhängend abbrach. Vor uns lag eine glatte Wand, deren

Forcierung selbst in Kletterschuhen, die uns heute fehlten, ein höchst gefährliches, kaum durchführbares Unternehmen gewesen wäre. Es half also nichts, wir mußten zurück und in der Rinne gegen das Maraja-Kar absteigen. Mehr als eine Viertelstunde Zeitverlust hatte uns der vergebliche Versuch verursacht, und so war es 10 Uhr 40 Min. geworden, als wir eine zum Einstieg geeignete Stelle fanden. Wir verbanden uns durch mein etwas kurzes Seil, wobei Scèco, in dem Bestreben, keinen Centimeter davon zu verlieren, mir eine die Brust beklemmende Schlinge umlegte.

Unsere Einstiegsroute zog sich von links unten nach rechts oben, dem unteren Ende des Kamins zu, welches wir bald erreicht hatten. Wir stiegen hinein in den engen Spalt und erst ohne große Schwierigkeiten auf seinem Grunde empor, bis zu dem oberen Teile, der durch Stemmen zwischen den engen Wänden überwunden werden mußte.

Wird der Spalt weit genug sein, uns durchzulassen? — Seine stark überhängende Außenkante kann für uns wegen des bitter empfundenen Fehlens der Kletterschuhe nicht in Betracht kommen, wir müssen innen bleiben. Langsam drückt sich Scèco unter großer Anstrengung empor. Oben scheinen die Wände zusammenzuwachsen. Nach dem Ruf: »Es geht gerade noch!« entschwindet Scèco meinen Blicken und lädt mich bald darauf zu folgen ein.

Ja, es ging gerade noch, aber kaum. Ich zähle gewiß zu den Schlanksten unter den Anhängern des Klettersports und trotzdem blieb ich an einer Stelle, wo man den Körper unter mancherlei Windungen zwischen eingeklemmten Blöcken durchschieben muß, so vollkommen stecken, daß ich weder vor- noch rückwärts konnte. Jede Nachhilfe von oben war ausgeschlossen, da mir das enggeschnürte Seil beim leisesten Zug den ohnehin durch die drangvoll fürchterliche Enge behinderten Atem raubte. Etwa eine Viertelstunde mühte ich mich verzweifelt ab, weiterzukommen, bis ich endlich die richtige Körperhaltung gefunden hatte. — Als ich bei Scèco stand, war es 1/212 Uhr geworden. Erst nachdem ich die atemraubende Seilschlinge gelockert hatte, konnte ich mir die Situation betrachten.

Diese war nunmehr vollkommen verändert; statt der glatten und überhängenden Wände sahen wir gut gangbares Felsterrain über uns. Zwei übereinanderliegende, durch eine kurze, vertikale Anstiegsroute verbundene Traversen führten von links nach rechts zum Fuß des Gipfelblockes. Nach wenigen Schritten nach links hatten wir den Beginn der unteren Traverse erreicht und kurz vor 12 Uhr standen wir unter dem Kamin, der zwischen den beiden Zacken des Gipfelblockes hinaufführt. Hier trafen wir wieder auf etwas größere Schwierigkeiten und beim Ausstieg auf den Gipfelzacken auf sehr unzuverlässiges Gestein.

12 Uhr 5 Min. schüttelten wir uns oben die Hände. Ueber den Einschnitt der Forcella della Neve herüber schaute der nur wenig höhere Campanile Antonio-Giovanni auf uns herab; warum sollte nicht auch unser Turm den Namen seines Bezwingers tragen? Ich reichte Scèco meine Visitenkarte, auf der ich die Taufe unseres Turmes als »Campanile Agostino Verzi« verzeichnet hatte, hin und merkte an seinem dankbar aufleuchtenden Blick, daß ich ihm eine Freude gemacht habe.

Der Abstieg ging glatt und rasch von statten. Durch den Kamin ließen wir uns einfach hinabgleiten und überwanden damit diese Stelle, die uns im Aufstieg nahezu drei Viertelstunden gekostet hatte, in wenigen Minuten. Um 1 Uhr 5 Min. standen wir wieder in der Rinne unten, durch die wir nach kurzer Rast ins Maraja-Kar abstiegen, um von dort in einer Stunde über die Forcella della Neve nach Misurina zurückzukehren.

Die Forcella della Neve, 2491 *m*, trennt die Gruppe der Cadini di San Lucano von der der Cadini della Neve. Die Überschreitung der Scharte ist in dem die Kare und Scharten behandelnden Teil dieses Aufsatzes eingehend be-

schrieben. Mitten in der Scharte steht als weithin sichtbares Wahrzeichen eine überaus schlanke Felsnadel. Diese wurde am 21. Juli 1900 durch Baronesse Ilona Eötvös unter Führung von Giovanni Siorpaes über etwa 25 *m* hohe, schwierige Felsen von Süden her erklommen. Die Spitze wurde Cima Fragele getauft, nach Giovannis Jagdhund Fragele, der den Aufstieg seines Herrn, sich vor herabfallenden Steinen sichernd, von einem benachbarten, erhöhten Standpunkte aus mit merklichem Interesse winselnd verfolgte.

Derartige aus den Scharten aufragende Felsnadeln sind eine typische Erscheinung in unserer Gruppe. Auch in der Forcella di Nevaio, 2624 *m*, — zwischen Cima Eötvös und der Nordwestlichen Cadinspitze — erheben sich zwei Felsnadeln. Die eine — ein stattlicher Fels mit senkrechten Wänden — steht dicht unter den Wänden der Cima Eötvös. Sie wurde das erste Mal von Anton Bergmann-Innichen und wenige Tage darauf unter dessen Führung von Georg Freiherrn von Ompteda erklettert und zu Ehren des Führers Torre Bergmann getauft[1]). Der andere Zacken soll von Ambros Vergeiner-Schluderbach einmal erklettert worden sein.

Die dritte Scharte in der Umgrenzungslinie des Hohen Cadini ist die Forcella della Torre, circa 2400 *m*, welche die Nordöstliche Cadinspitze vom Zug der Croda Liscia trennt. Sie vermittelt den Übergang aus dem unteren Gletscherkar ins »Verlassene Kar«, welcher — in umgekehrter Richtung — Seite 391 beschrieben wurde. Auch in dieser Scharte erhebt sich ein kühnes Felsgebilde von abenteuerlicher Turmform, die Forcella della Torre in zwei Scharten teilend. Dieser »Schartenturm« — Torre della Forcella — übertrifft die vorerwähnten Schartennadeln wesentlich an relativer Höhe und Macht der Formen. Seine Spitze ist noch unbetreten.

Zug der Croda Liscia.

Der Zug der Croda Liscia bildet den Nordostflügel der Gruppe. Als langer Kamm streicht er zwischen der Valle Campedelle und Val d'Onge gegen die Valle Marzon.

Über der Forcella della Torre und den Geröllhalden des unteren Gletscherkares erhebt sich als westlicher Eckpfeiler des Zuges dessen Kulminationspunkt, der Cimon di Croda Liscia (oder kurzweg Croda Liscia), 2570 *m*. Die erste Ersteigung gelang am 13. September 1896 Baron Roland Eötvös mit Töchtern unter Führung von Pietro Siorpaes und Josef Innerkofler. Ihr Weg führte sie über die Forcella di Rimbianco und von da über Geröll auf die rechte Seite des Tales. Auf einem Gemspfad erreichten sie eine Stufe in der Mitte des Berges und bald darauf eine Scharte im Nordgrat der Spitze, wo sich der Blick in die wilden Schluchten gegen die Torre Siorpaes zu eröffnete. Von der Scharte nach rechts, dem Gipfel zu, leitete ein unschwieriger aber steingefährlicher Kamin zu einer zweiten Scharte. Hierauf galt es, eine lange, schwierige Platte zu überwinden. Diese etwa 30 *m* lange Strecke scheint die schwierigste Stelle der Tour gewesen zu sein. Über grosse Blöcke wurde ohne weitere Schwierigkeit der scharf zugespitzte Gipfel erreicht, der kaum Platz zum Sitzen bot. — Beim Abstieg wurde die erwähnte schwierige Platte umgangen, indem man sich weiter links hielt und durch einen kurzen Kamin und über eine Wandstufe in eine Schneerinne abstieg und schließlich wieder nach rechts hin der Anstiegsroute zusteuerte. — Die Tour scheint noch nicht wiederholt worden zu sein.

[1]) Eine anregende Schilderung dieser Tour hat Freiherr von Ompteda im »Daheim« vom 5. Oktober 1901 veröffentlicht.

Östlich des Cimon di Croda Liscia folgt eine ziemlich breite Scharte, die wohl von allen Übergängen über die Höhe des Croda Liscia-Zuges am bequemsten zu begehen sein dürfte. Sie leitet aus dem Cadino deserto im Süden in ein nach Norden steil abfallendes Geröllkar zwischen den Nordausläufern des Cimon die Croda Liscia und der Torre Siorpaes. Als passendste Bezeichnung für dieses Kar dürfte Cadino di Croda Liscia, für die Scharte Forcella di Croda Liscia zu wählen sein.

Östlich der Forcella di Croda Liscia erhebt sich eine Gruppe von vier bis fünf Felsnadeln, dann steigt aus einer scharf eingeschnittenen, engen Scharte — der Forcella Siorpaes — der kühne Felsbau der Torre Siorpaes auf. Mit seinen 2553 *m* erreicht dieser Gipfel fast die Höhe des Cimon di Croda Liscia,

Torre Siorpaes und Cimon di Croda Liscia von Norden.

und seine freie Lage in der Mitte des ganzen Felszuges verhilft ihm zu einem dominierenden Eindruck.

Um den lang gehegten Plan einer Ersteigung dieses Gipfels auszuführen, zogen am 29. August 1896 mein Bruder Emil und ich, begleitet von den Führern Giovanni Siorpaes und Josef Innerkofler-Schluderbach und dem Führer-Aspiranten Agostino Verzi, um 3¾ Uhr in der Früh von Misurina aus. Es war ein trüber, unfreundlicher und kalter Tag. Ich habe die Tour in der »Österreichischen Alpenzeitung«[1]) ausführlich beschrieben und will sie deshalb hier nur in großen Zügen schildern. Unser Weg führte uns über die Forcella di Rimbianco und von da in nahezu horizontaler Traverse über Geröll und felsiges Terrain zu dem begrünten Grat, den der Vorgipfel der Croda Liscia gegen die Valle Campedelle hinabsendet. Nach kurzem Abstieg auf diesem Grat konnten wir ins Croda Liscia-Kar absteigen. Der nun folgende lange Geröllaufstieg war das ermüdendste und am wenigsten anregende Stück der Tour. Um 8 Uhr hatten wir die Forcella Siorpaes erreicht,

[1]) 1897, S. 110 und folgende.

aus der wir nach etwa halbstündiger Rast in die Felsen einstiegen. Heulend fuhr der Wind durch die Scharte und die eisige Kälte der Felsen ließ die Finger erstarren. Durch zwei nicht leichte, übereinanderliegende Kamine erreichten wir die schwierigste Stelle der Tour: eine Platte mit schlechten Griffen und Tritten, auf welcher wir unter überhängendem Gestein nach rechts um die Ecke biegen mußten. Bald darauf konnten wir auf einem kanzelartigen Fels in der Südwestkante des Berges kurze Rast halten. Von hier führte uns eine exponierte aber nicht sehr schwierige Traverse in die Westwand zurück und zum unteren Ende eines engen, bequem gangbaren Geröllcouloirs, das bis dicht unter den Gipfelgrat leitete. 10 Uhr 20 Min. betraten wir von Süden her die Spitze, der wir zu Ehren unseres braven Führers den Namen Torre Siorpaes verliehen. — Von Misurina bis zur Forcella Siorpaes brauchten wir 4 Stunden. 20 Min., zur Kletterei von der Scharte zur Spitze 1 Stunde 50 Min. Beide Abschnitte der Tour lassen sich jedoch in bedeutend kürzerer Zeit zurücklegen, da wir unten sehr langsam gingen und in den Felsen durch Kälte und Sturm sehr behindert wurden. — Der Abstieg erfolgte auf dem Anstiegsweg. — Von einer weiteren Ersteigung erhielt ich keine Kenntnis.

Der Übergang über die Forcella Siorpaes ins Verlassene Kar dürfte Schwierigkeiten bieten, da die nach Süden hinabziehende Rinne sehr steil ist und einige senkrechte oder überhängende Stellen aufweist. Leichter scheint mir der Übergang über die Scharte östlich der Torre Siorpaes.

In seinem weiteren Verlauf nach Osten weist der Croda Liscia-Zug eine lange Reihe an Höhe abnehmender Zacken und Nadeln auf, die touristisches Interesse nicht in Anspruch zu nehmen vermögen.

Zug des Kleinen Popena.

Als Gegenstück zum Zuge der Croda Liscia entsendet die Gruppe der Cadinspitzen längs ihrer Nordgrenze auch nach Westen oder genauer nach Nordwesten, einen langen Felszug, den wir nach seinem höchsten Gipfel »Zug des Kleinen Popena« nennen. Im Gegensatz zu den vielen Zacken im Croda Liscia-Zug finden wir hier fünf selbständige Felstürme.

Der Kleine Popena (Wundtspitze, Torre Wundt),[1]) 2512 *m*, übertrifft alle anderen an Höhe. Vom Passo di Tocci aus gerechnet ist er der zweite der Felsstöcke und ragt direkt über der Forcella di Rimbianco auf. Die erste Ersteigung führte am 27. Juni 1893 Th. Wundt in Begleitung der Führer Mansueto Barbaria und Giovanni Siorpaes aus, nachdem er bei einem Versuch im Jahre 1887 zurückgeschlagen worden war. Die Route des Aufstieges stellt eine spiralisch gewundene Linie dar: Vom Tocci-Kar zur Scharte nordwestlich des Berges, dann schräg aufsteigend durch die Nord- und Nordostwand zur Südostwand und zuletzt in einer Verschneidung direkt zum Gipfel empor. Mit Ausnahme des letzten Stückes bot die Tour keinerlei nennenswerte Schwierigkeiten, was bei der kühnen Gestalt des Berges nicht erwartet werden konnte. — Die Besteigung wurde einigemal wiederholt.

Weiter nach Nordwesten erhebt sich nochmals einer der Türme dieses Zuges zur Höhe von 2476 *m*. Dieser sowie sein wenig niedrigerer Nachbar im Nordwesten würden wohl einen touristischen Besuch verdienen. Ich habe sie in meiner Kartenskizze als Cime Cadin di Tocci bezeichnet.

---

[1]) Den Namen Wundtspitze erhielt der Berg nach seinem ersten Ersteiger, den Namen Kleiner Popena nach seiner dem Piz Popena ähnlichen Gestalt: Turm mit zwei Breit- und zwei Schmalseiten. »Kleiner Popena« ist die ältere Bezeichnung.

Gruppe der Nordwestlichen Cadinspitze.

Zwischen Forcella di Nevaio im Südosten und der Forcella del Diavolo im Nordwesten erhebt sich die Nordwestliche Cadinspitze (Cima Nordovest di Cadin), 2725 *m*, eine der stolzesten Zinnen des Gebietes.[1])

Die erste Besteigung führte E. Artmann-Wien mit Führer Josef Innerkofler-Landro am 2. August 1890 aus. Der Aufstieg erfolgte vom Gletscherkar aus »bis zum Grat und von hier auf der Südseite bis zur Spitze«. Der letzte Teil des Weges soll beträchtliche Schwierigkeiten geboten haben.

Über die zweite Ersteigung (oder dritte?), welche von der Seite der Forcella del Diavolo aus unternommen wurde, verdanke ich Freiherrn Georg von Ompteda ausführliche Mitteilungen, denen ich das Folgende entnehme. — Die Tour wurde im Jahre 1897 von Georg Freiherrn von Ompteda und Frau mit Führer Anton Bergmann jr.-Innichen in der Absicht angetreten, der höchsten Cadinspitze einen Besuch abzustatten. Da jedoch das Gebiet offenbar sämtlichen Teilnehmern der Tour unbekannt war, und starker Nebel herrschte, wurde aus dem Toccikar zu früh abgebogen und auf diese Weise die Forcella del Diavolo erreicht. Von diesem Paß, der die Aussicht auf die Cadini della Neve eröffnete, zogen sich zuerst Schrofen hinauf zu einem Einschnitt, der damals noch mit Schnee und Eis gefüllt war. Auf der anderen Seite begann der Gipfelturm, in dessen Mitte etwa die schwierigste Stelle, ein plattiger Überhang, zu überwinden war. Nach zwei bis drei weiteren, nicht leichten, exponierten Kletterstellen befanden sich die beiden Kletterer — Freifrau von Ompteda war in der Nähe der Forcella del Diavolo zurückgeblieben — knapp unter dem Gipfel. Auf diesem selbst fanden sie einen Steinmann mit der Notiz E. Artmanns über die erste Ersteigung und, nach unsicherer Erinnerung, noch eine Karte, von einer weiteren Besteigung herrührend. Der Abstieg erfolgte auf dem gleichen Wege.

Die Erkletterung eines gegen Süden vorgeschobenen Zackens habe ich am 19. September 1901 mit Agostino Verzi unternommen, in der Meinung, den Hauptgipfel zu besteigen. Da letzterer während der ganzen Tour dicht verhüllt blieb, wurden wir über unseren Irrtum erst durch eine Rekognoszierung im folgenden Jahre aufgeklärt. In großen Zügen habe ich unseren Weg bei der Erzählung meiner Tour auf den Campanile Verzi schon geschildert. Eine detaillierte Beschreibung der Kletterei zu geben ist überflüssig, weil dieser Zacken kaum touristische Bedeutung besitzt.

Die Nordwestliche Cadinspitze ist jedenfalls ein sehr günstiger Aussichtspunkt für die Cadinspitzen-Gruppe selbst.

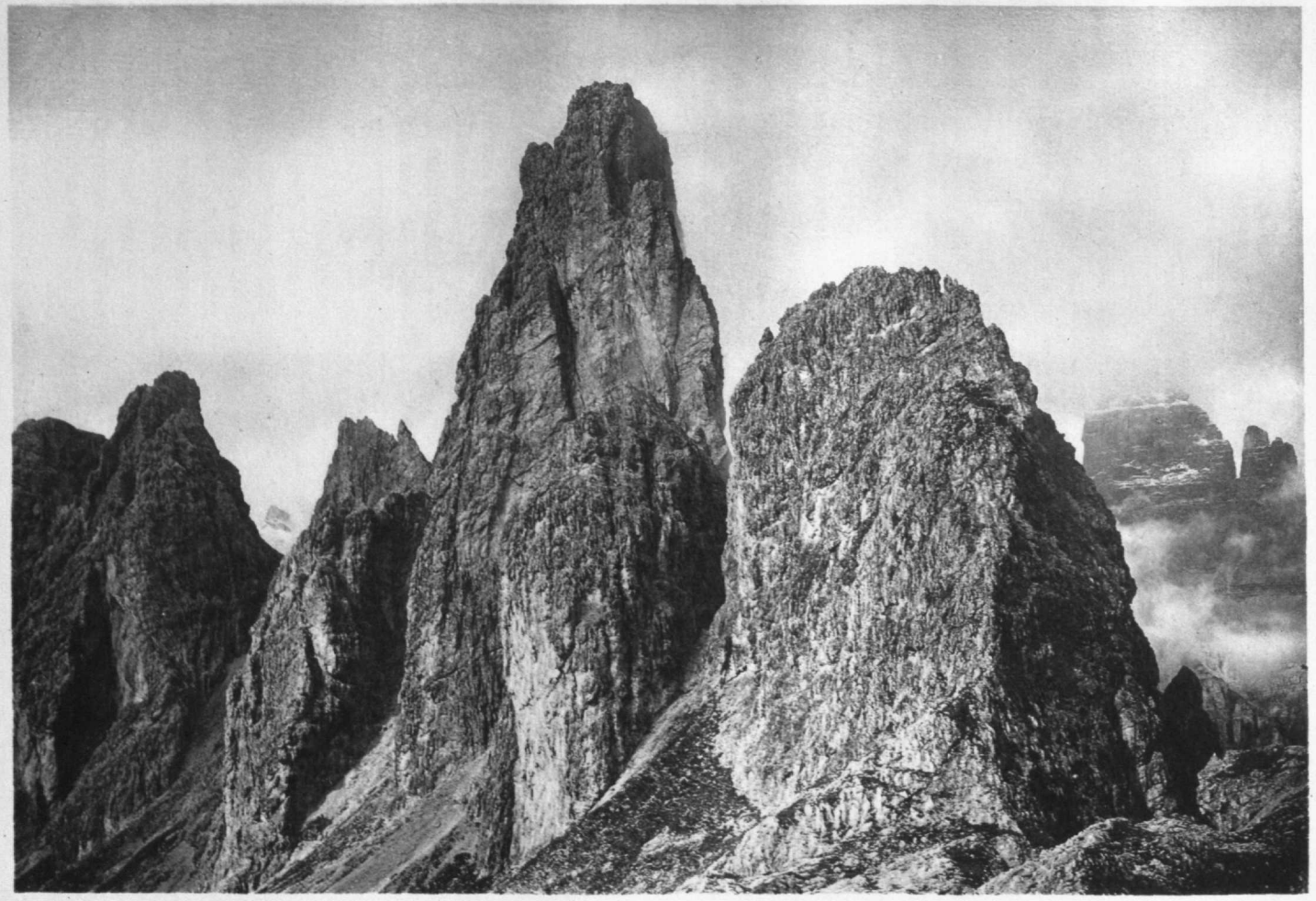
Die Erhebungen des nach Norden zum Passo di Tocci verlaufenden Grates scheinen noch nicht besucht worden zu sein.

Fast rechtwinklig entgegengesetzt dem Verlaufe des von Südsüdwest nach Nordnordost streichenden Hauptkammes ist die Kammrichtung des **Zuges der Torre del Diavolo,** des Nordwestflügels unserer Untergruppe.

Über der Forcella del Diavolo, circa 2530 *m*, welche beide Teile trennt und deren Überschreitung gelegentlich der »Karwanderungen« geschildert ist, erhebt sich die Torre del Diavolo (Teufelsturm), 2622 *m*.[2]) Des überwältigenden Eindrucks, den diese weniger durch Höhe als durch Kühnheit der Gestalt ausgezeichnete Zinne auf den Beschauer ausübt, ist schon mehrfach gedacht worden, und wir wollen den stolzen Gipfel hier nur nochmals mit dem Auge des Hochtouristen betrachten.

[1]) Siehe Textbild Seite 393.

[2]) Siehe Anmerkung S. 384.

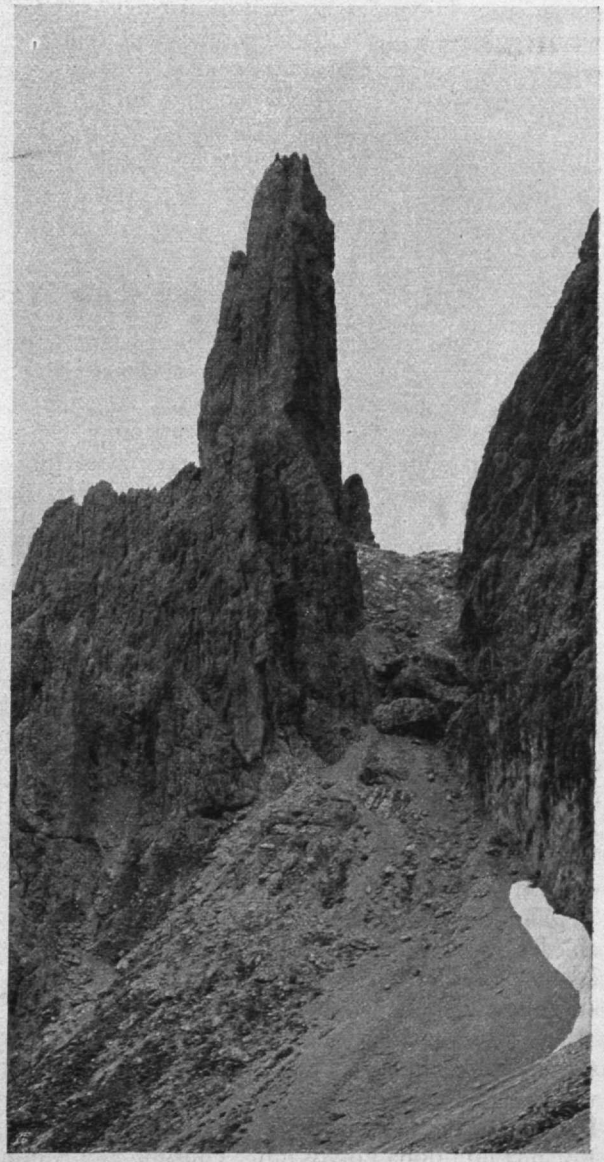


Naturaufnahme von A. Witzenmann.

Lichtdruck der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München.

Wundtspitze (Kl. Popena) von Süden.

In gewisser Hinsicht wird keine andere Spitze der ganzen Gruppe das Interesse des Kletterers mehr erregen als diese. »Je schwerer der Sieg zu erringen ist, desto heftiger lodert die Sehnsucht.« Trifft dieser Satz — aus »Dämon Alpinismus« von Hugo Schulz in der Wiener »Arbeiterzeitung«[1]) — zu, so muß hier die Sehnsucht geradezu verzehrend lodern, denn schwerer wird der Sieg wohl über keine der wenigen noch jungfräulichen Dolomitzinnen werden. — Unersteiglich? — Wäre dieses Wort nicht durch die Klettersiege des letzten Jahrzehnts aus dem alpinen Sprachschatze ausgeschieden worden, so würde es sicher hier am Platze sein. Ob aber nicht der unaufhaltsam vorwärts schreitenden Kletterkunst hier doch ein »Halt« geboten ist?



Torre del Diavolo.

Wenn Dolomitenkletterer wie Antonio Dimai, Giovanni Siorpaes und Genossen nach eingehender Rekognoszierung die Ansicht ausgesprochen haben, daß der Gipfel ohne künstliche Hilfsmittel nicht zu erreichen sei,[2]) so dürfen wir uns bei diesem Urteil wohl beruhigen, bis — ein Steinmann oben steht.

Eigentlich besteht der Berg aus drei Türmen: dem überragenden Hauptturm in der Mitte, einem phantastisch gekrümmten Vorturm im Nordwesten und einem zweiten Vorturm im Südwesten. Von Misurina sind die drei Türme deutlich zu sehen, doch heben sie sich nur, wenn die Nebel über die Forcella del Diavolo streichen, klar von der dahinter aufragenden Nordwestlichen Cadinspitze ab.

Die Vortürme bilden an sich schon lockende Ziele für sportliche Kletterei. Am 26. Juli dieses Jahres erhielt der nördliche und höhere der

[1]) Siehe das Referat über diesen sehr beachtenswerten Aufsatz in der Ö. A.-Z. vom 24. Juli 1902.

[2]) »Unersteiglich« ist für mich natürlich ein Berg dann, wenn er in freier Kletterei nicht zu ersteigen ist. Durch künstliche Hilfsmittel — Mauerhaken, übergeworfene Seile und Ähnliches — ist ja schließlich jeder Felsgipfel zu erreichen.

beiden den ersten Besuch. Baronesse Rolanda und Baronesse Ilona Eötvös mit den Führern Antonio Dimai, Giovanni Siorpaes und Agostino Verzi erreichten seine Spitze von der Scharte im Süden aus in dreiviertelstündiger sehr exponierter Kletterei. Auf einen etwa 30 *m* hohen Kamin folgte eine gleichhohe Wand. Vom nun erreichten Grat führte eine 15 *m* lange Traverse in die Nordwand hinaus, über die in 30 *m* hohem, sehr steilem Anstieg wieder der Grat und über diesen nach wenigen Metern die scharfzugeschnittene Spitze erreicht wurde. Der Turm wurde seiner gekrümmten Gestalt wegen »Il Gobbo« (»der Bucklige«) getauft. Mit dieser Ersteigung war ein nochmaliges genaues Studium des Hauptturmes verknüpft.

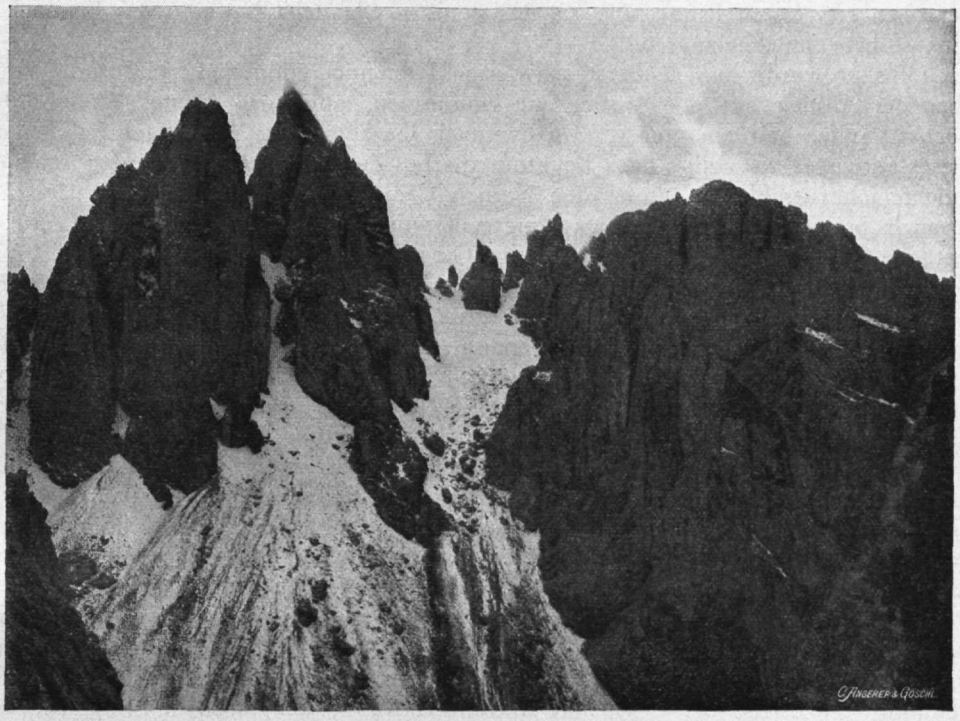
Nordwestlich vom Dreizack der Torre del Diavolo erheben sich noch drei bis vier Felsstöcke, meist breite Pyramiden, die in der fascinierenden Nähe des »Teufelsturmes« wenig Interesse zu erregen vermögen. In steilen Wänden bricht das Ende des Felszuges gegen P. 2098 ab.

Cadini della Neve.

Im Zentrum der südlichen Cadinspitzen-Gruppe, die wir unter obigem Namen zusammenfassen, erhebt sich ihre höchste Spitze: die Cima Cadin della Neve (Cadin della Neve, Schneekarspitze), 2751 *m*. Als schlanke, kühn aufstrebende Pyramide überragt sie frei ihre Umgebung. Trotz ihrer herausfordernden Gestalt und Lage scheint sie jedoch nur selten besucht worden zu sein. Zum ersten Male erreichten Anton Angerer und Frau mit den Führern Michel und Johann Innerkofler am 23. Juli 1881 in 5½ Stunden von Schluderbach aus die Spitze.[1]) Ihnen folgte Fräulein M. Eckerth unter Michels Führung am 12. Juli 1886.[2]) Vielleicht erst die dritte Besteigung war es, die Baron Eötvös mit Töchtern am 30. August 1900 unternahm.[3]) Mit den Führern Antonio Dimai, Pietro und Giovanni Siorpaes stiegen sie durch das große Schneekar auf, das sie etwa in seiner Mitte verließen, um über eine Geröllhalde zur Forcella di Pogoffa im Westen des Berges aufzusteigen. Nach einer Stunde, vom Kar aus, war diese erreicht; von hier führten leichte Felsstufen nach Südosten zur kühn sich erhebenden Gipfelpyramide, zu deren dem Großen Schneekare zugewendetem Grate ein sanft ansteigendes Felsband hinausleitete. Der weitere Aufstieg führte über diesen Grat, teils zu seiner Rechten, teils zu seiner Linken zu einem bequemen, kurzen Kamin in der doppelt gespaltenen Spitze hinauf. Zwei Stunden nach Verlassen der Scharte war der höchste Punkt erreicht. Die Felsen waren größtenteils plattig, oben dagegen sehr brüchig; die Schwierigkeiten ihrer Erkletterung werden von Baron Eötvös als zwischen denen an der Großen und Kleinen Zinne liegend eingeschätzt. Auf der Spitze wurden ausser der Karte der ersten Ersteiger keinerlei Zeichen weiterer Besteigungen vorgefunden.

Cima und Campanile Antonio-Giovanni, circa 2710 *m*. Östlich von der Cima Cadin della Neve springt der Felskamm der Cresta Longa gegen das Schneekar vor, mit einem stolzen Felsturm von gewaltigen Steilwänden endigend. Die erste Ersteigung dieser herausfordernden Zinne gelang am 1. September 1900 den Baronessen Rolanda und Ilona Eötvös unter Führung von Antonio Dimai und Giovanni Siorpaes[4]). Zu Ehren der Führer wurde der eroberten Spitze der Name Campanile Antonio-Giovanni verliehen. Wieder führte — wie zwei Tage zuvor — die kühnen Bergwanderer ihr Weg durch das Große Schneekar, doch gingen sie diesmal ein Stück

[1]) Ö. A.-Z. 1881, S. 206.
[2]) Erschließung der Ostalpen, Bd. III, S. 539.
[3]) Laut freundlicher Privatmitteilung.
[4]) Laut freundlichen Privatmitteilungen des Herrn Baron Eötvös und des Führers Giovanni Siorpaes.



Campanile Antonio-Giovanni, Cadin della Neve und Cadin di Misurina von der Forcella del Diavolo aus.

weiter hinauf, an der Cima Cadin della Neve vorbei und bogen dann in die Rinne zwischen dieser und dem Campanile Antonio-Giovanni ein, in welcher sie über Geröll und Schnee emporstiegen. Zuletzt ging es noch 25 *m* über Eis empor, worauf durch eine Traverse nach links der Felseinstieg erreicht wurde. Zunächst leitete nun eine galerieartige Traversierstelle etwa 15 *m* nach links hinauf zur schwierigsten Stelle der Tour: einer überhängenden Felspartie über einem nach außen gekehrten Felskopf. Diese überwand der voransteigende Giovanni, indem er auf Dimais Schultern und schließlich auf dessen Kopf stieg. Erst dann konnte er den ersten Griff erreichen. In unmittelbarem Anschluß galt es noch eine 30 *m* hohe, sehr schwierige Wand zu überwinden, bis eine sichere Haltestelle erreicht wurde. Weiter ging es, etwas leichter, nach links hinauf, etwa 35 *m* hoch, dann kam eine Rippe, zu deren Linken eine Schlucht mit überhängender Wand herabzog. Rechts von der Rippe, 13 *m* emporsteigend, erreichten die Kletterer ein sehr bequemes Band, dem sie ein kurzes Stück nach rechts folgten, um zuletzt in unschwierigem, aber durch Steine gefährdetem Aufstieg die Spitze zu erreichen. Die Kletterei bis hierher nahm 2½ Stunden in Anspruch. Nach Aufbruch von dieser Spitze erreichte man, über den Grat nach Süden kletternd, eine um wenige Meter höhere Spitze, den Kulminationspunkt der Cresta Longa. Der Abstieg von diesem führte nach Südosten hinab in die Rinne, welche einen zur Forcella della Neve ziehenden, niedrigen Felsausläufer vom Hauptkamm trennt und wenige Meter unter der Forcella della Neve ins Schneekar ausmündet. Erst galt es, nach Süden über eine stark überhängende Wand hinabzugelangen; etwa 15 *m* mußte man sich hier, ohne die Felsen zu berühren, frei durch die Luft abseilen. Hiernach ging's wieder einige Meter empor, worauf sich die Bergfahrer beim Abstieg abwechselnd nach links und nach rechts, vorwiegend aber nach rechts hielten und schließlich auf den Grund

der oben erwähnten Rinne, die sie bei der Forcella della Neve in das Schneekar hinausführte, hinabgelangten.

Bisher wurde diese äußerst schwierige Tour noch einigemale wiederholt, stets aber der Abstieg auf der Anstiegseite genommen, ohne daß meines Wissens die höchste Spitze betreten wurde. Da demnach die Spitze des gewaltigen Eckpfeilers dieses Felszuges als vollgültiges hochtouristisches Ziel betrachtet zu werden scheint, möchte ich vorschlagen, dieser den Namen Campanile Antonio-Giovanni, der ihr ja auch bei der ersten Ersteigung zugeteilt wurde, zu belassen und die zurücktretende höhere Spitze als Cima Antonio-Giovanni zu bezeichnen.

Auf neuer Route erreichte Baron Eötvös mit seinen Töchtern und den Führern Giovanni Siorpaes und Agostino Verzi am 6. August dieses Jahres die Höhe des Cresta Longa-Kammes, indem die Genannten aus dem Schneekar durch die steile Schneerinne zu der Scharte östlich der Cima Cadin della Neve aufstiegen. Von da wurde unter mehreren Gipfelzacken hin längs des nach Norden verlaufenden Felskammes zum Gipfel des Campanile Antonio-Giovanni hinausgeklettert.

Herr Baron Eötvös hatte die Güte, diese Tour zu unternehmen, hauptsächlich um bei mir noch bestehende Zweifel über den Felsaufbau der östlichen Neve-Gruppe aufzuklären. Seiner Liebenswürdigkeit und großen Kenntnis der Gruppe verdanke ich die weitgehendste Förderung meiner Arbeit. An dieser Stelle möchte ich ihm deshalb für all die gewährte Unterstützung herzlichsten Dank sagen.

Dem langen Felszug, welchem Campanile und Cima Antonio-Giovanni als nördlichste Gipfelpunkte entragen, habe ich den Namen Cresta Longa gegeben. Er trägt eine große Zahl von Gipfelzacken, deren absolute Höhe nach Süden hin abnimmt. Während der Campanile Antonio-Giovanni, der nördliche Endpfeiler des Zuges, über dem Schneekar aufragt, stürzt die südliche Kuppe in steilen Wänden zu den Grave di Pogoffa ab. Diesen Südgipfel der Cresta Longa habe ich am 7. September dieses Jahres mit Giovanni Siorpaes erreicht. Von der Forcella della Neve stiegen wir durch die mühsame, schutt- und schneeerfüllte Rinne zu der Scharte empor, in welcher der zur Forcella della Neve ziehende Felsausläufer an den Hauptstock der Cresta Longa anschließt. Die Höhe des Hauptkammes erreichten wir über gut gangbares Felsterrain bei einem auffallenden, fingerartig geformten Felsgebilde und gingen dann auf dem Grat nach Süden bis zu dessen Ende hinaus.

Südlich von dieser Gipfelkuppe ragt über den Geröllhalden von Pogoffa noch eine wildgezackte Felsspitze auf, für welche Campanile di Pogoffa ein passender Name wäre.

Südöstlich der Cresta Longa, von ihr und unter einander durch scharfeingesägte Scharten getrennt, erheben sich noch drei selbständige Gipfelgestalten, über das Marajakar aufragend. Sie können als Cime di Maraja bezeichnet werden. Der nordwestlichste dieser drei Gipfel ist der höchste,[1]) der südöstlichste der niedrigste.

Alle drei Gipfel scheinen noch nicht bestiegen zu sein.

Einen interessanten Einblick in die wilde Felswelt der östlichen Nevegruppe bietet deren südlichster Gipfelpunkt, der Punkt 2427. Zwecks photographischer Aufnahmen wurde diese Spitze am 5. Juli dieses Jahres von R. Zardini-Cortina unter Führung Agostino Verzis besucht. Genau zwei Monate später wiederholte ich diese Tour mit einem Träger aus Misurina. — Diese Kuppe kann als Col di Maraja bezeichnet werden.

Die westliche Nevegruppe — die **Cadini di Misurina** — besteht im wesentlichen aus dem langen, von Nordnordwest nach Südsüdost streichenden Felskamm

[1]) Dieser Gipfel ist auf der Kartenskizze Seite 383 zu weit nordwestlich eingezeichnet. Der bei dieser Spitze stehende Name »Cresta Longa« gehört zu dem weiter westlich von Nord nach Süd streichenden, langen Felszug, dessen höchste Erhebung die Cima Antonio-Giovanni ist.

der Cima Cadin di Misurina, 2651 *m*. Die erste Ersteigung dieses Gipfels unternahm am 31. August 1896 Baron Roland Eötvös mit Töchtern unter Führung von Pietro und Giovanni Siorpaes und Josef Innerkofler-Schluderbach.[1]) Auf direkt vom Misurinasee im Zickzack emporführenden Pfadspuren wurde der Fuß der Felsen erreicht. Etwa in der Mitte zwischen dem nach Südwesten vorspringenden Felshorn und der von der Forcella di Misurina herabkommenden Rinne zieht eine meist schneeerfüllte Felsschlucht nach rechts empor, durch die das erste Drittel des Felsanstieges führte. Oben wandte man sich nach links und stieg über leichte Felsen und hierauf durch einen langen Kamin in brüchigem Gestein empor. Schließlich führte ein etwa 18 *m* langer Grat nach links zur Spitze hinauf, die nach 2½ Stunden vom Misurinasee ab erreicht wurde. In der oberen Hälfte der Felsen dürften mehrfache Varianten möglich sein.

Südöstlich der Cima Cadin di Misurina, zwischen ihr und der Forcella di Pogoffa, erheben sich wilde Felszacken von keinerlei touristischer Bedeutung. Nordöstlich — jenseits der Forcella di Misurina — ragt ein klotziger Felsstock, P. 2471, auf, der in das Schneekar und auf seine Umrahmung einen sehr interessanten Einblick gewähren mag, welchen jedoch auch schon eine Überschreitung der Forcella di Misurina erschließt.

Blick von der Pfalzgauhütte nach den Cadinspitzen.

Zum Schlusse meiner Wanderungen, die ich zur Durchforschung der Gruppe unternommen hatte, führte mich mein Weg von Tre Croci zur nahen Pfalzgauhütte. Aus der Ferne wollte ich nochmals die schönen Berge bewundern, deren innerste Geheimnisse sich mir geoffenbart hatten. Schon lagen die Abendschatten über den Tälern, vergoldet aber von den Strahlen der Herbstsonne sandten die mir liebgewordenen Berge den Abschiedsgruß herüber.

[1]) Nach Mitteilungen Giovanni Siorpaes'.

DRUCK VON ALPHONS BRUCKMANN, MÜNCHEN

Wir gestatten uns, jene geehrten Mitglieder, welche das von dem D. u. Ö. ALPENVEREIN herausgegebene Prachtwerk

ATLAS DER ALPENFLORA

noch nicht besitzen, auf dasselbe aufmerksam zu machen.

Der Atlas enthält in 5 Bänden 500 Tafeln, die zum größten Teile nach photographischen Naturaufnahmen, zum anderen Teile nach den vorzüglichen Aquarellen von A. Hartinger in Farbendruck hergestellt sind.

Die Kritik hat dem Werke das höchste Lob gezollt, insbesonders wird die *unübertroffene Naturtreue in der Wiedergabe der Formen und Farben* der Pflanzen gerühmt, wie sie bisher in diesem Maße in keinem anderen Werke erreicht wurde.

Den hohen Wert des Atlas haben auch die Unterrichtsbehörden anerkannt; so bezogen das kgl. Unterrichtsministerium in Preußen für die Lehranstalten 214 Exemplare, das kgl. bayerische Ministerium für sämtliche forstliche Lehranstalten und für Gymnasien 30 Exemplare, der Landesschulrat für Tirol 22 Exemplare u. s. w.

Der Preis des Werkes für die Mitglieder des D. u. Ö. ALPENVEREINS ist so niedrig gestellt, daß er eben die Selbstkosten deckt.

Der Atlas kostet:

a) in 5 Bänden, gebunden in grüner Leinwand, incl. Porto M. 38.50,
b) in 5 Sammelkästchen eingelegt . . . . . „ „ M. 36.50.

Hiezu erschien im Verlage der Lindauer'schen Buchhandlung als Textband:

Die Alpenflora der österreichischen Alpenländer, Südbayerns und der Schweiz.
Von Prof. Dr. K. W. von Dalla Torre in Innsbruck.
Gebunden M. 5.—

Die Bestellung ersuchen wir an die *Sektion,* welcher man angehört, zu leiten. *(Im Falle direkter Bestellung bei dem Zentralausschusse bitten wir, den Betrag per Postanweisung gleichzeitig einzusenden.)*

Wir sind überzeugt, daß jeder Käufer sicher viele Freude an dem schönen Werke finden wird, welches ebensowohl wissenschaftlichen, wie auch künstlerischen Wert besitzt und daher in keiner alpinen Bibliothek fehlen sollte.

Der Zentralausschuß
des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins

Durch die Sektionen können ferner bezogen werden:

Die Erschließung der Ostalpen. Von Prof. Dr. E. Richter. 3 Bände mit 98 Bogen Text, 60 Heliogravüren und Karten und 134 Textbildern. Gebunden in englischem Leinenband . . . . . M. 30.—

Wissenschaftliche Ergänzungshefte.

I. Der Vernagtferner. Von Dr. S. Finsterwalder. Mit Karte, 2 Tafeln und vielen Textfiguren . . . . . M. 5.—

II. Der Hintereisferner. Von Dr. Blümcke und Dr. Hess. Mit Karte und vielen Textfiguren . . . . . M. 5.—

III. Das Gottesackerplateau. Ein Karrenfeld im Allgäu. Studien zur Lösung des Karrenproblems. Von Dr. Max Eckert. Mit Karte, 40 Autotypien auf 20 Tafeln, 64 Textfiguren . . . . . M. 5.—

In **neuer Ausgabe** sind folgende **Karten** erschienen:

Karte der Berchtesgadner Gruppe 1 : 50000 (1902) in einem Blatte à M. 5.—
Hievon in Einzelblättern: II. Ramsau IV. Berchtesgaden à M. 2.—
In älterer Ausgabe: I. Ramsau, III. Watzmann . . . à M. 2.—
» » Glocknergruppe 1 : 50000 (1900) . . . . . M. 2.—
» » Ortlergruppe 1 : 50000 (1902) . . . . . M. 2.—
» » Rieserfernergruppe 1 : 50000 (1900) . . . . . M. 1.—
» » Venedigergruppe 1 : 50000 (1900) . . . . . M. 2.—
» » Zillertalergruppe 1 : 50000 (1900)
a) Westliches, b) Östliches Blatt . . . . . à M. 2.—
Beide Teile in einem Blatte . . . . . M. 3.—
Übersichtskarte der Ostalpen 1 : 500000 Westliches Blatt (1900) . M. 1.—
» : » Östliches Blatt (1901) . . M. 1.—

Ältere Karten:

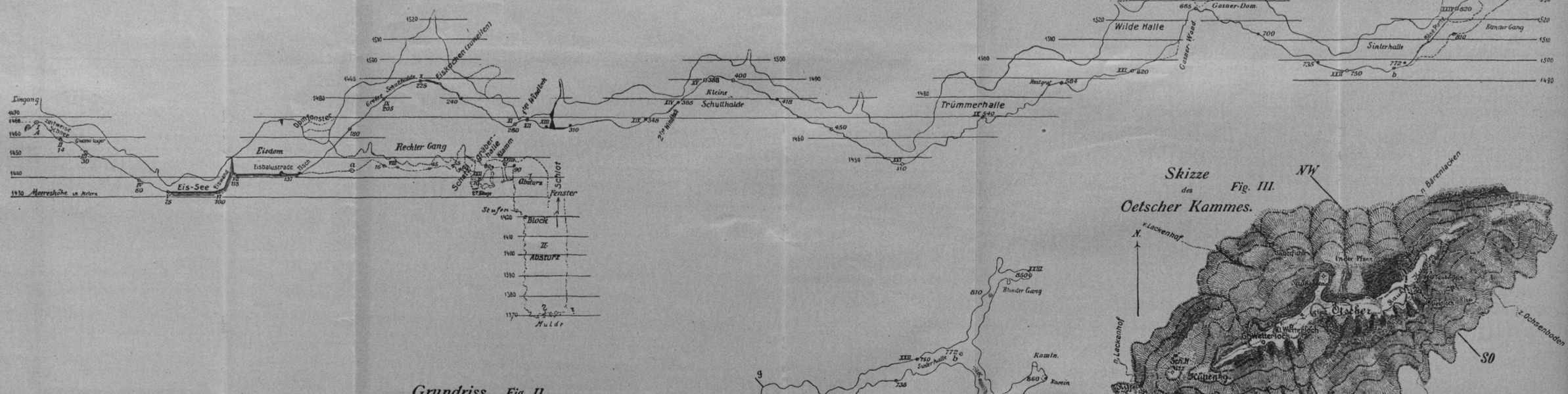
Karte der Ötztalergruppe 1 : 50000 I. Pitztal (1895). II. Sölden-Ranalt (1896). III. Gurgl (1897). IV. Weißkugel (1893) . à M. 2.—
» des Kaisergebirges 1 : 50000 (1897) . . . . . M. 1.—
» der Karwendelgruppe 1 : 50000 . . . . . M. 2.—
» der Ferwallgruppe 1 : 50000 (1899) . . . . . M. 2.—
» der Rosengartengruppe und Schlern 1 : 25000 (1898) . . M. 2.—
Topographischer Plan vom Watzmann 1 : 25000 . . . . . M. 2.—
Karte vom Sonnblick 1 : 50000 . . . . . M. 1.—

Geschichte des D. u. Ö. Alpenvereins . . . . . M. 1.50
Register zu den Publikationen 1863—1894 mit Nachtrag 1895—1900 M. 2.—
Nachtrag allein . . . . . M. —.50

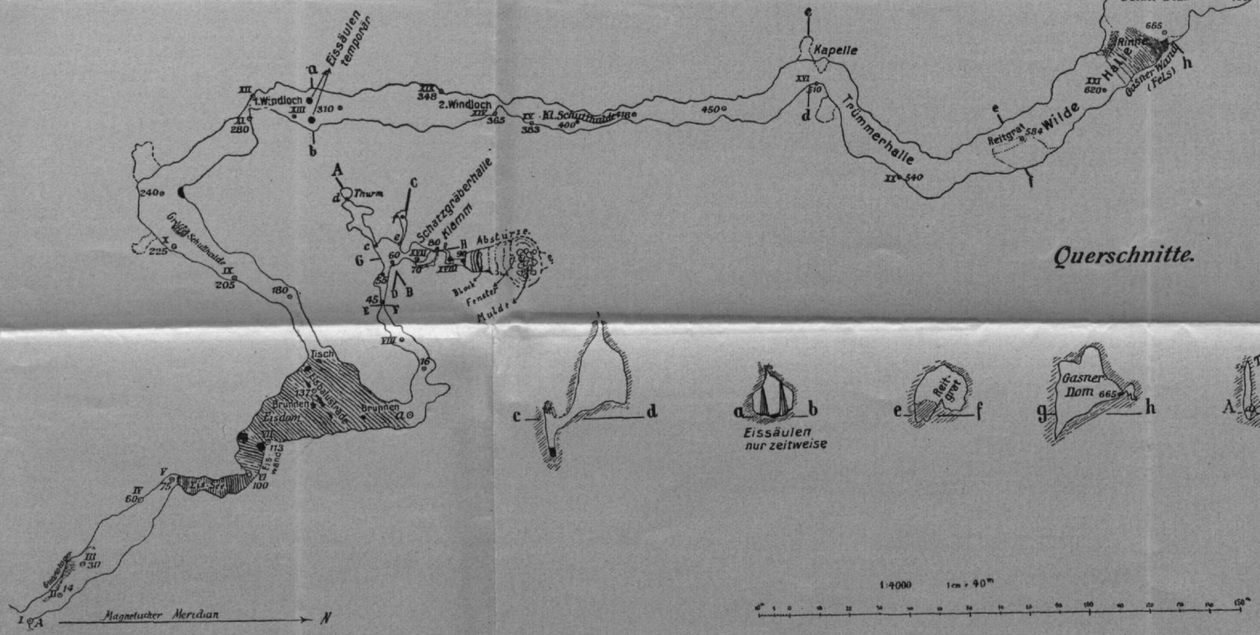
Mitglieder des D. u. Ö. Alpenvereins wollen ihre Bestellungen an die Sektion, welcher sie angehören, richten. Im Falle der direkten Bestellung beim Zentralausschuß wird ersucht, den Betrag per Postanweisung vorher einzuschicken. — Die Lieferung erfolgt portofrei.

Das Geldloch oder Die Seelucken
im Oetscher.

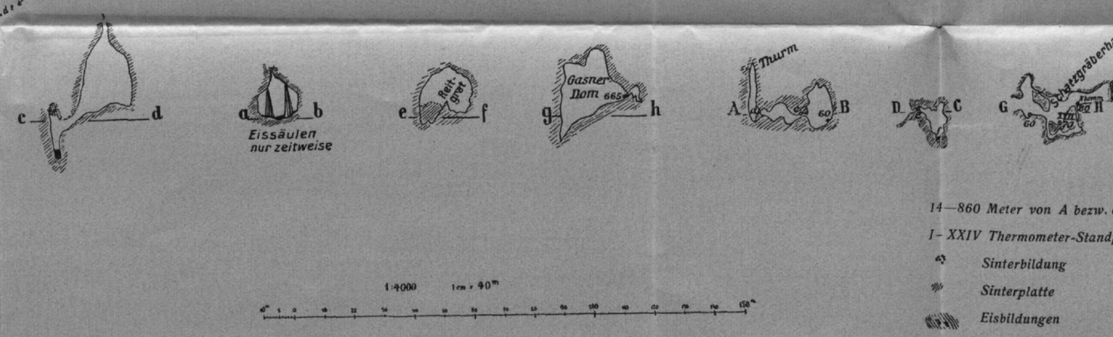
Längsschnitt mit wechselnden Achsen. *Fig. I.*



Grundriss. *Fig. II.*



Querschnitte.



1:4000 1 cm = 40 m

Skizze des Oetscher Kammes. *Fig. III.*

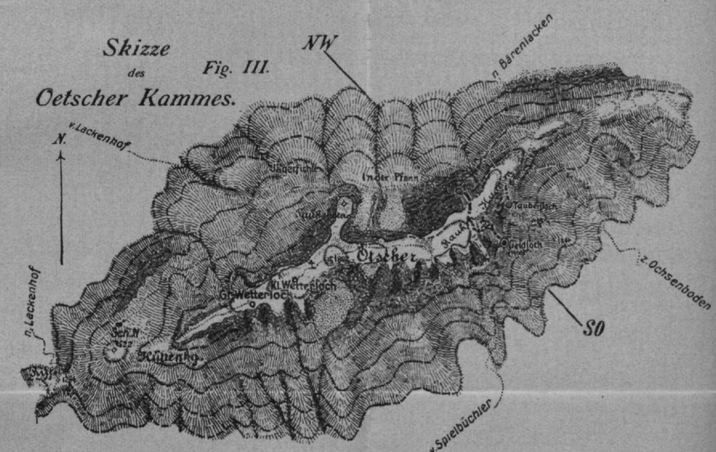
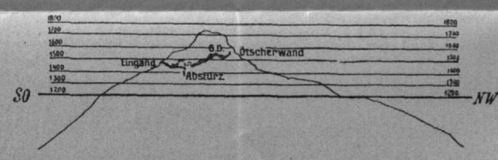


Fig. IV



14—860 Meter von A bezw. a

I–XXIV Thermometer-Standpunkte

Sinterbildung

Sinterplatte

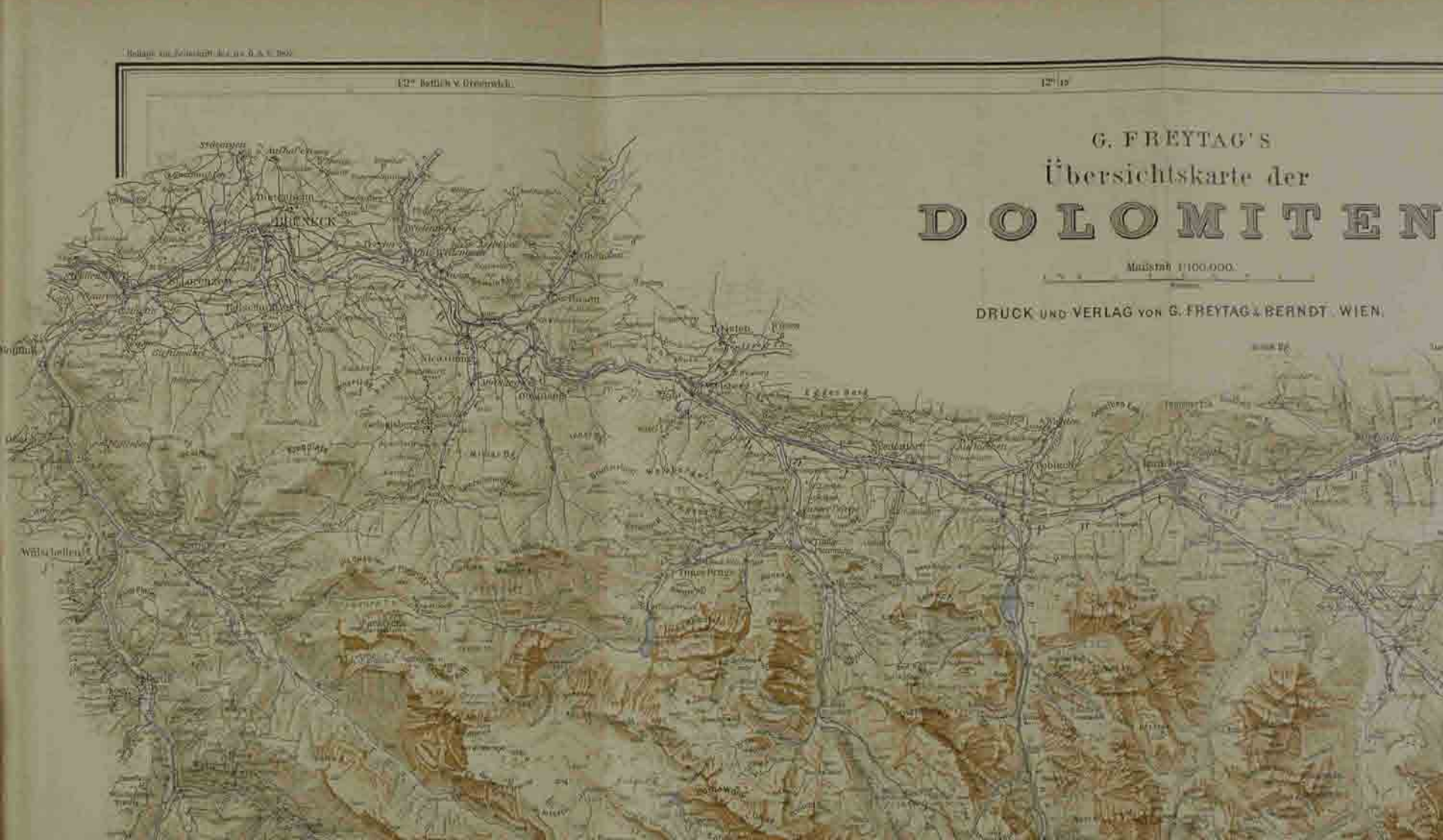
Eisbildungen

Verlauf der Höhlengänge in Fig. III

bei den Zahlen = die Längenmaße in Metern von den Punkten A resp. a

Georg Feichter gez.

DOLOMITEN.


G. FREYTAG'S
Übersichtskarte der
DOLOMITEN
Maßstab 1:100.000.
DRUCK UND VERLAG VON G. FREYTAG & BERNDT, WIEN.
BRUNECK
Wälschellen

G. FREYTAG'S

Übersichtskarte der

DOLOMITEN.

Maßstab 1:100.000

DRUCK UND VERLAG VON G. FREYTAG & BERNDT, WIEN.